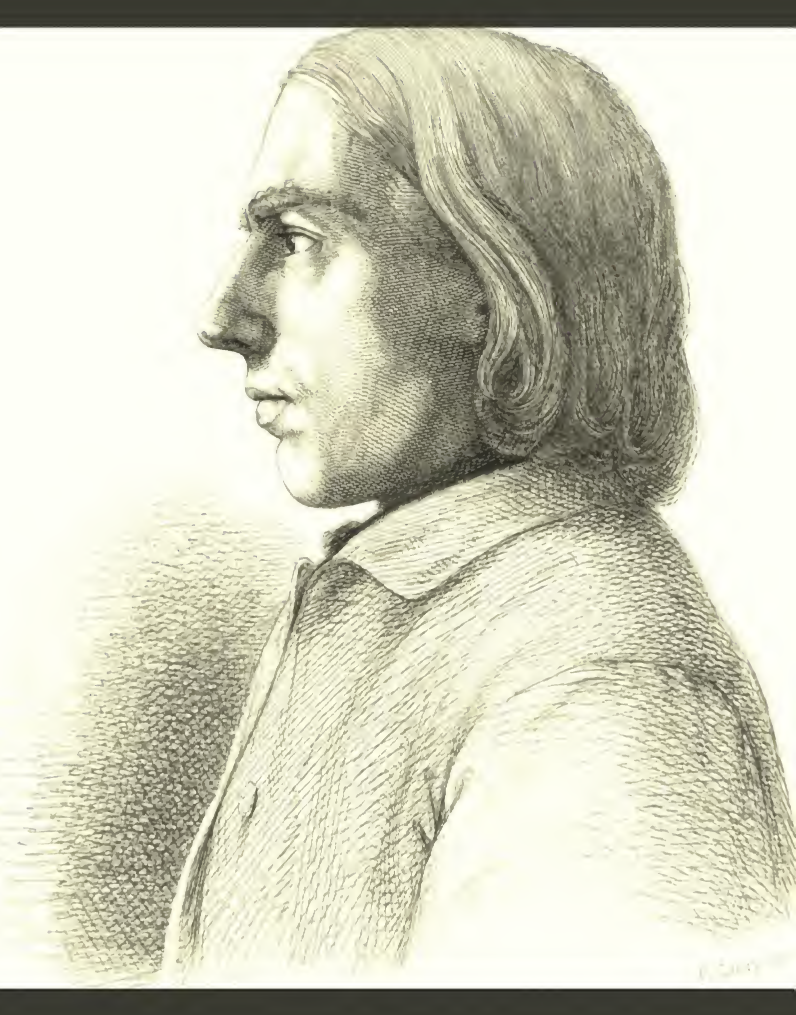


Friedrich Overbeck: Bd. 1789-1833

Margaret Howitt


TRANSFERRED TO
FINE ARTS LIBRARY


HARVARDIANA
ET
VE RI
TAS
CHRISTO ECCLESIAE
ACADEMIA IN NOV ANG



Friedrich Overbeck.

Sein Leben [illegible].

[illegible] Briefen und [illegible] Documenten
des handschriftlichen [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] im Breisgau. [illegible]
[illegible]
[illegible] St. [illegible]
[illegible]

Friedrich Overbeck.

Sein Leben und Schaffen.

Nach seinen Briefen und andern Documenten
des handschriftlichen Nachlasses

geschildert von **Margaret Howitt.**

Herausgegeben von

Franz Binder.

In zwei Bänden.

Erster Band: 1789—1833.

Mit Overbecks Jugendbildniß und zwei Stichen.

Freiburg im Breisgau. 1886.
Herder'sche Verlagshandlung.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.



Vorwort.

Dieses Buch hat, wie schon der Titel vermuthen läßt, eine kleine Geschichte, deren Erzählung zum Verständniß für den Leser wie zur richtigen Beurtheilung des Werkes vorausgeschickt werden muß.

Overbecks Erbin und Willensvollstreckerin war Frau Caroline Hoffmann, Gattin des Bildhauers Karl Hoffmann, die der betagte Maler aus Dankbarkeit für die Pflege, die er in ihrem Familienkreise für die letzten Lebensjahre gefunden, als Tochter adoptirt hatte. Eingedenk der ihr daraus erwachsenden Ehrenpflicht, dachte Frau Hoffmann nach dem Hinscheiden des Meisters daran, den literarischen Nachlaß zum Zweck biographischer Verwerthung in geeignete Hände zu legen, konnte indessen in ihrer Wahl lange nicht schlüssig werden. Unterhandlungen, welche sie auf einer Reise in Deutschland (1871) anknüpfte, wurden von ihrer Seite wieder abgebrochen. Welche Motive sie abgehalten, einen Landsmann zum Biographen des deutschen Künstlers zu wählen, entzieht sich unserer genaueren Kenntniß. Wir wissen nur, daß sie unmittelbar nach ihrer Rückkehr in die ewige Stadt den handschriftlichen Nachlaß einer ihr zur Freundin gewordenen Engländerin, Fräulein Margaret Howitt, anvertraute.

Damit hatte es, wie diese selbst berichtet, folgende Bewandtniß. Ich gebrauche hierbei auszüglich Fräulein Howitt's Worte.

Im Frühling 1871, während eines Aufenthalts in Rom, wohin sie mit ihren Eltern, einem in England ehrenvoll be-

kannten Schriftstellerpaar, das Jahr zuvor gekommen war, ließ Fräulein Howitt sich durch das Zureden eines Verehrers Overbecks zu der Zusage herbei, für englische Leser eine kurze Biographie des großen christlichen Malers zu schreiben, dessen edle Schöpfungen aus der heiligen Schrift auf ihren Geist und ihr Leben von Kindheit an einen wohlthuenden Einfluß ausgeübt hatten. Sie ging sofort an die lebhaft ergriffene Arbeit, und im Herbste desselben Jahres war die Lebensskizze fertig, der sie freilich nicht ein durch persönliche Erinnerungen erhöhtes Interesse verleihen konnte. Die Skizze war indeß con amore geschrieben, und zwar vornehmlich in den Räumlichkeiten, welche Overbeck in der Sommerfrische zu Rocca di Papa bewohnt hatte, und die für die Sommermonate jenes und der nächsten zwei Jahre von ihren Eltern gemiethet worden waren.

Ungefähr um die gleiche Zeit traf Frau Hoffmann aus Deutschland wieder in Rom ein, und da sie von der Biographie hörte, bat sie die Verfasserin, den Entwurf ihr vorzulesen. Dieß geschah im Januar 1872. Frau Hoffmann fand solchen Gefallen daran, daß sie den Wunsch ausdrückte, Fräulein Howitt möchte die Skizze zu einem vollständigen Lebensbilde ausarbeiten, wozu sie ihr das nöthige Material, mündlich und schriftlich, zur Verfügung stellen wollte. Die dagegen erhobenen Einwendungen und Vorstellungen wollte sie nicht gelten lassen. Sie hielt, von ihren Gefühlen geleitet, an ihrer Wahl fest, und fünf Sommerwochen hindurch theilte sie der Betrauten täglich zu Rocca di Papa ihre frischen Erinnerungen mit, Einzelnheiten von ihres Adoptiv-Vaters Thun und Reden, welche die Zuhörende, der Genauigkeit wegen, unter der Erzählung niederschrieb. Und als sie dann, Ende Juni, von ihr schied, um Italien zu einer abermaligen Reise zu verlassen, vertraute sie derselben den Schatz ihrer Papiere und Briefe definitiv und in aller Form zur Aufbewahrung und Verarbeitung an. Am 23. October des gleichen Jahres (1872) starb Frau Hoffmann plötzlich an einem Herzleiden zu Wiesbaden. „Die Erfüllung

der gegebenen Zusage," sagt Fräulein Howitt, „wurde nun eine heilige Verpflichtung."

Der Umfang der übernommenen Arbeit ließ sich einigermaßen aus der Sichtung des Materials ermessen. Diese ergab als Befund:

1437 an Overbeck gerichtete Briefe, vornehmlich deutsche und italienische, wenige in französischer und englischer Sprache; — 48 Diplome und andere Documente; — die Rotate und Geschäftscorrespondenz über 45 ausgeführte und eine größere Anzahl projectirter Aufträge, von dem Künstler in methodische Ordnung gebracht; — ein Reise- und Notizbuch vom Jahre 1810; — ein Tagebuch, welches er vom 8. September 1811 bis 28. April 1812 geführt; — 40 Kalender, in welche er Geschäftssachen, Besuche und andere kurze Notizen einzutragen pflegte, und zwar, einen fehlenden Jahrgang ausgenommen, vom Jahre 1828 bis 1869; — sodann 270 Briefe von Overbeck selbst, nebst etwa vierzig Aufsätzen über Kunst, Religion 2c. und diversen kleineren Fragmenten von seiner Hand; — dazu die Abschriften seiner frühesten Briefe an Sutter, welche der letztere in seinen alten Tagen fertigen und dem Freunde zustellen ließ. — Weiterhin ein Manuscript „Sulamith und Maria", nebst verschiedenen literarischen Fragmenten aus dem Nachlaß seines Jugendfreundes Pforr; — endlich über hundert sonstige auf ihn und seine Freunde bezügliche Papiere und Briefstücke.

Daß von Overbecks eigenen Briefen eine so beträchtliche Zahl in seinem Besitze verblieben, erklärt sich zumeist daraus, daß er in den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens die Gewohnheit angenommen, Duplicate zurückzubehalten, was früher nur in Ausnahmefällen geschehen. Was die Copien seiner Briefe an Sutter betrifft, so hatte dieser ihm dieselben, von wohlwollenden Gönnern aufgefordert, in der Absicht übermittelt, um seine Einwilligung zu deren Veröffentlichung zu erhalten. Overbeck lehnte indessen das Gesuch ab, weil es ihm widerstrebte, bei Lebzeiten Mittheilungen der Oeffentlichkeit zu übergeben,

die nicht für dieselbe bestimmt waren; dazu habe er „so viel Unreifes, Irriges oder auf falschen Voraussetzungen Beruhendes“ in diesen seinen Briefen gefunden, was zwar in vertrauten Mittheilungen leicht übersehen werden möge in Ansehung des lobenswerthen Eifers, von dem sie beseelt gewesen, was aber der ganzen lesenden Welt preiszugeben als eine Anmaßung erscheinen würde. „Lassen wir,“ schließt er, „die Nachwelt darüber entscheiden, ob diese Briefe werth sind der Welt mitgetheilt zu werden oder nicht.“

Der Briefwechsel mit Sutter in Wien, gleichwie jener mit L. Vogel in Zürich, aus dem uns durch gütige Vermittlung ebenfalls dankenswerthe Abschriftnahme verstattet war, erwies sich für den vorliegenden Zweck um so werthvoller, als Overbecks Correspondenz mit seinen Eltern nicht zu erlangen war. Senator Dr. Chr. Theodor Overbeck in Lübeck hegte selbst die Absicht, seines Oheims Briefwechsel mit den Lübeckischen Verwandten herauszugeben, und im Jahre 1874 hatte er bereits mit einem Verleger dieserhalb Unterhandlungen eingeleitet. Senator Overbeck schied indeß im Jahre 1880 aus dem Leben, ohne sein Vorhaben verwirklicht zu haben, und seine Wittwe glaubte aus Gewissensgründen die Papiere bis auf Weiteres in Verwahrung halten zu sollen.

Unter den im Nachlaß vorfindlichen eigenen Briefen Overbecks zeigte sich die größte Lücke für die Jahre 1830—1840; diese konnte ausgefüllt werden durch die bald nach seinem Tode in den „Histor.-polit. Blättern“ (1870) abgedruckte Correspondenz mit Fräulein Emilie Linder. Auch ein wichtiger Theil seiner an Prof. Eduard Steinle gerichteten Briefe konnte, Dank dem freundlichen Entgegenkommen des verehrten Meisters in Frankfurt, schon damals in jener „Erinnerung“ verwerthet werden. Daß verschiedene in anderen Druckwerken zerstreute Briefe, wie jene an Sulpiz Boisserée, an P. Cornelius, an G. Flatz, an die Brüder Veit ebenfalls zur Vervollständigung des biographischen Bildes herbeigezogen wurden, ist selbstverständlich.

Die Verfasserin nahm die ihr übertragene Arbeit keineswegs leicht, wenn sie auch in der Durchführung derselben sich bestimmte Grenzen steckte. Sie betrachtete es als ihre Aufgabe, von Overbecks Lebensgang, seinem Wollen und Schaffen, einen einfachen, der Schlichtheit seines Charakters entsprechenden, umfassenden und sachlich treuen Bericht zu erstatten. Das Buch will demgemäß nicht sowohl eine kunsthistorische Monographie, sondern eine Biographie des Lübecker Künstlers bieten, eine quellenmäßige, vor allem auf die unmittelbaren Zeugnisse Overbecks und seiner Genossen gegründete Darstellung seines Lebens und Charakters, die bei seiner hervorragenden Stellung zur gesammten Kunstentwicklung sich naturgemäß zu einem Zeitbilde gestaltet. Als eine unumgängliche Zugabe wurde dabei die Herstellung eines chronologischen Verzeichnisses seiner Werke erachtet, in denen ja gerade das Leben des Künstlers sich spiegelt. Wenn dasselbe nicht erschöpfend ist, so wurde wenigstens keine Mühe gescheut, es der Vollständigkeit nahe zu bringen. Namhafte Förderung erfuhr die Arbeit durch die unschätzbare, allzeit willfährige Hülfe von persönlichen Freunden Overbecks, unter denen die Verfasserin wenigstens zwei verehrte Namen besonders erwähnt wissen möchte: Gebhard Flatz in Bregenz und Ludwig Gruner in Dresden, welche in den Jahren 1879—1881 manche Stunde ihres Lebensabends unverdrossen dazu verwandten, die Biographie zu bereichern.

Unter dem einsichtigen und ermunternden Beirath dieser und anderer Verehrer Overbecks gedieh das biographische Werk, eine Arbeit von reichlich zehn Jahren, zur Reife. Von der Verfasserin, die gegenwärtig mit ihrer hochbetagten Mutter in Meran lebt, sei noch bemerkt, daß sie sich schon 1866 durch Erinnerungen an Fried. Bremer (Twelve Months with Fredrika Bremer in Sweden, 2 voll.) literarisch versucht, daß ihre künstlerisch begabte Schwester Anna Mary Howitt (=Watts) durch das anmuthig geschriebene Büchlein „An Art-Student in Munich“ (London 1853, 2. Aufl. 1880) ihren Namen auch in Deutsch-

land bekannt gemacht, daß endlich ihre geistvolle Mutter, Mary Howitt, seit 1879 Wittwe, die Erinnerungen ihres reichen Lebens in der Londoner Monatsschrift „Good Words“ 1885 und 1886 veröffentlicht hat.

Die Schritte zur Herstellung einer Uebersetzung des englisch geschriebenen Werkes gingen aus der eigenen Initiative Miß Howitt's hervor. Es lag ihr selbst daran, die Biographie eines deutschen Künstlers in England nicht in die Oeffentlichkeit zu geben, ohne dieselbe gleichzeitig von einer deutschen Ausgabe begleitet zu sehen.

Als daher das englische Manuscript in der Hauptsache beendigt war, wandte sie sich mit ihrem Anliegen an den Verfasser der in den Histor.-polit. Blättern 1870 publicirten „Erinnerung an Friedrich Overbeck“, den sie durch Vermittlung eines befreundeten deutschen Verlegers in dem Unterzeichneten ausfindig gemacht.

Wenn ich nach längerem Zögern dem wiederholten freundlichen Andringen nachgegeben, so wirkte bei dem Entschlusse zumeist bestimmend das Anerbieten mit, daß mir für das Werk der Uebertragung das gesammte Material des handschriftlichen Nachlasses unterbreitet und somit ein unbeschränkter Einblick in die geistige Werkstätte des Meisters eröffnet werden sollte. Dieß ist denn auch vollständig und mit rühmenswerther Gefälligkeit geschehen. Sämmtliche Papiere, welche der Biographie als Unterlage gedient, lagen auch dem Uebersetzer zur Durchsicht vor und gestatteten diesem eine selbständige Nachprüfung und Vergleichung. Mit der freieren Bewegung überhaupt war dadurch zugleich die Möglichkeit geboten, daß nicht nur alle Briefstellen in der ursprünglichen Fassung gegeben, sondern auch die sonstigen Angaben und Berichte, soweit sie auf solchen und anderen Documenten beruhen, aus dem unmittelbaren Wortlaut geschöpft und verwendet werden konnten.

Aus diesen Vorlagen rühren zumeist auch die Ergänzungen her, die ich mir, mit Einwilligung der Verfasserin, an ver-

schiedenen Stellen des Textes und in den Noten anzubringen gestattete, wo ich glaubte, daß sie für deutsche Leser ein näheres Interesse haben oder dem Geschichtsbilde einen weiteren Zug beifügen könnten; gleichwie umgekehrt im Texte Kürzungen vorgenommen wurden an Stellen, welche mir mehr für englische Leser berechnet und nöthig zu sein schienen.

Aeußere Umstände und Hindernisse haben bisher die Publication des englischen Werkes verzögert. Dadurch fügt es sich, daß nun die Biographie des Lübecker Malers in deutschem Gewande zuerst erscheint: siebzehn Jahre nach dem Tode des Erneuerers christlicher Malerei die erste ausführliche Darstellung seines Lebens.

Im Allgemeinen ist wohl Overbecks Stellung in der Geschichte der deutschen Kunst bereits fixirt. Aber ein volleres und lebendigeres Bild seiner Persönlichkeit wird auch zu einer allseitig gerechten Würdigung seiner Schöpfungen wie seiner Bestrebungen neuen Anhalt bieten. Steht auch unsere ganz dem Realismus zugewandte Zeit der von ihm und seinen Genossen vertretenen Richtung wenig sympathisch gegenüber, so wird sie doch nicht ohne Theilnahme das Bild eines Meisters aufnehmen, der einst in jugendlich feurigem Wettstreit mit hochbegabten Geistern unserer Nation eine Aera des edelsten und kraftvollsten geistigen Aufschwungs heraufführen half, jene morgenglanzumwobene Aera der Wiederbelebung der deutschen Kunst, zu deren Geschichte diese Biographie manchen urkundlichen oder urkundenwerthigen Beitrag liefert. Vor allen aber sei das Werk jenen empfohlen, welche sich gerne in die Betrachtung eines Künstlercharakters versenken, in dem der schöne Einklang zwischen Kunst und Leben, der innige Zusammenhang zwischen der Denkweise des Menschen und der Schaffensweise des Malers in lauterster Weise zur Erscheinung gekommen, so rein und durchwaltend, daß man nicht ohne innern Gewinn aus seinem geistigen Umgang scheidet.

München, 3. Juli 1886.

Dr. F. Binder.

Inhalt des ersten Bandes.

Erste Periode. 1789—1810.

Zweite Periode. 1810—1812.

4. Nach Rom (1810).

5. St. Isidor (1810—1811).

6. Düstere Schatten (1811—1812).

Dritte Periode. 1812—1818.

7. Tagesanbruch (1813).

8. An der Arbeit (1813—1816).

9. Mit Erfolg gekrönt (1816—1818).

Vierte Periode. 1818—1833.

10. Eintritt in's eheliche Leben (1818—1826).

11. Die Fresken in der Villa Massimo und Santa Maria degli Angeli (1826—1830).

Verzeichniß der Illustrationen des ersten Bandes.

Erste Periode.

1789—1810.

„Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
Wenn man den ew'gen Schatz im Herzen trägt."

1. Kindheit und Erziehung.

(1789—1806.)

Johann Friedrich Overbeck, der Begründer der neuern christlich-deutschen Malerschule, wurde am 3. Juli, einem Freitag, des denkwürdigen Revolutionsjahres 1789 geboren zu Lübeck, der alterthümlich schönen Hansestadt an der Trave, wo der Name Overbeck seit zwei Generationen bereits in Achtung stand. Seine Großeltern, Georg Christian Overbeck und Eleonora Maria geb. Jauch, beide gleich ihren Vorfahren aus dem Lüneburgischen gebürtig, hatten sich sammt seinem Großoheim, Johann Daniel Overbeck, in Lübeck niedergelassen, und obschon als Eingewanderte ohne verwandtschaftliche Verbindungen, waren die Brüder durch Fleiß, Tüchtigkeit und religiös-sittlichen Charakter zwei der angesehensten Bürger ihrer Adoptiv-Vaterstadt geworden: der ältere, Georg Christian (1713—1786), Dr. juris, nahm als Rechtsconsulent an der städtischen Verwaltung Theil; der jüngere, Johann Daniel (1715—1802), Dr. theol., wurde Rector des Gymnasiums und als solcher eine Zierde des Lübeckischen Schulwesens [1].

[1] „Zur Erinnerung an Christian Adolph Overbeck, beider Rechte Doctor und Bürgermeister zu Lübeck." Lübeck 1830. — Vgl. „Leben Herrn Johann Daniel Overbecks, weiland Doctors der Theologie und

Die meisten Overbeck männlichen Stammes seit ungefähr hundert Jahren her waren Geistliche oder Schulmänner gewesen. Christian Adolph (geb. 1755), der älteste Sohn des Rechtsconsulenten und Vater des Künstlers, dem diese Erinnerungen gelten, folgte also nur einer ererbten Neigung, als er anfänglich dem Studium der Theologie sich widmen wollte; er gab indeß dem Wunsche seines Vaters nach und studirte Jurisprudenz. Als er jedoch die Universität Göttingen, wo er sich nebenher emsig mit dem classischen Alterthum beschäftigte, verlassen hatte (1776), machte der angeborene Familienzug sich nochmals geltend. Denn statt in die juristische Praxis zu treten, ging er nach Bremen, um dort im Sinne Campe's eine Erziehungsanstalt für Knaben zu gründen. Allein „das Geschick war seinen Wünschen nicht gewogen", und so sah er sich genöthigt, nach Lübeck zurückzukehren und die juristische Laufbahn fortzusetzen. Er errang sich in diesem Beruf, der ihm ein weites Feld nützlicher Thätigkeit eröffnete und bald auch eine beglückende häusliche Existenz in seiner Vaterstadt ihn finden ließ, das Ansehen eines hochgebildeten Rechtsgelehrten und bewährte es in all den öffentlichen Stellungen, die er nach einander bekleidete, als Obergerichts-Procurator (1779), als Syndicus des Domkapitels (1792), Senator (1800), Präsident des Obergerichts und Bürgermeister von Lübeck (1814). Seiner Tüchtigkeit und Geschäftskenntniß zollten seine Mitbürger außerdem auch dadurch Anerkennung, daß sie ihn bei wichtigen Missionen wiederholt zu ihrem Delegirten erkoren: so im Jahre 1801 in das Hauptquartier der Prinzen Karl und Friedrich von Hessen, 1804 nach Petersburg an den Kaiser Alexander, später an den König von Westfalen und zu verschiedenen Malen an Napoleon[1].

Rectors des Lübeckischen Gymnasiums, von einem nahen Verwandten und vormaligen Schüler des Verewigten" (d. i. von seinem Neffen Christian Adolph, dem Vater des Malers Overbeck). Lübeck 1803. Eckstein, Nomenclator Philologorum, Leipzig 1871, s. v. Overbeck.

[1] Zur Erinnerung an Chr. Ad. Overbeck. S. 28. 29. 30. 34 ff.

Im Jahre 1788 hatte er mit einer Dissertation über das Lübeckische Eherecht die juristische Doctorwürde erworben; er war aber nicht bloß Rechtsgelehrter, sondern mit den gründlichsten Kenntnissen in der classischen Literatur ausgerüstet, des Lateins, des Griechischen und selbst des Hebräischen kundig. Die Literaturgeschichte endlich kennt ihn als Dichter kleiner, harmloser und lieblicher Lieder, die in's Volk gebrungen, zum Theil so sangbar gehalten, daß sie heute noch nicht ganz verklungen sind.

Friedrich der Große war drei Jahre todt, als der kleine Friedrich zu Lübeck das Licht der Welt erblickte und das häusliche Glück einer bereits mit Kindern gesegneten Familie vermehrte, die in stiller Eintracht dahinlebte, indeß die Außenwelt von Drangsal und Tumult erdröhnte. Zehn Tage nach seiner Geburt ward die Bastille erstürmt. Er zählte wenig über vier Jahre, als Ludwig XVI. das Blutgerüst bestieg. Gerüchte von Revolutionen, Kriegen, fruchtlosen Coalitionen mischten sich in die Spiele und Studien des kleinen Fritz. Aber während der zukünftige Kunst-Evangelist im Frieden eines gottesfürchtigen Familienkreises still heranwuchs, den göttlichen Lehrer in seinem Herzen, die Bibel in seiner Hand, begann eine Umstimmung in der gährenden Welt sich vorzubereiten, ein allgemeines Gefühl, daß die Phantome der Anarchie und Glaubenslosigkeit über kurz oder lang weichen müßten, um der Ordnung und der Wahrheit Platz zu machen, wornach die Nationen wie im Dunkeln tastend suchten und verlangten.

Seine Wiege stand in einem alterthümlichen Hause in der Königsstraße, an dem jetzt sein Bild mit dem Datum seiner Geburt angebracht ist. Das Haus hat, wie es der moderne Neuerungsgeist verlangt, eine neue Façade erhalten; vor etwa dreißig Jahren richtete es sein damaliger Eigenthümer, ein Buchbinder, zur Wohnung für mehrere Familien ein. Ein Wohnzimmer im Erdgeschoß ließ er jedoch unverändert. Es hat ein kleines Guckfenster mit dem Ausblick auf die Diele

hinaus, welches das Entzücken der Overbeck-Kinder war, weil man von dort alle Aus- und Eingehenden beobachten konnte.

Die Mutter, die den Namen Elisabeth trug, Tochter des Kaufmanns Paul Gerhard Lang von Lübeck, war von lebhaftem, leicht erregbarem, aber durch christliche Erziehung gesänftigtem Temperament. Sie vereinigte feine Bildung mit praktischem Sinn und Geschick in der Führung des Hauswesens; über ihre mütterliche Treue und Hingebung sind Gatte und Kinder im Lobe einig. Aus ihrer ersten Ehe mit einem Kaufmann Kretzschmer hatte sie, nebst einem beträchtlichen Vermögen, eine Tochter zugebracht, Gretchen genannt; ihrer zweiten Ehe mit Dr. Overbeck entsproßten sechs Kinder: Christian Gerhard (1784), Elisabeth, Hans, Joh. Friedrich und Charlotte (1790); ein viertes Söhnchen war schon in frühester Kindheit gestorben.

Unter den Söhnen war der zum Künstler berufene Friedrich der jüngste. Noch als alter Mann liebte dieser es, im kleinen Kreis der Seinigen dieses theure väterliche Heim zu beschreiben. Sein Vater fand bei dem Umfang der amtlichen Geschäfte wenig Zeit, die Arbeiten und Studien seiner Kinder zu überwachen, wie man es bei seiner ursprünglichen Neigung für den Beruf des Jugendlehrers hätte erwarten mögen. Doch fehlte es auch von seiner Seite nicht an der „allgemeinen Obhut und nicht an gelegentlicher Anrege, Ermunterung und Zurechtweisung, noch an belehrenden Winken bei fortschreitender Ausbildung der Kinder". Er war eine vielseitige Natur von warmherziger Lebendigkeit, phantasie- und gemüthvoll, die Seele seiner Familie. Seine munteren, gefälligen Reime aus der Hainbundszeit, anfänglich unter dem Titel „Fritzchens Lieder" veröffentlicht [1], erfreuten die ersten Jahre seiner Kinder, lullten sie in den Schlaf in ihrer Wiege und schwebten in ihrem Gedächtniß nicht nur beim heitern Spiele, sondern auch in ernsten trüben

[1] Erste Ausgabe Hamburg 1781, letzte 1831. Eine Auswahl von „Fritzchens Lieder" findet sich auch in der „Sammlung vermischter Gedichte von Chr. Ad. Overbeck". Lübeck und Leipzig 1794.

Augenblicken. Die Lebensweise der Familie trug den Charakter schlichter Eingezogenheit, aber durchleuchtet von Frohsinn und gemüthvollem Humor. Das liebevolle Auge der Mutter wachte mit Sorgfalt über den Kindern. Sie leitete die Vorbereitung zu ihren Schulstunden und wußte mit verständigem Eingehen auf die Eigenheiten der Einzelnen das Häuflein zu regieren. Sie wachte besonders über Fritz, einem schüchternen, stillen Kind, dem sie ein tiefes religiöses Gefühl einpflanzte, während sie besorgt war, daß sein empfänglicher, offener Sinn vom ersten Erwachen des Verstandes an mit allem wirklich Schönen und Wahren vertraut wurde.

Mit heiterem Lächeln pflegte der Maler von seinen ersten Versuchen in der Kunst zu erzählen, die seine künftige Richtung eben nicht verriethen. Er erinnerte sich, als ganz kleiner Junge in einer Mädchenschule, in die er geschickt wurde, ein Büschel Johannisbeeren gezeichnet zu haben; aber besonders ergötzte ihn, daß ein alter Artillerist sein erster Zeichenlehrer, und seine erste bedeutendere Zeichnung eine Kanone gewesen. Dieser Wackere, des Namens Mau, wohnte am Mühlenthor, wo die „Dicke Margreth“, die ungeheure Kanone, lag, welche dem Knaben vermuthlich als Modell gedient. Der Constabler Mau erreichte ein hohes Alter, bis an sein Ende bemüht, Kunstjünger zu bilden, wenn auch nicht mit gleichem Erfolg wie bei diesem einen; noch im Jahre 1837 war er am Leben und erzählte jedem, der es glauben wollte, daß er zu dem Ruhme des großen Overbeck den Grund gelegt. Dabei zeigte er dann, mit verzeihlichem Stolz, einige jugendliche Versuche seines fähigen Schülers vor, welche er sorgfältig aufbewahrt hatte [1].

Rührend war es, Overbeck in seinen alten Tagen zu hören, wenn er seiner Umgebung, mit einem Anflug stiller Traurigkeit — besonders wenn der Scirocco ihn niederdrückte — von

[1] Nach Briefen der Schwester Lotte vom 31. Januar 1837 und Januar 1848.

einem heftigen Streit erzählte, den er als neunjähriger Knabe mit seiner jüngsten Schwester Lotte um den Besitz des Piano's hatte; die Folge war eine strenge Züchtigung von Seite des Vaters. Noch eine andere Erinnerung aus jener Zeit quälte sein zartes Gewissen. Es waren dieß die verstohlenen Besuche, welche Hans und er der Zuckerbüchse der Mutter in der Speisekammer abstatteten, und die noch häufigeren Gänge nach dem Pflaumenvorrath auf dem Speicher. Wenn diese frühen Peccadillen ihn noch beunruhigten, so mochte er wohl hoffen, sie durch die Pönitenz, „himmelblaue Dreilingsmilch" (dreimal abgeblasene Milch) trinken zu müssen, welche ihm in jenen Tagen der Theurung gewöhnlich zum Abendbrod gegeben wurde und gegen die er einen wahren Widerwillen hatte, abgebüßt zu haben. Sparsamkeit war die Lebensregel in jener schweren Kriegszeit, in Nahrung wie in Kleidung, und es ergötzte ihn zuweilen, sich selbst zu schildern, wie er als Knabe lederne Kniekappen trug zum Schutze der gefährdeten Beinkleider, die oft genug bei den wilden Spielen mit den Brüdern oder auf den Kirschbäumen im Garten zu Schaden kamen. An seinen Brüdern und Schwestern hing er mit großer Zärtlichkeit; gleichwohl trat schon im Alter von acht Jahren bei ihm die Neigung hervor, von ihnen und ihren Spielgenossen sich abzusondern, um irgend ein stilles Winkelchen aufzusuchen, wo er ungestört seinen Träumen nachhängen konnte: als ob ihn schon damals eine Ahnung von der künftigen Kunstmission erfaßt und das junge Herz mit einer unerklärlichen Sehnsucht erfüllt hätte.

Merkwürdig ist, daß ein bevorzugter Platz für solche Liebhaberei die obscure katholische Kapelle sein sollte. Overbeck kam noch wenige Tage vor seinem Tode auf diese providentielle Führung zurück. Er erzählte zweien Damen, daß er als Knabe unzählige Male in die katholische Kapelle von Lübeck geschlichen und Stundenlang vor einem Muttergottesbild gesessen sei, das er mit Entzücken und Ehrfurcht betrachtet, im Stillen dabei erwägend, ob er wohl einst als Mann im Stande sein würde,

ein solches Bild zu malen. Die großen alten Kirchen, welche die Handelsstadt Lübeck schmücken, sind, obgleich heute für protestantischen Gottesdienst verwendet, Heiligthümer der Kunst geblieben; irgend eine gelegentliche Aeußerung Overbecks, wie diese, daß vor einem Altargemälde in einer Lübecker Kirche sein Geist einen tiefgehenden Kunsteindruck empfangen habe, muß den Anlaß zu der oft wiederholten Behauptung gegeben haben, es sei das berühmte Altarwerk von Hans Memling im Dom gewesen, welches seinen Beruf entschieden. Kunstkritiker haben dann in der That Züge von Memling in seinen Werken entdeckt. Sicher hat der Knabe je zuweilen auch vor diesem Bild gestanden und seine Augen an dem gestaltenreichen Gemälde, einer Darstellung der Passionsgeschichte, geweidet, wenn es ihm vergönnt war, das für gewöhnlich geschlossene Altarwerk zu Gesicht zu bekommen. Allein Overbecks späteres Zeugniß lautet für die katholische Kapelle, so auffallend es auch immer klingt, wenn man die Umstände erwägt. Die herrschende Religion in Lübeck war die lutherische. Fritzens Eltern hatten kein Verständniß für den katholischen Glauben. Die wenigen Katholiken in der Zeit seiner Kindheit lebten unter dem Druck einer höchst feindseligen Gesinnung bis 1805, wo ihre Lage sich etwas besserte. Wie mochte da ein so sorgfältig überwachter Knabe seinen Weg in eine unbekannte Stätte finden, die so versteckt war, daß Einige sogar deren Existenz bezweifeln konnten? — Der Gegenstand war so interessant, daß eine der vorhin erwähnten Damen, da sie dafür bürgen kann, daß Overbeck deutlich die katholische Kapelle genannt habe, sich um Aufschluß an einen kundigen Einwohner Lübecks wandte, der über die Kapelle die folgenden Mittheilungen machte:

„Lübeck ist die einzige Stadt des Nordens, in welcher der katholische Gottesdienst n i e m a l s aufgehört hat. Hamburg ist lange Jahre ohne katholische Priester und Gottesdienst gewesen, Lübeck nie. Nach der Reformationszeit, als alle unsere prachtvollen Kirchen von den Protestanten in Beschlag genommen,

ist der katholische Gottesdienst in den Privatwohnungen der französischen und österreichischen Consuln gehalten worden, dann später in einem ehemaligen Domherrenhause, bis selbiges so baufällig geworden, daß es nicht länger zu benutzen war. Zwei Jesuitenpatres haben ihren ständigen Aufenthalt in Lübeck gehabt. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts hat dann ein Pater Plettenberg und noch einer, dessen Namen ich vergessen, eine Eingabe an den protestantischen Fürstbischof von Eutin gemacht und um die Erlaubniß gebeten, den katholischen Gottesdienst in dem früheren Domvikariatshause des Baron Magnus halten zu dürfen, was ihnen gewährt ward unter vielen Bedingungen (z. B. daß die Kapelle mitten im Haus und die Kanzel nach dem Hofe zu gelegen sein müsse, damit das göttliche Wort nicht nach der Straße dränge), und für den Preis von 24 Mark lübeckisch Courant-Geld (circa 29 Reichsmark) ist ihnen dann die Erlaubniß ertheilt für ewige Zeiten, in obengenanntem Domvikariatshause den katholischen Gottesdienst zu feiern. Dieses Lokal ward dann als Kapelle benutzt während 180 Jahren, bis im Jahre 1873 die Gemeinde ein neues, schön belegenes Grundstück mit großem Garten kaufte, in dessen Parterre-Räumlichkeiten noch heute Kirche gehalten wird, bis die Gemeinde Geld genug hat, daselbst eine Kirche bauen zu lassen. Und wie eigenthümlich es geht in der Welt! Das Grundstück, welches die kleine katholische Gemeinde jetzt ihr Eigenthum nennt und auf welchem sie hofft, recht bald eine schöne kleine Kirche zu bauen, war einst das Haus vom älteren Bruder des verstorbenen Malers Overbeck" (Chr. Gerh. Overbeck, Oberappellationsgerichtsrath).

Unser Berichterstatter fährt fort:

„Die frühere Kapelle im Domvikariatshause wird's gewesen sein, in welcher der Knabe Overbeck das Madonnenbild bewundert; es waren viele Bilder in der Kapelle, doch sämmtlich ohne künstlerischen Werth. Als Altarbild hatten wir dort eines, die Geburt des Heilandes darstellend: Maria mit dem Jesukindchen auf dem Schooße, neben ihr steht der hl. Joseph.

Ich besah es noch vor wenigen Tagen (December 1881). Das Kindergesichtchen des Heilandes ist ausdruckslos; doch hat mir das Bild sonst stets einen angenehmen Eindruck gemacht, und ich habe es im Anfange sehr vermißt in unserer jetzigen Kapelle, wo es nicht wieder als Altarbild dient. Außerdem war noch ein Gemälde von gleicher Größe in der früheren Kapelle, die Anbetung der heiligen drei Könige; da steht Maria, das Gesicht voll dem Beschauer zugewendet, und hält das Jesukindchen den anbetend davorknieenden heiligen drei Königen entgegen. — Diese Maria ist mir nicht so sympathisch als die in dem erstgenannten Bilde; sie ist schwarzhaarig und hat die scharfgeschnittenen orientalischen Züge, während die andere blond. Und da Overbeck gewöhnlich seine Madonnen mit goldenem oder röthlichem Haar zeichnete, mag auch ihn diese letztere wohl nicht begeistert haben. In Betreff des Passionsbildes von Memling muß ich erwähnen, daß es ein großes Altarbild ist, dessen Thüren stets geschlossen sind und nur vom Küster geöffnet werden, wenn derselbe Fremden den Dom zeigt. Auf den Außenthüren des Bildes ist grau in grau die Verkündigung, und man will ja jetzt behaupten, daß nur die Verkündigung des Meisters eigene Arbeit, während die vier Heiligen auf den Innenseiten der Thüren, sowie die Passionsbilder der Hauptwand nur unter Memlings Leitung von seinen Schülern ausgeführt seien. — Auch zwei recht schöne Madonnenbilder befinden sich im Dom — doch, meine ich, ist diese Frage minder wichtig, da durch das Bestehen der katholischen Kapelle Overbecks Worte wörtlich zu nehmen sind."

Obgleich über ein halbes Jahrhundert lang an die Milde und den Sonnenschein des südlichen Winters gewöhnt, erinnerte sich Overbeck doch des poetischen Reizes, den der nordische Winter in seiner heitern Kinderzeit für ihn hatte: die phantastischen Gebilde der gefrorenen Fensterscheiben, das helle im Ofen knisternde Feuer, die scharfe, erheiternde Luft, der krystallen glitzernde Schnee, vor Allem aber die Seligkeit der Weih-

nachtszeit, die eigentliche Friedens- und Freudenzeit, mit ihren traulichen Ueberraschungen, welche jedesmal mit der erfinderischen Sinnigkeit guter, im Glück der Kinder sich verjüngender Eltern gefeiert wurde. Dieses jährliche Fest hinterließ in den jungen Herzen einen unverlöschlichen Eindruck. Seine tiefere Bedeutung wurde bei aller Lustbarkeit nicht außer Acht gelassen, und die Kinder wuchsen in der liebevollen Heilighaltung der göttlichen Wahrheiten auf, in denen die Sitte wurzelte. Wenn der Weihnachtsabend herannahte, ward die Freude der Erwartung so lebhaft, daß schon beim Gedanken daran die kleinen Herzen höher schlugen. Und am ersehnten Tage selber, welche „peinlich-süße Ungeduld“, wenn die Dämmerung eintrat und die Eltern die Kinder „unter irgend einem Vorwand in das Nebenzimmer schickten“, wo sie vor Aufregung sich nicht zu halten wußten, bis endlich die Klingel erschallte und die Fünfe nun „in der gehörigen Ordnung ihres Alters hintereinander mit lautem Herzpochen vor dem Heiligthume standen“; die Ueberraschung, wenn die Thüren sich öffneten und die Kinder erst von dem Glanze „geblendet und wie versteinert“ dastanden, dann aber „im seligsten Gefühl der Dankbarkeit in die Arme der Eltern stürzten“, und jetzt endlich „jedes sein eigen Tischchen suchte und fand“ [1]. — Die Erinnerung an dieses liebliche Fest, und ebenso an die entsprechende Feier des Sylvesterabends und des Dreikönigstages mit ihren eigenthümlichen Bräuchen begleitete die Overbeck'schen Kinder durch das Leben, und ein Gefühl sanfter Rührung ergriff sie jedesmal, wenn sie des Segens gedachten, der aus der Liebe und Treue vortrefflicher Eltern ihnen zugeflossen. „Noch in diesem Augenblick“ — schrieb nach Jahren einmal an einem solchen Gedenktag Schwester Lotte an den inzwischen Maler gewordenen Bruder Fritz — „schlägt mein Herz mir wie damals; die schönen Zeiten

[1] Schwester Lotte kommt in ihren Briefen an den Bruder oftmals auf die Schilderung dieser Weihnachtserinnerungen zurück. Ihre Worte sind hier benützt.

sind mir noch so lebendig vor der Seele, als wären sie gestern gewesen."

Der Sommer wurde auf der sogenannten Latzenburg verbracht, einer Gartenwohnung außerhalb des Stadtwalles, welche die Familie Overbeck gepachtet hatte. Sie lag in der Nähe des alten, originellen Holstenthors, nahe genug bei der Stadt, daß die Kinder von dort aus mit Bequemlichkeit im Stande waren, ihren regelmäßigen Schulbesuch fortzusetzen. Auf der Latzenburg verlebten sie viele schöne Tage ihrer Kindheit, die zumal den beiden Jüngsten, Fritz und Lotte, unvergeßlich blieben; noch in die Träume der Erwachsenen mischte sich „das Rauschen der großen, weitschattenden Lindenbäume", welche das Haus umgaben, in deren Blüthenduft sie von ihrer Zukunft geträumt, unter deren breiten Kronen sie auch bei Sturm und Regen mit fröhlichen Schulgenossen Schutz gefunden. Das Wetter war gar veränderlich in diesem nordischen Klima; grauer Nebel und Regenwolken störten oft die ländlichen Freuden, und heitere Tage wurden als „besondere Gottesgaben" begrüßt. „Aber wir waren eben jung und fröhlich", sagt Schwester Lotte in einem Brief.

Fritz und Hans erhielten ihren ersten Unterricht in der Volksschule, dann unter der nachsichtigen Leitung des gutmüthigen Professors Fedderau. Da die beiden Knaben sich im Alter ziemlich nahe standen, waren sie mit einander immer in derselben Klasse, wie sie auch beide gleichmäßig gekleidet waren. Christian, ihr älterer Bruder, war bereits in das Katharineum vorgerückt, welches er im Jahre 1803 mit ausgezeichneten Zeugnissen verließ, um sich auf der Universität Jena, später in Heidelberg, dem Rechtsstudium zu widmen. Trotz der Lässigkeit des wenig gefürchteten Lehrers brachten es die Jungen im Griechischen und Lateinischen ziemlich weit, Dank der väterlichen Obsorge des classisch gebildeten Senators Overbeck, der den Autoren des Alterthums seine Liebe bewahrte und in der Absicht, dem griechischen Geist in Deutschland mehr und mehr

Eingang zu verschaffen, eine metrische Uebersetzung der Oden von Anakreon und Sappho (1800) veröffentlichte, welche W. Tischbein zu einer Reihe von Illustrationen anregten.

Der eiserne Despotismus Napoleons griff langsam, aber sicher um sich, sein Zwang machte sich in Handel und Wandel fühlbar, und die französische Sprache drohte den jungen Deutschen so nothwendig zu werden, wie ihre Muttersprache. Sie wurde deßhalb im Overbeck'schen Hause mit großer Sorgfalt und bis zur Eleganz betrieben. Dabei ward auch das Englische nicht vernachlässigt.

Der Senator und seine Frau waren aufrichtig fromm zu einer Zeit, wo Rationalismus und Atheismus eine ungewöhnliche Macht auf begabte, denkende Köpfe ausübten. Ein lebendiges, kindliches Gottvertrauen spricht aus allen Aeußerungen des Vaters Overbeck, wie aus seinen Liedern, und so bildete auch die Erweckung sittlich-religiöser Gefühle in den jugendlichen Herzen der Kinder einen Hauptgrundsatz in der Erziehung. „Alles Gute und Rühmliche," bemerkt er einmal, „wird nur erst dadurch vollendet, daß es religiöse, christlich-religiöse Grundlage hat."[1] Fritz lernte von Kindheit auf die Bibel kennen und verstehen, nicht allein durch Lesen in dem heiligen Buch, sondern mehr noch durch einen begeisternden Commentar, das Beispiel seiner Eltern. Mit Gellert sang er, daß diese göttliche Botschaft sein „Glück auf Erden und sein Heil im Himmel" sein werde. Gellerts geistliche Lieder wurden mit Vorliebe auswendig gelernt und als gute „Waffen gegen die Anfechtungen der Welt" gehandhabt. Außerdem erhielt er noch privaten Unterricht in der Religion durch den mit der Familie persönlich befreundeten Pastor Köppen, einen kenntnißreichen und einsichtsvollen Mann, welchem Fritz und Lotte, seine Zöglinge, aufrichtig zugethan waren, nicht bloß wegen seiner liebevoll ernsten Weise, mit ihnen zu verkehren, sondern weil er es verstand,

---

[1] Erinnerung an Chr. Ad. Overbeck. S. 73.

Gedanken, welche in ihnen nach Ausdruck rangen, in einer klaren Form vorzutragen.

Auf das Studium folgte zur rechten Zeit die Erholung. Hans und Fritz waren unter Ihresgleichen ebenso beliebt als gesellig. Sie hatten eine zahlreiche Schaar von Freunden. Philipp Plessing, ihr Verwandter und Schulkamerad, verbrachte einen großen Theil seiner Zeit mit den jungen Overbecks und nahm an ihren Spielen und Vergnügungen Theil; „seine Gutmüthigkeit machte ihn Allen lieb". Ludwig Roeck, ein prächtiger Junge, voll Verstand und Gewandtheit, dabei von sanftem, anspruchslosem Wesen, war ein auch bei den Eltern Overbeck besonders willkommener kleiner Gast. Beide betraten nachmals die juristische Laufbahn. Andere gute Kameraden waren C. W. Vermehren, Martini, Warin, A. Ukert, Minten, welche, wenngleich in der Folge nach allen Richtungen zerstreut, doch bis in's hohe Alter Hans und Fritz die treueste Anhänglichkeit bewahrten und ihrem Lebensgang mit warmem Interesse folgten.

Ein Hauptspielplatz der Overbeck-Knaben war der Wall mit seinen schönen, „majestätischen Alleen", die seitdem der Eisenbahn zum Opfer gefallen sind; da, wo jetzt der Bahnhof steht, in der sogenannten Teufelsgruft vor dem alten Holstenthor mit seinem charakteristischen Doppelthurm, pflegten sie mit ihren Schulkameraden Ball zu spielen. Unzählige Male wanderte das muntere Häuflein über die lange, mit großen Statuen geschmückte Brücke, welche die Trave überwölbt, und nahm dann wohl auch den Weg nach dem schönen, friedlichen Kirchhof von St. Lorenz, in der nächsten Nähe der Latzenburg, wo die Knaben durch keinerlei bängliche Scrupel in ihren Spielen sich stören ließen. Der geweihte Ort sollte in späteren Jahren der Ruheplatz der meisten von Fritzens geliebten Verwandten werden, die ganze liebliche Umgebung aber zusammt der Latzenburg durch moderne Bauten eine völlige Umwandlung erleiden. Hans und Fritz hatten volle Freiheit, ihre Spielkameraden in ihr gastliches

Haus einzuladen; Senator Overbeck und seine Frau sahen stets einen kleinen Kreis lieber, trefflicher Menschen um sich, deren Freundschaft unter einander sich auf den jungen Nachwuchs vererbte. Zu den befreundeten Häusern gehörten die Familien Meder, Gütschow, Curtius.

Die Tonkunst verbreitete ihren bildenden und erhebenden Einfluß im Hause. Alle Overbeck waren musikalisch. Der Vater besaß eine klangvolle, weiche Stimme, welche Fritz erbte, wie er denn in seiner Person die Züge von beiden Eltern vereinte. Der Junge spielte Klavier mit viel Geschick und Gefühl, und beim Familien-Concert konnte er auf Violoncell oder Guitarre mitwirken. Nebenbei verstand er sich auch auf das Notenschreiben; er führte in dieser Kunst eine so sichere und schnelle Hand, daß seine Dienste in der Familie fast beständig in Anspruch genommen wurden. Denn nicht bloß Solos und Duos, auch Quartette und Quintette wurden im Hause aufgeführt, geistliche und weltliche Musik gepflegt. Die Mutter war die einzige, welche still dabei saß, aber „mit innigstem Behagen" zuhörte.

Fritz hatte eine Vorliebe für das Romanzenhafte, und Zumsteegs Lieder gefielen ihm besonders wohl; eines seiner Lieblingslieder war eine Ballade von Zumsteeg, und da er fortwährend und nicht ohne einen Anflug von Sentimentalität „Du kommst vom Kloster Walsingham" sang, so konnte die muthwillige Schwester wohl gelegentlich einfallen und mit einer neckischen Variation das Lied zu völlig anderem Schlusse führen [1].

Des Vaters eigene Lieder, zum Theil von ihm selbst componirt [2], standen natürlich in besonderer Gunst; was konnte es

---

[1] Briefe von Schwester Lotte aus den Jahren 1854 und 1855. Indem sie diese Tage zurückruft, fügt sie bei: „Ach lieber Fritz, nie und nimmer möchte ich alle diese kleine Einzelheiten unserer glücklichen Kindheit vergessen; daß wir so vorzugsweise glückliche Kinder waren, wußte ich freilich damals nicht."

[2] Eine Sammlung derselben erschien unter dem Titel: „Lieder und Gesänge mit Claviermelodien als Versuche eines Liebhabers."

auch Sangbareres geben, als das zum Volkslied gewordene „Blühe, liebes Veilchen", oder das Erntelied: „Kein Klang von allem was da klingt, Geht über Sichelklang", und ähnliche? Das Overbeck'sche Kahnlied aber („Die Schiffahrt" betitelt), das noch heute in manchen poetischen Sammlungen ein Plätzchen findet, galt in den Augen der liebevollen Kinder als das Lied der Lieder. Mit all der Lust und Fröhlichkeit der Jugend sangen sie:

„Das waren mir selige Tage!
Bewimpeltes Schifflein, o trage
  Noch einmal mein Lottchen [1] und mich!
O wieg' uns noch einmal behende
Von hinnen bis an der Welt Ende,
  Zur Wiege begehren wir dich.

Wir schifften und fuhren auf Wellen,
Da sprangen im Wasser die hellen,
  Die silbernen Fische herauf.
Wir fuhren und schifften durch Auen,
Da ließen die Blümchen sich schauen,
  Da liefen die Lämmer zu Hauf.

Wir spielten im treibenden Nachen,
Wir gaben uns Manches zu lachen
  Und hatten des Spieles nicht Rast;
Wir ließen die Hörner erklingen,
Wir alle begannen zu singen,
  Und ich hielt mein Liebchen umfaßt.

Das waren mir selige Tage!
Mein liebliches Mädchen, o sage:
  ‚Sie waren so selig auch mir!'
Dann such' ich das Schifflein dir wieder,
Dann setz' ich mich neben dir nieder
  Und schiffe durch's Leben mit dir." [2]

Hamburg 1781. 4°. — Später schrieb er darunter: „Haec cecini vacuus curis audaxque juventa."

[1] So lautete es in „Fritzchens Lieder" S. 72; später, in der größeren Sammlung, dann in „Liebchen" umgewandelt.

[2] Am 3. October 1815 berichtet Schwester Betty Overbeck an den Bruder, wie sie in Travemünde alle vereint „des trefflichen Vaters

Am meisten Befähigung nach dieser Richtung entfaltete übrigens Hans. Während Fritz von Kindheit an eine vorwiegende Neigung zum Zeichnen verrieth, war sein Bruder Hans ein geborener Musiker. Gleich dem Vater, der in der Theorie des Generalbasses unterrichtet war, begann er schon früh zu componiren, und die jüngeren Geschwister hörten ihm gerne zu, wenn er am Klavier sich seinen Phantasien überließ, Ernst und Scherz vereinend. Besonders ergötzte es sie, wenn er in kühnem Muthwillen sogar die Straßenrufe in Lübeck, die Worte des Marktausrufers „in Musik setzte". Allmählich aber nahm seine Muse höheren Flug, und als Schillers Balladen in die Oeffentlichkeit und bis zu den jungen Lübeckern drangen, componirte er mehrere derselben, die er zu seinen Lieblingen erkoren. Hans wurde indeß für den Handel bestimmt, und war zu pflichtgetreu, um ein Talent ausschließlich zu cultiviren, das, obgleich es ihm auf dem Wege des Componisten Erfolg zu verheißen schien, störend auf die Laufbahn hätte einwirken können, die er nach dem Wunsche des Vaters betreten. Er unterdrückte also, wenn auch mit Schmerz, sein geheimes Verlangen, ein großer Musiker zu werden. Er verzichtete edelmüthig zu Gunsten seines jüngeren Bruders auf den Anspruch, seine Mitmenschen durch das Mittel der schönen Künste zu erheben. Doch blieb die Musik auch in späteren Jahren „seine Trösterin", die ihm namentlich in der Fremde die einsamen Abende erheiterte und sein „in Erinnerungen versunkenes Herz zur Ruhe brachte", wie die Schwester sich einmal ausdrückt. — Wir hoffen, man werde es nicht als ungehörig betrachten, wenn wir an diesem Orte beifügen, daß dieser treffliche und congeniale Bruder Friedrich Overbecks,

61. Geburtstag" gefeiert haben: „Wir machten eine Wasserfahrt auf der See und ergötzten uns an der klaren Fläche, worauf unser Kahn hinglitt. Wir sangen alle das Lied der Lieder: ‚Es waren mir selige Tage': und der Dichter wurde viel geherzt und geküßt." — Den Anfangsvers dieses (von Hurka in Musik gesetzten) Liedes führt Büchmann unter den „Geflügelten Worten" auf.

wenngleich ein Martyrer seiner Pflicht, seine großen Fähigkeiten seinen Nachkommen vererbte: seinem Sohne, dem ausgezeichneten Archäologen Professor Johann Adolf Overbeck in Leipzig, der sich um die antike Kunstgeschichte durch seine weitverbreiteten Werke „Pompeji“, „Geschichte der griechischen Plastik“ (3. Aufl. 1880—81) ꝛc. ein anerkanntes Verdienst erworben; sowie seinem Enkel August, der, von edlem Ehrgeiz beseelt, das Drama durch seine persönlichen Bemühungen zu heben strebte, jedoch mitten in der vollen Jugendkraft im Jahre 1878 zu Meran dahingerafft wurde.

Die innigste Vertraulichkeit bestand zwischen Hans und Fritz. Als Kinder hatten sie wohl im Streit sich „manche Stunde verbittert“, aber als sie größer wurden, wuchs die gegenseitige Annäherung. Sie erschlossen einander ihr Herz und verbrachten glückselige Abende allein, im schwärmerischen Geplauder über ihre Lieblingsgegenstände, während die Eltern und Geschwister bei Freunden auf Besuch waren. Eine Nacht besonders blieb ihnen unvergessen: nachdem sie lange mit einander über bildende Kunst und Musik geredet, gelobten sie sich gegenseitig, „gute Menschen zu werden“. Sie dankten Gott für den Besitz ihrer vortrefflichen Eltern und beteten, daß er denselben Gesundheit und Leben erhalte. „O mein Bruder, das waren selige Stunden!“... ruft Hans Overbeck aus, nach Jahren dieser Abende gedenkend.

Um diese Zeit — 1804 bis 1805 — war ihre Halbschwester Gretchen (Kretzschmer) bereits mit einem wohlhabenden Kaufmann und Freund der Familie, Johann Jeronymus Plessing, verheirathet und glückliche Mutter. Betty hatte sich zur Jungfrau entwickelt, ein sanfter Charakter mit einem süßen Madonnengesicht und schöner Stimme, eine treue, liebende Genossin, dienstfertig in aller Stille. Sie war drei Jahre älter als Fritz, während Lotte, die Jüngste, ein Jahr weniger zählte als er, ein liebliches, blühendes Mädchen, voll natürlicher Anmuth und aufgeweckten Sinnes, welches auf jedermann einen eigenthümlich gewinnenden Eindruck machte. Von lebhaftem Naturell, war

sie für Freud und Leid gleich tief empfänglich, worin sie ihrer Mutter nachschlug; schüchtern und zurückhaltend gegen Fremde, und hingebend gegen ihre Brüder, die hinwieder auf diese bezaubernde kleine Lotte ebenso wie auf die engelsanfte Betty sehr stolz waren und nicht glauben konnten, daß es ihresgleichen gäbe. Nichtsdestoweniger unterhielten sie enthusiastische Freundschaften mit verschiedenen jungen Gespielinnen der Schwestern, welche an den bescheidenen Familien-Vergnügungen theilnahmen.

Hans vergaß sich selbst in Fritz, den er in seiner treuherzigen Liebe als ein Muster von Vollkommenheit betrachtete, so daß, wo immer das Lob des jüngeren Bruders erklang, er mit Eifer einstimmte. Fritz, schweigsam und zuweilen träumerisch, war zu gutmüthig und selbstvergessen, um eingebildet zu werden. Sein freundliches Wesen machte ihn zum stets froh begrüßten Spielkameraden von Gretchens kleinen Kindern, während seine muntere Schwester Lotte, die beständig um ihn herum tanzte und hüpfte, ihm manchen schelmischen Streich spielte: ein neckischer Sonnenstrahl, der ihn aus jeder unversehenen Träumerei erweckte. Die gastliche, alte Stadt Lübeck hatte etwas Anheimelndes und wurde den jungen Overbecks, die in Gesellschaft gerne gesehen waren, mit jedem Jahre theurer. Als sie heranwuchsen, besuchten sie mit ihren Eltern öffentliche Concerte und Bälle; dabei waren sie ihrem guten Schwager jederzeit dankbar, wenn er für sie in seinem Hause eine kleine Tanzunterhaltung veranstaltete. Auch an häuslichen Festen fehlte es nicht, und die Gesellschaften, welche am Theetisch ihrer Mutter sich vereinigten, machten ihnen besonderes Vergnügen; denn nach dem in der Overbeck-Familie herrschenden Geiste war es gut und recht, „das Leben fröhlich zu genießen und dankbar zu sein".

Groß war die Lustbarkeit, wenn der Mai endlich die ersten frohen Zeichen des Frühlings brachte, wenn die Bäume auszuschlagen und die Nachtigallen zu singen begannen. Da gab es Picknicks, Wanderungen und Fahrten den ganzen Sommer

über nach den freundlichen, waldumsäumten Dörfern, welche in der Runde um Lübeck liegen. Da besuchten sie oft die Landhäuser der Freunde; gar fröhliche Tage wurden alljährlich zu Pfingsten oder um die Erntezeit in dem freundlichen Niendorf, dem gastlichen Landsitze des Dr. Heinze, an der Ostsee verbracht.

Das Alles wurde in genügsamer Einfachheit, bei beschränkten Mitteln ausgeführt. Denn die Besoldung des Vaters Overbeck war, bei aller Hingebung und Pflichttreue, lange Jahre eine sehr spärliche, so mäßig, daß das Vermögen der Frau „die Hauptquelle bildete, aus welcher geschöpft werden konnte“ [1]. Es erschien daher nothwendig, daß die Söhne sich frühzeitig für einen Beruf entschieden. Wir haben bereits die Anfänge von Fritzens Wahl erwähnt. Seine Mußestunden waren dem Zeichnen gewidmet, und er entwickelte darin so vielen Eifer und Geschmack, daß die Schwestern seine Dienste als Zeichner für Stickmuster in Anspruch nahmen. Sein Genius nahm indeß meist einen zu kühnen Flug, seine Entwürfe waren für Sterbliche so schwer ausführbar in Musselin [2], daß die schwesterlichen Bestellerinnen ihn bald als für solche Aufträge unbrauchbar erklärten. Das verdarb der guten Lotte aber keineswegs die Lust, ihm zu dienen, sie opferte dem kunsteifrigen „Bruder Maler“ vielmehr manche Stunde, indem sie ihm, in den schwarzen Senatorenmantel des Vaters gehüllt, in „mancherlei Attitüden“ Modell saß. Ein anderes Mal zeichnete er diese lebenslustige junge Schwester, die ihn so oft muthwillig umhüpfte, „empfindsam an eine Urne gelehnt, um einen entfernten Geliebten trauernd“. Es geschah dieß während der Mittagstafel auf der Latzenburg,

[1] Zur Erinnerung an Chr. Ad. Overbeck. S. 67.

[2] „Damals,“ heißt es in einem spätern Briefe der Schwester, „quälte ich Dich oft mit meinen Stickmustern, wozu Du, erlaub' es mir zu sagen, auch keine großen Anlagen hattest; sie waren immer zu idealisch, um mit einer gewöhnlichen Nähnadel ausgeführt zu werden.“ Lübeck 31. Januar 1837.

zu der einige Freunde des Hauses geladen waren, und der Scherz machte beiden nicht geringe Belustigung [1].

Fritz war allezeit ein merkwürdig fleißiger und strebsamer Junge gewesen. Sein reines Herz stieß unwillkürlich jeden Einfluß, der es vergiften konnte, ab; seine Einbildungskraft erschwang sich immer zu den höchsten Idealen. So schwebten ihm liebliche, heilige Gegenstände vor, die seine Seele wie einen geweihten Tempel erfüllten und Ausdruck durch seinen Pinsel suchten. Seine Skizzen athmeten, mochten sie nach classischen oder biblischen Studien entworfen sein, einen wohlthuenden, edlen Geist, welcher im Hause des Dichters Verständniß fand. Eine Sepia-Zeichnung, Motiv aus der Odyssee, verehrte er dem Professor Fedderau, der sie sorgfältig einrahmte und während der drei Jahrzehnte, die er noch auf Erden verlebte, mit freudiger Genugthuung als das Werk seines Schülers vorzeigte; es bildete den Schmuck seines besten Zimmers.

Aber diese kleinen Proben eines Berufes, den Fritz im Herzen sich erkoren, wurden von seiner Familie keineswegs als solche gewürdigt. Sie betrachteten seine Kunst nicht als eine Quelle künftigen Broderwerbs, sondern lediglich als eine erwünschte Mitgabe zur Verschönerung eines praktischen Berufs, ähnlich wie die Poesie dem Vater die schweren Pflichten des Juristen und Politikers erleichterte und verschönte. Als daher die Pläne für die Zukunft in dem werdenden Jüngling festere Gestalt annahmen, wurde er immer stiller, immer mehr in sich gekehrt; nur seinen verschwiegenen, aber kunstbegeisterten Bruder Hans zog er in's Vertrauen, bis endlich die Mutter, von der ungewöhnlichen, fast an Melancholie grenzenden Schweigsamkeit des Sohnes betroffen, ihn dahin brachte, ihr seine Gedanken zu offenbaren und sie dann auch dem Vater mitzutheilen. Wenngleich die Eltern ihn mit der schonendsten Rücksicht behandelten

[1] Nach einem Brief der Schwester Lotte vom 28. März 1858. Sie bedauert sehr, daß ihr diese Zeichnung abhanden gekommen.

— sein Vorhaben erschien ihnen doch ganz „märchenhaft“. Lange konnten sie nicht mit dem außerordentlichen Gedanken sich befreunden, daß ihr blöder Fritz sein Glück in der Welt als Maler versuchen wollte.

Zu ihrer Rechtfertigung muß daran erinnert werden, daß an der Wende des vergangenen Jahrhunderts die Malerei unter den Künsten in Deutschland am weitesten zurückgeblieben war, daß im Banne eines greisenhaften Zopfthums der Künstler Natur und Wahrheit verachtete, um in theatralischem Prunk und schmeichlerischer Uebertreibung einem verkehrten Zeitgeschmack und den Launen verwöhnter Mäcene zu huldigen. Die Kunst war dem nationalen Leben entfremdet. In der Mittelklasse war das Interesse für Kunstwerke auf Familienbildnisse beschränkt. Ein Jahrhundert der Trägheit, der Selbstsucht und Nachgiebigkeit gegen böse Leidenschaften hatte die menschliche Natur und folgemäßig auch die Kunst auf eine tiefe Stufe des Verfalls gebracht, und der Umschwung zum Bessern, der sich anbahnte, war noch weit entfernt, einem allgemeineren Verständniß zu begegnen.

Senator Overbeck war unfraglich ein Freund der Musen, aber der Gedanke machte ihm Sorge, daß sein unweltläufiger Sohn in ihrem Dienste Noth und Hunger leiden möchte. Seine Besorgniß in dieser Hinsicht beruhte auf unmittelbarer Erfahrung; hatte er doch, etwa zwei Jahre vor Fritzens Geburt, selbst einem Künstler von außergewöhnlicher Begabung beigestanden, in welchem der Enthusiasmus jede Schranke vor sich niederwarf, der aber, mit widrigem Schicksal kämpfend, vorzeitig gestorben, ein Opfer getäuschter Hoffnungen, und doch ein Vorläufer auf dem Wege zu einer besseren, reineren Kunst, deren Problem er, wie es schien, als immer noch ungelöstes Räthsel hinterließ.

Der Künstler, mit dem der Name des Senators Overbeck so ehrenvoll verbunden ist, war der Schleswig-Holsteiner Asmus Jakob Carstens. Er hatte über vier Jahre in Lübeck gelebt. „Seine Portefeuilles,“ sagt sein treuer Freund und

Biograph Fernow, „selbst die grauen Wände seines kleinen Zimmers waren mit mehr oder weniger ausgeführten Compositionen und flüchtigen Entwürfen angefüllt, und doch war außer wenigen näheren Bekannten, mit denen er umging, niemand, der dieß höhere Talent in ihm kannte. Freilich waren seine eingezogene Lebensweise, sein höchst schlichter Anzug bei einer kleinen unansehnlichen Figur, seine gänzliche Unfähigkeit, sich persönlich bemerkbar und sein Talent geltend zu machen, ihm hinderlich .... Ein größeres Hinderniß seines Fortkommens aber war sein siecher, kränkelnder Körper, der mit seinem feurigen Temperamente und rastlos thätigen Geiste in einem für ihn verderblichen Mißverhältnisse stand und ihn oft Wochen und Monate lang zum Arbeiten unfähig machte. Seine Krankheit war ein Brustübel, wozu er den Keim mit auf die Welt gebracht hatte, das sich von Zeit zu Zeit in heftigen Anfällen meldete und in Lübeck einige Male zu einem Grade stieg, der seinem Leben Gefahr drohte." . . .

„Endlich schien es, als ob das Schicksal unserem Künstler einmal lächeln wolle. Ein günstiger Zufall verschaffte ihm die Bekanntschaft des Dichters Overbeck, den ein Freund zu Carstens führte, um ihn die Compositionen desselben sehen zu lassen. Overbeck war angenehm überrascht, in einem elenden, schwarz beräucherten Zimmer und unter einer so unscheinbaren Hülle einen Geist zu finden, der mit Homer, Sophokles, Ossian, Shakespeare in vertrauter Bekanntschaft lebte und Scenen aus ihren Werken in eigenen Erfindungen darstellte. Der edle Dichter, von des Künstlers unwürdiger Lage unterrichtet, interessirte sich lebhaft für Carstens und führte ihm nach einigen Tagen den Rathsherrn Matthäus Robde zu, einen der reichstbegüterten Männer jener Stadt, der mit warmer Liebe zur Kunst die Einsicht eines Kenners vereinte und selbst eine ausgewählte Sammlung von Gemälden besaß. Ein solcher Kunstfreund konnte den Werth des Talents, das er da im Verborgenen fand, nicht verkennen. . . Nachdem er sich überzeugt hatte,

daß des Künstlers sittlicher Charakter ihn der Unterstützung, die sein Talent bedurfte, noch würdiger mache, that er demselben das Anerbieten, nicht allein seine Schulden, die etwas über hundert Thaler betragen mochten, zu bezahlen, sondern ihn auch in den Stand zu setzen, daß er die Reise nach Berlin machen und dort wenigstens ein halbes Jahr leben könne, um sich indessen bekannt zu machen und sich günstigere Aussichten für die Zukunft zu bereiten" (Carstens' Leben und Werke S. 81).

Durch Overbecks rasche Sympathie und Herrn Rodde's Munificenz war Carstens so plötzlich aus seiner sorgenvollen Lage gerissen. Das war im Jahr 1787, und als die größte Noth seines Lebens überstanden war, ging er im Frühling 1788 nach Berlin. Hier erhielt er eine Stellung als Professor mit geringem Gehalt an der Akademie, aber ohne irgend einen Auftrag, der ihm hätte Gelegenheit geben können, seine hervorragende Begabung zu entfalten und zu erproben.

Carstens erkannte, daß die Kunst sich in einem Zustand der Verknöcherung befand. Eine energische und rücksichtslose Natur, machte er kein Hehl aus seiner Ueberzeugung, daß die Akademien seiner Zeit schlechte Bildungsanstalten seien. Sie gestatteten ursprünglichen Talenten keinen freien Spielraum, drängten sie vielmehr durch den Zwang, den sie der natürlichen Anlage und Befähigung ihrer Zöglinge anlegten, in einen falschen, einförmigen Manierismus hinein. Da er einen tiefen Widerwillen gegen alle seelenlose Nachahmung hegte und die Nothwendigkeit fühlte, seinen großen Gaben treu zu sein, so glaubte er, daß das einzige Heilmittel für solche Mißbräuche in der selbständigen Ausbildung des individuellen Talentes bestehe. Sein unbeugsamer Geist bildete sich daher am meisten durch Selbststudium; und obgleich er so genöthigt war, seine eigenen Theorien Schritt für Schritt auszugestalten und die Geheimnisse der Kunst in einsamem Ringen aufzuspüren, so ist es doch wunderbar und rührend, zu bemerken, wie er, trotz alles Hohnes und beständiger Venergelung, seinem Ideale uner-

schütterlich treu, berufen war, einer heilsamen Reform die Bahn zu brechen. Er wurde der Regenerator der modernen deutschen Kunst, und wir werden in der Folge sehen, wie sein Beispiel und seine Lehre auf Overbeck und seine Genossen fortwirkte.

Carstens starb in Rom, von Gram und Arbeit aufgerieben, am 25. Mai 1798, als er eben sein vierundvierzigstes Jahr vollendet hatte. Seine letzte, unvollendete Composition war — seltsamer Contrast! — die Darstellung des goldenen Zeitalters gewesen. Eine kleine Schaar deutscher Kunstgenossen in der ewigen Stadt, die ihn zu schätzen wußten und sein Sterbebett umstanden, sein treuer Freund Fernow, Thorwaldsen, Koch und Wächter, gaben dem Verblichenen das Geleite, als er bei Sonnenaufgang an der Pyramide des Cajus Cestius begraben ward. — — —

Sieben Jahre nach Carstens' Tod, als die geistigen Wirkungen seines Lebens und Schaffens noch nicht sichtbar an's Tageslicht getreten, war es ganz natürlich, daß Senator Overbeck dem Vorhaben seines sorglich erzogenen Sohnes gegenüber zögerte und endlose Schwierigkeiten sah auf dem Wege eines Jünglings, der Maler werden wollte und nach Rom strebte als dem Hauptsitze der Kunst.

Innerhalb der Familie fand sich indeß ein Fürsprecher in dem ältesten Sohne Christian, damals Rechtsstudent in Heidelberg. Der junge Musensohn, ein urtheilsfähiger Kopf, der „die flache Mittelmäßigkeit" ebenso sehr verabscheute, wie sein Vater, nahm sich des Bruders tapfer an und billigte dessen Wahl. Er erinnerte die Eltern an die Bescheidenheit und den guten Sinn seines Bruders, der Charakterfestigkeit genug besitze, um nöthigenfalls ohne falsche Scham die Kunst ebenso muthig wieder aufzugeben, sobald er erkennen würde, daß er in seinem Berufe sich geirrt, oder seine Fähigkeiten nicht ausreichten, um sich als Künstler eine selbständige Existenz zu schaffen. Die Eltern ließen denn auch zuletzt, als sie die Beharrlichkeit des Sohnes sahen, ihre Bedenken fallen und gaben

ihre Einwilligung — vorläufig zu einem probeweisen Versuch. Denn darauf bestand der Vater, daß die Schulstudien deßhalb nicht in den Hintergrund treten dürften; sondern „die Frühe des Morgens mußte den Zeitaufwand ersetzen, den die Schule und die Arbeiten für dieselbe auf der einen, die Uebungen in der Kunst auf der andern Seite gleichzeitig erforderten, und erst als sich durch große Beharrlichkeit in beiden, und durch unerwartete Fortschritte in den letzteren besonders, das entschiedene Talent zu erkennen gab, ward den technischen Uebungen der Vorrang eingeräumt, das Studium der Alten aber immer nebenher fortgesetzt" [1].

Ein wackerer, liebenswürdiger Schwabe, Joseph Nikolaus Peroux (geb. 26. Juni 1771 in Ludwigsburg), seines Fachs Historien- und Porträtmaler aus der eklektisch-akademischen Schule Guibals, der von Stuttgart nach Lübeck gerathen war, nahm Fritz in sein Atelier auf. Er wie seine Frau (geb. Müller), beide gutherzige Menschen, gewannen große Zuneigung für den angehenden Kunstjünger, welcher, nach der Versicherung der Frau Peroux, mit Ameisenfleiß arbeitete und zumeist in seine Studien so vertieft war, daß er „nichts gewahr wurde, was um ihn vorging, und alles vergaß, was ihm nicht am Leibe fest war". Auch Fritz bezeigte seinem Lehrer Achtung und Zuneigung, und noch in späteren Jahren schrieb er demselben, daß sein Unterricht „das erste Liebesfeuer zur göttlichen Kunst in ihm angefacht habe". Gleichwohl hatte er schon damals eine Ahnung von der Unzulänglichkeit und dem Fehlerhaften in Peroux's System, indem er einmal das Verlangen äußerte, „recht große Sachen" zu bekommen, um von der „kleinlichen" und „ängstlichen Manier" seines Lehrers sich freizumachen. Ein anderer Punkt war die „Farbenvergeudung", deren er noch im Alter gedachte. Die zunehmende Theurung der Lebensmittel, eine Folge der Kriegsläufte, welche selbst wohlhabende Familien nöthigte, im Haushalt strengste Spar-

[1] Zur Erinnerung an Chr. Ad. Overbeck. S. 69—70.

samkeit einzuführen, hatte nämlich seinem jugendlichen Gemüthe ein tiefes Gefühl von der Sündhaftigkeit der Verschwendung eingeprägt. Es machte daher immer einen störenden Eindruck, wenn er Zeuge sein mußte von dem Aufwand kostspieliger Farben, welche der sonst brave und wohlmeinende Künstler auf Palette und Leinwand verschwendete. Dieß erzeugte in ihm selbst eine übertriebene Scheu vor Anwendung allzu vieler Farbe und war wohl mitwirkende Ursache jener auffallenden Magerkeit des Colorits, welche man auf seinen Gemälden wahrnimmt. Auf der andern Seite hatte es für ihn die günstige Wirkung, daß er später auf größte Sorgfalt und Sauberkeit in Palette und Tuben hielt. Uebrigens ließ Herr Peroux seinen Zögling hauptsächlich Kupferstiche mit schwarzer Kreide unter seiner Leitung copiren. In dieser Periode entwickelte Fritz eine bemerkenswerthe Leichtigkeit im Porträtiren; so malte er im Alter von fünfzehn Jahren eine mit dem Meder'schen Hause befreundete junge Dame, welche zum Besuch nach Lübeck gekommen war, Fräulein Amalie von der Horst, mit Talent und hinreichendem Geschick, um deren Eltern damit ein wirkliches Vergnügen zu bereiten[1]. Unter solcher Beschäftigung hätte er auf einen Kunstzweig geführt werden können, der seiner Eigenart durchaus nicht angemessen gewesen wäre, hätte nicht seine Kunsterziehung plötzlich eine eingreifende Wendung erfahren.

August Kestner aus Hannover (geb. 1777), der feingebildete Sohn des Archivars Kestner und jener durch Göthe's Werther unfreiwillig berühmt gewordenen Lotte (Charlotte Buff), nachmals Legationssecretär und Geschäftsträger für Hannover, kam auf einem Ausflug im Sommer 1805 nach Lübeck, wo er bei der Familie Meder Gastfreundschaft genoß. Ein glühender

[1] Am 27. Sept. 1806 schreibt Hans Overbeck an Fritz: „Ich vergaß, Dir sowohl Grüße von Amalien, als auch Danksagungen von ihren Eltern für Amaliens Portrait zu überbringen. Dieses Bild hat ihnen viel Freude gemacht, und bewunderten sie das Talent eines damals 15jährigen Knaben."

Freund aller Musen — er war Poet, Zeichner, Musiker — hatte er in Göttingen unter Fiorillo auch Kunstgeschichte studirt und in Nachbildungen älterer Werke sein Zeichnungstalent geübt. Er brachte nach Lübeck eine Anzahl früherer Zeichnungen seiner Freunde aus Göttingen, der Brüder Franz und Johann Riepenhausen, mit, welche sie ihm zu copiren erlaubt hatten. Es waren Zeichnungen nach Giotto, Simon Memmi (Martini), Masaccio, Ghirlandajo, Perugino und andern alten Meistern.

Kestner zeigte sie dem jungen Overbeck — und dieser Augenblick gehörte, wie er in seinen „Römischen Studien" erwähnt, zu den kostbarsten Erinnerungen seines Lebens, indem er „dem Fünfzehnjährigen durch diese Blätter eine neue Welt eröffnete, die er (Overbeck) mit freudigster Ueberraschung sogleich, und auf immer, für die seinige erkannte" [1].

Die Bekanntschaft mit Kestner und die Betrachtung von Zeichnungen, welche Talent und Gewandtheit und ein richtiges Verständniß der reinen und schönen Vorbilder bekundeten, denen sie nachgebildet waren, machte in der That in Overbecks Leben Epoche. Was bis dahin seine Seele wie eine dunkle Ahnung erfüllt, brach jetzt zum Bewußtsein, zur Klarheit durch. Die Entscheidung für die romantische Richtung datirt wohl von dem Tage dieser Begegnung. Die Gespräche, die er mit Kestner im Laubgang des Meder'schen Gartens geführt, wirkten wahrhaft elektrisirend und lebten ihm unvergeßlich in der Erinnerung fort. Es waren Worte über Poesie und Malerei, wie er sie bis dahin aus keines Menschen Munde gehört hatte, Klänge wie aus einer andern Sphäre, und sie fanden in seinem Herzen beseligenden Wiederklang. Wir werden später noch davon hören.

In dem Verlangen, diesen Verkehr fortzusetzen, richtete er kurz nach der erwähnten Begegnung folgenden Brief an August Kestner:

---

[1] Römische Studien von A. Kestner. Berlin 1850. S. 110 bis 111. Im Sommer 1805 war übrigens Overbeck 16 Jahre alt.

„Lübeck, den 1. August 1805.

Theurer Freund!

Verzeihen Sie meine Unverschämtheit, daß ich, der Ungleichheit unsers Alters nicht achtend, nach einer Bekanntschaft von wenigen Tagen Ihnen als ein vertrauter Freund schreibe. Der Wunsch, das Gespräch über die Kunst, welches wir mündlich anfiengen, schriftlich fortzusetzen, bewog mich vorzüglich zu diesem Schritte. Ich höre so gern Ihr Urtheil über die Kunst und Kunstwerke, weil es mir so richtig zu seyn scheint. Ihnen ist an dem meinigen natürlich nichts gelegen, aber weil wir uns nun einmal schriftlich unterreden, so müssen Sie mir das Vergnügen gönnen auch ein bischen mit zu sprechen. Wäre es mündlich, so würde ich nur hören und schweigen. So aber ist es doch wohl nicht thunlich, daß ich Sie immer allein reden lasse, und da müssen Sie es mir denn entschuldigen, wenn meine Meinung bisweilen von der Ihrigen abweicht, ich verspreche Ihnen dafür mich nach der Ihrigen zu bilden.

Zuerst muß ich Ihnen meine aufrichtige Meinung über das Bild vom Ossian sagen. Es befriedigte Sie nicht — mich eben so wenig, und wenn ich nicht irre so sagten Sie, der Künstler hätte dabei die Antike mehr vor Augen haben sollen, um aus dem Apoll z. B. zu lernen, wie die Griechen die wahre Begeisterung ausdrückten. Sollte aber das hier so ganz anwendbar seyn? — Apoll, der die Liebe singt, kann und muß einen lieblichen milden Ausdruck haben; Ossian aber, der in einer stürmischen Nacht die Helden der grauen Vorzeit singt, sollte der auch von diesem milden Ausdrucke beseelt seyn können? Uebertrieben scheint es mir auch, vorzüglich des Gewundenen wegen, in der Stellung, nur dünkt mich kann der Ausdruck nicht wohl dem des Apoll gleichen. Es ist leicht möglich daß ich mich irre, darum muß ich Sie bitten mir Ihre Gegengründe anzuführen, und mich so eines bessern zu belehren. Es ist mir nichts willkommener als Belehrung über Dinge, bei denen ich zweifelhaft bin. Ebenso wünschte ich auch ein auf-

richtiges Urtheil von Ihnen über H. Peroux zu hören. Meine Meinung ist: daß er ein guter Zeichner ist; seine Manier hingegen scheint mir ganz und gar falsch zu seyn. Das kleinliche Punktiren beim Ausführen verhindert, daß er je etwas künstlerisch Großes liefern kann. Mir ist dies doppelt unangenehm nicht blos seinetwegen sondern auch meinetwegen, weil auch ich mich an diese kleinliche Manier gewöhnen muß und meine Hand auf diese Weise in Fesseln legen muß, aus denen es ihr leider sehr schwer werden wird sich nachher wieder zu befreien. Eine freie Hand zu haben ist das Wichtigste für den Maler, und deßwegen wünschte ich so sehr, daß er mich recht große Sachen etwa nach Gyps zeichnen ließe. Da ich dies nun aber durchaus nicht erlangen kann, so kann ich mir wirklich bisweilen den Wunsch nicht verbergen, bald einen bessern Unterricht zu finden.

Seit einigen Tagen ist dieser Wunsch wieder vorzüglich lebhaft in mir geworden, seitdem ich mich mit dem jungen Sieveking aus Hamburg über die Kunst unterhalten habe. Er ist freilich kein großer Kunstkenner, aber doch ein fähiger Kopf, hat einen sehr richtigen Blick und viel Scharfsinn. Dieser rieth mir auch bald eine andere Manier anzunehmen, wenn ich meine Hand nicht an eine Aengstlichkeit gewöhnen wolle, die mir nachher sehr nachtheilig seyn könnte. — Darf ich überhaupt auf Beantwortung dieses Briefes hoffen, so bitte ich Sie vor allen Dingen über diesen Punkt mir Ihre Meinung zu sagen.

Ich muß schließen, ich darf Vater Homer nicht länger warten lassen auf mich. Viele herzliche Grüße von Meders, meinen Eltern und Geschwistern. Ich bin und verbleibe Ihr aufrichtiger Freund

J. F. Overbeck

der Künste und Wissenschaften Beflissener.

NB. Aus dem Homer habe ich mir die Scene von der Rückkehr des Telemach zum Sauhirten Eumaios ausgewählt, die ich jetzt bei H. Peroux zum Geburtstage meines Vaters bearbeite."

Wir sind nicht in der Lage, Kestners Antwort oder sonst weitere Einzelnheiten über die Studien von Fritz Overbeck mitzutheilen. Immerhin scheint die Annahme nicht ausgeschlossen, daß er dem Rathe des jungen Sieveking folgte und, während er mit Peroux immerfort die freundlichsten Beziehungen unterhielt, noch anderweitigen Unterricht gesucht habe, da Ludwig Roeck in einem Brief vom Jahre 1855 seinen „alten Jugendfreund" Overbeck an die Stunden erinnert, die sie einst miteinander „in der sogenannten Akademie(!) unter Petersens Leitung" verbrachten. Derselbe Roeck, in den fünfziger Jahren Bürgermeister von Lübeck, fügt bei: er wie Sieveking, Behrens und die andern Genossen hätten damals — bei Overbecks sorgsamen Nachbildungen der Madonna della Sedia und ähnlicher Kupferstiche — nicht geahnt, daß „aus dem bescheidenen Propyläen ein Künstler erster Größe hervorgehen werde" [1]. Ebenso schrieb Volrat Minten aus Gothenburg als gereifter Mann an seinen vormaligen Studiengefährten: „Den Kopf nach Rafael, den Du mir bei Deiner Abreise von Lübeck gabst, bewahre ich wie ein Heiligthum."

Von dem Augenblick an, wo die Zustimmung der Familie feststand, daß Fritz Künstler werden sollte, unterließ sein Vater nichts, was die Liebe und Hingebung des Sohnes an den erwählten Beruf fördern, sein Fortschreiten auf dem Wege nach dem idealen Ziele beflügeln konnte. Denn hoch hing der Kranz, nach dem derselbe ringen sollte! Vor nichts wünschte er den Sohn mehr zu bewahren, als „vor der flachen Mittelmäßigkeit,

---

[1] Brief L. Roecks, Lübeck, den 11. März 1855. — In demselben Brief bemerkt er noch: „So weit auch unsere Bahnen von einander sich entfernten, so bin ich doch der Kunst nicht entfrembet worden, und jetzt fehlt es, in meiner bürgermeisterlichen Stellung, nicht an Gelegenheit, zunächst in unserm kleinen Gemeinwesen erhaltend und künstlerisch verschönernd und veredelnd wirksam sein zu können. Drum magst Du auch, lieber Overbeck, dem Jugendgenossen ein — Deiner Sphäre nicht fremdes — Andenken widmen!"

des Künstlers Todsünde". Dreierlei forderte er von einem rechten und ganzen Künstler: „erstlich vollkommene technische Fertigkeit, dann classische Geistesbildung, endlich höchste sittliche Veredlung" [1]. In poetisch erregten Augenblicken schwebte seinem Geiste nichts Geringeres als das Bild eines Künstlers vor, in welchem Rafael und Winckelmann vereinigt wären! In einer Mischung von Ernst und Scherz hielt er dieses kühne Bild einmal seinem Sohne vor. „Wer das Glück hatte, in früher Jugend zur höheren Bildung eingeweiht zu werden, der wird diese Probe nachher nicht wegwerfen wollen. Nein, gewiß nicht! Winckelmann und Rafael, so in einer Person! Was dünkt dich zu diesem Gedanken? ‚Ist ein großer Gedanke, ist des Schweißes der Edlen werth!' — Was unerreicht bleibt, ist unverschuldet, wenn treulich darnach gestrebt war. Treulich, sage ich; doch auch mit Maßen. Nie auf Kosten der Gesundheit und eines frohen, reinen, unschuldigen Lebensgenusses."

Ein anderes Wort des Vaters lautet: „Ist des Künstlers Herz ein Tempel, so werden sich darin nur Heiligenfiguren und Götterbilder aufstellen, und auch in profanen Schilderungen wird dieß Hohe, Himmlische durchschimmern. Dann gelingt was die Kunst auf den höchsten Gipfel hebt: der Pinsel haucht Töne der Veredlung, der Menschenbesserung; wie man denn gebessert von jedem solchen Meisterwerke eines himmlischen Genius weggeht."

Die erste und wichtigste Frage war nun die Wahl der Akademie, auf welche Fritz geschickt werden sollte. Man suchte nach der besten im Reich, und als solche galt damals Wien. Der Rath der Sachverständigen, welchen der umsichtige Vater einholte, entschied für die Kaiserstadt an der Donau. Hernach, so war des Vaters Meinung, sollte Paris aufgesucht werden, und endlich der Hochsitz der Kunst, Italien, den Beschluß machen [2].

---

[1] Erinnerung 2c. S. 69.

[2] „Mein Blick," schreibt Senator Overbeck am 2. Jan. 1806, „ist auf Wien gerichtet als Kunstschule für ihn, hernach auf Paris als

Die Schwierigkeiten, womit der Kunstjünger zu kämpfen haben würde, waren diesem oft und eindringlich auseinandergesetzt worden. Er blieb beharrlich; er beharrte mit der Unerschütterlichkeit, die der angeborne Beruf gibt. „Und so möge er denn gehen in Gottes Namen, wenn anders die prüfenden Kenner ihn der Weihe würdig erklären", schrieb der Vater am 2. Januar 1806 an Frau Pauli in Altona, als Fritz auf einige Wochen nach Hamburg ging.

Dahin wurde er nämlich um diese Zeit vom Vater geschickt, um zwei kunsterfahrenen Männern, die in den Augen des Senators als die competentesten Richter galten, Proben seines Könnens vorzulegen und „über seinen Beruf zur Kunst aus ihrem Munde sein Endurtheil zu empfangen". Und beider Urtheil lautete günstig. Es waren dieß: Wilhelm Tischbein, der Maler und Freund Goethe's, der seit seiner Rückkehr aus Italien (1799) in Hamburg lebte, woselbst Senator Overbeck bei Gelegenheit eines zeitweiligen Geschäftsaufenthalts mit ihm in angenehmen Verkehr gekommen; und der als Reiseschriftsteller seiner Zeit bekannte kunstsinnige hamburgische Domherr Dr. Meyer[1], mit dem der Lübecker Senator bereits über die Ausbildung seines Sohnes in Briefwechsel getreten war. Dr. Meyer stand in freundschaftlichen Beziehungen zu dem Akademie-Director Füger in Wien, und seine Stimme vorzüglich war es gewesen, die für die Wahl dieser Akademie bei Overbeck den Ausschlag gab, gleichwie er jetzt auch sich an-

---

Kunstakademie; Italien wird endlich seine Heimath werden müssen." Brief an Frau Pauli in Altona, mitgetheilt von G. Poel in der Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde. 1881. Bd. 4. Heft 2. S. 42.

[1] Friedr. Joh. Lorenz Meyer, Präses des ehemaligen Domkapitels zu Hamburg, Freund Klopstocks, geb. zu Hamburg 1760, gest. 1844. Als Schriftsteller erwarb er sich unter seinen Zeitgenossen einen geachteten Namen im Fache der Länder- und Völkerkunde und der Kunstgeschichte. Auch Goethe nennt ihn unter den Kunstschriftstellern, welche auf ihre Zeit gewirkt.

gelegen sein ließ, den angehenden Kunstjünger dem Director Füger zur persönlichen Ueberwachung zu empfehlen[1].

In Hamburg suchte Fritz, auf Anregung seines Lehrers Peroux, noch den Maler Otto Runge auf und lernte in ihm einen seelenverwandten Kunstgenossen kennen, dessen gemüthvolle Persönlichkeit ihn ansprach und dessen tiefsinnige, phantasiereiche Entwürfe — die ersten Versuche, die romantischen Kunstansichten zu verwirklichen — einen freundlichen und nachhaltigen Eindruck in ihm hinterließen[2].

Bei der innigen Anhänglichkeit Fritzens an seine Familie und die Freunde war der Gedanke an eine Trennung von ihnen seinem Geiste niemals näher getreten, bis die Pflicht einer ernsten Berufswahl ihre Forderungen geltend machte. Als daher der Abschied kam, fühlte er wohl, daß ihm das Heimweh in die Ferne folgte. Zum Glück konnte er nicht ahnen, daß es ein Abschied für's Leben war. Denn seine Vaterstadt sollte er nicht mehr wiedersehen.

Aus den letzten Tagen seines Lübecker Lebens stammt ein Album von Erinnerungsblättern, welche die Freunde und Verwandten ihm zum Abschied, in Vers und Prosa, eingeschrieben: es war noch — ein halb Jahrhundert vor dem Aufkommen der Photographie — die harmlose Zeit der Stammbücher. Das Album, in goldenen Lettern „Denkmal edler Freunde" betitelt, enthält kleine Sprüche, biblische Stellen und moralische Sentenzen, wie diese:

„Wie groß ist der Mensch, wenn er gut,
Wie reich, wenn er zufrieden ist!"

Verschiedentliche Proben von Kalligraphie; einige so zierlich als ob sie gestochen wären, andere unbeholfen und zitterig wie

---

[1] Darstellungen aus Norddeutschland. Von Domherr Meyer. Hamburg 1816. S. 377.

[2] Vgl. Hinterlassene Schriften von Ph. Otto Runge. Hamburg 1841. II. 422. 500.

von Kindeshand, alle aber Güte, Liebe und Rechtschaffenheit athmend.

Fritz hinterließ beim Scheiden von Haus seiner Familie als eine Art Vermächtniß einen geliebten Freund: Gottlieb Grunow, in späteren Jahren Hofconditor in Berlin, seitdem auch längst zur Ruhe eingegangen. Es war ein schüchterner Jüngling, unter kümmerlichen Verhältnissen aufgewachsen, der bei seinem gebieterisch strengen Oheim und Vormund, einem Zuckerbäcker, in Lübeck lebte und auf irgendwelche Weise mit den besser begünstigten Brüdern Hans und Fritz Overbeck in Bekanntschaft gekommen war. Die edelmüthige Sympathie, welche ihm diese entgegenbrachten, besonnte sein Leben. Es war den beiden ein besonderes Vergnügen, ihn in seiner düstern Backstube aufzusuchen und ihm die trüben Stunden zu erhellen. Sie zogen ihn dann auch in ihr Elternhaus, und es entstand zwischen ihnen eine dauernde Freundschaft, welche wie ein goldener Faden das dunkle Geflecht dieses jungen Zuckerbäckerlebens durchschimmerte.

Frau Overbeck und ihre Töchter behandelten Grunow als Fritzens Stellvertreter bei den nachfolgenden Geburtstags- und andern häuslichen Festen. Sie luden ihn auf ihr Landhaus ein, wo er an Sommerabenden im Garten arbeitete und zum Abendtisch behalten ward. Es dauerte nicht lange, so hatte Fritz die Genugthuung, aus den Briefen der Seinigen zu vernehmen, daß der ehedem so schüchterne, linkische Junge selbständig und männlich geworden sei. Derselbe fing an, muthiger in die Zukunft zu blicken. Der Gegenstand seiner Sehnsucht blieb natürlich Fritz. Grunow schüttete seinem Liebling auch in Briefen — des schweren Porto's ungeachtet — sein Herz aus. Es war ihm „unmöglich, all die Freundlichkeit zu schildern, die er von den guten Eltern Overbecks, von seinen Schwestern und von Hans erfuhr". — In der That war es sein „einziger Schmerz", als er selber nach Jahresfrist Lübeck verließ, von dieser trefflichen Familie sich trennen zu müssen.

2. Erster Eintritt in die Welt.

(1806—1808.)

Reise von Lübeck nach Wien. Director Füger und sein Brief. Pforrs Freundschaft. Besuch von Bruder Christian. Die Erstürmung Lübecks. Die akademische Manier. Eberhard Wächter. Senator Overbeck in Paris. Fritz Overbecks erste Briefe. Passavant. Klinkowström.

Fritz Overbeck verließ Lübeck am 14. März 1806. Er stand jetzt im 17. Lebensjahre, in seiner äußern Erscheinung fast noch ein Knabe. Sein Reisepaß, am Tage vor seiner Abreise (in deutscher und französischer Sprache) ausgefertigt, bezeichnet ihn „von mittlerer Größe, mit dunkelblonden Haaren". Er war noch im Wachsen und hatte die hohe Statur, die ihn als Mann auszeichnete, noch nicht erreicht. Die Eltern gaben ihre wärmsten Segenswünsche einem Sohne mit, der ihnen nie den geringsten Kummer bereitet hatte. Sein Vater freilich war nicht ohne Besorgniß über die Gefahren, welche einem Jüngling in der weiten Welt bevorstehen; aber Fritz beschwichtigte sie mit dem Gelöbniß, „ein ganzer Overbeck" werden zu wollen [1] — ein Versprechen, das er treulich gehalten hat bis zum Tod. Der Sohn, der einer Familie von Predigern entsprossen, wurde ein Evangelist in seiner Kunst.

Bis Regensburg war der junge Reisende der Obhut des Senators Hach anvertraut, der als lübeckischer Delegirter beim deutschen Reichstag nach der Donaustadt sich begab. Der Senator reiste in einer Postkutsche mit seinem Bedienten, und als

[1] In einem Briefe der Schwester Lotte an Fritz, vom 3. August 1851, findet sich die Stelle: „Die Briefe aus Deinen Jünglingsjahren an unsern Vater haben wir alle sorgfältig geordnet, und Du, mein Lieber, hast treulich gehalten, was Du unserem Vater, der zaghaft in der Wahl Deines Berufes war, damals gelobtest, Du wollest ein ganzer Overbeck werden."

ein gesellig mittheilsamer Mann war er froh um einen Reisegefährten. Hans, der die Reisenden bis Friedeburg begleitete, konnte bei dem Gasthaus, wo sie schieden, nur schwer der letzten zärtlichen Umarmung des Bruders sich entwinden, aber dessen wiederholte, innig geflüsterte Versicherung, gut und seiner Liebe würdig zu bleiben, begleitete ihn tröstend auf dem Rückweg [1].

Der Tod ward dem Künstler an seinem Lebensabend leichter, als diese erste Trennung von allen, die er liebte. Als er die erheiternde Gegenwart seines Bruders nicht mehr um sich fühlte, da übermannte ihn der Schmerz mit ganzer Gewalt. Die Trennung von seinen geliebten Eltern, seinen herzensguten jungen Schwestern, seinen munteren kleinen Nichten und Neffen kam ihm jetzt, mit dem Verlust des treuen Genossen, in erhöhtem Grade zum Bewußtsein. Nur allmählich, wenn auch mit schwerem Herzen, errang er soviel Fassung, um seine persönlichen Gefühle der Rücksicht für seinen Beschützer unterzuordnen. Senator Hach, ein Mann von vierzig Jahren, war ein biederer Charakter, offenherzig und von Natur heiter. Der frische Abschied von Weib und Kindern war ihm ebenfalls nahe gegangen, und so mochte er ohne Zwang mit seinem jungen Schützling sympathisiren, der aus einem bloßen Bekannten ihm bald ein zutraulicher Gefährte wurde. Des Jünglings treues, helles Auge, sein anspruchsloses Benehmen, sein argloses Gemüth flößten ihm Zuneigung ein, so daß er mit ihm plauderte und umging, als wäre er seinesgleichen. Senator Hach vergaß auch diese gemeinsame Reise niemals, und bei einem nur wenig späteren Ausflug, den er an den Bodensee allein unternahm, fehlte ihm, wie er sich ausdrückt, nichts als ein theilnehmender Freund, der neben ihm aufjauchzte, dem er sagen konnte, wie glücklich er war [2]. Noch als Achtziger kam er oftmals auf das genußreiche Vergnügen zu sprechen, das er in

[1] Brief von Hans Overbeck, Lübeck, 6. December 1806.
[2] Brief an Fr. Overbeck, Regensburg, 6. Juli 1806.

Gesellschaft des jungen Overbeck erfahren. Er hörte auch nicht auf, der fernern Laufbahn des Künstlers mit aufrichtigem Antheil zu folgen.

Durch den Austausch gleichartiger Empfindungen hatte sich ihre Stimmung bereits gehoben, als sie Ratzeburg erreichten. In dieser ehemaligen Bischofsstadt machten sie Halt, um den Hofrath Nauwerk, einen Freund der Overbecks, zu besuchen. Es war ein eifriger Kunstliebhaber. Später lebte er in Neustrelitz, von wo es ihm, schon bei vorgerückten Jahren, noch vergönnt war, seinen Wunsch, Italien und dessen Kunstschätze zu sehen, zu erfüllen (1842) und so mit Overbeck die Erinnerungen an die bei diesem ersten Besuch mit einander verlebten Stunden auf classischem Boden wieder aufzufrischen.

Unmäßige Zollabgaben und Belästigungen bei den endlos wiederkehrenden Mauthstationen, böse Wege, umgestürzte Wagen und ähnliche Fährlichkeiten: das gehörte zu den Merkmalen des Reisens in jenen Tagen. Durch die schrecklich ausgefahrenen Geleise der Landstraßen, welche den Wagen beständig der Gefahr aussetzten, im Kothe stecken zu bleiben, ließ sich Senator Hach nicht abhalten, bis in die Nacht hinein zu reisen. Es dunkelte, als sie das Lüneburger Gebiet erreichten, und der Wagen hatte sich noch nicht lange durch den Sand gewälzt, als er (bei Brietling) umstürzte. Der kleine Unfall blieb ohne schädliche Folgen, aber da er in den ersten Reisetagen sich ereignete, so wirkte er auf Fritz wie ein schlimmes Omen niederdrückend. Der nächste Tag war indessen heiter, und wie die Fahrt immer weiter südwärts ging, so ließen sie auch mit jedem Tage fühlbarer den Winter hinter sich. Bereits Freunde geworden, ergötzten sie sich am Wechsel der Landschaft und unterhielten sich über Poesie und bildende Kunst.

In Hannover, wo sie einen Tag Rast hielten (18. März), überreichte Fritz der Frau Hofräthin Kestner, der Mutter des seinem Künstlerherzen so nahe gekommenen August Kestner, den nachfolgenden Empfehlungsbrief von W. Meder aus Lübeck:

„Lübeck, den 13. März 1806.

Fritz Overbeck reist morgen von hier ab, um seine Laufbahn als Künstler anzutreten, und will diese Gelegenheit zu Ihnen, theure Freundin, zu reden, nicht ganz unbenutzt vorbeilassen. Unserem Fritz wird es gewiß ein süßer Trost sein, in Ihnen und Ihren lieben Kindern in der kalten Fremde wieder liebe befreundete Wesen anzutreffen, deren er wohl seit Ratzeburg keine fand. Er hat sich aus dem Schooße seiner liebenden Familie gerissen, um nach Wien, und mit der Zeit nach Italien zu gehen, wohin die Kunst so mächtig ihn zieht, die Geliebte, um deren willen er Eltern und Vaterstadt verläßt. Die Laufbahn eines Künstlers ist eine schlüpfrige Laufbahn, sein reiner, einfacher Sinn wird ihn indeß glücklich auf derselben führen, so hoffen alle, die ihn kennen . . . . W. Meder."

Die verständige, mütterlich wohlwollende Hofräthin, ihre Töchter und vor allen ihr Sohn August begrüßten den jungen Reisenden mit herzlichem Willkomm; ihre „freundlichen Gesichter" erheiterten ihm die Weiterfahrt. — In Göttingen hatte Hans die Dienste zweier junger Bekannten, Steche und Bieder, vorsorglich für seinen Bruder aufgeboten. Sie bereiteten ihm einige „vergnügte Stunden", indem sie ihm als Ciceroni in der Universitätsstadt dienten, welche der Schauplatz der Studien und frühen Ehren seines Vaters gewesen. — Von Göttingen ging es nach Kassel, und die Neuheit der landschaftlichen Scenerie erfüllte das für die Schönheiten der Natur empfängliche Herz des jungen Malers mit erhebenden Eindrücken. Nicht minder beglückte ihn ein flüchtiger Besuch der Kasseler Bildergallerie, und sein Entzücken über „den göttlichen Rafael und Leonardo da Vinci" wurde nur durch die ernüchternde Frage seines Begleiters, „was denn eigentlich Schönes daran wäre", etwas verkümmert.

Frankfurt scheint keinen Eindruck hinterlassen zu haben. Dagegen übten die beiden nächsten Reisestationen, Würzburg und Nürnberg, einen ungemeinen Zauber auf ihn aus.

Auch in Regensburg fühlte sich Fritz von heimischer Atmosphäre umweht; der alterthümliche Charakter der schönen und damals noch sehr wichtigen Stadt erinnerte ihn an Lübeck. Am Sitz des Reichstags wimmelte es von Gesandten, Delegirten und deren Familien, die freilich nur allzubald, kurze fünf Monate später, für immer auseinanderstieben sollten. Am 6. August wurde das heilige römische Reich deutscher Nation durch die Gewaltherrschaft Napoleons zertrümmert und der österreichische Monarch in die Nothwendigkeit versetzt, die römisch-deutsche Kaiserkrone niederzulegen. Schon jetzt führte der Reichstag nur ein Scheinleben, denn seine Actionsfreiheit war durch die Dictatur des mächtigen Usurpators gelähmt. In Regensburg regierte der Kurfürst von Mainz, Karl Theodor von Dalberg, ein lebhafter, vielseitig begabter Geist, dem es aber, bei gutem Willen, an Einsicht und Festigkeit gebrach. Er war ein bewundernder Anhänger Napoleons, in dem er ein erhabenes Werkzeug des Himmels sah, Gott für die Siege preisend, welche derselbe über seine eigenen Landsleute, die Deutschen, errungen. Trotz seiner politischen Vielgeschäftigkeit war der Erzkanzler ein unermüdlicher Schriftsteller und Schöngeist, der mit den verschiedenartigsten Studien sich abgab und als ein ächtes Kind seiner Zeit für alle Ideale der Aufklärungszeit schwärmte. Seinem sittlichen Charakter haftete keine Makel an, und seine Zeitgenossen ehrten in ihm einen thätigen Gönner von Kunst und Wissenschaft. Mit dem diplomatischen Corps und den Mitgliedern des Reichstages unterhielt er einen sehr freundlichen Verkehr; und Senator Hach wurde bald nach seiner Ankunft zur Tafel geladen.

So fand sich Fritz Overbeck, der bei Senator Hach in einem Hotel wohnte und unter der Obhut dieses gütigen Protectors von seiner Reise einige Wochen ausruhte, zu Regensburg inmitten eines angenehmen, hochgebildeten Kreises, zu welchem seine Empfehlungsbriefe und der Name seines Vaters ihm Zutritt verschafften. Landesdirectorialrath Bösner aus Lübeck,

der ständige Agent der Hansestadt und ihr Stimmführer im Reichstag, sowie dessen Gattin und Kinder, wurden seine warmen Freunde und Bewunderer. Frau Hofräthin Kestner hatte ihn mit einem Empfehlungsschreiben bei Herrn von Reden, dem hannoverschen Gesandten, eingeführt, in dessen Familie er ebenfalls eine freundliche Aufnahme fand. Aus dem Inhalt vorhandener Briefe ist nicht ohne Interesse wahrzunehmen, wie sehr der anspruchslose und schüchterne Jüngling überall herzlich wohlwollender Achtung begegnete. Seine Mutter mahnt ihn darum, sich durch Titel oder Glanz nicht abschrecken zu lassen; wenn er sich früh gewöhne, mit hochgestellten Personen umzugehen, so werde es ihm nachher sein als wenn er mit Seinesgleichen spräche. Nur müsse er sich vorher nach den jedem gebührenden Titeln erkundigen, im Uebrigen höflich und bescheiden sein, so werde es ihm an freundlichem Entgegenkommen nicht fehlen. Dem mütterlichen Rathe und der eigenen guten Lebensart folgend, steuerte er denn auch ohne Fährlichkeit durch die ebenso unumgänglichen wie leeren Förmlichkeiten der officiellen Kreise der Stadt. Mit Senator Hach besuchte er die „Harmonie", den von Dalberg geschaffenen Vereinigungspunkt der guten Gesellschaft, und kam dort mit Gesandten und hohen Würdenträgern in Berührung. Auch dem Erzkanzler scheint er vorgestellt worden zu sein [1]. Er sah sich wacker um, und obgleich von Natur etwas zerstreut, vergaß er zuletzt auch nicht die eingeschärfte Vorschrift der Mutter, dem Diener des Senators Hach bei seiner Abreise „ein douceur zu geben".

Der biedere Senator schrieb seinem Schützling, den er wahrhaft liebgewonnen, beim Abschied in's Stammbuch:

„Unser Leben gleicht der Reise! — Möge Ihre Lebensreise sein, wie unsere Reise von Lübeck nach Regensburg! Immer dem Frühling entgegen mit heiterer Laune, im Genuß der Natur und der

---

[1] Wenigstens fragt seine Mutter im Brief vom 16. April 1806: „Hast Du dem Erzkanzler nicht Deine Zeichnungen gezeigt? und wie hat er sie beurtheilt?"

Dichtung! Möge jeder Unfall sich enden, wie der unsere zu Brietling! Möge jeder Gefährte Sie lieben, wie Sie liebt Ihr treuer Freund Hach. — Regensburg, 13. April 1806."

Am folgenden Morgen, einem Montag, kam es zum Abschied.

Von Regensburg aus pflegten wohlhabende Reisende, welche die Wasserfahrt auf der Donau nach Wien der Landreise vorzogen, in kleiner oder größerer Gesellschaft, ein eigenes Schiff zu miethen; ähnlich etwa, wie man heute eine Dahabieh zu Kairo für eine Nilfahrt miethet. Denn eine solche Reise galt damals noch für ein Unternehmen. Fritz konnte sich den Luxus einer Schiffahrt im großen Stil nicht gönnen; alle Bemühungen der Herren Bösner und Hach, dem jungen Landsmann eine Gesellschaft zu ermitteln, der er sich hätte anschließen können, waren erfolglos. Es blieb daher nichts übrig, als das „Ordinarischiff" zu besteigen. Mit der Leichtherzigkeit der Jugend fügte er sich in die Nothwendigkeit, und schon am zweiten Reisetag befand er sich auf bestem Fuß mit seinen schlichten und ärmlich, zum Theil bedenklich aussehenden Fahrtgenossen. Er gewann Zutrauen und theilte mit ihnen seine kleinen Vorräthe; denn sein geselliges Wesen konnte sich ebenso leicht dem Armen wie dem Reichen anbequemen.

Die Reise von Regensburg nach Wien, die man heute in siebenzehn Stunden zurücklegt, dauerte acht Tage. Es war, wie er bei aller Genügsamkeit gestehen mußte, eine mühselige Fahrt. Das Schiff folgte gemächlich den endlosen Windungen des angeschwellten Stromes. Dazu ein frostiges Frühlingswetter, abwechselnd von durchdringend scharfen Winden und Regenströmen begleitet. Nichtsdestoweniger sah er an den Ufern vieles, was ihn anzog und entzückte; es ging an Schlössern und Klöstern vorbei, und an manchem alten Städtchen wurde Halt gemacht.

Wien war endlich erreicht (21. April). Er betrat die große, geräuschvolle Kaiserstadt mit einem freudigen, liebevollen Vertrauen zu den Menschen und mit tiefem Dankgefühl gegen

den gütigen Lenker der Geschicke, der ihn, den unerfahrenen Jüngling, wohlbehalten an das Ziel seiner Reise geführt.

Von Lübeck aus hatte Herr Plessing im Interesse seines jungen Schwagers vorsorglich den freundschaftlichen Beistand eines Wiener Geschäftsmannes, des Bankiers Daniel Coith, angerufen und in Thätigkeit gesetzt. Dieser versprach nicht nur die Geldangelegenheiten des künftigen Akademikers in die Hand zu nehmen, sondern war schon vor dessen Ankunft bemüht, ein passendes Quartier für ihn ausfindig zu machen. Durch seine Vermittlung erhielt der Ankömmling im Hause eines protestantischen Geistlichen, Namens Glatz, sein Unterkommen. Herr Glatz war zweiter Prediger der lutherischen Gemeinde und wohnte in der Dorotheen-Gasse, einem guten, von der Akademie nicht weit entlegenen Stadtviertel.

So befand sich nun Fritz Overbeck in der heiteren Hauptstadt des deutschen Reiches. Er kam aus einer Stadt streng arbeitender, eingezogen lebender Geschäftsleute, die auf ihre nüchterne Einfachheit und Geradheit stolz waren. In seiner ganzen Art, von Temperament und Erziehung, Norddeutscher, sah er sich plötzlich in den Wirbel einer glänzenden Weltstadt, unter eine lebenslustige, joviale Volksmenge hineingeworfen. Hier gab sich Niemand so ausschließlich dem Geschäfte hin, man ergötzte sich in jeder Art von Vergnügen, Theatern, Bällen, Concerten, Feuerwerken, militärischen Paraden und kirchlichen Festlichkeiten. Der Frühling Süddeutschlands begann seinen Zauber zu entfalten, und die heiteren, sorglosen Wiener strömten nach allen Richtungen hinaus in die schönen Umgebungen ihrer Stadt, deren landschaftliche Reize so sehr dazu geschaffen waren, zum Genusse in's Freie zu locken. Wäre er nur Vergnügens halber in die Kaiserstadt gekommen, so hätte er in Mitte einer so freundlichen und gutmüthigen Bevölkerung schnell heimisch werden können. Aber die elterlichen Mahnungen, die sich in Briefen fortsetzten, ihre Warnungen vor den „Lockungen der Welt", vor den „Anfechtungen des Bösen" klangen in der

Seele des unverdorbenen Sohnes fort. Und Angesichts der Leiden und Sorgen, welche auf anderen Theilen Europa's und neuerdings auch auf Oesterreich mit schwerem Drucke lasteten, dünkten ihm Lustbarkeiten nicht am Platz. Alles muthete ihn fremd an, und sein Gemüth, das allzeit mehr Macht über ihn hatte als der Körper, fühlte sich im ersten Moment betäubt und verwirrt. Das Heimweh erfaßte den Ankömmling mit überwältigender Macht.

Als er die Thüre des kleinen Schlafzimmers, welches er zu seinem großen Unbehagen mit dem Sohne des Predigers theilen mußte, hinter sich schloß, flehte er Gott inbrünstig auf den Knieen an, er möge ihn in diesem Strudel von Leichtsinn und Ueppigkeit behüten. Es war ein so unmittelbarer Erguß, so dem Innersten der Seele entrungen, dieses Gebet, daß es ihm niemals aus der Erinnerung schwand. Wenn er später, in stillen Stunden seiner letzten Jahre, wie er es liebte, nachsinnend der Güte Gottes gedachte, die ihn niemals verlassen oder vergessen habe, so schienen bei dem Gedanken an jenen „Aufschrei der Seele zu Gott" und die wirksame Erhörung desselben seine Züge wie von einem Wiederschein des Himmels verklärt.

Die kaiserliche Akademie der schönen Künste in Wien genoß damals einen großen Ruf und war die blühendste Kunstschule ihrer Zeit. Sie stand unter der Leitung des Directors Friedrich Heinrich Füger, des weit angesehenen Historienmalers, der, in Mengs'scher Richtung wandelnd, in antiken Stoffen akademisch sich erging, der Guido Reni pries und unter seinen Zeitgenossen am meisten mit David, dem großen Pariser Meister, Verwandtschaft fühlte.

Fritz war dem Director Füger, wie bereits erwähnt, durch Dr. Meyer von Hamburg, den hanseatischen Kunstfreund, zum voraus empfohlen worden. Noch während er sich auf der Reise befand, waren seine Eltern durch die Nachricht erfreut worden,

daß Füger der Ankunft des jungen Lübeckers mit allem Wohlwollen entgegensehe. Hiervon verständigt, machte Fritz unverweilt dem Director seine Aufwartung. Er hatte einige unvollendete Porträts mit nach Wien gebracht, unter anderen die Bildnisse seiner Eltern und seines Bruders Hans, welche er ihm vorzeigte. Director Füger fand dieselben schwach, in der Behandlung ungenügend, so daß er dem angehenden Künstler erklärte, er müsse wieder bei den ersten Elementen anfangen.

Der Ausspruch lautete wohl etwas verblüffend. Wenn indeß Fritz auch die Anfangsgründe bewältigt zu haben glaubte, so nahm er doch in ruhiger Resignation den ihm angewiesenen Platz in der untersten Klasse ein und begann sofort, von dem verständigen Zuspruch des Vaters ermuthigt, mit allem guten Willen zu arbeiten. Seine Eltern, welche volles Vertrauen in die Weisheit aller von der Akademie getroffenen Maßnahmen setzten, empfanden nur Stolz und Befriedigung, als ein zweites Mal, etwa einen Monat später, Director Füger ihres Sohnes in einem Briefe an Dr. Meyer mit Worten erwähnte, die persönliches Interesse verriethen:

„... Es steht ihm frei," — schrieb er — „mich in meinem Atelier so oft zu besuchen, als er will, und mir seine Arbeiten insbesondere zu zeigen, wenn er meine Meinung darüber zu wissen verlangt. Aus seinen mitgebrachten Versuchen sah ich indessen, daß er bisher noch keine Gelegenheit hatte, nach eigentlichen malerischen oder akademischen Zeichnungen zu studiren. Diese finden sich bei uns in großer Menge, und darnach muß er erst seine Hand üben und den Mechanismus mehrerer Zeichnungsarten sich eigen machen, ehe er zur Malerei und den höheren Theilen derselben übergehen kann. Diese Vorübungen können wohl einige Jahre dauern und werden seiner Neigung zur Kunst diejenige bestimmte Richtung geben, aus welcher man den Grad der Fähigkeit eines Zöglings derselben erkennt. — Ich habe ihm daher vor der Hand in der Schule der Anfangsgründe der historischen Zeichnung einen Platz verschafft, worin

nach den besten akademischen Handzeichnungen den ganzen Tag gearbeitet wird. Früh von 6—8 Uhr zeichnet er in unseren Antiken-Sälen nach der Natur, das Skelet, und nachher die große anatomische Statue unseres Professors der Bildhauerei und artistischen Anatomie: Martin Fischer[1]; womit alle unsere Schüler anfangen, um die Bestandtheile der menschlichen Figur von innen heraus gründlich kennen zu lernen; und wodurch sie verständige Zeichner werden, wenn sie Talent haben, und sich nicht von den dunkeln Träumen der bloßen nicht unterrichteten Empfindung verleiten lassen, diese an sich leichten wissenschaftlichen Kenntnisse mit Verachtung anzusehen, die doch zur Ausübung der Künste so nothwendig sind. — Ein anhaltender Fleiß und das Beispiel so vieler anderer Schüler wird ihm eine Stufe um die andere ersteigen helfen. Ich werde von einer Zeit zur andern alle seine Arbeiten beurtheilen, und ihm gerne die Hand dabei reichen, wenn er meinen Rath dabei befolgen will. Ich muß Ihnen aber soviel sagen: daß in den öffentlichen Lehrstunden die Correctur in unseren akademischen Schulen das eigentliche Geschäft der Professoren ist. Die Anwendung der in diesen Lehrstunden erlangten Fertigkeiten in der Zeichnung auf die Ausübung der Malerei ist die Function des Directors dieser Schule. Da kommen die Schüler näher unter meine Augen, wenn sie die ersten Studien schon gemacht haben. — — Der Prediger und Superintendent der hiesigen reformirten Gemeine, H. v. Hilchenbach, mein alter Freund, versichert mich, daß O. bei sehr braven Leuten in der Kost und im Quartier sei; und gute Gesellschaft ist wohl das beste Mittel, um einen jungen Menschen vor der schlechten zu bewahren. — — Die Kunstgesellschaft bei dem Grafen Fries wird schon seit einigen Jahren nicht mehr gehalten. Aber seine Sammlung werde ich O. Gelegenheit geben zu sehen, sowie einige andere, wenn er erst die nothwendigste Uebung im

[1] Johann Martin Fischer, geb. zu Füssen 1741, gest. zu Wien 1820.

Zeichnen gemacht hat.“ (Diese Briefstellen theilte Vater Overbeck seinem Sohne in seinem Briefe vom 4. Juni 1806 mit.)

Unter so gearteter Leitung führte Fritz nun das geregelte Leben eines Akademie-Schülers, der seinen ganzen Eifer daran setzte, Correctheit im Zeichnen zu erringen und zugleich die neuen Principien, die er täglich vortragen hörte, in sich zu verarbeiten — getreu dem aufmunternden Worte des Vaters, der ihm zurief, nicht voreilig Höheres erstreben zu wollen, bevor er des Niederen vollkommen Meister sei: „Ausdauer bei den Anfangsgründen, und Eindringen in die Fundamentalgesetze, das gibt in der Folge den Vollendeten“ (4. Juni 1806). Ein Fremdling mitten in einem Schwarm lärmender, sorglos froher Studirenden, ergriff der noch von Heimweh geplagte Jüngling freudig die Hand eines andern ruhig strebsamen Kunstgenossen Namens Pforr, für den er durch einen beiderseitigen Freund, den Maler Peroux, bereits im voraus günstig gestimmt und eingenommen war.

Der Maler und seine Frau bewahrten von ihrem frühern Aufenthalt in Frankfurt her einem jungen Kunstbeflissenen dieser Stadt, den sie liebevoll Fränzchen nannten und dem Lübecker Schüler als den besten Jungen von der Welt schilderten, eine warme und treue Theilnahme. Von dem Augenblicke an, als sie die Kunde erhielten, daß derselbe im Herbst 1805 zur weitern Ausbildung an die Akademie nach Wien gegangen sei, hatten sie den Plan, daß Fritz an dieselbe Anstalt geschickt werden sollte, eifrig befürwortet. Sie sahen im Geiste, wie ihre beiden Lieblinge Freunde werden müßten, und malten sich das Glück dieses Zusammentreffens mit den schönsten Farben aus. Groß war daher ihre Freude, als sie ihre prophetische Ahnung bald durch Briefe bestätigt sahen[1], und wenn diese Freude durch

---

[1] Schon am 4. Juni 1806 schreibt der Vater Overbeck: „Zu Pforrs Bekanntschaft wünsche ich Dir Glück: das ist ja das Fränzchen! Peroux grüßen herzlich.“

etwas beeinträchtigt wurde, so war es nur, weil die beiden noch im Wachsen begriffenen Jünglinge sich allzu ausschließlich ihrem glühenden Kunsteifer hingaben.

Franz Pforr, ein Jahr älter als Overbeck, geboren am 5. April 1788 zu Frankfurt am Main, war ein ächtes Künstlerblut. Der jüngere Sohn des ausgezeichneten Pferdemalers Johann Georg Pforr (1745—1798), stammte er mütterlicherseits von der zahlreichen Künstlerfamilie der Tischbein. Am berühmtesten unter den letzteren ist Wilhelm Tischbein, derselbe, dessen Stimme in Hamburg über den Künstlerberuf Fritz Overbecks ein entscheidendes Wort gesprochen. Den ersten Unterricht im Zeichnen hatte Franz Pforr, der schon als Knabe „Geist, künstlerische Originalität und keine gemeinen Anlagen zum Dichter“ [1] verrieth, von seinem Vater empfangen, den er aber im Alter von zehn Jahren schon verlor. Einige ansprechenden Züge aus seinem frühesten Jugendleben finden sich in dem von Adolf Cornill bearbeiteten Lebensbild des Malers und Kunstschriftstellers Johann David Passavant [2], der, ein Frankfurter Bürgerkind, mit den beiden Söhnen des Thiermalers Pforr in guter Kameradschaft lebte. Cornill berichtet, wie die Mutter Passavant ihren Kindern „die einfache Stube des elterlichen Hauses durch kleine gesellige Freuden zu beleben“ wußte, an denen besonders die liebenswürdigen Knaben Pforr Theil nahmen.

„Frau Passavant sah sie gern als brave muntere Kameraden ihres Jean, und duldete es liebevoll, daß die Knaben nach der poetischen Regung der Jugendlust im Hause schalteten . . . Allein diese heitere Zeit sollte durch den Tod des Malers Pforr ein rasches Ende nehmen. Zwar kamen die Knaben anfänglich

[1] Kunst und Künstler in Frankfurt am Main von Dr. Ph. Friedrich Gwinner. Frankfurt 1862. S. 342.

[2] Neujahrs-Blatt, den Mitgliedern des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt am Main dargebracht im Januar 1864. S. 39 ff.

um so häufiger in das Passavant'sche Haus; allein ihre Mutter zog bald mit ihnen nach Hanau, um billiger zu leben, während Herr Passavant und Herr Sarasin als treue Vormünder ihr kleines Vermögen verwalteten. Doch nicht lange, so sahen sich die Knaben durch den Tod der Mutter ganz verwaist. Franz wurde von seinem Bruder [1] getrennt, er kam zu seinem Onkel, dem Gallerie-Inspector Tischbein, nach Kassel [2], um sich zum Maler auszubilden ... Mit wachsendem Interesse, mit sehnlichem Verlangen empfing Jean die seltenen kleinen Briefe seines lieben Franz, worin dieser ihm seine kleinen Streifereien und Abenteuer, seine Fortschritte im Zeichnen meldete. Auch schickte derselbe als Proben seiner Fähigkeit Copien in Kreide, ja sogar schon selbstradirte Blättchen ein. Die Freunde tauschten Kupferstiche aus, und Jean wandte seine ersten Ersparnisse an, um den jungen Künstlerfreund von Kopf bis zu Fuß in schwarzen Manchester zu kleiden, ein anonymes Weihnachtsgeschenk, welches die größte Freude erregte ... Franz Pforr wurde im Sommer 1805 im Hause des Herrn Sarasin freundlich aufgenommen, nachdem sein Onkel Tischbein in Kassel plötzlich gestorben war. Anfangs blieben die jungen Freunde zwar in sich zurückgezogen. Aber die liebenswürdige Bescheidenheit, mit welcher der 17jährige Franz seine vielversprechenden Studien vorzeigte, die Freundlichkeit, mit welcher er Jean oft Abends vom Comptoir abholte und bei gemeinsamen Streifereien in die ideale Welt seiner Künstlerphantasien erhob, in der die schönen Werke der Kasseler Gallerie Leben gewonnen hatten: das alles öffnete Jean bald die innerste Tiefe seiner Seele, worin er mit der ihm eigenthümlichen energischen Treue den Freund fortan für's Leben festhielt ... Als das welke Laub abgefallen war, mußte Franz scheiden. Die Welt stand in Waffen: der dritte Coalitions-

[1] Heinrich Pforr kam zu dem berühmten Ebenisten Röntgen in Neuwied in die Lehre, wo er bald darauf starb.

[2] Johann Heinrich Tischbein, der jüngere, Maler und Kupferstecher (1742—1805).

krieg war ausgebrochen, die schmachvolle Capitulation von Ulm bereits erfolgt, als Franz nach Wien reiste, wo bald die von den süddeutschen Truppen unterstützten Franzosen einzogen. Statt seine künstlerischen Studien zu beginnen, mußte Franz mit den übrigen Akademikern zum Gewehr greifen, um die Ruhe der Stadt aufrecht zu erhalten."

Damit kommen wir zu dem Zeitpunkte zurück, wo Franz Pforr (1806) mit Fritz Overbeck befreundet wurde, der sich dem gewohnheitsmäßigen Treiben der Kunstschüler von Anbeginn fernhielt, um nur seine Bibel, seinen Homer[1] und Pforr sich zu Gesellschaftern zu halten. Es waren indeß kaum ein paar Monate verflossen, seitdem sie miteinander ihre Studien betrieben, als Pforr, von Hause aus von zarter Constitution, einen „epileptischen Zufall" in Gegenwart seines Freundes hatte, der sich übrigens trotz der Bestürzung brav dabei benahm. Sie hatten bereits von einem künftigen Zusammenwohnen mit einander geplant; dieser Gedanke mußte nun aufgegeben werden. Denn Overbecks Vater legte ernstlich Verwahrung ein, als er von dem bedauernswerthen Vorfall hörte, und empfahl dem Sohne „äußerste Behutsamkeit im Umgange" mit dem armen Freunde, aus Besorgniß vor möglichen Folgen, welche eine Wiederholung des Anfalls auf seine erregbare Phantasie haben könnte. Zu gleicher Zeit zog sich auch Pforr, ohne von dieser Warnung zu wissen und in einer für Fritz unerklärlichen Weise, von diesem zurück. So erlitt der rasch geschlossene Freundschaftsbund einen Stoß, an welchem der Letztere unschuldig war.

Inzwischen traten Umstände ein, welche ganz geeignet waren, Overbecks Enttäuschung zu lindern und seine Gedanken von dem nervös-empfindlichen Genossen abzulenken. Nach einigen Monaten geduldiger Ausdauer hatte er die große Freude, seinen ältesten Bruder Christian bei sich zu sehen, der in Heidelberg

[1] Aus Lübeck schreibt der Vater, 28. Juli 1806: „Daß Du Deinen Homer fortsetzest, ist mir absonderliche Freude. O wie wirst Du darob in späteren Jahren frohlocken!"

zum Doctor beider Rechte promovirt worden war und nun nach einer Tour durch die Schweiz und Tirol zu Anfang October in Wien eintraf. Die beiden Brüder waren glückselig zusammen, auch Herr und Frau Glatz mit ihnen; denn es waren gute theilnehmende Leute, die sich ehrlich freuten, daß ihrem stillen emsigen Hausgenossen eine so aufheiternde Ueberraschung zu Theil geworden. Die frohen Tage des Wiedersehens verflogen freilich schnell [1]. Denn Christian wollte vor der Rückkehr nach dem Norden auch noch einen in Oberösterreich wohnenden Oheim besuchen, den jüngern Bruder ihres Vaters, Johann Georg Overbeck, der als protestantischer Pastor zu Goisern, einem zwischen Ischl und Hallstadt gelegenen Dorfe des prächtigen Salzkammergutes, lebte. Fritz, welcher sich auf den Wunsch des Vaters mit diesem Oheim in Correspondenz gesetzt hatte, wollte den Bruder dahin begleiten, verzichtete aber schließlich auf dieses Vergnügen aus Rücksichten der Oekonomie. Später sandte er seinen Verwandten, als Erwiederung auf ihre dringende Einladung, die von ihm gemalten Bildnisse seiner Eltern nach Goisern.

Onkel Johann Georg, welcher „seit bald 23 Jahren keinen Lübecker, viel weniger einen nahen Blutsverwandten" gesehen hatte, bereitete seinem Neffen „Christel" eine festliche Aufnahme, und war während der drei folgenden Jahre immerfort gewärtig, dieselbe Gastfreundschaft auch dem jungen Kunstzögling Fritz erweisen zu können, für welchen er wie seine Gattin und seine

[1] „O ihr geliebten Söhne", schreibt der Vater aus Lübeck am 25. October 1806, „fühltet Ihr nicht unter Euren Umarmungen die unsichtbare Gegenwart liebender hocherfreuter Eltern? Diese Tage, die köstlichen mußt Du uns schildern. Verschweig auch den Schmerz der Trennung nicht. Bedürfen wir nicht Alle der Erinnerung, daß kein Erdengut besteht?

Selig wer mit festem Blicke
Gutes an das Schlimme reiht,
Und dem wechselnden Geschicke
Immer gleiche Stirne beut!"

Kinder ein warmes Interesse bekundeten, nebenbei, wie er nicht verhehlte, die Hoffnung nährend, von ihm „so gemalt zu werden, wie seine Kunst das theure Elternpaar, bewunderungswürdig schön, dargestellt" habe[1]. Von Jahr zu Jahr wurde die Einladung in das Pfarrhaus zu Goisern ebenso geduldig wie herzlich erneuert, aber zu dem erwarteten Besuche scheint es gleichwohl, bei dem ganz im Bann seiner Kunststudien festgehaltenen Akademiker, nicht gekommen zu sein.

Ohne geizig zu sein, hatte Fritz sich gewissenhafte Sparsamkeit gegen sich selbst auferlegt, seit er gehört, welche beschwerlichen Anforderungen der Krieg mit seinen drückenden Folgen an die Finanzen seiner Eltern stellte[2]. Er wünschte ihnen eine möglichst leichte Bürde zu sein. Nicht lange nachdem er seine Vaterstadt verlassen, begann der immer weiter sich ausdehnende Krieg das Territorium des bis dahin friedlichen Lübeck zu erfassen. Im April 1806 wurde die Trave von den Engländern blokirt, während der Stadt Lübeck eine Occupation durch preußische Truppen drohte, welche bereits ihre Dorfschaften im Lauenburgischen besetzt hielten. Das waren unheimliche Wetterzeichen, und eine düstere Wolke hing bereits über der Stadt, als die Schweden bei Mölln mit den Preußen sich geschlagen und der Uebermacht weichend das Lauenburger Land verlassen hatten. Eine Zeitlang blieben diese Vorgänge bloße Vorzeichen — bis zu der verhängnißvollen Schlacht von Jena, in Folge deren der preußische General Blücher mit dem Rest seiner Armee den Rückzug nordwärts über Lübeck antrat. Dieß führte zu der Erstürmung der Stadt durch die Franzosen am 6. November. Ein blutiger Kampf entspann sich außer-

---

[1] Brief aus Goisern vom 7. Juli 1807.

[2] Am 15. April 1807 schreibt der Vater selbst: „Die Reise zum Onkel möchte ich für dies Frühjahr wohl noch widerrathen; aus Oekonomie, muß ich offenherzig gestehen. Hier sind wir die Gedrückten und Gezwickten, und müssen aushalten, rechtschaffen." Auch im folgenden Jahre spricht er noch von der res angusta im eigenen Haus.

halb und innerhalb der mit allen Schrecken heimgesuchten Stadt; viertausend von Blüchers Soldaten wurden gefangen genommen, der Rest vertrieben; die Franzosen aber gaben Lübeck der Plünderung preis.

Einige Tage später sandte Hans Overbeck seinem Bruder in Wien die folgende Schilderung dieser Schreckenswoche.

Lübeck, den 11. November 1806.

„Ich eile, lieber Bruder, Dich unseretwegen zu beruhigen; denn ohne Zweifel wirst auch Du in den Zeitungen lesen, wie es unserer armen Vaterstadt ergangen ist. Alles was zu unserer Familie gehört, ist gesund und wohl, und grüßen Dich herzlich. Diese Beruhigung voran gesetzt, kann ich jetzt ohne Rückhalt von den Begebenheiten der letzten schrecklichen Woche reden, doch bitte ich Dich für unsere ganze Familie unbesorgt zu sein, sie ist wie schon gesagt wohl auf.

„Am Sonntag den 2. dieses waren wir in einer vergnügten Gesellschaft bei der alten Mad. Gütschow. Da ward gescherzt, gelacht, keiner ahnte die Schrecknisse, die unser Aller erwarteten. Um 10 Uhr des Abends erhielt der Senat eine Stafette, und es ward zum nächsten Morgen um 7 Uhr Rathstag angesagt. Die Erwartung aller war gespannt. Am Montag den 3. November des Mittags brachen ein Corps von 1700 Mann Schweden mit Gewalt in unsere Stadt ein, um sich vor den Franzosen zu retten und sich nach Stralsund [1] einzuschiffen. Sie nahmen alle Schiffe in Requisition, und waren beschäftigt dieselben für sich einzurichten und sich einzuschiffen, als am Dienstag Morgen eine Menge preußischer Bagage-Wagen unter Eskorte von 20 Husaren mit Gewalt ins Burgthor eindrang, um wie sie sagten blos durch unsere Stadt zu passiren, welches sie auch thaten. Von diesem Augenblick an sah man fortwährend preußische Flüchtlinge durch die Stadt gehen, denn die preußische Armee unter Befehl des Generallieutenants Blücher war, wie

[1] Damals im schwedischen Besitz.

bekannt, bei Schwerin geschlagen, und hatte ihre Richtung nach Lübeck zu genommen. Nun fing man an zu fürchten, daß es der Preußen Absicht sei, sich in Lübeck zu werfen, um sich gegen die französische Armee unter Befehl des Prinzen Murat, Bernadotte und Soult zu vertheidigen. Leider ward unsere Erwartung bestätigt. Denn am Mittwoch Morgen erschien ein Corps von 30000 Preußen unter Generallieutenant Blücher und dem Herzog von Braunschweig-Oels, ward förmlich bei den Einwohnern einquartirt, und besetzte die Wälle mit Kanonen und Bomben. Am Donnerstag Morgen rückten die Preußen aus allen Thoren, um die Franzosen zu erwarten. Um 10 Uhr des Morgens hörte man eine starke Kanonade, die immer näher kam, und woraus man schloß, daß die Franzosen siegten. Dieß war auch der Fall.

„Denn um 2 Uhr Mittags drangen die Franzosen mit dem Bajonett in Lübeck ein. Das Gemetzel auf den Straßen war fürchterlich. Ganze Haufen von Preußen und Franzosen schoßen in den Straßen auf einander und Leichen bedeckten den Boden. Die Franzosen, welche Lübeck als eine mit Sturm eroberte Stadt ansahen, erlaubten sich die fürchterlichsten Excesse. Es ward geplündert und gemordet. Keiner war seines Lebens sicher.

„Unser väterliches Haus ist durch ein göttliches Wunder unversehrt und ungeplündert geblieben. Vater war im Rathhaus, und ich mit Mutter, Betty und Lotte im Hause. Sobald wir merkten, daß das Schießen näher kam, flohen wir in unsern Keller mit dem Warin, der unsere große Hülfe in dieser Angst war. Das Gefecht auf den Straßen dauerte zwei Stunden, und entschied sich zum Vortheil der Franzosen. Die meisten unsrer Verwandten und Bekannten sind geplündert [1]. Manche der reichsten unter Lübecks Bewohnern sind Bettler

[1] „Den armen Peroux," schreibt die Mutter, „hat man auch übel mitgenommen. Sie sind inzwischen gesund, und es wird für ihre Unterstützung gesorgt, wir selbst haben dazu beigetragen."

geworden, und unser Haus ist unversehrt. Vielen Einwohnern ist alles genommen, so daß sie keine Kleider sich zu bedecken haben, und uns ist keine Stecknadel genommen. Viele Bürger sind gemishandelt, uns ist kein Haar gekrümmt. Du siehst hieraus offenbar, daß der große allmächtige Gott über uns gewaltet hat, und danken wir demselben auf unsern Knien für unsere gnädige Erhaltung.

„Jetzt ist es ziemlich ruhig. Du kannst aber leicht denken, welche Noth an Lebensmitteln hier gewesen ist, da 3 Corps d'armée hier versammelt waren, welches 90—100,000 Mann sind. Die Meisten sind jetzt wieder fort, und es bleiben hier einige Tausende. Morgen reiset Vater nach Berlin zu Napoleon, um für die Freiheit der Stadt zu arbeiten[1]. Christel wird also wahrscheinlich den Vater nicht mehr finden. Denn hoffentlich kommt er in dieser Woche[2]. In welcher Lage findet er seine Vaterstadt. Verarmt der größte Theil der Einwohner, ausgesogen bis auf die Knochen! Lübeck muß jetzt wieder ganz klein anfangen, um einst wieder das zu werden, was es war."

In einem folgenden Brief vom 6. December bemerkt er noch: „Eine Bombe fiel aufs Rathhaus, und durch ein Wunder blieb sie unzersprungen, und die Herren des Raths blieben gesund und wohl. Mehrere Kugeln flogen bei uns ins Zimmer hinein, während ich Vaters Papiere durchsuchte, ob auch vielleicht Feuer im Zimmer entstehen könnte, und keine traf mich." — In demselben Briefe meldet er, daß „vor vierzehn Tagen Lübeck förmlich im Namen Sr. Majestät des Kaisers von Frankreich

---

[1] Im Namen des Rathes wurde eine Deputation an den Imperator abgeordnet, bestehend aus dem Bürgermeister Rodde, Senator Overbeck, J. H. Gäbertz und N. H. Müller. Wegen seiner genauen Kenntniß der französischen Sprache war Overbeck der eigentliche Wortführer.

[2] Christel kam am 15 November von seiner Wiener Reise zurück, und ließ sich alsbald bei einem der zur Linderung der Noth gegründeten Hülfscomité's als „Armen-Pfleger" anstellen.

und Königs von Italien, Napoleon des Großen, in Besitz genommen" sei.

Unter einem spätern Datum berichtet Hans über die im Auftrag des Rathes am 13. November unternommene Reise des Vaters: „Unter Gottes Leitung kam Vater glücklich in Berlin an, hatte den folgenden Tag darauf gleich Audienz bei Sr. Majestät dem französischen Kaiser, und die erste gute Folge der Ambassade war die Erleichterung von der Menge Truppen, die denn auf die geringe Anzahl von einigen Tausenden reducirt wurden. Bald nachher ward diese Zahl noch verkleinert und blieben nur 5 bis 600 Mann hier."

Diese traurigen Ereignisse in der Heimath bestimmten Fritz, in seinem System strenger Oekonomie fortzufahren und das Quartier bei dem Prediger Glatz mit einem andern zu vertauschen. Er zog aus der vornehmeren Altstadt in eine der Vorstädte hinaus, wo einerseits die Miethe billiger war, andererseits die Entfernung von der Akademie ihn nöthigte mehr Bewegung zu machen, und miethete in der Pfarrgasse Mariahilf (Nr. 57) ein Zimmer mit anstoßender Küche; denn er wollte sich seine einfache Kost selbst bereiten. Das Haus war außerdem von drei musikliebenden Bekannten bewohnt, welche ein Klavier besaßen und in freundlichem Entgegenkommen ihr Instrument auch dem neuen Hausgenossen zur Verfügung stellten.

Die Stimmung des ersten Eindrucks, den Fritz bei der Ankunft in Wien empfangen, war überwunden; er hatte seinen Jugendfrohsinn wiedergewonnen, und von dem Frieden seiner Kunst umweht, gab er der Mutter eine heitere Beschreibung seiner neuen Wirthschaft, welche den Seinigen „vielen Spaß" machte [1].

---

[1] „Die musikalischen Hausfreunde", bemerkt der Vater, „sind mir sehr willkommen, und wenn Du für ein Billiges ein Violoncell miethen oder gar, vor der Hand, eines leihen könntest, so wäre mein Wunsch

Gegen das Frühjahr 1807 erwartete ihn ein neues Vergnügen, die Ankunft seines theuren Grunow; der Plan, den er vormals in Lübeck mit Grunow beredet, sollte zur Verwirklichung kommen. Im März folgte der Letztere seinem geliebten Freunde nach Wien, woselbst er in ein Conditoreigeschäft eintreten sollte. Fritz schwamm in Entzücken und traf Vorkehrungen, um Grunow für die erste Zeit als Gast in seiner Behausung zu beherbergen.

Gottlieb Grunow, nach Hans Overbecks Ausdruck den Fesseln einer siebenjährigen Knechtschaft entronnen, „tanzte" förmlich vor Freude in die Arme seines Freundes hinein. Sie waren beide in ihrer Gefühlsweise noch recht kindisch, wie das folgende Document beweist, welches der Ankömmling seinem Gastfreund überreichte. Es war von Hans geschrieben und unterzeichnet zu Lübeck den 24. Februar 1807, des Inhalts: „Daß der Herr Gottlieb Carl Jacob Grunow, der göttlichen Conditorey beflissener Jünger, die ihm von dem erhabenen Kunstjünger J. F. Overbeck zur Reparatur übergebenen, in einem Baume auf dem Lorenzkirchhofe nahe bei der Kirche eingeschnittenen Namen, seinem Gewissen nach gut reparirt und mir jetzt bei seiner Abreise nach Wien in baulichem Stande überliefert hat, welche ich jetzt gewissenhaft zu unterhalten mich verpflichte, bescheinige ich durch meine eigenhändige Namensunterschrift. J. Overbeck."

Grunow verbrachte zwei höchst glückliche Wochen in Fritzens Quartier, bevor er in seine Stelle bei dem Wiener Conditor eintrat. Die eigene Küche machte ihnen ungemeines Vergnügen; denn besaß Fritz bereits erhebliche Geschicklichkeit in culinarischer Uebung, so war hier Grunow Künstler von Profession. An den Abenden hatte Letzterer viel von den Familien-

---

erfüllt, Dich in der Musik auch wieder aktiv zu sehen." (1. März 1807). Sechs Wochen später: „Deine spaßhaften Käuze möchte ich wohl kennen, und euren noctibus atticis einmal mit zusehen."

Erlebnissen in Lübeck und von den schrecklichen Scenen der Erstürmung der Stadt zu erzählen, wobei er sich eines von Hans entworfenen Planes bediente, welchen dieser ihm für den Bruder mitgegeben. Unter Tags schlenderten sie Arm in Arm durch die Straßen Wiens und ergötzten sich an dem geschäftigen Leben und Treiben der heiteren Bewohner der Kaiserstadt.

Die frohen Stunden fanden plötzlich ein unverhofftes Ende. Die politischen Beziehungen zwischen Oesterreich und Frankreich nahmen einen gespannten Charakter an. Oesterreich, welches allein von Napoleon unabhängig geblieben, brannte vor Verlangen, die Niederlagen von Austerlitz und andere Demüthigungen auszuwetzen. Die Rüstungen wurden eifrig betrieben, die Festungen mit Kriegsvorrath versehen, und alle waffenfähigen Männer in Oesterreich zum Dienst einberufen. Beunruhigende Gerüchte gingen, daß die Studirenden der Wiener Kunstakademie von der Conscription nicht befreit sein würden. Wenn auch für die Ausländer kein Zwang bestand, so lebte doch der junge Overbeck eine Zeitlang in unruhiger Schwebe. Sollte die Aushebung auf die Akademie ausgedehnt werden, so mußte er entweder unter die Waffen treten, oder das Land verlassen; und wohin? Die persönliche Freiheit war unter Napoleon mehr und mehr eingeschnürt worden. In Süddeutschland und anderwärts arbeitete eine betriebsame Geheimpolizei, und Spione lagen auf der Lauer, selbst den Unschuldigen zu denunciren. Die Post war nicht mehr sicher und alle Correspondenz mußte mit großer Vorsicht behandelt werden.

Grunow, von Geburt Hamburger, hatte sich selbst in eine mißliche Lage gesetzt, indem er auf der Polizei sich als österreichischen Unterthan ausgegeben hatte. Der Unbesonnene entging mit Noth der Haft und Conscription, mußte aber dafür Wien verlassen und sah sich so nach wenigen Monaten schon wieder von seinem Freunde getrennt. Er wandte sich, in seiner augenblicklichen Noth von diesem mit Reisegeld versorgt, wieder

nach dem Norden zurück. In Berlin fand er indeß unerwartet eine gute Stelle bei einem braven Meister, wo es ihm nach Wunsch erging; und als er später von seinem Großvater ein kleines Erbe erhielt, sah er sich in den Stand gesetzt, in dieser Stadt ein eigenes Geschäft zu beginnen, in dem er durch Fleiß und Betriebsamkeit mit der Zeit zum Hofconditor sich erschwang.

Gegen den Sommer 1807 zog Fritz in die Marokkaner Gasse auf dem Rennweg Nr. 407. Das Zimmer, das er gemiethet, hatte jedoch keinen Ofen. Dieß war die Ursache, daß er nach einiger Zeit eine dritte und letzte Wohnungsänderung vornahm. Bevor der Winter eintrat, bezog er ein freundliches Quartier am Glacis, in einem Hause nächst der Karlskirche, in der Vorstadt auf der Wieden.

Dieß blieb seine ständige Wohnung für die Dauer seines Aufenthalts in Wien. Als Hausgenossen hatte er einen braven jungen Kupferstecher Namens Egger, welcher nebenbei die Stelle eines Custos der Bibliothek an der Akademie inne gehabt zu haben scheint. Sonst ist uns von diesem jungen Manne wenig bekannt; nur soviel erhellt, daß die Gediegenheit seines sittlichen Charakters, bei der Vertraulichkeit, die zwischen Fritz und ihm bestand, der Mutter Overbeck große Beruhigung bot, welche noch erhöht wurde durch die gleichzeitige Mittheilung von dem wiederhergestellten intimen Verhältniß mit Pforr. Sie hoffte, daß dieses „Kleeblatt" kunstbegeisterter Freunde einmal zusammen die Fahrt nach Italien unternehmen würde.

Pforrs Gesundheit hatte sich gebessert. Im Gefühle neu gewonnener Kraft war er Fritz wieder näher getreten, und die alte Freundschaft blühte frischer auf als je. Noch im Hochsommer 1807, in der ersten Freude der Wiedervereinigung, unternahmen sie miteinander eine kleine Fußreise, die ihnen trefflich bekam. Pforr führte Overbeck einen Weg, den er das Jahr zuvor schon mit Loder und Ruschewey begangen: eine Wandertour um den Schneeberg. Sie waren sieben Tage aus.

Am ersten Tage ging es nach Gaden; von dort wanderten sie über Neuhaus nach Mariahilf-Berg; übernachteten weiterhin in Schwarzau und Reichenau; stiegen dann am fünften Tag über den Schneeberg nach Grünbach, und kehrten endlich über Baden, wo sie die letzte Nacht verbrachten, nach Wien zurück [1].

Die Erneuerung der Freundschaft mit Pforr wirkte auf Overbeck überaus beglückend, so daß er den Umgang mit Anderen auf das Aeußerste beschränkte. In seinem jugendlichen Enthusiasmus hielt er es nicht vereinbar mit seinem Berufe, den üblichen geselligen Genüssen nachzugehen, und auch der entschiedene Einspruch seines Bruders Hans gegen diese Auffassung scheint ihn in seiner Ansicht nicht erschüttert zu haben.

Als Künstler war er jetzt in einem Uebergangsstadium begriffen, in welchem die Doctrinen der Akademie in Conflict geriethen mit den neuen Ueberzeugungen, welche in seinem Geiste zum Durchbruch kamen. Der wachsende Widerwille, den er gegen die an der Akademie gepredigte und gehandhabte Kunstpraxis empfand, wirkte anfänglich entmuthigend; er kam auf die Meinung, daß sein Eifer erkaltet sei, daß er seine Liebe für den erwählten Beruf verloren habe. Es war aber im Gegentheil ein Zeichen von dem allmählichen Erwachen seiner künstlerischen Individualität, das Pochen des nach Freiheit ringenden Genius, vielleicht auch eine dunkle Ahnung von der Bedeutung seiner künftigen Mission: nicht, den wechselnden Launen der großen Welt zu schmeicheln, vielmehr der Kunst einen neuen Geist einzuhauchen, der sie befähigt, das Menschenherz zu erheben, die bedrängte Seele mit frischem Muth zu er-

---

[1] Nach einer Tagebuchnotiz von Pforrs Hand. — Pforr, der von diesen Streifereien in die Berge seinem Freunde Passavant einen mit Federzeichnungen begleiteten Bericht gab, erzählt diesem, wie sie der Anblick des idyllischen Hirtenlebens erfreute, und wie ihre Herzen höher aufgeschlagen, als im Theater der Kuhreigen ertönte und Tell über die Bühne schritt. Vgl. Cornill l. c. S. 44.

füllen, die Sorge des Armen zu mildern, und den Reichen in sanften Tönen den Reiz des Wohlthuns zu lehren.

In solcher Krisis wurde Eberhard von Wächter, mit welchem Overbeck, nach einer brieflichen Bemerkung seines früheren Lehrers Peroux zu schließen, schon gegen das Ende 1806 bekannt geworden zu sein scheint, das glückliche Werkzeug, den Bedrängten mit sich und seiner Kunst zu versöhnen. Und so fügte es sich, daß der Liebesdienst, den der Senator Overbeck einst durch seine thätige Antheilnahme Carstens erwiesen, an seinem Sohne gelohnt wurde. Carstens, der Apostel einer edleren, wahrhafteren Kunst, in der die freie Gestaltungskraft höher galt als die schulmäßige Fertigkeit, hat Wächter so zu sagen eingeweiht, welcher nun seinerseits wiederum Overbeck und Pforr die Hände auflegte.

Eberhard Wächter, ein Ehrenmann in That und Gesinnung, stammte aus Württemberg (geb. zu Balingen 1762). Er war auf der Karlsschule erzogen worden, der vielbekannten Militärakademie des Herzogs Karl Eugen, der hier aus den talentvollsten Kindern seiner Unterthanen sich Juristen und Staatsmänner, Musiker und Künstler heranbilden wollte. Als Sohn eines Regierungsraths wurde Wächter von dem Fürsten, ohne Rücksicht auf seine künstlerische Begabung, für das Studium der Cameralwissenschaft bestimmt. Nur mit Widerstreben unterwarf sich der Jüngling dem Zwange fürstlicher Willkür, der ihm die landesväterliche Pflanzschule als eine zweifelhafte Wohlthat erscheinen ließ. Der Kunst blieben gleichwohl seine Mußestunden gewidmet, und als er in die Lage kam, seine eigene Bahn sich zu wählen, reiste er nach Paris, um einige Zeit unter David zu arbeiten. Hierauf ging er nach Rom, wo er mit Carstens zusammentraf, der gleich David ein Bewunderer und Nachahmer der Antike war, aber in ganz anderem Geiste. Wächter erkannte alsbald Carstens' Ueberlegenheit. Er nahm ihn zum Lehrer und Vorbild; und er, dem selbst ein hartes Künstlerloos beschieden, schrieb später einem Freunde: „Carstens Geist begleite

uns; wenn ich bedenke, wie ein so ganz ungünstiges und unverdientes Loos dieser Mensch als Künstler hatte, oh da krieche ich wieder in meine Höhle zurück und bin mäuschenstille." [1]

Im Jahre 1798 mußte er Rom, den einzigen Ort, wo er „glücklich und ruhig arbeiten" konnte, verlassen, weil die Franzosen, welche die Stadt besetzt hatten, auch fremde Künstler zur Conscription heranzuziehen begannen. Nachdem er noch dem am 25. Mai 1798 gestorbenen Carstens die letzte Ehre erwiesen, kehrte er über die Alpen zurück. Verhältnisse nöthigten ihn sich in Wien niederzulassen, wo er bis 1808 verblieb, in spröder Zurückgezogenheit seiner Kunst lebend, in engerem Kreise aber doch nicht ohne Einfluß, indem er mit der ihm eigenen überzeugungsvollen Energie gegen die hergebrachten Kunstanschauungen ankämpfte und „auf bessere Zeiten wartend" der Akademie sich ferne hielt.

In seiner bescheidenen Häuslichkeit waltete ein vorwiegend italienisches Element. Er war in Rom katholisch geworden und hatte ein Kind der Siebenhügelstadt, Francesca Bandini, geheirathet. Er sprach mit Vorliebe italienisch und nannte seine Frau, für welche er die innigste Liebe und Verehrung hegte, „una donna forte del Vangelo." Wahrscheinlich in ihrer Gesellschaft, oder wenigstens auf ihre Anregung, begann Fritz Overbeck im Jahre 1807 Italienisch zu lernen.

Die reinen und veredelnden Einflüsse, welche von dem schlichten Heim des christlichen Paares ausgingen, waren an Overbeck und Pforr nicht verloren. Was sie von Wächter hörten und sahen, war freilich nicht dazu angethan, ihnen den Geschmack an der von der Akademie gebotenen Geistesnahrung annehmbarer zu machen. Er redete ihnen vielmehr nachdrücklich zu, sobald als möglich nach dem Lande des Giotto, Fra Angelico und Rafael aufzubrechen, nach Roma la Santa, wie er sich

[1] Briefe von E. von Wächter an Freiherrn K. F. E. von Uexküll (Beiträge aus Württemberg zur neueren deutschen Kunstgeschichte.) Mitgetheilt von Prof. Dr. Ad. Haakh. Stuttgart 1863. S. 331.

ausdrückte, das „jedem Verehrer des Schönen heilig sein" müsse. Er selbst machte mehrere Versuche dahin zurückzukehren, und wenn sie, einer wie der andere, fehlschlugen, sagte er resignirt: Dio ajutera, Dio provedera.

Während Wächter die Reise nach Rom empfahl, nährte Senator Overbeck, unbefriedigt von den Berichten welche er aus Wien erhielt, den Wunsch, daß sein Sohn nach Paris gehen möchte. Tischbein, des Senators große Autorität, hatte ihm, während eines Besuchs in Hamburg, von Füger folgende Charakteristik entworfen: „Er sei ein vortrefflicher Mann für die Praktik, höchst talentvoll, geistreich und gewandt. Er habe die Gabe, schnell und feurig zu componiren; was er hinwirft, richtig gezeichnet und schön geordnet steht es gleich da, in einem gewissen blendenden Glanze. Aber — er denkt nicht genug; es fehlt ihm an Urtheil; seine Motive halten nicht die Probe aus"[1]. Auch aus den Mittheilungen seines Fritz zog der Vater den Schluß daß, zu seinem Befremden, der Unterricht an der Akademie „wenig methodisch gegeben" werde. Er hatte übrigens noch einen andern sehr dringenden Grund, der ihm diesen Wechsel der Schulen wünschenswerth erscheinen ließ.

Von 1807 an bis zu dem Zeitpunkt, wo Napoleon Lübeck seinem Reiche einverleibte, im Jahre 1810, verweilte Senator Overbeck in officieller Mission in Paris — „als Abgeordneter an den Einzigen, an den jetzt abgeordnet wird"[2] — um seiner unterdrückten Vaterstadt womöglich Neutralität und „das Palladium" ihrer Unabhängigkeit zu retten. Sein Sohn fand in Wien nicht die richtige Unterweisung, es schien also räthlich, daß er und sein unzertrennlicher Freund Pforr nach Paris kämen, welches bei der damaligen unsichern Lage Europas der einzige sichere und vortheilhafte Sammelpunkt für Kunstbeflissene war.

---

[1] Brief des Vaters Overbeck aus Hamburg, 1. März 1807.
[2] Brief desselben aus Dresden, Ende Juli 1807.

Eben war man daran, das Musée Napoléon zu erweitern, um die Beute der eroberten Kunstschätze unterzubringen. In Paris konnten die jungen Leute mit ihren bescheidenen Ansprüchen ebenso billig leben als in Wien. Der Maler David war in den Augen des Senators — was auch Fritz dagegen sagen mochte — ein nicht zu verachtender Mann. Er galt allgemein als der erste lebende Künstler, und Jünger von allen Nationalitäten sammelten sich um seine Fahne. Zu irgend einer Schule aber müsse man sich bekennen, meinte der Vater, und von französischem Manierismus sich unbefleckt zu erhalten, müsse solchen nicht schwer fallen, „die schon in Wien die Manier-Klippe fürchten.“ Ein freies Gemüth behalte vom Meister nur das Nachahmenswerthe, das Andere werfe es weg. Dazu das bunte anregende „Künstler-Gewimmel“ in Paris, das sich unter einander mischt, reibt und treibt und „vor Einseitigkeit bewahrt.“ Aus solchen Erwägungen versprach sich Senator Overbeck ebenso viel Vortheil als Genuß, wenn Fritz mit seinem Freunde nach „la grande capitale“ und in die Schule Davids käme: „genährt durch seinen Unterricht, befestigt durch seine Correcturen, aber geweiht, getauft mit der Taufe des Geistes, unmittelbar vor den herrlichen Bildern — Wundern und Schätzen der Kunst, die ihres gleichen nicht haben!“ Mit patriotischen Augen, deutschen oder italienischen, dürfe man das freilich nicht ansehen, „das Herz blutet sich zu Tode“ über den Raub; aber kosmopolitisch betrachtet, vom bloßen Künstler-Standpunkt, sei die Gelegenheit einzig. Und darum stand es für ihn außer Zweifel, daß sein Sohn früher oder später nach dem (augenblicklichen) Centrum der Kunst wallfahrten müsse. — In dieser Ueberzeugung wandelte er selbst manche lange Winterstunde durch die Gallerien, Kälte und Fremde vergessend im Anblick eines Apollo Belvedere, einer Venus von Medici, einer Pallas, des sterbenden Gladiators, des Torso, der Musen, des Laokoon; oder in bewundernbem Studium der Meisterwerke italienischer Maler versunken. Er liebte sie wegen ihrer Er-

habenheit und weil sie gleich ihm im Exil sich befanden, ganz besonders aber noch weil er sich an dem Gedanken erfreute, daß eines Tages sein Fritz sie an derselben Stelle betrachten und die gleichen Worte äußern würde, welche unter dem Eindruck des Betrachtens ihm selber auf die Lippen getreten: „Et ego in Arcadia!“ [1]

In dieser Zeit des Pariser Aufenthalts war es auch, daß er dem Sohne zwei Fragen an's Herz legte, über die er sich klar werden müsse: nämlich ob er für das gewählte Fach der Geschichte Talent genug in sich fühle? und zweitens: ob vielleicht die heilige Geschichte seinen Gemüths- und Geisteskräften besser zusage wie die profane und antike? Der junge Künstler möge wohl zuweilen prüfen: quid valeant humeri, quid ferre recusent [2].

Hierauf antwortet Fritz in einem längeren Brief vom 5. Februar 1808 [3], in dem die Gradheit seiner offenen Seele, mitunter wohl auch die Kühnheit einer lebhaften Jünglingsphantasie, sich frisch und unbefangen kundgibt.

Wien, 5. Februar 1808.

„. . . Ueber beide Punkte habe ich mich schon lange geprüft und habe in Rücksicht des ersten gefunden, daß, wenn ich zu irgend einem Theil der Kunst Talent habe, es nur das Geschichtsfach sei. Ich schließe dieß wenigstens aus meiner Neigung, aus dem bessern Gelingen einer jeden Sache, die in's historische Fach greift, und aus dem Urtheil meiner Freunde — das heißt, nicht Schmeichler, sondern aufrichtiger Freunde — und meiner Lehrer. Was den zweiten Punkt betrifft, so läßt sich dieser nicht so kurz beantworten, und ich muß erst nachdenken, wie ich es am deutlichsten einkleide, obgleich ich mit demselben nicht minder auf's Reine bin, wie mit dem ersten.

---

[1] Brief aus Paris vom 1. November 1807.

[2] Aus Paris vom 19. Januar 1808.

[3] Mitgetheilt in „Darstellungen aus Norddeutschland“ von F. J. L. Meyer. Hamburg 1816.

Ich glaube am besten zu thun, wenn ich Ihnen eine Abendunterhaltung mit meinem Freunde Pforr mittheile.

„Es war an einem Sonntag, als wir einst allein beisammen waren. Der Gegenstand unserer Unterhaltung war, wie gewöhnlich, die Kunst, unsre Plane für unsre künftigen Studien, gegenseitige Aufmunterungen, muthig vorwärts und hinauf zu streben u. dgl. Als wir uns mehr und mehr vertieften, kam denn die Rede auch auf's Ideal. Wir forderten uns gegenseitig auf, uns jeder das seinige dem andern so viel möglich zu beschreiben und mitzutheilen. Pforr, der eine sehr lebhafte Phantasie besitzt, war mit dem seinigen bald fertig. Er zeigte mir ein Mädchen jung und schön, blond, zart und äußerst liebenswürdig, in einfacher, doch geschmackvoller Kleidung; nicht herausgeputzt, doch auch nicht ohne eine gewisse den Mädchen so eigne Neigung sich zu schmücken; kurz ein Mädchen, wie es Deutschland im Mittelalter hätte hervorbringen können. — Nun kam an mich die Reihe. Pforrs angenehme Erzählung hatte auf einige Augenblicke ganz mein Ideal verwischt, ich glaubte in den ersten Augenblicken, er hätte in dem seinigen auch das meinige beschrieben; doch ich fand bald, daß doch noch etwas abgehe, und je mehr der Eindruck der Erzählung verschwand, desto mehr Unterschied fand ich wieder. Doch war es noch so unbestimmt, das Bild, das meinem Geiste vorschwebte, da ich nie vorher darüber nachgedacht hatte, daß ich selbst nicht einmal wußte, ob ich es Weib oder Mann nennen sollte. Ein Wesen, war alles was ich sagen konnte, ernst, doch sanft, in ein mächtiges Gewand gehüllt, mit dunkeln Haaren, nur Kopf und Hände sichtbar, sonst alles in das großfaltige Gewand verhüllt: in der Mitte etwas Heiliges, Ueberirdisches; in Stellung und Geberde etwas Geheimnißvolles — kurz ein Wesen, das man nicht bloß lieben, sondern das man anbeten könnte; dessen Anblick einen hinreißen könnte zu den heiligsten Gefühlen. Das war ungefähr alles was ich zu sagen wußte; doch gestehe ich, daß ich noch nie vorher auch nur soviel mir zu sagen ge-

wußt hatte. Ich habe seit der Zeit gesucht, diesem Bilde mehr nachzuhängen, habe versucht, Gegenstände darzustellen, die verwandt mit demselben waren, und habe gefunden, daß ich in solchen Darstellungen am glücklichsten war. Ich konnte mich, was ich in dem Grade bisher nie gekonnt hatte, so in die Scene versetzen, kam in eine so eigene ernste und fast traurige Stimmung, daß ich daraus schließe, ich dürfte wohl für solche Gegenstände am ersten geschaffen sein. Auch erinnere ich mich, daß schon von jeher die Gegenstände aus der griechischen oder römischen, kurz aus der profanen Geschichte, lange nicht so viel Reiz für mich gehabt haben, als die biblischen Gegenstände. Dazu kommt noch, daß ich immer eine Vorliebe unter allen Büchern für die Bibel gehabt habe, wenigstens seit ich angefangen habe zu denken. Auch war das erste, was ich versucht habe zu componiren, die Taufe Christi im Jordan. — Aus allem dem ziehe ich den Schluß, daß die heilige Geschichte unter allen am meisten für mich passend sei. Doch lassen Sie mich dieß noch etwas weiter ausführen.

„Auch nicht alle biblischen Gegenstände haben gleichen Reiz für mich. So zum Beispiel können mich Scenen, in denen viel Handlung ist, große Compositionen mit vielen Figuren nicht so interessiren, als vielmehr gewisse Gegenstände mit weniger Handlung, die aber im Ganzen durch eine einfache, einfältige Zusammenstellung, durch Farbenton, durch die einfache Großheit der Nebensachen, einen bestimmten Eindruck machen, die etwas Geheimnißvolles haben und zum Nachdenken reizen. So z. B. wäre der Hiob, wie ihn Wächter dargestellt hat, ein Gegenstand dieser Art. — — —

„So weit davon — jetzt zu etwas Andrem. Sie warnen mich, nicht fliegen zu wollen, ehe Flügel da sind. Erlauben Sie, daß ich auch hierüber meine Grundsätze äußern darf, doch nur in der Absicht, um da, wo ich falsche Ansichten habe, von Ihnen eines Bessern belehrt zu werden.

„Soll es denn wirklich so nachtheilig sein, seine Kräfte zu

versuchen, auch wenn man vielleicht über seine Kräfte unternimmt? — Gesetzt, man fällt, je nun, so steht man wieder auf; den Hals wird man ja nicht brechen: man lernt doch wenigstens seine Kräfte kennen, lernt einsehen, wo noch am meisten und vor allen Dingen nachzuhelfen ist, und übt seine Kräfte und seine Schwingen. Wer da glaubt, er müsse erst seine bestimmte Anzahl Bilder copirt, Costüme skizzirt und Anatomie und Perspektive inne haben, bevor er sich unterstehen dürfe, aus eignen Kräften etwas zu unternehmen, dem wird es sicher gehn, wie dem Kinde, das sich immer an Andre hält, entweder am Gängelbande hängt, oder sich überall begreift. So wie dieses ganz gewiß viel später gehen lernen wird, als das Kind, das man in die Mitte des Zimmers setzt und das seine eigenen Kräfte gebrauchen muß, wenn's zu der Mutter will: so wird auch jener viel später gehen lernen, und vielleicht nie einen so sichern, festen Schritt bekommen, als der, der da früh seine Kräfte übt. Man will ja keine Meisterstücke machen; man machts so gut wie man kann: aber zum wenigsten lernt man bei einem Bilde, was man aus sich selbst schöpfen muß, wobei man sich vielleicht lange zermartert, bis man was erträgliches herausbringt, ebenso viel als ein andrer aus zwanzigen lernt, die er copirt, und wär es nach Rafael und Tizian, Correggio, Vandyck 2c. Kommt man dann einmal an ein Bild von einem dieser Meister, dann sieht man sicher in einemmale ebenso viel, wie der andre, der beständig die Sachen vor Augen hat, kaum in zehnmal sieht. — Diesen Weg bin ich bisher gegangen, ohne rechts und links zu sehn, ohne auf Tadel und Spott zu achten, nur an der Hand eines Freundes, die Natur vor Augen, und Sie werden es nicht für Eitelkeit halten — denn ich spreche hier von mir wie von einem Fremden — wenn ich Ihnen sage, daß ich auf der hiesigen Akademie schon den meisten — versteht sich die älteren ausgenommen — die zum Theil schon einen weiten Vorsprung vor mir hatten, als ich herkam, jetzt voraus bin. — Und gesetzt, ich lernte denn auch nicht

malen wie Tizian, würde nicht so stark im Helldunkel wie Correggio, nicht so stark in Nebensachen und der Anordnung wie Poussin — wenn ich denn nur einmal ein Overbeck werde. Das wäre doch beim Himmel mehr werth, als wenn man mich einen zweiten Rafael, oder Correggio oder dgl. nennte. Seinen Geschmack bilden durch fleißiges Anschauen und mitunter auch Copiren der Klassiker, das lass' ich gelten, und man müßte wohl ein Narr sein, wenn man den Vorzug, den wir jungen Künstler jetziger Zeit vor den ältern haben, wollte ungenutzt lassen; aber sonst — Natur! Natur! die vor Augen und dann seinem eignen Gefühl gefolgt. Und bedenken Sie nur, wie viel Zeit nicht schon mit der Erlernung der Kniffe, wie Sie selbst sagen, die doch im Grunde außerwesentlich sind, wie man schon daraus sieht, weil sie bei jedem Meister verschieden sind — wie viel Zeit sage ich man schon damit verliert! — Doch bester Vater, ich habe hier absichtlich eine Weile alle Bescheidenheit vergessen, und Ihnen mein Herz ganz geöffnet, aber wie gesagt bloß in der Absicht, um von Ihnen, wo ich falsche Ansichten habe, belehrt zu werden.

„Wer nun gar verlangt von einem jungen Künstler, er müsse sich bestreben, weil Rafael der größte in der Composition war, so componiren zu lernen wie Rafael, weil Tizian der größte Maler war, so malen zu lernen wie Tizian, weil Correggio am größten im Helldunkel war, so beleuchten zu lernen wie dieser, oder wohl gar weil Michel-Angelo den mächtigsten größesten Stil besessen hat, sich diesen Stil zu eigen zu machen, und alle diese Vorzüge zu vereinigen: der zeigt, daß er wenig von der Sache verstehe; daß er nicht bedacht habe, daß diese verschiedenen Vorzüge einander so widersprechend sind, daß es sich gar nicht zusammen denken läßt. Man nehme eine Figur von Michel-Angelo und lasse sie von Tizian malen; ja da bleibt sie keine Buonarottische Figur mehr; die äußere Contour, die da bleibt, würde übel stehen zu dem innern Fleischichten, was Tizian hineinbringen müßte, wenn er als

Tizian malen wollte. Und so auch bei den Uebrigen. — Daß man aber auch keinen Einzelnen nachahmen solle, selbst Rafael nicht, davon gibt Giuglio Romano den Beweis, den man doch wohl nicht unter die Künstler vom Ersten Range rechnen kann, weil er immer mehr oder weniger den Rafaelischen Stil nachgeahmt hat. An den Schülern des Carachi (Caracci) sieht man im Gegentheil, wie man selbst bei minderer Vollkommenheit doch größer genannt werden könne. Guido, Dominichino, Albano, Guercino, wie verschieden sind sie alle, und doch Schüler eines Mannes, des großen Annibal Caracci. — — — -- Noch einmal, belehren Sie mich durch Ihr Urtheil; nur so lange ich nicht überzeugt bin, kann ich mich unmöglich entschließen, meinen einmal angefangenen Weg zu verlassen und einen andern einzuschlagen. Glauben Sie indessen nur nicht, daß ich es mir deßhalb einfallen lassen werde, die Hilfswissenschaften und das Machwerk zu vernachlässigen; nein, ich bin im Gegentheil gesonnen, wie ich Ihnen schon früher geschrieben habe, mich zu bestreben, es in jedem zu einer gewissen Vollkommenheit zu bringen; aber NB. durch Hülfe der Natur."

„N. S. 13. Februar. — — — Indem ich eben die ersten Blätter dieses Briefes durchlese, erschrecke ich darüber, wozu mich mein Eifer hingerissen hat. Nehmen Sie es nicht so genau damit, und sehen es vielmehr nur als einen Beweis an, daß ich doch wenigstens den guten Willen habe, weiter zu kommen. Die beifolgenden Zeichnungen sind freilich ein schlechter Beweis meiner Behauptungen; doch muß ich dabei sagen, daß die jüngsten unter ihnen doch wenigstens schon ein halbes Jahr alt sind. Von neuern Arbeiten habe ich keine fertig; zwei Bilder sind untermalt, eine Zeichnung ist erst angefangen 2c. Manche Fehler würde ich jetzt selbst schon abändern können, wie z. B. daß im Moses die Wüste zu wenig karakterisirt und das Wunderbare der Handlung zu wenig ausgedrückt ist: — daß im Christus und Nicodemus die Nebensachen in einem größern Stil hätten gemacht sein

sollen: — daß in dem Blatt, wo das Kind Samuel von seinen Eltern in den Tempel zu Silo gebracht wird, das Ruhige der Handlung durch die Nebenfiguren zu sehr gestört wird ꝛc. — Ueberhaupt sind alle nur flüchtige Zeichnungen, die als solche Nachsicht verdienen." — — — — — —

So sehr dem Senator Overbeck die Angelegenheit am Herzen lag, daß sein Sohn mit ihm in Paris sich vereinigen möchte, so wollte er doch keinen Zwang üben; er hieß den Sohn ruhig und frei die Sache mit Pforr erwägen. Inzwischen erhielt er von demselben auf eine andere, mit den vorigen im Zusammenhang stehende Frage einen Brief, datirt Wien, 27. April 1808, der die Selbstcharakteristik des jungen Kunstzöglings lehrreich ergänzt. Fritz schreibt:

Wien, 27. April 1808.

„. . . Sie fragen, wie lange ich, oder vielmehr wie lange meine Meister meinen, daß ich mich noch in Wien aufhalten müsse? — Was die Meister anbelangt, so muß ich Ihnen sagen, ich habe keine — außer der Natur, die wohl darüber nicht würde entscheiden können. — — — — — — — — — — — — — — —[1] und so vergehen die besten Jahre, bis einer nur versuchen darf, einmal eine Figur zu machen. — — — Also wäre wohl nichts andres mehr übrig, als seine fünf Sinne zusammen zu nehmen und zu thun, was einem selbst das Beste dünkt.

„Hier aber ist nun meine Meinung. Sie wissen, daß ich an Pforr einen Herzensfreund gefunden habe, mit dem ich Hand in Hand meinen Weg gehe; wir leben fast immer mit einander, sprechen beständig über die Kunst und haben, das darf ich sagen, ohne der Bescheidenheit zu nahe zu treten, schon manches einsehen gelernt, was wahrlich mancher . . . . nicht einsieht, wenn nämlich Natur und ein reines, unbefangenes

[1] Auslassungen von Dr. Meyer, ohne Zweifel aus Rücksicht auf seinen Freund Füger und die hier kritisirte Wiener Akademie.

Herz als allgemeiner Maßstab angenommen werden können. An diesen meinen Freund bin ich daher so durch eine gewisse innere Zuneigung gebunden, daß ich sicher glaube, daß eine Trennung von ihm Stocken in meinen und unsrer beider Fortschritten nach sich ziehen würde, sowie unser Beisammensein uns beide bedeutend forthilft. Nun aber wird er wahrscheinlich noch wohl zwei Jahre hier bleiben und dann nach Italien wandern. Es wäre daher mein innigster Wunsch, so lange hier zu bleiben wie er, und dann mit ihm meine Wanderung fortzusetzen. — — —

„Das sklavische Studium auf den Akademien führt zu nichts. Wenn seit Rafaels Zeiten, wie man fast sagen kann, kein Historienmaler mehr gewesen ist, der so das Rechte gefunden hatte, so ist nichts Andres Schuld daran als die trefflichen Akademien. Man lernt einen vortrefflichen Faltenwurf malen, eine richtige Figur zeichnen, lernt Perspektive, Architektur, kurz alles; und doch kommt kein Maler heraus. — Eins fehlt in allen neuern Gemälden, was aber wohl vielleicht Nebensache sein mag — Herz, Seele, Empfindung! Rafael hat vielleicht kaum so richtig gezeichnet wie mancher nach ihm, bei weitem nicht so schön gemalt als mancher Andre — und doch reicht keiner ihm das Wasser. Wo soll man also dieses unerreichbar Scheinende suchen? — Da wo er es gesucht und gefunden hat — in der Natur und in einem reinen Herzen. Der junge Maler also wache vor allen Dingen über seine Empfindungen, er lasse nie so wenig ein unreines Wort über seine Lippen, wie einen unreinen Gedanken in seine Seele kommen. Wodurch kann er sich aber davor bewahren? — Durch Religion, durch Studium der Bibel, die einzig und allein den Rafael zum Rafael gemacht hat. Und fühlt er sich rein, und hat er sein Herz gefüllt mit heiligen Gefühlen, und er hört dann eine Stimme in seinem Innern, die ihm zuruft: Jetzt kannst du was hervorbringen! dann mache er sich getrost an eigne Unternehmungen; keine ist dann zu groß für ihn.

Selbst male er alsdann Bilder: wenn das Herz, das volle Herz sein Wegweiser ist, so wird er sie gewiß vollbringen. — So denke ich, bester Vater, und bin Willens, diesen Weg zu gehen, der sicher nicht ganz der unrechte sein kann. Ich will selbst Bilder malen aus der Bibel und zwar große Bilder. — — — — — — Dieses widerspricht nun zwar ganz Ihren Grundsätzen, daß alles systematisch müsse erlernt werden; allein ich kann mir nun einmal nicht helfen; ich glaube, aus dem Systematischen kommt immer zwar ein geschickter, aber ein kalter Künstler heraus. Der Jurist kann sein Jus systematisch studieren, der Theolog seine Kirchengeschichte ꝛc., aber der Dichter wird doch wohl nicht systematisch gebildet? Ebenso ist es mit dem Maler. Man vergleiche nur die Werke eines Rafaels mit allen den akademischen Produkten; ist es nicht wie heiß gegen kalt? Was bei jenem aus dem Herzen gekommen ist, das kommt bei diesen aus dem Kopf. — O mein Vater, Sie haben mir schon unendlich viel Wohlthaten erzeigt, ich müßte ein unnatürlicher Mensch sein, wenn ich das nicht erkennte: setzen Sie denen allen denn die Krone auf dadurch, daß Sie mich meiner Empfindung folgen lassen; heißen Sie mich nicht den gewöhnlichen Weg gehen — ich kann den kalten Weg nicht gehen.

„Aus der Ursache bin ich auch jetzt entschlossen, die Anatomie nicht nach Cadavern zu studieren, weil man doch dadurch gewisse feine Empfindungen abstumpft, die der Künstler nicht verlieren darf; so wie ich auch den Vorsatz gefaßt habe, nie nach dem weiblichen Modell zu studieren, aus eben der Ursache. Lieber will ich weniger richtig zeichnen, als gewisse Empfindungen einbüßen, die des Künstlers größter Schatz sind. — Glauben Sie aber deßwegen nicht, daß ich die Akademie ganz vernachlässigen wolle. Keinesweges. Nur den ganzen Tag in der Akademie sitzen, oder im Belvedere copieren, das kann ich nicht. Hätte Rafael nicht so früh große Bilder gemalt, so würde Rafael auch wohl nie das geworden sein, was er ward. Die ersten waren freilich bei ihm auch nicht gleich

das, was die letzten hernach wurden; aber er hat sich doch sicher dadurch zu dem großen Künstler gebildet. — Rafael, Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Andrea del Sarto, Albrecht Dürer, Holbein, haben keine Akademien, keine Gliedermänner, keine Gallerien, wonach sie hätten copiren können, gehabt, und sind so groß geworden. Heut zu Tage hat man das alles im Ueberfluß, und doch ist kein Künstler wie jene. Wächter hat sich nicht akademisch gebildet und der jüngst verstorbene Carstens ebenso wenig. Nennen Sie mir nicht die neuern Franzosen; wie kann mich ein Belisar von David rühren, wo ich überall das Theater und die Gliederpuppe durchsehe?" — — —

Trotz der natürlichen Enttäuschung über das Fehlschlagen eines Planes, den er so schön in Paris sich ausgemalt, ließ Senator Overbeck seinen Sohn gewähren und ergab sich mit resignirtem Humor in dessen Entscheidung: in Wien bleiben zu wollen, bis er mit Pforr nach Italien reisen könne [1]. Er vertraute der unverdorbenen Natur des Sohnes und den edlen Eigenschaften des Herzens und Geistes, welche aus den beiden Briefen sich offenbarten; letztere blieben ihm als Documente seines Entwicklungsganges so werth, daß er später sogar zur Publikation derselben in dem Werke seines hanseatischen Freundes Dr. Meyer über Norddeutschland [2] seine Einwilligung gab. Und

[1] „... Und nun sollst Du auch nichts vom borghesischen Fechter, nichts vom Achill und den andern aus Italien wiederum angekommenen Göttergestalten abhaben; Du sollst in Deine Autodidaktur hingegeben seyn: dixi et liberavi animam. Wenn aber nun nicht aus Dir wenigstens ein Caracci oder Dominichino herauskömmt, so hast Du es mit mir noch einmal im Himmel zu thun, und ich kehre Dir, wie beim Virgil Dido dem Aeneas (NB. wäre auch wohl zu malen!) den Rücken." (Aus Paris, 12. November 1808.)

[2] Darstellungen aus Norddeutschland. Hamburg 1816. Im letzten, „Lübeck" gewidmeten Kapitel dieses Buches (S. 378—390) sind die beiden Briefe in der vorstehenden Form abgedruckt.

wiewohl dieser Hamburgische Schriftsteller es gewesen, der den Kunstjünger vormals an Füger zur Ausbildung empfohlen, so würdigte doch auch er das Gewicht der Gründe, welche Friedrich gegen den Zwang der akademischen Regel und „mancher Herz und Kraft einengenden Alltagsweise ihrer Lehren" geltend gemacht, und begleitete die Briefe mit den beifälligen Schlußworten: „So dachte und empfand, die großen Alten nacheifernd, dieser edle Jüngling; so gehorchte er dem Wink des hohen Genius."

Fritz blieb also, und mit diesem Entschlusse handelte er nicht unklug. Er und Pforr wären zu Paris noch weniger als zu Wien in ihrem Element gewesen, unter einer Gilde von Künstlern, welche mit großer Fertigkeit und technischem Geschick einem theatralischen Pathos huldigten. Und was die zu Hunderten aus Italien entführten Meisterwerke betrifft, so wären sie kaum in der Lage gewesen, dieselben ordentlich zu studiren; Statuen, Büsten, Basreliefs lagen in den Sälen neben und hinter einander „wie in einem Kaufmannsgewölbe"; weltberühmte Gemälde hingen weder im rechten Licht, noch waren sie nach Schulen geordnet. Und bevor die aufgehäuften Schätze alle in eine systematische Ordnung gebracht werden konnten, hatte das Rad der wandelreichen Fortuna sich abermals gedreht, und der Apollo Belvedere, die Transfiguration und ihre göttlichen Gefährten wanderten aus dem Exil wieder nach Rom zurück. Dort, in der ewigen Stadt, bekam sie Fritz zu sehen, nicht in Paris, wohin er niemals seinen Fuß gesetzt.

Für den Senator Overbeck waren diese Kunstgenüsse eine Entschädigung für so Vieles, was er in Paris entbehrte. Die gewöhnlichen Gesellschaftsfreuden, Diners und Aehnliches waren ihm, wie er dem Sohne schreibt, zuwider; neue Freundschaften, zumal in einer fremden Nation, „schließt man zwischen den 50ger und 60ger Jahren nicht mehr". Seine diplomatische Existenz aber war „mit Zwang beladen und mit lauter schmerzlichen Gefühlen". Der Glanz und Schimmer des triumphiren-

den Paris, seine Unterhaltungen und Zerstreuungen contrastirten zu schmerzlich mit dem Loos der heimischen Hansestadt, wo so manche seiner Landsleute in Elend und selbst in Hunger schmachteten. Nach einem traurigen Jahre wurde indeß seine Einsamkeit durch die Gegenwart einer jugendlichen Gefährtin belebt. Von einem seiner kurzen Besuche in der Heimath brachte der Senator im Sommer 1808 seine liebliche Tochter Betty mit nach Paris, deren Anwesenheit den ermüdeten Vater wunderbar erheiterte und erfrischte. Lotte, welche hernach an die Reihe gekommen wäre, wurde im Mai 1809 die glückliche Gattin eines Arztes in Lübeck, Dr. Leithoff; und als nun im folgenden November Senator Overbeck seine Vaterstadt zu einer dritten Mission verließ, nahm er als Stellvertreterin der Tochter Fräulein Hanne Gütschow, eine Verwandte aus einer mit seinem Hause eng befreundeten Nachbarfamilie, Schwester des Syndicus Gütschow, nach der französischen Hauptstadt mit. Es war eine kunstbegabte muntere Dame, die früher in nachbarlicher Traulichkeit mit Fritz verkehrt, an seinen künstlerischen Bestrebungen und Zukunftsträumen sympathischen Antheil genommen und „seine Schwester in Apollo" gewesen. Die „pinselführende Muse", wie der Vater Overbeck Fräulein Gütschow nannte, welche ihre Kunstübung auch in Paris unter Anleitung des Landschaftsmalers Girault fortsetzte, war indeß nicht der einzige erheiternde Sonnenstrahl in des Senators Einsamkeit.

Im Januar des folgenden Jahres (1810) hatte er die Freude, den jungen J. D. Passavant aus Frankfurt am Main, Pforrs intimen Freund, kennen zu lernen. Dieser befand sich damals noch als Volontär in dem Bankhause von Rougemont zu Paris, und suchte den Lübecker Deputirten in dessen Wohnung (Hôtel des Princes, rue de Richelieu) ausdrücklich in der Absicht auf, „um den Vater von dem Overbeck kennen zu lernen, von welchem in jedem Briefe seines Freundes Pforr so Vieles und so Merkwürdiges vor-

komme" [1]. Der Ton, in welchem der Senator von ihm spricht, bekundet Wohlgefallen und Befriedigung. „Ein allerliebster Mensch, der Passavant!" äußert er über den jungen Frankfurter, der seinerseits nicht weniger dankbar sich bezeigt und dem Sohne Overbeck — im April 1810 — den Vortheil, welchen ihm der Umgang mit seinem „würdigen und liebevollen Vater" gewähre, als eine im fremden Lande besonders hochzuschätzende Wohlthat preist [2].

In dem nämlichen Briefe, in welchem Senator Overbeck seinem Sohne von Passavant's Besuch erzählt, Paris 28. Januar 1810, fügt er hinzu: „Einen wackern Freund verkündige ich dir zuvor: den Herrn von Klinkowström; ein junger Historienmaler, aus Stralsund, inniger Freund von Runge in Hamburg [3]. Dieser geht auf's Frühjahr ebenfalls nach Rom. Es ist ein edler, höchst gebildeter Mann." — Wir können in Anknüpfung an früher Gesagtes beifügen, daß Klinkowströms Briefe an Otto Runge, geschrieben in den Jahren 1808—1810 aus Paris, in ihren Berichten über die Kunstzustände daselbst mit denen des Senators Overbeck übereinstimmen, während sie zu gleicher Zeit Fritzens Entschluß rechtfertigen, bis zur Wanderfahrt nach Italien in Wien zu bleiben. Die jungen Maler vom Ostseestrand, der Stralsunder und der Lübecker, trafen nachher in Rom zusammen, wie es der Senator gewünscht, und nur die Ungunst der äußern Verhältnisse, welche sie bald

[1] Brief des Vaters Overbeck vom 28. Januar 1810. — Pforr hatte Passavant die Geschichte seiner Freundschaft mit Overbeck erzählt, „dessen engelreines Herz er ebenso hoch stellt, als seine edle harmonische Bildung und sein reiches Talent." Ad. Cornill a. a. O. S. 44.

[2] J. D. Passavant an Fritz Overbeck in Wien. Paris 15. April 1810. — Pforr, der die beiden einander näher gebracht, entwarf ein allegorisches Bild der Freundschaft, auf welchem die Namenszüge der drei Freunde, von einem Ring umschlossen, angebracht waren. Cornill a. a. O. S. 44.

[3] Friedrich August von Klinkowström, Maler, Schriftsteller und Pädagog, geb. 1778, gest. in Wien 1835.

wieder örtlich trennte[1], hat verhindert, daß die gleichgestimmten Künstlerseelen zu engerer Freundschaft für's Leben sich verbanden.

3. Die St. Lukas-Bruderschaft.

(1808—1810.)

Pforrs Bericht an Sarasin. Wintergerst, Sutter, Vogel und Hottinger. Stiftung der St. Lukas-Bruderschaft. Bombardement Wiens. Die Professoren der Akademie. Opposition der Schüler. Overbecks späterer Brief an Metternich.

Der Faden der Erzählung kann nun am besten weiter geführt werden durch Einfügung eines Berichtes, welchen Franz Pforr über den Gang seines Kunst-Studiums im Jahre 1810 seinem Vormund und väterlichen Freunde, dem Schöffen Sarasin nach Frankfurt erstattete, und wovon eine Abschrift in den Händen seines Bundes-Genossen Overbeck hinterblieb. Seinen akademischen Bildungsgang zeichnend, erzählt Pforr darin zugleich die Geschichte seiner Freundschaft mit Overbeck, ihre ersten gemeinsamen künstlerischen Versuche und Bestrebungen zu Wien, aus denen schließlich ein neuer Bund, die St. Lukas-Bruderschaft, hervorgewachsen ist.

Geschichte des Studiums in Wien von F. Pforr an seinen Vormund Herrn Sarasin in Frankfurt geschrieben.

Ich kam hierher mit einem großen Verlangen etwas zu lernen, aber nur mit oberflächlichen Kenntnissen ausgestattet. Meine ganze Wissenschaft bestand in einiger Beurtheilung, ob ein Gemälde aus dieser oder jener Schule sei; dieses hatte ich Gelegenheit in der Galerie in Cassel zu lernen, sonst aber war ich in theoretischer und praktischer Hinsicht ein Neuling in der Kunst. Doch besaß ich für meine Un-

[1] Vgl. F. A. von Klinkowström und seine Nachkommen. Eine biographische Skizze von dessen Sohne Alphons von Klinkowström. Wien 1877. S. 118.

wissenheit noch einen ziemlichen Muth, weil ich glaubte, daß einige Arbeiten, welche ich unter der Anleitung und mit Hülfe des Herrn Hummels[1] gemacht hatte, die Werke meiner Hand seien. Ich hatte mich sehr betrogen. Ueberdieß fehlte mir noch eine bestimmte Ansicht über die Kunst und ihre Erlernung. Für die hiesigen Künstler und besonders für die Professoren hatte ich aber die höchste Achtung und Ehrfurcht. So kam ich hier an und verlor mich unter den hunderten von Schülern der Akademie. Es war schwer einen Platz auf derselben zu erhalten, ich bekam auf vieles Anhalten einen in der Schule des Professor Maurer[2], wo nach Handzeichnungen gezeichnet wird, und einen in den Sälen, wo die antiken Statuen stehen. Meine Freude darüber war unbeschreiblich. Ich war nun wirklich fleißig, zeichnete aber ohne Auswahl was mir vorkam, weil ich glaubte, einem Anfänger sei alles nützlich.

In dieser Zeit lernte ich zwei junge Künstler kennen, deren Umgang den größten Einfluß auf mich hatte. Der eine sah die Kunst blos als ein mechanisches Machwerk an und spöttelte über alles was ich in Nebenstunden that; der andere that dieses zwar nicht, doch schadete mir sein Umgang fast noch mehr, weil er als ein liebenswürdiger und wirklich vortrefflicher Mensch mich mehr anzog, als das kalte Benehmen des ersteren, und er mit einer unbeschreiblichen Fertigkeit im Zeichnen, die öfters in's Flüchtige, Oberflächliche ausartete, eine Manier verband, die ganz wider die Natur stritt; allein seine Sachen gefielen auf den ersten Anblick und besonders entzückte mich seine schnelle und leichte Art zu zeichnen; was war natürlicher, als daß ich suchte in seine Fußstapfen zu treten. Ich bat mir von ihm einige gezeichnete Köpfe aus und setzte mich ganze Nächte hin, um mich in dieser Art zu üben. Es fiel mir äußerst schwer zu meinem größten Leidwesen, doch blieb so viel, daß man deutlich den Nachahmer von ihm mir ansah.

Während dieser Bemühung kam Overbeck hierher, ein junger Mensch aus einem guten Haus und einer vortrefflichen Familie, der gegen die übrigen gewaltig abstach. Ich wurde bald mit ihm bekannt und fand mich besonders zu ihm hingezogen. Er kam täglich, wir zeichneten und machten Versuche im Componiren zusammen, und ver-

[1] Maler Ludwig Hummel, geboren in Neapel, Schüler W. Tischbeins. Er wurde 1825 Director der Akademie in Kassel.

[2] Hubert Maurer, geb. 1738, gest. 1818 als Professor der Akademie der Künste in Wien.

lebten so recht angenehme Tage. Indessen reizte die Manier des jungen Künstlers, die mir so gefährlich war, auch ihn; mit Leichtigkeit faßte er sie auf, und da er mit einem besonderen Schönheits-Gefühl leicht eine Fertigkeit in irgend einem praktischen Theil der Kunst erlangt, so ging er mit Riesenschritten auf der Bahn fort, auf der ich nur hinschlich. Er zeichnete äußerst reinlich und hübsch Figuren nach antiken Statuen, indessen ich mich zermarterte einen Kopf zu zeichnen [1].

Jetzt kommt eine Epoche meines Hierseins, die ich gerne mir zu Ehren mit Stillschweigen übergehen möchte, allein ich würde von der Wahrheit zu sehr abweichen, wenn ich es thäte. Die Fortschritte dieses jungen Menschen thaten mir in der Seele weh, da ich nicht gleichen Schritt mit ihm halten konnte; ich beneidete ihn, und meine Zuneigung verschwand mit jedem Lobspruch, den ich über ihn hörte, mehr und mehr, und unsere Freundschaft starb schon im Entstehen.

Jung und Rinald [2] kamen jetzt hier an, ich hatte sie beide schon früher gekannt; sie sollten mir das ersetzen, was ich an Overbeck verlor. Ihr Lob über ihn erhielt meinen Neid, und ich zog mich so zurück, daß wir bald nur bloße Bekannte waren. Ich Thor ahndete nicht, welch einen Menschen ich von mir stieß. Ich machte jetzt mehrere Bekanntschaften und besonders eine, die in der Folge vielen Einfluß auf mich hatte, ich lernte den bekannten Maler Wächter kennen. Ich bemerkte, daß seine Arbeiten mit denen, die ich von andern Künstlern sah, gar nicht übeinstimmten; indem diese jeden Gegenstand nach ihrer eigenen Manier zuschnitten, bezeichnete dieser jedes Bild mit dem eigenthümlichen Charakter, den die Zeit und die Art des Gegenstandes bestimmte. Ich fühlte den Vorzug, doch nur flüchtig, und dachte zu wenig darüber nach, um einen deutlichen Blick in diese

---

[1] Schon um diese Zeit also machte sich Overbeck jene Sicherheit des Auges und der Hand zu eigen, die ihn bald befähigte, einen Akt mit der Feder ohne Bleistift-Vorzeichnung nach der Natur zu zeichnen.

[2] Jung ist vermuthlich der Sohn des Hofraths Franz Wilhelm Jung aus Hanau, der später in Mainz lebte, woselbst Overbeck am 3. September 1831 Vater und Sohn Jung besuchte.

Wolff Rinald aus Kassel, Sohn eines Kaufmanns israelitischer Abkunft, wurde durch Krankheit seines Vaters veranlaßt, die begonnene künstlerische Laufbahn wieder aufzugeben und in das väterliche Geschäft einzutreten. Er starb in Kassel 1860.

Sache zu bekommen. Ich hatte angefangen nach dem hiesigen Lehrsystem Gips-Köpfe grau in grau zu malen, aber mit dem schlechtesten Erfolg, und mein einziger Wunsch war nur etwas nach einem Gemälde kopiren zu können, besonders in einer Galerie. Ich ging zu dem Direktor Füger, hielt darum an und zeigte ihm dabei einiges von meinen Arbeiten; ich hatte kurz zuvor angefangen mich mit einigem Ernst auf ländliche und militärische Gegenstände, wobei besonders Pferde vorkamen, zu legen; es muß ja wohl als etwas neues überrascht haben, denn er munterte mich auf und versprach mir einen Platz in der kaiserlichen Galerie, die bis jetzt noch gesperrt war, und rieth mir in das Thierspital zu gehen. Ich folgte ihm und mit vielem Nutzen. Die Galerie wurde nun geöffnet; ich meldete mich und wurde grade abgewiesen als noch nicht fähig dazu; dieses brachte mich beinahe ganz in Verzweiflung, ich hatte meinen Plan zu studiren ganz auf das Kopiren gemacht, und nun scheiterte dieses alles. Bis jetzt hatte ich immer ohne ein bestimmtes Ziel gearbeitet, ich machte bald dieses bald jenes, ich fühlte das Ungereimte dieses Studirens wohl, wußte es aber nicht zu ändern; ich schwankte zwischen Natur und Manier, und die letztere hätte wohl den Sieg erhalten, wenn nicht Aenderung in meinem Ganzen vorgegangen wäre.

Ein unangenehmer Vorfall trennte Jung einigermaßen von mir. Ich verlor viel dadurch, denn er ist ein guter grader Mensch und nur ein einmal gefaßtes Mißtrauen konnte eine Trennung nöthig machen; ich fand mich sehr allein, denn mit Rinald konnte ich mich selten ganz über die Kunst vergleichen.

Es fügte sich, daß Overbeck eine Wohnung nahm, die sehr nahe an der unsrigen ist, daher kam es, daß unser Umgang, der beinahe ganz erloschen war, wieder anfing. Er kam öfterer zu uns und ich zu ihm; er empfing mich immer mit liebenswürdigem Zuvorkommen und einer Offenheit, die mich desto mehr beschämte, je mehr ich wußte, daß ich sie nicht verdient hatte. Ich sah die Fortschritte, die er in seinen Arbeiten gemacht hatte, und der Gedanken stieg in mir auf, diesen Menschen so zu lieben, daß der Neid über seine Vorzüge vor mir nie mehr Raum in mir erhalten sollte. Offenheit ist in solchen Sachen immer das Beste; ich gestand meinen Fehler, bat um Verzeihung und seine Freundschaft, er versicherte mich äußerst gerührt, es wäre längst sein sehnlichster Wunsch gewesen, eine nähere Verbindung zwischen uns zu sehen. Wir verstanden uns und kamen überein, gemeinschaftlich unsere Studien zu betreiben, und einer sollte dem andern verbunden sein, jede Fehler die er in seinen Arbeiten sähe

frei zu sagen. Eine Uebereinkunft war besonders, daß fremdes Lob des einen ebenso wohl einen als der Tadel treffen sollte.

Von diesem Tag an kann ich fast nur den eigentlichen Anfang meines Studirens rechnen. Sogleich berathschlagten wir was am nöthigsten und nützlichsten zu thun sei. Er hatte eine Composition angefangen, Jason kommt zu seinem Oheim dem König [Pelias], die er zu malen wünschte. Ich bezeigte große Lust ein gleiches zu thun, er munterte mich dazu auf, und ich fing eine Scene aus Adolf dem Kühnen Raugraf von Dassel an. Wir suchten dem Hauptzweck des Künstlers durch Gespräche dabei auf die Spur zu kommen; unser Resultat war ungefähr das: der Künstler müsse hauptsächlich darauf sehen, daß seine Composition nach den hergebrachten Regeln sei und daß Kleidung, Landschaft und andere Umgebungen so viel als möglich getreu wären. Tiefer ging für das erste unser Eindringen in Kunst und Natur nicht. Auf eine gewisse Harmonie sahen wir und malten unsere Bilder in breiten Maßen ohne gehörige Ausführung hin. Alle Abende waren wir zusammen und beredeten uns über die Kunst. Es schien uns vortheilhaft zu sein, mehrere Skizzen zu malen; dieses ging leicht von der Hand, man hatte bald etwas gemacht, das in gehöriger Entfernung leidlich aussah. Als wir einst bei einander waren, kamen wir auf den Gedanken, ob nicht der Charakter, den eine jede einzelne Farbe hat, für die Malerei zu benutzen wäre. Wir glaubten bemerkt zu haben, daß Menschen, welche sich nach ihrem Geschmack kleiden können, gewöhnlich Farben wählen, die ihrem Charakter angemessen sind; wir sahen dieses in der neueren Malerei ganz vernachlässigt; mehrere Proben wurden gemacht und für gut befunden. Die herzlichsten Ergießungen fanden dabei statt; wir zogen uns ganz zurück, die einsamsten Spaziergänge waren uns die liebsten, wo wir ungestört uns einander unsere Gedanken eröffnen konnten.

Dem edlen zarten Gefühl für Tugend und Sittlichkeit meines Freundes verdanke ich die Ueberzeugung, daß ein Maler, um groß zu sein, nicht allein Künstler sondern auch Mensch sein muß. Lessing sagt: „Der denkende Künstler ist noch eins so viel werth"; daß aber der empfindende diesen noch weit übertrifft, zeigte mir Overbeck. Unsere Behandlungsart der Kunst wollte uns jetzt nicht mehr genügen, unsere Arbeiten gaben uns jetzt nicht den Genuß, den unser Innerstes von einem Werk fodert. Ich äußerte die Lust etwas zu malen, indem ich auf einen möglichen Grad von Ausführung und Bestimmtheit hinstreben möchte; Overbeck munterte mich auf und ich malte einige Figuren bis an den halben Leib sichtbar. Wer einmal etwas Gründ-

liches gekostet hat, der kann nicht wieder an einem flüchtigen Sinnen-Reiz Geschmack finden; so ging es uns auch. Ein neues Licht zeigte sich: nach Bestimmtheit, die nur durch Ausführung erlangt werden kann, strebten wir von jetzt. In dieser Zeit bekam ich den Brief, in welchem Sie eine Arbeit von mir verlangten, um sie in Frankfurt vorzeigen zu können. Ich wählte den Wallenstein in der Schlacht bei Lützen; der stäte Geist dieses Mannes, der sich in diesem schrecklichen Moment so entscheidend zeigt, ergriff mich. Overbeck von seinem sanfteren Charakter geleitet fing fast mit mir zu gleicher Zeit die Auferweckung des Lazarus an. Wir suchten beide alles mögliche zu thun, was in unsern Kräften stand.

Wir waren bis in die Mitte unserer Arbeiten gekommen, als wir die kaiserliche Galerie besuchten, die wir seit unserem Freundschaftsbündniß nicht gesehen hatten. Bei unserem Eintritt kann ich fast sagen erschracken wir: alles zeigte sich uns anders, an einer Menge von Bildern eilten wir unbefriedigt hinweg, die uns vorher angezogen hatten, und andere hingegen, die uns ehemals kalt gelassen hatten, rissen uns nun unwiderstehlich hin. Keiner wagte dem andern seine Gedanken mitzutheilen, weil jeder fürchtete, eine gewisse Eitelkeit leitete sein Urtheil; endlich eröffneten wir uns, und wie überraschend war es, daß einer wie der andere dachte! Bilder von Tintoret, Paul Veronese, Maratti, ja selbst welche von den Caraccis, von Coreggio, Guido und Titian, die wir sonst angestaunt hatten, machten nur eine sehr schwache Wirkung noch, wir sahen oft ein kaltes Herz hinter kühnen Pinselzügen und schönen Farben verborgen, oder daß der Maler zum höchsten Ziel sich nur die Erweckung einer sinnlichen wohllüstigen Empfindung genommen hatte. Hingegen konnten wir uns kaum losreißen von einer heiligen Justina von Pordenone[1], von ein paar Bilder von Michel Angelo, Perugino und einem aus der Schule von Raphael. Mit Freuden sahen wir bei ihnen bestätigt, was uns unser Innerstes über die Behandlung der Kunst sagte. Die Maler der niederländischen Schule schienen uns ihre Gegenstände oft zu unwürdig ausgesucht, oder die erhabeneren zu niedrig vorgestellt zu haben; was sonst uns Natur bei ihnen dünkte, schien uns jetzt oft Karikatur. Wir eilten in die deutsche Schule, wie angenehm überraschte sie uns, wie lieblich und rein sprach hier jede Empfindung uns an. Manches schien uns sonst hier steif und gezwungen, jetzt mußten wir gestehen, daß das

[1] Jetzt als ein Werk Moretto's erkannt.

beständige Betrachten von Gemälden, welche eine jede Verrichtung, wenn sie auch noch so gewöhnlich ist, in einer übertriebenen oft bis zum Lächerlichen affektirten Stellung zeigten, unser Urtheil irre geführt hatte, und daß wir deßwegen diese aus der wirklichen Natur aufgefaßten Gebärden für steif und ohne die gehörige Bewegung geachtet hatten. Die edle Einfalt sprach mit der bestimmten Charakteristik laut an unser Herz, hier war keine Bravur des Pinsels, keine kühne Behandlungsart, einfach stand alles da, als wäre es nicht gemalt sondern so gewachsen. Wir verweilten lange Zeit hier und verließen das Zimmer mit der größten Ehrerbietung. Jetzt kamen wir in den Saal, in welchem kopirt wurde. Der Abstand war groß. Mit breiten Pinseln wurden hier nach Regeln gemischte Farben aufgetragen und systematisch vermalt, eine brillante Farbe war das höchste Bestreben, und ob sie der Natur gleich käme der letzte Gedanken dabei. Wir fanden keinen Genuß und eilten bald weiter.

Diese neue Wirkung der Gemälde veranlaßte mancherlei Bemerkungen und besonders darüber, daß wir fanden, unsere Ansicht der Behandlungsart der Kunst müsse richtig sein, da sie uns den wahrhaft großen Meistern näher brachte. Da die Pinselstriche nur nothwendige Uebel und Mittel zu dem Zweck sind, so fanden wir es lächerlich, damit zu prahlen und einen Werth in die Kühnheit zu legen, mit welcher sie hingesetzt sind. Ferner fanden wir, daß nur ein Mangel an Achtung für den Zweck der Kunst dieses veranlassen kann, in[dem] der Maler durch diese Behandlungsart den Anschauer von der Hauptsache des Bildes abzieht und seine Aufmerksamkeit dahin zu leiten sucht, mit wie vieler Behendigkeit er mit einem so großen Gegenstande umgesprungen sei. Dieses alles machte uns aber aufmerksamer auf die jetzigen Künstler. Wir hatten lange Zeit, bloß auf unseren Umgang eingeschränkt, fast nichts von den Lehrern der Akademie und den andern hiesigen Malern gesehen; jetzt suchten wir das, um einen zu finden, an den wir uns anschließen könnten, allein zu unserer Betrübniß thaten wir dieß umsonst. Ueberall fanden wir die Künstler durch Gewohnheit und Vorurtheil beengt, ohne Kraft sich an das zu wagen, was nicht ihre Lehrer auch gethan hatten. Eine herrschende Manier fanden wir überall eingerissen, die sich zwar bei diesem oder jenem anders zeigte, im Ganzen aber immer ein Abweg von der Natur ist, durch welche der Künstler zum Ideal gelangen soll. Und dann konnten wir es gar nicht zusammen passen, wie ein Maler der heiligen Geschichten ein so anstößiges Leben führen kann, daß er uns einen weisen Salomo oder einen Sokrates auf seinen

Gemälden zeigen will, indem er und seine Aeußerungen einen vorurtheilsvollen ungesitteten Menschen zeigen; wie Künstler die Unverschämtheit haben können zu behaupten, ihnen zieme eine Lebensart, die man bei jedem andern Menschen thierisch sinnliche Ausschweifung nennen würde, weil sie über die gewöhnlichen Verhältnisse erhaben sein müßten — das letztere ist richtig, aber in einem andern Sinn: den Künstler muß seine Phantasie über seine wirkliche Lage hinwegsetzen, aber ihn dabei höher leiten wie er als Mensch steht, und ihn nicht unter seiner angebornen Würde erniederigen. Es wunderte uns jetzt nicht mehr, da wir hörten, wie Maler unter sich selbst von ihrer Kunst sprachen, daß sie in so wenig Achtung steht, da sie dieselbe nur durch eine Art Malerei erzwingen wollen, die das Herz kalt läßt, und dabei selber oftmals rohe ungesittete Menschen sind, die ihr größtes Verdienst gewöhnlich nur in einer Künstler-Schnurre suchen. Hunderte von Beispielen drängen sich mir auf, das Gesagte zu beweisen, daß nicht Stolz, Männer übersehen zu wollen, die an Jahren wie an Ruf so weit über mir sind, mich dazu treibt, dieß zu sagen. Denn oft überlegten wir selbst, von dem Gedanken geängstigt, so allein unter der Menge von Künstlern zu stehen, ob nicht eine gewisse Unbiegsamkeit oder Eitelkeit einen eigenen Weg zu gehen, uns antrieb das zu verwerfen, was so viele Maler, die von hunderten von Schülern für geschickte ja selbst für große Männer anerkannt werden, genehmigten. Aber immer konnten wir uns mit freiem Gewissen antworten, nach der Wahrheit ist nur unser Bestreben. Doch einen Mann kannten wir, der nach unserem Gefühl den ehrenwerthen Namen Künstler in jeder Hinsicht verdient, Wächter, dieser bescheidene nur zu sichtbar vernachlässigte Mann; doch er ging früher von hier weg, ehe unsere Gedanken bestimmt waren und wir größern Nutzen von seinem Umgang hätten ziehen können. Wir hatten uns fest vorgenommen, nie durch die geringste Ueberredung einen Menschen auf unsere Seite zu bringen; sollte von selbst sich einer an uns schließen, so würde dieses dann ein Zeichen der Wahrheit unserer Gesinnungen sein. Sie können leicht denken, daß wir zwei junge Leute durch diese Absonderung zu vielem Spott Anlaß gaben; wir duldeten ihn und schwiegen.

Seit einiger Zeit studirte auf der Akademie ein junger Mensch aus Schwaben, Namens Wintergerst. Er machte starke Fortschritte, war sonst still und bescheiden und ertrug gelassen die Verachtung von manchem wohlunterstützten Müßiggänger wegen seiner dürftigen Lebensart, denn er lebte sparsam von einigen Stunden, die er im Zeichnen gab, damit er so viele Zeit als möglich zu seinen

Studien bekam. Er wurde mit uns bekannt und schloß sich sogleich mit der größten Innigkeit an uns. In allem was er machte, zeigte er einen großen Sinn für das Erhabene der Kunst; wir riethen ihm die Bearbeitung der Geschichte des alten Testamentes an; mit wie vielem Dank nahm er es an, und der Erfolg bewies, daß unser Rath gut war. Er machte sogleich etwas in dieser Art [1], wobei wir über die Größe der Charaktere und die Würde des Ausdrucks erstaunten. Nun waren wir schon drei, die zusammen wirkten.

Unsere Bilder wurden fertig, das meinige ging nach Frankfurt; Sie nahmen es so gütig auf und Ihre Briefe darüber waren so aufmunternd, daß ich einen Gedanken, ein Bild mit mehreren Figuren zu malen, ins Werk setzte. Wir wurden nun noch mit zwei jungen Leuten bekannt: einer, Vogel aus Zürich, widmete sich der alten Schweizer Geschichte, der andere Namens Hottinger, auch von dorther, hatte sich zum Beruf Vorstellungen aus dem jetzigen Leben gewählt. Wir wurden einig, alle vierzehn Tage zusammen zu kommen und unsere Arbeiten gemeinschaftlich zu beurtheilen. Auch diese gewannen wir ohne unserm Vorsatze ungetreu zu werden; jetzt standen also schon fünfe da. Wir hatten uns vorgenommen, daß jeder ein gemaltes Nachtstück auf eine gewisse Zeit liefern sollte. Ich malte dafür ein kleines Bildchen: ein Mann welcher nach Haus kommt und sein Weib bei der Arbeit findet; ich wählte diese ruhige häusliche Scene, weil das Bataillenmalen mir nicht mehr genügen wollte. Denn die Vorstellung einer Scene, die aller Größe des Eindrucks ungeachtet doch immer die Verderbtheit der Menschen zeigt, schien mir nicht mehr so ganz der würdige Vorwurf der Malerei zu sein. Nachdem fing ich das Bild an, wie Rudolf von Habsburg den Bürgern von Basel verzeiht und seinen Einzug in diese Stadt hält. Meine Ansichten von der Kunst hatten sich um vieles geläutert, aber doch waren sie noch sehr beschränkt. Ich glaubte durch die bloße Anwendung der Natur auf eine Stufe der Vollkommenheit zu gelangen; zum Glück für mich suchte ich in den Geist des Mittelalters so viel als es mir möglich war einzubringen, und die Natur zeigt sich da schöner als jetzt; ich glaubte, der Künstler müsse blos durch moralische Gegenstände an das Herz sprechen und zu bilden suchen: dieses ist wahr, allein durch Schönheit, die sein Werk beleben soll, erfüllt er diesen Zweck viel

[1] Im ersten Entwurf dieses Berichts steht: „Er fing sogleich ein Bildchen an: Abraham erhält sein Weib Sarah von dem egyptischen König Pharao zurück."

besser, denn wahre Schönheit des Körpers drückt bei dem Künstler auch die Vorzüge des Geistes aus und wirkt unstreitig wohlthätiger auf die Bildung des Menschen; doch davon wußte ich noch nichts.

Ein junger Maler von hier Namens Sutter, der schon länger die Akademie besucht und sie genau kennt, machte mit Overbeck Bekanntschaft; seine Sachen machten den lebhaftesten Eindruck auf ihn. Es war mir, so äußerte er sich nachher über meinen Freund, als ob mir ein Bruder geboren wäre, als ich die Arbeiten sah. Er kam denn auch zu mir, und unsere Gesellschaft hatte ein neues Mitglied gefunden. Vereint arbeiteten wir jetzt vorwärts nach einem Ziel, durch unsere Zahl muthig gemacht. Was uns vorzüglich zu beweisen schien, daß unsere Ansicht von der Kunst richtig sein müßte, war, daß so sehr wir mit einander einverstanden waren, doch jeder einen eigenen Weg ging, ohne den andern nachzuahmen. Wir erhielten jetzt viele Besuche von Künstlern, und die Stimme war ziemlich allgemein, unser Weg sei vortrefflich, doch konnte sich keiner überwinden mit uns zu gehen. Wir fanden zwar, daß je weiter wir so fortgingen, wir uns immermehr von den Grundsätzen der Akademie entfernten, dagegen fanden wir, daß wir uns der Art der alten Maler immer mehr näherten, und die Fortschritte, die unsere Gesellschaft machte, waren bedeutend.

Bis jetzt waren wir nur in eine Gesellschaft zusammen getreten, die wenn uns das Schicksal trennte, wohl aufgehoben sein würde. Den 10. Juli vergangenen Jahres [1809] feierten wir unsern Jahrestag durch ein Abendessen; wir unterredeten uns dabei über den jetzigen Zustand der Kunst, lebhaft fühlten wir alle, wie sehr sie gesunken sei, und alle boten wir uns, fast alle zugleich, an, was in unsern Kräften liege, zu ihrer Wiederherstellung anzuwenden. Wir gaben uns die Hände und ein Bund war geschlossen, der hoffentlich fest bestehen soll. Dabei wurden wir einig, jedes Gemälde, das wir verfertigten, so gut es anginge den versammelten Mitgliedern vorzustellen: fänden sie es nach einer unparteiischen Untersuchung für würdig, so sollte es mit einem Zeichen versehen werden. Dieses ist ein Blättchen, worauf ein heiliger Lukas ist, welches auf die Rückseite des Bildes befestigt wird.

Wir studirten jetzt fleißig weiter bis auf den Herbst, wo uns ein Mitglied, Wintergerst, verließ, um nach München zu gehen, wo er einige Hoffnung hatte, Unterstützung zu einer Reise nach Rom zu erhalten. Ehe er abreiste, zeigte er noch seine erlangte Geschicklichkeit an mehreren Bildern, besonders an einem, welches den Prome-

theus vorstellte, wie er die Pandora mit der gefährlichen Büchse ausschlägt, die Figuren waren kolossal. Nach seiner Abreise wurde ich krank und konnte erst zu Ende des Jahres wieder zu arbeiten anfangen. Allein in mir war eine bedeutende Aenderung vorgegangen: ich hatte sonst nur die Natur oft mit ihren Zufälligkeiten nachzuahmen gesucht, jetzt genügte mir dieses nicht mehr, ich fühlte, daß der Künstler einem höhern Zweck entgegen arbeiten sollte und daß nur der Sinn für das wahrhaft Schöne dahin führen kann.

Mit meinem Freunde Overbeck sprach ich viel darüber. Er äußerte sich, daß es ihn freue, daß ich dieses jetzt einsähe, allein er fände es für gut, daß ich auf dem Weg der Natur zu dieser Erkenntniß gekommen sei. Denn die Geschichte der Maler bezeichne uns mehrere, die ihren Sinn für das Schöne früher als für die Natur ausgebildet haben, und die auf diesem Weg bei dem größten Talent verloren gegangen sind.

Das Resultat unserer Gespräche war ungefähr folgendes. Der Künstler soll uns durch die Natur in eine höhere idealische Welt versetzen; unterläßt er dieses und bringt blos die Natur in Ausübung, so thut er bei weitem nicht genug und zeigt uns blos Dinge, die man leicht täglich sehen kann und zwar in der Wirklichkeit, die der Kunst immer vorgeht, und durch dieses wird der Werth sehr verringert. Arbeitet er aber blos nach einem Ideal, ohne sich an die Natur zu kehren, so wird seiner höhern Welt aller Reiz fehlen, und ganz kalt werden uns oft die schönsten Gedanken lassen; denn die Natur liegt uns immer am nächsten und hat daher die größte Wirkung auf uns.

So weit stehen wir jetzt. Was wir thaten, um in dem praktischen Theil der Kunst uns zu vervollkommnen, habe ich nicht beschrieben. Doch kann ich Sie versichern, daß wir es, so sehr wir uns auch bemühten in den Sinn der Kunst einzudringen, als eine große Hauptsache nie aus den Augen ließen; denn wir sehen ein, daß der bloße theoretische Maler so wenig ist als der blos praktische.

Meine Gedanken, welchen Theil der Malerei ich als den für mich am geeignetsten ergreifen soll, sind folgende. Meine Neigung zieht mich in die Zeit des Mittelalters, wo sich die Würde des Menschen noch in voller Kraft zeigt. Auf dem Schlachtfelde wie in der Rathsstube, auf dem Markte wie in dem häuslichen Kreis spricht sie sich deutlich und bestimmt aus; der Geist dieser Zeit ist so schön und von den Künstlern so wenig benutzt. Das Fabelhafte knüpft sich oft an das Wahre, selten ohne Moral, in allem herrscht ein sinniges Wesen,

das der Kunst so sehr geeignet ist. Dieses soviel als möglich zu erreichen ist mein Zweck. Doch sollte dieses nicht mit gehörigem Beifall aufgenommen werden, so bin ich zu etwas anderem bereit, das dem herrschenden Geist dieser Zeit angemessen ist. Militärische Scenen aus den letzten Kriegen finden immer Beifall und Liebhaber; einige Neigung macht mir dieses Fach angenehm. Daß ich einiges Talent dafür habe, zeigte mir die gute Aufnahme einiger Arbeiten in dieser Art. Im Fall der Noth soll dieses mein Schutz sein, wenn andere Künstler das Portraitmalen dazu gebrauchen, worin ich aber ziemlich unglücklich bin.

Franz Pforr.

Wenn unsere Aufmerksamkeit zumeist auf Overbeck und Pforr sich concentrirt, so müssen wir nun auch die talentvollen jungen Geister etwas näher in's Auge fassen, welche sich um die Beiden in dem Verlangen schaarten, auf sicherem Fundament eine richtige Kunsttheorie zu begründen.

Joseph Wintergerst[1], der zuerst sich ihnen anschloß, hat trotz der kühnen und verheißungsvollen Anfänge, womit er die jungen Gefährten in Erstaunen setzte, einen hervorragenden Rang in der Kunst nicht erstiegen. Er besaß einen aufgeweckten Sinn, war arbeitsam und kenntnißreich, dabei voll Selbstverleugnung, Demuth und Treue. Ein neidloses Gemüth und wahrhaft edler Charakter, der, wie Cornelius bezeugt, für die Kunst eine jugendliche Liebe und Begeisterung bis an's Ende sich erhielt, schloß er seine Laufbahn in dem schlichten Amte, das einst Cornelius' Vater bekleidet, als Inspektor der Düsseldorfer Akademie. In Wien, wohin er von der Kunstschule in München gekommen, hatte er den akademischen Lehrgang bereits durchgemacht, als er mit den friedlichen Neuerern Pforr und Overbeck in Verbindung trat. Er stand bald auf dem besten Fuße mit ihnen, und wie an ihren geselligen Zusammenkünften,

[1] Geb. zu Schrezheim bei Ellwangen 1783. Nach R. Wiegmann, die Kunst-Akademie zu Düsseldorf (1856), wäre Wintergerst in Wallerstein geboren.

so nahm er auch an ihren Ausflügen in die schöne Umgegend Wiens gerne Theil [1].

Ludwig Vogel (geb. 10. Juli 1788) war das einzige Kind eines vermöglichen Zuckerbäckers von Zürich, der ihn im Frühjahr 1808 nach Wien schickte, um in der Malerkunst und in der Zuckerbäckerei gleichzeitig sich auszubilden [2]. Er besaß Fähigkeiten, welche ihn berechtigten, nach dem Ruhmestitel eines schweizerischen Historienmalers zu streben, den er nachmals erworben; aber als ein pflichttreuer Sohn hätte er sich darein ergeben, die Conditor-Profession zu betreiben, hätte nicht sein Vater selbst im Jahre 1810 sein bisheriges Gewerbe aufgegeben, um sich an einer Baumwollspinnerei zu betheiligen, wodurch auch ihm volle Freiheit ward, seiner angebornen Neigung zu folgen. Er war bei seiner Ankunft in Wien (Mai 1808) in die Akademie eingetreten und schon nach wenigen Monaten mit Overbeck und Pforr bekannt geworden, die von der offenherzigen Geradheit und dem gesunden Menschenverstand des Alpensohns sich angezogen fühlten. Das freundschaftliche Verhältniß, welches daraus entsprang, wurde für beide Theile ersprießlich; sein „frisches Schweizerblut“ erheiterte sie, und ihr Wissen und Verständniß verlieh ihm geistige Anregung. In ihrer Gesellschaft empfand er zuerst, was ihm an technischer Vorbildung noch

---

[1] So begleitete er im Jahre 1808 die Beiden auf einer zweitägigen Wanderung in die Brühl bis Alland, und machte im selben Jahre noch in Gesellschaft von Pforr, Overbeck und Vogel eine Fußreise (Pforr's dritte und Overbecks zweite Tour) um den Schneeberg, mit folgenden Stationen: „1. Tag Neustadt; 2. über das ungarische Dorf Neudorf nach Gloggnitz; 3. Tag über Schottwien nach Reichenau; 4. T. bei dem Jäger im Höllenthal; 5. T. über Schwarzau auf die Raxalpe; 6. T. Mariahilf-Berg; 7. T. auch da; 8. T. Alland; 9. Tag Wien.“ (Tagebuchnotiz von Pforr.)

[2] Denn „die Zuckerbäckerei der k. Residenz in Wien galt ebenso sehr als die hohe Schule der Confiserie, wie die dortige Akademie für die Malerei“. Das Leben L. Vogels. Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich 1881. S. 8.

abging; auch seiner mangelhaften Kenntniß der biblischen Geschichte ward er inne und veranlaßt, das alte Testament zu studiren, ebenso wie später den Thomas a Kempis. In materieller Beziehung blieb Vogel allezeit der am meisten vom Glück begünstigte der ganzen Brüderschaft[1].

Johann Konrad Hottinger, sein Landsmann (geb. 1788), war der Sohn eines in Wien lebenden kinderreichen Züricher Bürgers, bei welchem Ludwig Vogel bei seiner Ankunft in Wien Quartier nahm. Es herrschte ein angenehm geselliges Wesen in diesem Familienkreise, in dessen Mitte die jungen Malerbrüder sich gerne einstellten und bei Musik, Lektüre und munterem Gespräch, woran auch die heranblühenden vier Töchter theilnahmen, erheiternde Erholung fanden[2]. Konrad selbst spielte hiebei nicht die schwächste Rolle, denn er besaß viel Nachahmungstalent und ein ausgeprägtes Organ für das Lächerliche. Er war der Komiker der Genossenschaft, gewandt im Karrikaturenzeichnen, und die Brüder gaben sich anfänglich der Hoffnung hin, ein deutscher Hogarth könnte in ihm erstehen. Sie täuschten sich. Es fehlte ihm an Ausdauer. Er ging niemals ernstlich auf die eigentlichen Bestrebungen seiner Gefährten ein, und selbst als ihn die Großmuth von Vogels Vater in den Stand setzte, drei von ihnen nach Rom zu begleiten, zog er daraus nur wenig Gewinn. Er starb im Alter von

---

[1] Das Leben L. Vogels a. a. O. S. 13. 22. Am meisten fühlte er sich von Overbeck angesprochen. Seinen Eltern kann er „nicht genug sagen, wie ein geschickter und bescheidener Mensch das sei". Seine Bekanntschaft sei ihm unschätzbar. (16. Juni 1808.)

[2] Eine dieser Töchter scheint in Overbecks jugendlichem Herzen eine stille Neigung entzündet zu haben, die er aber männlich bekämpfte. Er nannte sie in späteren Briefen seinen „leitenden Engel". Sie wurde die Gattin eines Professors Schwab in München, mit dem sie im Jahre 1810 nach der bayrischen Hauptstadt übersiedelte. Neidlos freute er sich ihres Glückes, aber Zeilen von ihr sind ihm „theuer wie Reliquien".

vierzig Jahren, ohne als Künstler eine Bedeutung erlangt zu haben.

Ein heilsames Element brachte Joseph Sutter in den Kreis, der ehrliche Sutter[1], wie er in so manchen alten verblichenen Briefen heißt. Er war der älteste unter den Genossen. Charakterfest, einsichtsvoll, eifrig, wirkte er durch sein Beispiel als Sporn, durch seine Lebenserfahrung zügelnd auf die feurigen Stürmer. Mißtrauisch auf die eigenen Fähigkeiten, arbeitete er dabei emsig an der Erweiterung seiner Kenntnisse, und so war er auch von dem Tage an, da der junge Overbeck an der Akademie seine Aufmerksamkeit und sein Staunen erweckt hatte, darauf bedacht gewesen, ihm näher zu kommen, um ihn über die Kunst zu befragen. Die Art, wie er noch in späteren Briefen dieses ersten Besuches bei dem bewunderten Lübecker gedenkt, ist bezeichnend für sein demüthiges Wesen. Schüchtern und mit pochendem Herzen habe er an der Glocke von Overbecks Stube gezogen, und als er dann seine Tritte vernommen, sei er noch unruhiger geworden. „Schnell öffnetest Du die Thüre und standst mit seelenvollem Lächeln vor mir; wir begrüßten uns mit einem Händedruck und ich betrat mit Ehrfurcht Dein geweihtes Zimmer — es war mir als ob ich die Wohnung eines Heiligen oder eines idealischen Künstlers beträte. Da begannst Du den Faden unseres Kunstgesprächs mit den Worten: nun Freund! was macht die Kunst? Ich sah auf Dein [Staffelei-] Bild und verstummte; denn ich ward gerührt durch Kunstschönheiten, die ich selber zu erreichen wünschte — Wehmuth ergriff mich, ich fühlte in ganzer Fülle meine Nichtigkeit. Du aber kamst mir tröstend mit Bescheidenheit entgegen; dieß machte mir wieder Muth. Ich suchte nun durch Worte meinem Herzen Luft zu machen und goß in Strömen meine Gefühle über Kunst vor Deinen höheren Ge-

[1] Geboren 28. November 1781 in Linz, gestorben 12. Mai 1866 in Linz.

fühlen aus, die stets in Einklang mit den meinigen uns vereint in die höheren Regionen unserer Kunst versetzten." [1] Auch in der Folgezeit, durch das ganze Leben fort, erhielt sich dieses Verhältniß: Overbeck blieb für Sutter der „Schutzgeist", der ihm „den bessern Weg zur wahren Kunst gezeigt".

Bald nach diesem Besuche lud ihn Overbeck auf den 10. Juli (1808) zu einer abendlichen Zusammenkunft in seinem Zimmer ein, wo er ihn mit Pforr, Wintergerst und Vogel, dessen Geburtstag war, bekannt machte; ebenso mit seinem Hausgenossen Egger. Die Unterhaltung der jungen Akademiker drehte sich natürlich um die Kunst, und es wurde ausgemacht, daß sie allwöchentlich einen Abend sich versammeln wollten, um ihre Arbeiten gegenseitig zu besprechen und freundschaftlich zu kritisiren, sowie sich der Reihe nach Compositionen aufzugeben. Am 10. Juli des folgenden Jahres feierten dann, wie uns Pforr erzählt, die Freunde den ersten Jahrestag ihrer Vereinigung. Die Zusammenkunft fand in Eggers Zimmer statt, der übrigens trotz der engen Beziehungen zu den Kunstbrüdern niemals ein eigentliches Mitglied der Genossenschaft geworden, welche an jenem denkwürdigen Abend gegründet wurde. Sie überließen sich ganz der Freude über ihre Einmüthigkeit, über die Fortschritte und Grundsätze, die sie ihrer Vereinigung zu danken hatten, und gaben sich das Versprechen, diesen Grundsätzen, auch wenn sie einmal getrennt würden, getreu zu bleiben, „um vielleicht so nach und nach die Kunst wieder von der jetzigen Ausartung auf den Weg der Wahrheit zurückführen zu können" [2]. Der Wein löste die Herzen und voll Enthusiasmus tranken sie zuletzt Brüderschaft und blieben bis zum Morgen beisammen. Der Ordensbund war geschlossen. Ihr Motto sollte die „Wahrheit" sein, ihre Devise ein emblematisches Bild des hl. Lukas, des Schutzpatrons der Kunst.

[1] Sutter an Overbeck, Wien 7. September 1810.

[2] Das Leben L. Vogels l. c. S. 19.

Die St. Lukas-Bruderschaft constituirte sich somit aus sechs jungen Männern: Pforr, Vogel und Hottinger zählten 21 Jahre, Wintergerst 26, Sutter 28, während Overbeck, der unter ihnen der berühmteste werden sollte, sieben Tage zuvor erst das zwanzigste Jahr vollendet hatte. Es sei gestattet, an dieser Stelle auf das bemerkenswerthe Faktum einer ähnlichen Verbrüderung hinzuweisen, welche in England im Frühjahr 1848 von dem begabten jungen Maler und Dichter Dànte Rossetti, dem Pforr der dortigen Bewegung, seinem Bruder William, vier anderen Malern und einem Bildhauer, unter dem Namen der Prä-Rafaeliten gegründet worden ist. Diese beiden Verbrüderungen, welche mit dem gleichen Zwecke — Befreiung der Kunst von den Fesseln des akademischen Manierismus — gebildet wurden, haben jede in ihrer Art Epoche gemacht in der Kunstgeschichte ihres Heimathlandes, indem sie eine Umwälzung in der nationalen Kunst hervorriefen und wesentliche Verbesserungen in der Methode künstlerischer Ausbildung herbeiführten.

Ein reges Leben erwachte unter den Lukas-Brüdern. Es wurde munter componirt. Es wurden aber auch Aufsätze über Gegenstände und Aufgaben der Kunst geschrieben. In einem derselben handelt Pforr über die Frage: „ob der Künstler seine Empfindung durch die Vernunft [d. i. die Erkenntniß] befestigen soll." Sie wird affirmativ beantwortet. Er glaubt dabei sagen zu dürfen, daß die Vorsehung die Mitglieder der Bruderschaft mit allen für künstlerische Phantasie und Empfindung erforderlichen Eigenschaften begabt habe. Nichtsdestoweniger macht ihm dieser warme Enthusiasmus für alles was schön und edel ist bange für die Brüder und für sich selbst. Er fürchtet, daß der Wandel der Jahre und nähere Berührung mit der Welt diese reinen Eigenschaften abstumpfen und ertödten könnte. Die Kunst der Zeit sank, weil des Künstlers Vernunft seine Empfindung nicht sicherte; das gehe aus einer Betrachtung der Geschichte hervor. Damit also die Brüder die übernommene

Mission einer Läuterung und Erhebung der Kunst mit Erfolg zu Ende führen können, erscheint es ihm dringend geboten, daß jeder darauf achte, „die Empfindung durch Nachdenken und nähere Erkenntniß ihrer selbst zu befestigen"; Grundsatz, nicht Gefühl müsse oberste Norm sein.

Betrachtungen solcher Art mochten nicht überflüssig sein für ihn und seine Genossen, denn sie waren alle höchst erregbare Jünglinge, und standen mehr oder weniger unter dem Einfluß der gährenden Zeit, in der sie aufgewachsen. Unter dem Druck der politischen Verhältnisse vollzog sich still aber unaufhaltsam eine Wandlung der Geister.

Die Gegenwart war düster genug. Handel und Gewerbe lagen wie erstorben darnieder; an den Hafenplätzen faulten die Schiffe unter Embargo. Bankerotte nahmen überhand. Drückende Steuern wuchsen riesenhaft in die Höhe, und Gott allein wußte, wo das Ende sein würde. Jedermann zog sich, mit Senator Overbeck zu reden, wie in's Schneckenhaus zurück. „Wem zu Hause noch wohl ist, der preise Gott! Patriotismus, Kosmopolitismus und wie das heißen mag, ist Alles nichts mehr. Weib, Kinder und Freunde, das ist die Welt; und das Uebrige Wirrwarr, Räthsel, Finsterniß. Die Natur, *sie* freilich ausgenommen; *sie* immer dieselbe, immer tröstlich und herrlich und erquickend." [1] Es war ein Trost, aus der traurigen Gegenwart sich in die Vergangenheit zurückzuversetzen, in Zeiten, wo Friede und Freiheit im Lande geherrscht.

Patriotisch gesinnte Gemüther flüchteten sich in das reichbewegte Geistes- und Glaubensleben einer schöneren Vorzeit; die Größe und Herrlichkeit des Mittelalters stieg aus der Nacht langer Vergessenheit in neuem Glanze empor. Man vertiefte sich in das Wesen eines ungebrochenen kernhaften Volksthums in Geschichte, Lied und Sage. Die Schätze altdeutscher Poesie wurden aus dem Schutte der Jahrhunderte an das Tageslicht

---

[1] Senator Overbeck an seinen Sohn, Lübeck 29. Juli 1809.

gezogen. Damit wuchs das Verlangen und die Entschlossenheit, das dem Volke gewaltsam auferlegte Joch einmal abzuschütteln. Eine literarische und politische Reaktion bereitete sich gleichzeitig vor. In den schönen Künsten ebenso wie in den Zweigen der Verwaltung sollte die Nachahmung des Ausländischen nicht länger Stand halten; der deutschen Eigenart sollte ihr ungekränktes Recht werden. Die Seher und Denker wiesen auf eine bessere Zukunft.

Mit glänzendem Geiste traten die Herolde der neuen Schule, die man die romantische genannt, für die christlich-nationalen Ideen ein, und Friedrich Schlegel, ihr Chorführer auf dem Felde der Kritik, wurde ihr Verfechter auch für die bildende Kunst. Von F. Schlegel ermuthigt trugen die Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée im Verein mit ihrem kenntnißreichen Freunde Bertram jene berühmte Sammlung altdeutscher Bilder zusammen, welche die Ehrenrettung und das Verständniß der lang verkannten alten Kunst anbahnen half. Noch unmittelbarer wirkte hier Ludwig Tieck im Bunde mit seinem sinnigen Jugend- und Herzensfreund W. Wackenroder. „Franz Sternbalds Wanderungen" und die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" haben durch die begeisterte Huldigung, welche sie dem Geist des christlich-deutschen Mittelalters entgegenbrachten, durch die glühenden Ergüsse über Malerei und Musik, durch die liebevoll schwärmerischen Schilderungen und Berichte von den großen Malern jener Blüthezeit, vom lieben Meister Albrecht Dürer, vom göttlichen Rafael, von Lionardo, Michel Angelo, Francesco Francia, eine wunderbare Wirkung auf Herz und Phantasie der Zeitgenossen ausgeübt und den Sinn für alte Kunst und Kirchenmalerei in weiten Kreisen angeregt. Auch der junge Lübecker Maler hat, wie er nachmals äußerte, von diesen Künstlerromanen mächtige Eindrücke empfangen.

Overbeck und Pforr verfolgten mit jugendlichem Eifer ihr Ziel, in das eigentliche Wesen der Kunst einzudringen, und fuhren fort mit Feder und Pinsel ihre Meinung sich zurechtzu-

legen. Selbst die Poesie wird zu Hülfe gerufen. Fritz sandte seinem Vater, zu dessen Geburtstag im Sommer 1809, einige seiner poetischen Versuche zu. Da finden wir einen Dialog zwischen zwei Malern: ein Gedicht, in welchem ein „mit Himmelsahndung erfüllter" Künstler eine Unterredung hält erst mit einer schönen weiblichen „Erscheinung", dem Ideal, dann mit einem prosaischen Künstler der alten Schule, der sich in gemüthlichem Wiener-Deutsch einführt. Das Ideal, so heißt es darin, ist „kein Bild vom Traume geboren", es ist „ein Ausfluß vom Geiste des Herrn", dem Menschenkind zum Troste erkoren, ein Führer und Leiter in's schönere Land.

„Die Blüthe des Glaubens, hier unten gepflegt,
Dort oben dir Früchte der Seligkeit trägt."

Auf die Frage, welchen Meister man sich wählen solle, Rafael oder Michel Angelo, Rubens oder Albrecht Dürer, lautet die Antwort: es sei schwierig zu entscheiden, wem der erste Rang gebührt; sie „sitzen alle auf Einem Throne Hand in Hand" und regieren in brüderlicher Gemeinschaft „das Land der Fantasie, nach dem Gesetz, das die Empfindung selber gab". Aber freilich ein gutgemaltes Haargeflechte, „weil Rafael auch mit Gefühl die Haare legte, das macht den Rafael fürwahr nicht aus". — Ein anderes Zwiegespräch findet zwischen einem Maler und einem Mädchen statt. Es beginnt mit der Beschreibung eines Spaziergangs, den der Künstler am frühen Morgen einsam, „die Bibel unter dem Arme", den Bergen zu unternimmt. Nachdem er sich an der Schönheit des Morgens erquickt, setzt er sich nieder und liest in dem „heiligen Orakel" die acht Seligkeiten, die hier in Vers und Reim gebracht sind. Währenddem kommt ein junges Mädchen dahergegangen, das gar unbefangen aussieht, „wie ein Engel sanft und rein". Sie grüßt den Fremden mit den Worten: Gelobt sei Jesus Christus! Der Künstler antwortet schnell aufspringend: „Ja wohl in Ewigkeit gelobt sei der!" Er knüpft nun ein religiöses

Gespräch mit ihr an und findet, daß sie ein liebes unschuldvolles Kind sei. Er betet mit ihr, dann gibt er ihr einen Kuß. Das setzt sie in Bestürzung und schamerfüllt spricht sie: „Ach Gott, was hab ich jetzt gemacht! Die Mutter hat mir's oft gesagt, mit Männern nicht zu viel gewagt!“ Der Künstler aber beruhigt sie, indem er versichert, daß „man nicht jetzo beten und gleich darauf nach Sinnlichkeit verlangen“ könne. Von seinen Reden gerührt, erwiedert sie: wenn man ihm so zuhöre, so gebe es nichts Schöneres auf Erden, „man könnte eine Heilige werden!“ Das sei sie schon durch ihre Herzensreinheit, versetzt er ihr. Darauf mahnt er sie, ihrem Geschäfte nachzugehen, und wenn sie am nächsten Morgen wiederkomme, werde sie ihn auf derselben Stelle wieder treffen. Es wird ihr schwer, sich von dem Orte zu trennen; er aber scheidet mit den Worten: „Leb wohl du liebes Kind für heute, des Tages Arbeit ruft uns beyde.“

Diese jugendlichen Schwärmereien auf dem Flügelpferd fanden bei dem Vater Overbeck nur mäßigen Beifall. Fritzens dichterische Versuche waren nicht nur mangelhaft im Bau, sie verriethen auch eine Geistesrichtung, die der Freund und Gesinnungsgenosse der Voß und Gleim nur mit Vorbehalt gutheißen mochte. In diesem Sinne erwiederte er (29. Juli 1809) auf die Sendung des Sohnes:

„Daß Du bei der Poesie nachbarlich einsprechen würdest, war zu erwarten; dient auch trefflich zur Befruchtung der Phantasie, zur Läuterung des Geschmacks, zu mancherlei Gutem und Schönem. Nur Alles duce et auspice Teucro! will sagen: der vollkommensten Muster, insonderheit des klassischen Alterthums; damit auch hier schöne Form sich zu gediegenem Inhalt geselle. Vor der neuesten Schule unserer Romantiker und Sonnettenklingler [1] ein Kreuz gemacht! — Ein Buch zur

[1] Erst das Jahr zuvor hatten Voß und sein Anhang im Stuttgarter „Morgenblatt“ den Kampf gegen die von Arnim herausgegebene

Geistesnahrung, was ich Dir empfehlen möchte, wenn Du es auftreiben kannst, ist: Briefwechsel zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Johannes Müller, 2 Theile. Darin wäre insonderheit der Feuergenius Heinse für Dich, den Maler. Du würdest erstaunen über diesen Großmächtigen, den Verfasser des Ardinghello rc. Ich glaube, etwas Kraftspeise ist dann und wann Dir gut, um nicht ganz Dich den elegischen Gefühlen zu ergeben. So auch fleißige Blicke mitunter auf Rubens Saft- und Kraft- und Flammen-Compositionen, um den Puls zu heben, um mit Feuer die Adern zu durchströmen. Und dann wieder bei Raphael und seines Gleichen zurück zum himmlischen Ideal!

„Zur Erwiederung für Dein freundliches Blümchen aus dem Musengarten sende ich Dir Einliegendes, da doch wohl schwerlich der Heidelberger Almanach Dir zu Gesicht kommen wird." [1]

In einer Illustration, welche Fritz zu seinem letzterwähnten Gedicht mit Wasserfarben machte, stellte er den Maler im Gewand eines Eremiten dar, während das Mädchen eine Art Mignon ist. In einem andern Aquarell erscheint derselbe einsiedlerische Künstler im Gespräch mit einer Gestalt, welche wie ein Cardinal aussieht, in Wahrheit aber St. Lukas vorstellen soll; denn es ist eine ideale Conversation zwischen dem Maler und dem Schutzpatron der Kunst [2]. — Diese beiden Bildchen kamen in den Besitz eines seiner Bekannten, der sie dem kunst-

---

„Zeitung für Einsiedler" und gegen die „Klingklanggedichte" eröffnet; Angriffe, die von Arnim und Görres mit überlegenem Geist und heiterer Ironie zurückgewiesen wurden. Vgl. den Neudruck von „Arnims Tröst-Einsamkeit", herausg. von Dr. Fr. Pfaff Freiburg und Tübingen 1884. Einleitung.

[1] Das Einliegende bestand in zwei kleinen Gedichten: „An den vatikanischen Apoll", in antikem Versmaß (alcäische Strophe), und „Heidekräutchen", in Reimen.

[2] Von dem erläuternden Text zu diesem zweiten Bildchen ist noch ein fragmentarischer Entwurf vorhanden: „Gespräche. Lucas — Johannes."

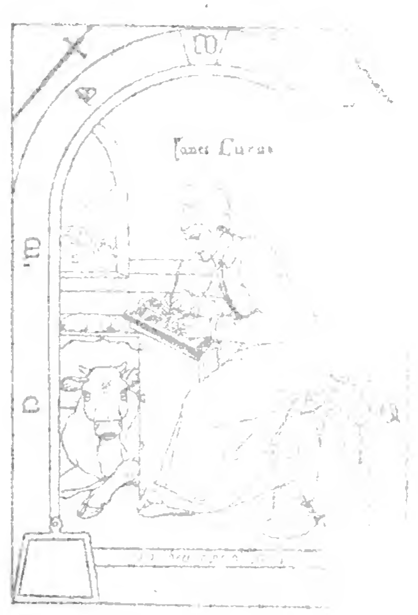
freundlichen Dr. Ringseis in München verehrte. Als Overbeck mehr als vierzig Jahre später nach München und hier auch in das Haus dieses berühmten Arztes kam, legte ihm die Familie voll Freude die Bildchen vor, die sie hoch in Ehren hielt, er aber ganz vergessen hatte. Zu ihrer Ueberraschung zeigte sich Overbeck ganz unglücklich bei dem Anblick dieser harmlosen Jugendarbeiten, die allerdings eine süßlich romantische Vorstellung von katholischen Dingen verriethen. Er bat so dringend, ihm die Blätter zur Vertilgung zu geben, daß Ringseis nicht umhin konnte, ihm, wenn auch mit Widerstreben, zu willfahren. Er versprach wohl Ersatz und sandte ein Porträt von Ringseis (Kopfbild), welches er im Jahre 1818 zu Rom gezeichnet hatte, als Ringseis mit dem Kronprinzen Ludwig von Bayern in der ewigen Stadt verweilte. Aber dieser Ersatz konnte Ringseis und die Seinigen nicht völlig über den Verlust jener Blätter trösten, welche für Overbecks Entwicklungsgang so eigenthümlich kennzeichnend gewesen.

Overbecks Verurtheilung dieser jugendlichen Arbeiten mochte seinen Grund in dem Mißbehagen haben, das er in reiferen Jahren empfand, wenn man ihn als einen Vertreter der Romantik bezeichnete. Mit der Empfänglichkeit der Jugend hatte sein poetisches Gemüth die Fülle neuer Ideen ergriffen, die ihm aus den Schriften jener sprühenden Geister entgegenwehten, die seine Phantasie mit bezaubernden Bildern, seine Seele mit sehnsuchtsvollen Ahnungen erfüllten. Aber das Unklare und Schillernde in den Bestrebungen mancher Romantiker, welche im Christenthum lediglich eine ästhetische Befriedigung suchten, in den Schönheiten und Schöpfungen der Kirche nur eine poetische Symbolik sahen, widerstrebten seinem ehrlich frommen Wesen, wie die Extravaganzen einer ungezügelten Phantasie und laxen Moral seinem sittlichen Ernst und Geradsinn. Das Ziel seines künstlerischen Strebens war, eine klare, bestimmte Anschauung des Schönen und Wahren in der durch die Sonne eines lebendigen Christenthums durchleuchteten Welt zu erlangen

und festzuhalten. Ihm war die Kunst „Sache des Herzens im innigsten Zusammenhang mit der Religion."

Obgleich seine poetischen Versuche auf künstlerischen Werth keinen Anspruch machen, so konnte er es doch nicht lassen, zur Erläuterung seiner Werke kleine Hymnen niederzuschreiben; eine Uebung, worin ihn J. D. Passavant noch im Jahre 1813 durch Rath und Beispiel bestärkte. Passavant meinte, da ein jedes Gemälde eigentlich ein Gedicht sein sollte, so sollte der Künstler den poetischen Gehalt seines Werkes nach seiner Art schriftlich festhalten, sei es daß er darüber ein Buch führe oder die Beschreibung auf den Rücken des Gemäldes befestige; durch die Unterlassung solchen Gebrauchs seien sehr viele schöne Gedanken verloren gegangen. Dementsprechend war auch Overbeck darauf bedacht, den Besitzern seiner Compositionen einen Einblick in die Intentionen zu bieten, welche ihn bei der Arbeit beseelten. Einige seiner Commentare in Prosa sind besonders schätzbar wegen ihrer ungekünstelten Frömmigkeit und der treffenden Erklärung katholischer Lehre.

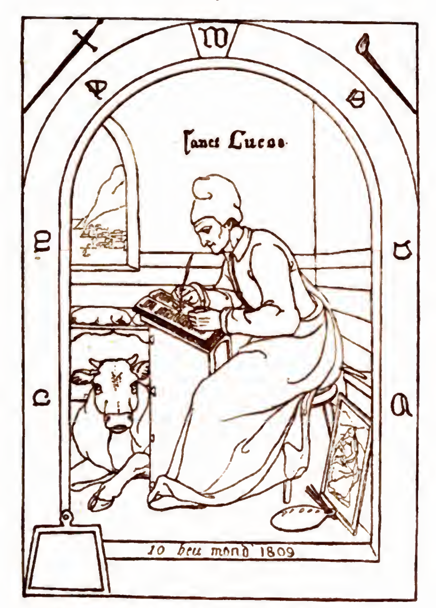
Kommen wir wieder auf die Stiftung der Lukas-Bruderschaft zurück. Overbeck fertigte die Radirung des St. Lukas-Bildes, des Bundessymbols, welches für bedeutende Leistungen der einzelnen Mitglieder, wenn sie einstimmigen Beifall fanden, als Ehrenzeichen zuerkannt und auf der Rückseite der Composition aufgeklebt wurde. St. Lukas, in der Gestalt Dante ähnlich, sitzt in einer Zelle, sein Evangelium schreibend. Das typische Rind kauert neben dem Schreibpult, zur Linken des Heiligen aber deutet ein an die Seitenwand gelehntes Madonnenbild nebst Pinseln und Palette auf die Malerkunst. Eine kleine, am Fuß hoher Berge gelagerte Seestadt ist in der Ferne durch das Fenster sichtbar. Die Vignette ist von einem anmuthigen Rundbogen umrahmt, in welchem die Buchstaben H. W. P. — O. V. S. in altdeutschem Charakter, je drei zusammen, stehen; sie bedeuten: Hottinger, Wintergerst, Pforr — Overbeck, Vogel, Sutter. Als siebenter Buchstaben, aber auf-



[illegible] Ihm war die Kunst „Sache des Herzens“ [illegible] eng mit der Religion.“

[illegible] Versuche an künstlerischen Werk[illegible] so konnte er es doch nicht lassen, [illegible] kleine Hymnen niederzuschreiben; [illegible] J. D. Passavant noch im Jahre [illegible] Beifall beförderte. Passavant meinte, da [illegible] eigentlich ein Gedicht sein sollte, so sollte [illegible] Werkes nach seiner [illegible] sei es daß er darüber ein [illegible] auf den Rücken des Gemäldes befestige; [illegible] Gebrauchs seien sehr viele schöne [illegible] verloren gegangen. Dementsprechend war auch [illegible] bedacht, den Besitzern seiner Compositionen [illegible] die [illegible] zu bieten, welche ihn bei der [illegible] Einige seiner Commentare in Prosa sind [illegible] wegen ihrer ungekünstelten Frömmigkeit und der [illegible] katholischen Lehre.

[illegible] auf die Stiftung der Lukas-[illegible] fertigte die Zeichnung des St. Lukas-[illegible] Symbols, welches für bedeutende [illegible] wenn sie einstimmigen Beifall fa[illegible] und auf der Rückseite der [illegible] wurde. St. Lukas, in der Gestalt Dante[illegible] einer Zelle, sein Evangelium schreibend. [illegible] neben dem Schreibpult, zur Linken [illegible] ein an die Seiten [illegible] Malerkunst. Eine [illegible] der [illegible] gelegene Stadt ist in der Ferne [illegible] Die Vignette ist von einem [illegible] umrahmt, in welchem die Buchstaben [illegible] in altdeutschem Charakter, je drei [illegible] Namen: Hottinger, Wintergerst, Pforr [illegible] Als [illegible] Buchstaben, aber auf



Bundessymbol der St. Lukas-Bruderschaft.

Vignette zum Diplom dieser Verbrüderung
(Radirung).

fällig größer, präsentirt sich oben am Schlußstein des Bogens ein W: der Anfangsbuchstabe von „Wahrheit", dem obersten Princip, welches die Bruderschaft zusammenzuhalten hatte. In den Bogenzwickeln sieht man rechts ein Schwert und links eine Fackel; im untern Rande endlich das Datum: „10. Heumond 1809."

Im Herbst desselben Jahres sah sich Wintergerst, der sein Auskommen in Wien kümmerlich mit Unterrichtgeben sich schaffen mußte, genöthigt, die Kaiserstadt zu verlassen, um sein Glück in München zu versuchen. Sein Abschied wurde in brüderlicher Vereinigung gefeiert. Es war unter den Brüdern gelobt und ausgemacht, daß, im Fall sie zerstreut würden, jeder nach Kräften bestrebt sein wolle, für die Durchführung ihrer künstlerischen Grundsätze treu und gewissenhaft zu wirken und neue Arbeiter für die gute Sache der Kunst zu werben. So kam man nun vor Wintergerst's Abreise — ihres „ersten Apostels, der ausgesandt" — überein, ein Diplom des Ordens aufzusetzen, in welchem die Namen der Mitglieder des Vereins in aller Form eingetragen wurden. Das so ausgestellte und am Vorabend von Wintergerst's Abreise datirte Diplom besteht in der Radirung des vorhin beschriebenen St. Lukas-Bildes auf einem breiten Blatt von grauem Papier. Zu beiden Seiten der Vignette sind (rechts) Name und Geburtsort des Besitzers des Documents und (links) das Datum: Wien, den 25. Herbstmond (Sept.) 1809, eingetragen. Darunter in prägnanten Worten Zweck und Aufgabe des Ordens. Dann folgen die Unterschriften der Brüder mit Künstlerzeichen und Denkspruch, welche jeder nach seiner eigenthümlichen Sinnesart sich ausgewählt.

Die symbolischen Künstlerzeichen wurden in der ersten Zeit ebensowohl auf ihren Compositionen wie in ihren gegenseitigen Briefen regelmäßig angebracht. Wiewohl sie später als nicht wesentlich verschwanden, sind sie doch zu bezeichnend, um mit Stillschweigen übergangen zu werden. Vogel hatte sich die

heimathliche Gemse erwählt; Wintergerst die Eule; Hottinger einen Kelch; Sutter (der im Alter erblindete) ein Auge; Pforr, gleichsam in Vorahnung des frühen, mit christlichem Sieg gekrönten Todes, einen Todtenschädel, auf dem ein Kreuz steht; Overbeck endlich, der als Christ und Künstler die Palme davontragen sollte, einen Palmzweig: ein Baum, der aus der Mitte heraus sich entfaltet, war überdieß ein passendes Emblem für einen, dessen Werke aus Gebet und innerer Heiligung erwuchsen. Sein Motto stimmte zu dem Künstlerzeichen: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.“ [1]

Das Diplom der St. Lukas-Bruderschaft für Overbeck, von Vogels Hand geschrieben, ist noch vorhanden.

Diplom der St. Lucas-Bruderschaft für Friedrich Overbeck.

Fritz Overbek — Wien, d. 25. Herbstmonat 1809.
(Vignette.)
aus Lübeck gebürtig. — Rom, d. 10. July 1810 [2].

Zur beständigen Erinnerung an den Hauptgrundsatz unseres Ordens, die Wahrheit, und an das geleistete Versprechen, diesem Grundsatz lebenslang treu zu bleiben, für sie zu arbeiten mit allen Kräften, und hingegen eifrig jeder akademischen Manier entgegen zu wirken, und zugleich als ein Zeichen unserer sämtlichen Liebe und Hochachtung, mit der wir Ihn jedem neuen Mitgliede des Ordens für immer zur freundlichen und brüderlichen Aufnahme empfehlen, schriebens unserem Freunde und Bruder F. Overbek, die sämtlichen Mitglieder des Ordens:

(Eule.) Joseph Wintergerst.

Moralisch auf die Menschen zu würcken,
Liebe zu strenger Wahrheit und seinen Freunden
sollen die Gesetze des Künstlers sein.

---

[1] Als Cornelius in Rom (1811) dem Bunde beitrat, wählte er den zur Sonne auffliegenden Adler: sursum corda.

[2] Dieses Datum ist von Overbecks Hand nachgetragen.

(Auge.) Joseph Sutter.

Wer stets in der Seele Tiefe forscht,
Was die Menschen rührt, moralisch gut zu handlen;
Der nur wird als Künstler über Vorurtheile frey,
Auf dem Rosenpfad der ewgen Warheit wandlen.

(Todtenschädel mit Kreuz.) Franz Pforr.

Herrscht über alles die Liebe zu der wahrhaftigen Schönheit, so ist das Gefühl eine Blüte, deren Frucht im Paradis Garten steht.

(Kelch.) Johann Conrad Hottinger.

Ermahnet euch unter einander und erbauet einer den andern, Vermahnet die Ungezogenen, tröstet die Kleinmüthigen, ertraget die Schwachen.

(Gemse auf drei Felssteinen.) Ludwig Vogel.

Du schöne Natur bist nicht einerley
Und bist doch immer die Gleiche,
Und alles ist alt, und alles neü
In deinem blühenden Reiche.
Strebt weiter und weiter, doch haltet nur
An der ewig wahren, der alten Natur.

Getreulich und offen, wie immer, berichtete Fritz seinem Vater im Januar 1810 von der Gründung der Maler-Brüderschaft und setzte ihm Plan und Zweck derselben auseinander; dabei legte er ihm seinen und der Brüder Wunsch vor, der Vater möchte der Kanzler ihres neuen Ordens werden. Senator Overbeck, der gutherzige Mann aber umsichtige Welt- und Menschenkenner, lobte zwar den reinen Eifer für die Sache der Kunst, aus dem diese Verbindung erwachsen, „ad exemplum der berühmten Brüderschaft von 1530 zu Florenz"; aber er hielt es für seine Pflicht, den unerfahrenen Jünglingen auseinanderzusetzen, was eine Ordensverbindung nach seiner Ansicht Bedenkliches habe. Zunächst scheine ihm eine solche Verbindung heutzutage eine ziemlich überflüssige Sache. Mit den Werken der großen Meister und der Natur vor ihren Augen sei ihnen das Wichtigste gegeben, was durch einen Bund nicht kräftiger

gemacht werden könne. Was an freundlicher Aufmunterung, an brüderlichem Zuruf zu leisten sei, das leiste der tägliche Umgang oder Correspondenz genau ebenso, und vielleicht besser, als eine verbriefte Zunft. Wollen sie einen Gegensatz bilden gegen die Männer der alten Schule, die Manieristen, die Antiquisten, die Theater-Prunkhelden — nun, so mögen sie es durch ihre Bilder thun und es dem stillen Gang der Wahrheit überlassen, den Obsieg zu gewinnen. Ordensverbindungen nähren den Parteigeist, verführen zum Stolz gegen die Draußenstehenden („nos poma natamus"), provociren so leicht Feindschaft, Neid, Kabale, und können sie mit der Zeit in weltliche Verwicklungen bringen, wozu der Künstler keine Zeit habe. Solches glaubt er als gereifter Mann den warmblütigen Jünglingen zur Warnung sagen zu müssen, als kurzen Text zu eines Jeden weiterer Ausführung. Wollten sie aber trotz alledem die Bundeskette geschlossen wissen und einen Kanzler haben an ihm, nun, so sei das Geschäft, was sie ihm zugedacht haben, keineswegs mühselig: „und in Gottes Namen mögt Ihr mich damit investiren; und es lebe der heilige Lukas! Wandelt aber vorsichtig und in der Liebe! und ohne Dünkel, daß nicht der Geist der Wahrheit betrübt werde durch Euch, die Ihr seine treuen Diener sein sollt." [1]

Wir wissen, daß die Sache bereits in's Leben getreten war. Vater Overbeck fand sich also mit gutmüthigem Humor in die ihm zugedachte Rolle des „Cancellars", auf die er auch noch, als die Jünglinge nach Rom gezogen waren, mit freundlichen Mahnungen anspielte [2]. — Fritz hatte jetzt die Empfindung, daß seine Lage eine beneidenswerth glückliche sei. Er lebte ganz in seinen Lieblingsstudien, welche auf eine ehrenvolle Bahn

---

[1] Brief aus Paris, 10. April 1810

[2] Aber weder er noch die jungen Lukasbrüder konnten ahnen, daß sein einziges wirkliches Geschäft darin bestand, den letzten Willen Pforrs bei den Genossen zu vollziehen.

hinführten. Er war umgeben von einer kleinen Schaar sympathischer, gleichgesinnter Genossen, mit denen er frei und offen seine Gedanken austauschen konnte. Die feurigen jungen Reformer, mit der Seele voll Sehnsucht nach ihrem Ideal einer herzerhebenden und erweiternden Kunst, besuchten noch die Akademie; sie wollten einen offenen Bruch mit den Professoren vermeiden. Es wäre indeß ungerecht gegen die letzteren, wollten wir nicht beifügen, daß sie große Langmuth übten gegenüber einer Gruppe von Zöglingen, welche ein System gelinder Insubordination betrieben. Selbst der rücksichtsvolle und gewissenhafte Overbeck muß ihre Geduld auf die Probe gestellt haben; denn wenn die Professoren in den Klassenzimmern die Runde machten, schlich er öfters hinweg, um einer Kritik seiner Zeichnungen auszuweichen, da er aus Erfahrung wußte, daß im Fall der Anwesenheit seine feinen, sauber ausgeführten Umrisse mit großen Kohlenstrichen überwischt und verdorben werden würden. Die Professoren richteten ihr Absehen einzig darauf, nach hergebrachter Norm flotte schnelle Zeichner und Maler zu bilden, zufrieden damit, wenn sie die Oberfläche der Kunst bestreiften; freie Entwicklung und Bewegung war dem Zögling verpönt. Overbeck und Pforr in ihrem Drang nach Wahrheit und Bestimmtheit der Form liebten es, mit scharfen, fein gespitzten Stiften und Kreiden zu zeichnen und, den Lehrern zum Trotz, ihre Conturen ebenso scharf zu ziehen, wie sie es mit ihren gegen den leeren Formalismus gerichteten Grundsätzen zu thun gesonnen waren.

Overbeck machte im Geheimen eine Carikatur von einem alten philisterhaften Professor, der, von Selbstbewußtsein aufgeblasen, ihm und Pforr die Nothwendigkeit des Lernens gepredigt hatte, mit dem Beifügen, daß ja auch er die Schule habe durchmachen müssen und nicht als Meister vom Himmel gefallen sei. Fritz stellte ihn jedoch aus den Lüften herabkommend dar; sein Zopf berührt noch die Wolken, während er in seinem gemüthlichen Dialekt die Worte wiederholt: „Lernen

müßt's, lernen ihr junge Herrn, i bin ah nit vom Himm'l gfalln!"

Ein anderer Professor bemerkte, als er Overbeck aus dem Aktsaal sich entfernen sah: „Wir verstehen den jungen Herrn schon. Er wünscht vollkommen unabhängig zu sein und wir willfahren ihm, indem wir ihn sich selber überlassen."

Nichtsdestoweniger kam es bei seinem stets respektvollen Benehmen zu keinem eigentlichen Zerwürfniß. Als daher beim Ausbruch des Krieges von 1809 Overbeck sich zur Abreise von Wien rüstete, erhielt er von dem Director F. v. Zauner [1] und den Professoren der Malerei Lampi und Caucig [2] unter dem 1. Mai 1809 ein akademisches Zeugniß ausgestellt, in welchem sein Betragen wie sein Fleiß tadellose Anerkennung finden. Das mit dem Siegel der k. k. akademischen Maler- und Bildhauerschule versehene Zeugniß lautet:

Ex Offō.

Endesgefertigte bezeugen, daß Friederich Oberbeck [sic] von Lübeck gebürtig, die kaiserl. königl. Akademie der bildenden Künste seit drey Jahren — mit wohlgesittetem Betragen ordentlich frequentire, und vermög seiner Fähigkeit, auch seiner fleissigen Verwendung, Fortschritte in der Mahlerey zu machen verspreche.

Wien, den 1. Mai 1809.

Franz von Zauner, Director. (L. S.)

Edler von Lampi, k. k. Rath und prof^or der Mahlerey.

Franz Caucig k. k. Rath und Professor der Mahlerey.

---

[1] Franz v. Zauner, geb. zu Kauns im Oberinnthal 1746, Bildhauer, der Schöpfer der kolossalen Reiterstatue Josephs II. in Wien, war Fügers Nachfolger, der die Directorstelle an der Akademie mit jener an der Gemäldegallerie im Belvedere vertauschte, übrigens mit der Akademie in enger Verbindung blieb. Zauner starb 1822.

[2] Joh. Bapt. von Lampi, geb. zu Romeno in Tirol 1751, gest. 1830, war namentlich als Porträtmaler gesucht und in Hofkreisen beliebt. — Franz Caucig, Historienmaler, geb. zu Görz 3. December 1762, gest. zu Wien 18. November 1828, behandelte biblische und classische Gegenstände.

Die Anzeichen, daß ein neuer Krieg sich vorbereite und das österreichische Volk nur auf den rechten Moment warte, um sich wieder gegen Napoleon zu erheben, waren schon lange und immer deutlicher erkennbar. Die Armee war auf den Kriegsfuß gesetzt, die Landwehr organisirt worden, um gegen den Tyrannen Europas in's Feld zu rücken. Alle patriotischen Herzen schlugen höher, als Kaiser Franz im Frühling 1809 einen Aufruf an seine Völker erließ, in welchem er den Krieg als einen Akt der Selbsterhaltung bezeichnete, und Erzherzog Karl, der Oberfeldherr, in einer Proklamation an die deutsche Nation erklärte, die Freiheit Europas habe sich unter die österreichischen Fahnen geflüchtet.

Am 9. März hatte sich Fritz Overbeck von dem Geschäftsträger der Hansestadt Lübeck in Wien, Herrn Merk, einen Schutzbrief verschafft, der ihm als einem ruhigen, der Malerei beflissenen Lübecker Bürgerssohn „ungekümmerte persönliche Freiheit" sichern und Schutz gegen Belästigung und Gewalt gewähren sollte. Es war dieß eine kluge Vorsichtsmaßregel. Denn der Plan einer Reise nach Italien hatte sich für's erste als unausführbar erwiesen, und ehe er zu einem neuen Entschlusse kam, fand er sich plötzlich in einer belagerten Stadt. Was Italien betrifft, so hatte Napoleon den Papst seiner Provinzen Urbino, Macerata und Ancona beraubt; zuletzt, am 17. Mai, nahm er ihm die ganze weltliche Herrschaft und erklärte Rom als kaiserliche freie Stadt. Inzwischen war die Kriegserklärung Oesterreichs erfolgt, und Napoleon, in Eile aus Spanien zurückgekehrt, eröffnete den blutigen Feldzug, in welchem Oesterreich, allein gelassen, noch einmal dem Feldherrngenie des gewaltigen Corsen erlag. Nach einer Reihe siegreicher Kämpfe, welche dem Donaugebiet entlang wogten, stand er am 10. Mai vor Wien. Zur Vertheidigung der Stadt waren ernste Maßnahmen getroffen worden. Die Akademie der freien Künste wurde geschlossen. An die Zöglinge erging die Aufforderung, sich mit einem Seitengewehr zu bewaffnen, in das akademische

Corps einzütreten und innerhalb der Wälle Wiens zu verbleiben.

Overbeck, Wintergerst, Vogel und Pforr, die sämmtlich keine österreichischen Unterthanen waren, kamen der Aufforderung nicht nach und blieben unangefochten. Die beiden Erstgenannten nahmen ihre Zuflucht zu den Letzteren, welche zusammen in einem Hause der Wiedenvorstadt wohnten, das, wie es scheint, dem Feuer der Kanonade weniger ausgesetzt war.

Vogel gibt in einem Briefe an seine Eltern eine Schilderung ihrer Lage während des Bombardements. Um das Haus nicht verlassen zu müssen, hatten sich die Vier mit Wein, Brod, Würsten und Erbsen versehen. Ihre Lage war trotzdem nichts weniger als gefahrlos; denn eine feindliche Batterie hatte sich ziemlich in ihrer Nähe postirt. Die Beschießung, welche mehrere Tage dauerte, verbreitete besonders in der Nacht vom 11. auf den 12. Mai unheimlichen Schrecken durch zahlreiche Feuersbrünste, welche in Folge davon aufloderten [1]. Vierundzwanzig Stunden später capitulirte Wien, und die Franzosen besetzten die Stadt. Napoleon nahm seine Residenz in Schönbrunn, wo ihn Overbeck und Pforr am 20. Juni auf der Parade sahen und nicht ohne Staunen betrachteten. Besonders letzterer war entzückt von dem „obgleich ganz einfachen aber doch majestätischen Benehmen und Blick" des physisch kleinen Cäsars; er entwarf einige flüchtige Skizzen von ihm aus dem Gedächtniß, welche unter Overbecks Papieren sich befinden.

Auch während der französischen Occupation der Stadt blieb die Akademie in Wien noch längere Zeit geschlossen. Als sie endlich im Winter wieder eröffnet ward, aber wegen mancherlei

[1] Bekanntlich hat dieses Bombardement mit seinen Schrecken dem alten kränkelnden Haydn, der in der Vorstadt Gumpendorf wohnte, also nicht sehr entfernt von dem Quartier der jungen Maler, den letzten Stoß versetzt Von da an nahm seine Schwäche und Hinfälligkeit unaufhaltsam zu, und am 31. Mai 1809 beschloß der große Tonkünstler sein harmonienreiches Leben.

noch ungehobener Schwierigkeiten nur eine beschränkte Zahl Schüler aufzunehmen vermochte, da konnte es kaum überraschen, daß die Namen Overbeck, Pforr und Vogel in der Liste übergangen wurden. (Wintergerst war mittlerweile abgereist.) Vogel berichtet hierüber den Seinigen in einem Briefe vom 13. Februar 1810:

„Die Akademie ist zwar seit einiger Zeit wieder geöffnet worden, aber aus Mangel an Holz (nicht an Geld, wie ein Professor heftig bemerkte) werden nur zwei Zimmer geheizt, eins für die Maler, eins für die Bildhauer, kein Modell steht nicht. Da wurden Alle, die die Herren eines Platzes würdig fanden, besonders vorgerufen, worunter von den elendesten Schmierern waren, meiner Freunde Pforr und Overbeck Name sowie meiner wurde übergangen, und nachher gab man uns deutlich zu verstehen, daß es darum geschehe, weil wir uns nicht in ihr Manierjoch schmiegen wollten und weil wir (gottlob) Ausländer wären. Wir wollten nicht die Speichellecker machen; Sutter und Hottinger, die als alte Schüler Plätze hatten, resignirten nun auch, und es ward beschlossen, daß wir in unserm Zimmer uns wollten ein Modell halten; wir fanden bald einen ungarischen Grenadier — — nur ist es fatal, daß diese Ungarn so entsetzlich träge sind und bald kommen, bald ausbleiben. Auch ist nur dreimal in der Woche Akademie, und diese Abende benutze ich dann die Bibliothek."

Eine eigentliche Relegation der Lukas-Brüder von der Akademie hat somit niemals stattgefunden. Wohl aber war ihre Isolirung nunmehr eine vollständige geworden, und so drängten die Verhältnisse selbst dazu, das längst Geplante auszuführen. Overbeck, Pforr und Vogel faßten nun in der That den Entschluß, Wien im Frühling zu verlassen und den Weg nach dem gelobten Lande der Kunst einzuschlagen. In dem kurzen Zwischenraum der paar Monate, welche bis zu ihrer Abreise verflossen, setzten sie ihr unabhängiges Sonderleben fort, ohne bei der Mehrzahl der Professoren auf ernstlichen Widerspruch zu stoßen,

und als sie am Vorabend ihrer Abreise bei denselben ihre Abschiedsbesuche machten, schied man in friedlicher Höflichkeit auseinander. Vogel berichtet:

„Gestern (11. Mai 1810) haben wir bei Füger, Zauner, Caucig und Fischer Abschied genommen. Füger war in einem so rosenfarbenen Humor, daß er uns nicht nur sehr gnädig begegnete, sondern uns sogar noch in sein Atelier führte, wo mehrere fertige Bilder waren. Lampi ist zu sehr Thier, und Maurer zu pöbelhaft, als daß wir uns ihnen zum Beschluß noch einmal hätten mögen preisgeben. Die Uebrigen waren Alle äußerst höflich, d. h. Jeder nach seiner Art, doch ohne etwas von unserm Zurückziehen von der Universität zu erwähnen.“ [1]

Es sei gestattet, hier noch, des Zusammenhangs wegen, einen Vorgang zu erwähnen, welchen Sutter im folgenden Jahre (1811) erlebte, da derselbe den natürlichen Antagonismus, der zwischen den Professoren der Akademie und den St. Lukas-Brüdern bestand, noch anschaulicher illustrirt. In der Hoffnung, die Mittel zu gewinnen, um seinen Freunden bald nach Rom folgen zu können, hatte Sutter sich um den ersten Preis beworben, welchen die Akademie für ein historisches Gemälde zu ertheilen hatte; der Gegenstand der Aufgabe war eine Medea. Vor der letzten Vollendung des Bildes zog er einige tüchtige Künstler zu Rathe, welche über Anordnung, Stil und Zeichnung seiner Medea einstimmig lobend sich aussprachen, und nur in Licht- und Schattenvertheilung Einiges zu tadeln fanden, was er nach Kräften noch verbesserte. Die Leiter der Akademie erachteten jedoch keine der eingesandten Arbeiten des ersten Preises würdig, und ertheilten nur einem ganz untergeordneten Künstler den zweiten Preis.

In bitterster Enttäuschung eilte Sutter nach der Akademie, um sein Bild sofort zurückzuverlangen. Director Zauner wollte

---

[1] Leben L. Vogels, l. c. S. 20. 21.

das nicht zugeben und versprach ihm, nochmals einen Rath zu versammeln, der ihn dann mündlich von der Gerechtigkeit des Urtheils überzeugen sollte. Dies geschah und Sutter begab sich auf erfolgte Einladung (am 2. September) in Fügers Wohnung, wo er Zauner, Caucig und Maurer versammelt fand. Er schreibt seinen jungen Freunden in Rom, daß die Herren in Fügers Atelier eine Vorbesprechung gehalten und von dort einer nach dem andern in das Gesellschaftszimmer geschlichen kamen, wo er inzwischen gewartet hatte. Füger nahm auf einem gepolsterten Sopha Platz, mit Zauner zu seiner Linken; diesem zunächst folgte Caucig, dann Maurer, und zuletzt der junge Opponent, der in dem kleinen Kreise gerade Füger gegenüber saß. Es geht nicht an, die lange Conversation der Professoren über das Preisurtheil nach Sutters erregtem Bericht hier wiederzugeben; doch muß die Gutwilligkeit, mit der sie dem Kunstjünger ihre Motive auseinandersetzten, anerkannt werden. Dieser dagegen kann in seinem Ingrimm nicht umhin, über Fügers affektirte Haltung sich auszulassen, der „wie seine Magdalena dalehnte und seinen manierirten Blick bald himmel- bald erdwärts wandte“, sowie über den Schwall der Worte und Kunstphrasen, welche aus dem Munde der Hauptpersonen in dieser feierlichen Sitzung ausströmten. Man stellte ihn darüber zur Rede, warum er den vor zwei Jahren gegebenen Rath, in den Gallerien zu copiren, nicht befolgt habe. Sutter erwiederte auf diesen Einwurf, daß in den letzten zwei Jahren (1809—11) keine öffentliche Gallerie offen gewesen sei — was Füger nicht bestreiten konnte und, um den Stoß zu pariren, auf die Privatsammlungen hinwies. Als im Verfolg der Discussion Sutter sich herausnahm, die Arbeit seines mit dem zweiten Preis belohnten Mitbewerbers kritisch zu zergliedern, „da erblaßte Füger im Zorn und Caucig murrte wie ein ergrimmter Bär, Zauner und Maurer staunten ihn als einen Erzketzer an und bedeckten nun sein eigenes Bild mit Schmähworten“. Das brachte den jungen Mann vollends in Harnisch, so daß er jetzt seiner An-

sicht über die akademische Schulmanier unverhohlen Ausdruck gab. Füger lehnte sich stumm zurück, Zauner und Maurer beschuldigten Sutter der höchsten Eitelkeit. So währte die Discussion, im Wechsel beschwichtigender Reden und erhitzter Ausbrüche, ungefähr zwei Stunden. Als die Professoren sich von ihren Sitzen erhoben, wollte Sutter sich entfernen; aber sie fuhren noch eine Weile fort ihm zuzusetzen, um den verirrten Kunstjünger auf andere Wege zu bringen. Sonderbar kam es diesem vor, daß die drei Maler an seinem Bilde Fehler in der Behandlungsweise sehen wollten, welche ihrer eigenen anhaften. Sie kamen dann auf Eberhard von Wächter zu sprechen und bemerkten ironisch: Wächter habe „in Wien einige Köpfe verwirrt gemacht, die nun mit Theorie alles gethan zu haben glauben". Caucig rühmte sich, daß er mit und für Wächter sich viele Mühe gegeben habe; „allein er kann halt nichts."[1] Da brach Sutter sein Stillschweigen und sagte, daß ihm Wächter in seiner Praktik zwar kein Muster sei, allein das Geistige seiner Conceptionen sei anerkannt vortrefflich und musterhaft. Füger concedirte wenigstens, ja er habe „artige Ideen"; Caucig aber meinte, solche Ideen habe er und jeder andere auch. Worauf Sutter erwiederte: dieß sei vielmehr das Vorzüglichste der Kunst und eine auszeichnende seltene Naturgabe. Aber sie verstanden ihn nicht, „die akademischen Maschinen"! „Wahrscheinlich" — fährt er fort — „sind sie von unserer Verbindung unterrichtet, doch nur falsch, und suchen uns als Gegner auf alle mögliche Weise zu stürzen, welches ihnen aber nicht gelingen soll. Caucig sagte zum Schluß, daß ihr nun abgehandeltes Kunstgespräch für mich äußerst wichtig

[1] Wächter hingegen war wenigstens nicht undankbar. Er schrieb an einen Freund am 31. Juli 1805 aus Wien: „Auch von Professor Caucig wünschte ich, daß Sie seine Compositionen sähen. Er ist gewiß ein Künstler, der hier nicht nach Verdienst geschätzt ist." Und er fügt hinzu, daß Caucig ihn mit aller Höflichkeit und Freundschaft empfangen habe. — A. Haakh a. a. O. S. 325.

wäre und lehrreicher als wenn ich vier Jahre studirt hätte; denn solche Gelegenheiten über Kunst abzuhandeln kämen nur äußerst selten (man kann daraus schließen, was in ihren Rathsversammlungen gefaselt wird, deren sie doch im Jahr mehrere halten) . . . Ich bat sie, meine Absicht und Meinung nicht zu verkennen, dankte für die Kundgabe der ihrigen und ging davon mit kaltem Blut." [1]

Beim Empfang dieses Briefes in Rom waren die St. Lukas-Brüder auf's Aeußerste aufgebracht gegen die Professoren. Man darf jedoch diesen Ausbrüchen jugendlicher Entrüstung nicht zu viel Gewicht beilegen. Als Jahre darüber hingegangen, erkannte Overbeck in seiner gerechten und edlen Sinnesart die Fehler und Schwierigkeiten, die auf beiden Seiten gewaltet haben. Er freute sich, daß er wenigstens einige der an der Akademie gebotenen Vortheile sich zu Nutzen gemacht habe — die überraschende Sicherheit der Hand, die richtige Zeichnung, verdankte er ohne Zweifel seinen Wiener Studien —; und als dieses Kunstinstitut im Jahre 1836 ihn „durch einmüthigen Zuruf" zu ihrem Ehrenmitglied ernannte, da war es nicht unziemliche Schmeichelei, sondern aufrichtige Empfindung, wenn er an den Curator der Akademie, Fürst Metternich, schreibt:

„. . . Da ich der Wiener Academie meine erste künstlerische Bildung verdanke, und ich es nie vergessen werde, mit welcher Liberalität die reichen Schätze die sie an Vorbildern enthält, während der Jahre meines dortigen Aufenthalts, mir zugänglich gemacht worden, welche unvertilgbare Eindrücke des Schönen und Großen mein jugendliches Gemüth dort empfangen, so konnte mir nichts eine so rührende Satisfaction gewähren als von eben dieser Academie einen solchen Beweis der Anerkennung zu erhalten. — Ich war zu der Wiener Academie gleichsam in

[1] Nach Sutters Brief vom 30. August und 3. September 1811 aus Wien.

Kindes-verhältniß getreten, sie hatte an mir gleichsam Eltern-rechte erworben; sie hatte nach dem was sie an mir gethan, Ursache zu erwarten, daß ihre Bemühungen durch einigen Erfolg gekrönt werden, und wenn sie sich demnach in diesen Erwartungen nicht ganz getäuscht gefunden, und sie mir solches laut bezeugt, so ist dies für mich elterlicher Segen, der den Kindern Häuser baut, und dessen ich mich mit kindlicher Dankbarkeit rühme."

Zweite Periode.

1810—1812.

O Roma nobilis, orbis et domina
Cunctarum urbium excellentissima,
Roseo martyrum sanguine rubea,
Albis et virginum liliis candida:
Salutem dicimus tibi per omnia,
Te benedicimus, salve per saecula.

(Altes Pilgerlied, von B. G. Niebuhr in einer vaticanischen Handschrift aufgefunden. Deutsch bei J. F. H. Schlosser, die Kirche in ihren Liedern. I. 140.)

4. Nach Rom.

(1810.)

Overbecks Arbeiten in Wien. Martini. Hofrath Büel. Der Brief an Kestner. Reise nach Italien, 15. Mai. Pilgerfahrt nach Urbino. 20. Juni Ankunft in Rom, Villa Malta. Koch, Thorwaldsen, Schick. Leybold, Colombo. Uebersiedlung nach St. Isidoro.

Wir sind in der Darstellung von Overbecks Beziehungen zur Akademie bei der Periode angelangt, wo er und seine Genossen im Begriffe standen, Wien zu verlassen. Ehe wir jedoch diese Zeitgrenze überschreiten, erscheint es angezeigt, eine kurze Rückschau zu halten und der Arbeiten und Beschäftigungen zu gedenken, welche zu seinem künftigen Leben in Rom als Vorspiel dienten.

Schon im zweiten Jahre seines Wiener Aufenthalts hatte Overbeck, im Widerspruch mit den akademischen Autoritäten, angefangen eigene Compositionen zu entwerfen und in Oel zu

malen. Ein Gefühl der Liebe und Dankbarkeit trieb ihn an, seinen Eltern seine Arbeiten vorzulegen, was bis auf wenige Ausnahmen regelmäßig geschah. Zu letzteren gehören einige Zeichnungen und eine Radirung, welche er an seinen alten Lehrer einschickte; und Meister Peroux, der in Frankfurt sich eine neue Stellung geschaffen, anerkannte ehrlich die Fortschritte, welche der junge Akademiker darin an den Tag legte. (5. Januar 1809.)

Im Spätherbst 1806 sandte er durch seinen ältesten Bruder eine Zeichnung heim, betitelt „der kleine Schläfer". Im Frühjahr 1808 war es die „Heilung des erblindeten Tobias", welche als Skizze in die Heimath wanderte und, im Wohnzimmer aufgehängt, des Vaters „inniges Gefallen" errang. Von tiefster Bewunderung erfüllt für den Maler Rafael wegen der heiligen Unschuld, der erhabenen Milde, die aus seinen Bildern so unmittelbar zum Herzen spricht, hatte Fritz dem jungen Tobias Aehnlichkeit mit seinem großen Vorbild verliehen. Es scheint aber auch zwischen diesem und ihm selbst ein gewisser Verwandtschaftszug bemerkt worden zu sein. In Rom haben ihn seine Freunde nachmals hinsichtlich des Ausdrucks oft mit den frühen Porträten Rafaels verglichen, während die gleichzeitigen Briefe aus der Heimath besagen, daß Tobias dem Fritz ähnlich sehe. Nur die Figur der alten Mutter Anna störte ein wenig das kritische Auge des Senators Overbeck, weil zu sehr — „Holländerin". Im nämlichen Jahre war Fritz wieder mit einer Composition aus dem neuen Testament beschäftigt: die Jünger auf dem Wege nach Emmaus. Zugleich erhielt er eine Bestellung zu einigen kleinen Bibel-Illustrationen; ein Auftrag, der jedoch wieder rückgängig wurde.

Nach der von Pforr erwähnten Composition „Jason" begann er die „Erweckung des Lazarus", sein erstes bedeutendes Gemälde, von ihm selbst sein Erstgeborner genannt. Es war in Wahrheit ein Stück seines eigenen Lebens, indem er hier, von dem Wege der formalen Routine abweichend, der

Eingebung seines Genius folgte. Und seine Seele war, wie er im spätern Tagebuch bemerkt, unter dieser Arbeit von „seligen Kunstgefühlen erfüllt". Das Bild langte, von einigen Aktzeichnungen begleitet, im Mai 1809 in Lübeck an und übertraf die Erwartungen, welche man von dem Kunstjünger gehegt. Man war erstaunt über die ruhige Hoheit und schlichte Grazie, welche nicht allein Fleiß, sondern auch reines und inniges Gefühl bekundeten. Es stellt den Moment dar, wie Lazarus durch das Machtwort der göttlichen Liebe eben dem Ort der Verwesung entrückt worden. Der Herr befahl ihm herauszukommen, und die noch halb schlafbefangene Gestalt steht aufrecht in dem schmalen offenen Grabe. Martha und Maria betrachten voll Freude und ohne Zeichen von Verwirrung den Akt der Gnade. Ihre Freundinnen und die Jünger theilen ihr heiliges Entzücken; zwei Pharisäer dagegen stehen im Begriff, das unverzeihliche Vergehen des Lebenspenders den Hohenpriestern zu denunciren.

„Wir sehen uns noch immer nicht satt daran", schreibt Senator Overbeck am 20. Juni 1809 dem Sohne, nachdem er seine Befriedigung über die Ankunft des Bildes ausgedrückt, „und wer es bei uns sieht, geht preisend davon weg. Insonderheit die liebe Schwestergruppe, wie so süß und zart! Die verschiedenartige Theilnahme der Umstehenden durchaus gut und richtig motivirt; jedes der Gesichter seelenvoll. Ueber Gruppirung, Anordnung und Faktur möchte ich einen Künstler hören, Tischbein z. B. Hin und wieder möchte ich etwas mehr Wärme gewünscht haben, etwas weniger Ernst des Colorits, etwas weniger nächtlichen Ton, etwas mehr Hervorquellen der Figuren; was aber die Ansprüche an einen, der sich noch nicht für Meister gibt, ohne Zweifel überschreitet. Ich muß Dir herzlich Glück wünschen zu einem so schönen Produkt, und noch mehr zu der Kraft, die dergleichen Produkte liefert. Kann dies der 19jährige Jüngling, so wollen wir nicht sorgen für den Mann von 30 oder 40. Du gehst die Bahn des Ruhmes mit sicherem starken

Schritt. Schone Deiner, mein Fritz! denn solche Dinge macht man nicht ohne heftige Anstrengung." — Und im folgenden November fährt er fort: „Von Deinem Lazarus möcht' ich immer wieder anfangen zu reden, so sehr hat er mein und unser Aller Herz gewonnen. Weißt Du, was Wilh. Tischbein sagte, der vor wenig Wochen hier war, und ihn betrachtete? ‚Das hat er nicht gemacht', sagte er kurzweg, ‚das ist Kopie von einem italienischen Meister'. Und wie man ihn hierauf des Gegentheils versicherte: ‚Ich konnte nicht glauben, daß ein Jüngling von 19 Jahren schon so was Gedachtes liefern könne.' — Dies fiel in meiner Abwesenheit vor; ich war gerade auf einer Mission in Hamburg. Ich schrieb nach meiner Zurückkunft an Tischbein [1], und bat ihn sich über seine Meinung von dem Stücke völliger auszusprechen: aber Schreiben ist nun einmal des guten T. Sache nicht; ich bin noch ohne Antwort."

Obgleich Overbeck in späteren Jahren die Fähigkeit eines guten Porträtmalers sich abzusprechen pflegte, so übte er doch zu Zeiten und nicht ohne Neigung dieses Fach. Nach einem Briefe Wintergersts zu schließen, malte er mit besonderem Vergnügen das Porträt einer Schwester Hottingers (October 1809). Im Frühjahr 1810 sandte er den Eltern sein eigenes Bildniß, was große Freude verursachte. Die Mutter versicherte, daß er ihr in der Welt kein angenehmeres Geschenk hätte machen können. Alle fanden es ähnlich und schön gemalt, nur „zu ernst" im Ausdruck für einen 21jährigen Jüngling. Die Religion, meinte

---

[1] Es ist wohl der von F. v. Alten mitgetheilte Brief vom 14. November 1809. Senator Overbeck dankt dem Maler Tischbein für das „große Lob", das dieser über seinen Fritz und dessen im September 1808 entstandenen Lazarus ausgesprochen. „Ein motivirtes Urtheil von einem Meister wie Sie ist das Wichtigste, was er sich wünschen kann, da er mit den Wiener Professoren nichts zu thun hat und daher (mit einigen jungen Freunden die selber noch kein Urtheil haben) ganz für sich allein lebt." Aus Tischbeins Leben und Briefwechsel. Leipzig 1872. S. 173—174.

die Mutter mit Bezug auf die im Bilde angebrachte Bibel, sollte ja nicht trübsinnige Menschen bilden, sie fordere uns vielmehr zur Heiterkeit und Freude auf, und wenn unser Wesen von diesem seligen Gefühl durchdrungen sei, dann theile es sich auch dem Blicke mit. Dies war der erste Eindruck; als aber das Bild über ihr an der Wand, neben dem kleinen Fenster, das einst der Lieblingssitz der Kinder gewesen, in seinem rechten Lichte hing, da gewann es einen freundlicheren Ausdruck und bereitete der Mutter in den Tagen ihrer langwährenden Einsamkeit manchen stillen Trost: „Dein Bild hängt mir beständig vor Augen, und es scheint mir, als wolltest Du mir Beruhigung aus der Bibel zurufen, und ich nehme es auch dafür.“ (14. April 1810.)

Für seine Schwester, Frau Leithoff, malte er, zum Ausdruck seiner Theilnahme an dem Verlust ihres Erstgebornen, ein kleines Oelbild, den Engel darstellend, welcher Joseph im Traume erscheint und ihm gebietet, das Kind und seine Mutter nach Aegypten zu führen.

Die größte Composition, die er in Wien begonnen, stellt den „Einzug des Heilandes in Jerusalem“ dar. Es war seine Absicht, in dem den Heiland umwogenden Gefolge die Bildnisse seiner Eltern und Geschwister anzubringen, wozu er sich die Erlaubniß derselben eigens erholte. Pforr und die anderen Genossen waren ebenfalls der Schaar der Jünger beigesellt. Die mancherlei Unterbrechungen während des französischen Krieges und der Occupation, verbunden mit der Krankheit von Pforr und Egger, störten den Fortgang eines Werkes, welches er den Professoren niemals unterbreitete. So war die Anordnung des ganzen Bildes nur angedeutet und die Untermalung einiger Gruppen begonnen, als er die Reise nach Rom antrat; und hier blieb dann die Arbeit mehrere Jahre unvollendet liegen.

Während seines Wiener Lebens eignete Fritz sich Manches an, was ihm auch abgesehen von seinen akademischen Studien

von Nutzen war. Er lernte auch im Kleinen sich bemeistern. Durch das Beispiel und die Ermahnungen der verständigen Mutter gewöhnte er sich an Dinge, die ihm nicht von Natur gegeben waren. Seine nachlässige Handschrift, deren augen-angreifende Form den Eltern wiederholte Klagen erpreßte und zumal der Mutter beschwerlich fiel, bildete sich allmählich zu der klaren, schönen Charakterschrift um, welche ihn als Mann kennzeichnet, und in ihrer Sauberkeit bis in's Alter ihm verblieb. Der Mutter zu Gefallen gewöhnte er sich auch an eine regelmäßige Buchführung in seinen Einnahmen und Ausgaben, und den mütterlichen Mahnungen ist es überhaupt zuzuschreiben, daß er von der „künstlerischen Unordnung" abkam, welche seiner jugendlichen Phantasie anfangs als unentbehrlich erschienen; er lernte in seinem Studio die säuberlichste Ordnung einzuhalten, eine Ordnungsliebe, die sich bis auf die Putz-Lappen erstreckte.

Es erübrigt noch, von einigen Vorkommnissen zu reden, welche Overbeck das letzte Wiener Jahr denkwürdig machten. Als am 13. Mai 1809 die Franzosen in Wien einrückten, ward er durch den Besuch seines Schulfreundes Gustav Martini aus Lübeck überrascht, eines jungen stattlichen Mannes, der bei der französischen Armee als Feldarzt diente, und dem „das Soldatenleben nur kräftige Männlichkeit, aber keine Rohheit gegeben hatte." [1] Seit ihrer Trennung waren sich beide gut und treu geblieben und das Wiedersehen führte sie nun noch enger zusammen. Acht Tage darnach fand die Schlacht von Aspern statt, in welcher nach zweitägigem blutigem Kampfe der Erzherzog Karl den bis dahin unüberwindlichen Eroberer auf's Haupt schlug und zum Rückzug nach Lobau zwang. Martini, welcher unversehrt entkommen, eilte nach Wien zurück und erzählte den Freunden in Overbecks Behausung von den schrecklichen Scenen, deren Zeuge er gewesen. Die Schilderungen ergriffen namentlich die erregte Einbildungskraft des von Kriegs-

---

[1] Worte Pforrs.

bildern erfüllten Pforr. Der junge Maler brannte vor Begierde, den Kampf und Sturm menschlicher Leidenschaft, die Schreckensscenen des Todes auf einem Schlachtfelde zu sehen und so als Künstler „auf eine Stufe zu gelangen, nach der er sonst Jahre lang vergeblich streben könnte". Er bat Martini, ihn bei der nächsten Aktion mitzunehmen, und machte sich anheischig ihm die Instrumente nachzutragen. Der junge Feldarzt willigte ein. Die beiden feindlichen Armeen standen auf dem rechten und linken Ufer der Donau einander gegenüber, beiderseitig Verstärkungen heranziehend zur letzten Entscheidung. Pforr wartete Tag für Tag auf den Augenblick, da ihn Martini abholen würde, und wagte, um nur ja den Moment nicht zu versäumen, mehrere Wochen hindurch nicht aus dem Haus zu gehen. Die Ungeduld, die beständige Spannung brachte ihn „auf's Aeußerste", und als endlich die militärische Aktion begann, Martini aber wider Erwarten sich außer Stande sah, ihn mitzunehmen, da verlor er alle Fassung; seine leidenschaftliche Aufregung streifte an Verzweiflung, und alle Bemühungen Overbecks und der anderen Freunde, den Enttäuschten zu beruhigen, waren vergeblich. Am 5. und 6. Juli kam es zur Schlacht bei Wagram, in welcher Napoleon nach einem verzweifelten Kampfe die Oberhand behielt; und Pforr fand eine melancholische Genugthuung darin, den Verwundeten, welche von dem nahen Schlachtfelde hereingebracht wurden, nachzugehen. Als bald darauf der Waffenstillstand eintrat, konnte er wenigstens einen Ausflug auf das Schlachtfeld unternehmen, aber lange noch vermochte er den Schmerz der bittersten Enttäuschung nicht zu verwinden, und als es endlich dem aus dem Felde zurückkehrenden Freunde gelang ihn zu versöhnen, da warf ihn ein typhöses Fieber auf das Krankenlager, von dem er sich erst nach Monaten erholte. In dieser Zeit war es Overbeck, der den Kranken und Genesenden mit Hingebung pflegte.

Martini blieb den folgenden Winter (1809—10) hindurch, mit der Pflege der Verwundeten beschäftigt, in Wien, und unter-

hielt mit den jungen Malern die herzlichsten Beziehungen — „schöne Stunden, unvergeßliche Abende," wie er am Tage vor seiner Abreise in Overbecks Album schrieb. Im Frühjahr berief ihn eine Ordre nach Verdun, von wo er mit seinem Regiment den Marsch nach Spanien antreten sollte. Nach einem ernsten Abschiedsschmaus sagte er den treuen Wiener Genossen und dem Hospital, in welchem er prakticirt hatte, Lebewohl und verließ am 24. März 1810 die ihm so lieb gewordene Kaiserstadt, mit männlicher Resignation sich in dem Gedanken fassend, daß er sein Leben „dem Dienste der leidenden Menschheit geweiht, besonders aber dem Dienste der unglücklichen, braven Krieger, die auf dem Felde der Ehre eine Beute ihres Muthes werden" [1]. Fritz Overbeck sandte Martini's Eltern das Porträt ihres Sohnes und machte diese damit „unbeschreiblich glücklich".

Ein anderer, noch einflußreicherer Freund war ihm mit Wächter aus Wien geschieden. König Friedrich von Württemberg hatte dem hochbegabten Landeskinde das Amt eines Inspectors der neu angelegten Kupferstich-Sammlung übertragen, und Wächter siedelte in Folge dessen nach Stuttgart über. Nach dem Wegzuge dieses ausgezeichneten Mannes, dessen Hauptverdienst als Künstler in der Gabe bestand, Andere mit edler Begeisterung zu erfüllen, fanden die Lukasbrüder in dem Hofrath Johannes Büel, dem Erzieher des Grafen Moritz von Brown, einen Gönner, der die Stelle eines freundlichen Berathers bei ihnen in verständiger Weise vertrat. Er war ein Schweizer, aus Stein a. Rh. gebürtig (1761—1830), hatte kurze Zeit als Diaconus einer reformirten Gemeinde in der

[1] Von Tours aus schreibt er an Overbeck: „Wie gern hätte ich Deinen trefflichen Vater in Paris gesprochen — er hätte sollen von mir hören wie Du bist, denn es ist nicht möglich, daß er es ganz genau weiß — gewiß es wäre ihm lieb gewesen." (27. September 1810.)

Schweiz gewirkt, aber nach dem Tode seiner Frau diesen Posten aufgegeben und nach mehrjähriger Thätigkeit in Thüringen als Gothaischer Hofrath in Wien sich niedergelassen. Durch L. Vogel, seinen Landsmann, kam der kleine Kreis der Freunde dort in engere Berührung mit diesem vielseitig gebildeten und edelgesitteten Manne, welcher Geradheit und Besonnenheit mit einer so liebevollen Natur verband, daß alle, die ihn kennen lernten, ihm unbedingt vertrauten. Ohne Künstler zu sein, besaß er Geschmack und feines Verständniß. Hofrath Büel hegte die Absicht, Overbeck und dessen Gefährten auf der Reise nach Italien zu begleiten, wurde aber wider Erwarten, zum großen Bedauern der jungen Künstler, in Wien festgehalten. Doch unterhielt er noch jahrelang einen brieflichen Verkehr mit den wackeren, ihm treugesinnten Freunden.

In den letzten Wochen ihres Aufenthalts war Wien von dem Geräusche außerordentlicher Festlichkeiten erfüllt. Schon zu Anfang des Monats Februar hatte die Wiener das Gerücht überrascht, daß ihr Kaiser seine älteste Tochter dem französischen Eroberer zur Ehe versprochen habe; den Monat darauf folgte die feierliche Brautwerbung durch den Marschall Berthier, Napoleons Vertrauten, und am 2. April 1810 fand unter großer Feierlichkeit die Procura-Vermählung statt. Die Kaiserstadt schien in ein Feenland verwandelt, eine Illumination folgte der andern, mit Bällen, Concerten, Banketten ohne Ende. Was Overbeck davon sah, genoß er in der Gesellschaft der Hottinger; denn dieser frohe Cirkel junger Leute war es, der bis in die letzte Stunde nicht aufhörte ihm in dem Drang der Sorgen und unruhvollen Wechselfälle Trost und Erholung zu gewähren. Wie Vogel berichtet und Overbecks Tagebuch bestätigt, verbrachten sie sogar die letzte Nacht vor ihrem Abzug aus Wien allesammt im Hottinger'schen Hause.

Die Lage Europa's ließ nunmehr eine Reise nach Italien ausführbar erscheinen; und Fritz traf jetzt allen Ernstes die Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen. Am Tage von

Martini's Abreise, wenige Wochen vor seiner eigenen, schrieb er noch einen Brief, der sich wie ein Rechenschaftsbericht über sein Wiener Leben liest; ein Rückblick, in dem er, einem Freunde gegenüber, gleichsam den Ertrag seines bisherigen Kunststudiums zusammenfaßt. Er hatte von seiner Mutter gehört, daß sein edler hannoverscher Gönner August Kestner durch sein langes Schweigen ein wenig gekränkt sei. An diesen ist der folgende merkwürdige Brief[1] gerichtet:

„Wien, am 24. Merz 1810.

Lieber Herr Kestner!

Unmöglich kann ich Wien verlassen, ohne Ihnen zuvor noch ein Zeichen des Lebens und meiner fortdauernd freundschaftlichen Erinnerung an Sie zu geben. Zwar darf ich es kaum noch wagen, Ihnen unter die Augen zu treten, denn ich gestehe, daß mein Betragen gegen Sie unverantwortlich und nicht zu verzeihen ist, wenn man es strenge beurtheilen will; allein da ich Ihren Charakter kenne, der ebenso weit von der Strenge entfernt ist als der Himmel von der Erde, so bin ich fest überzeugt, Sie werden beim ersten Anblick dieses Blattes schon allen Unwillen gegen mich fahren lassen, und den Reuigen, wenn Sie seine alten Züge wieder erkennen, auch mit Ihrer ehemaligen Freundschaft aufnehmen. Lebhaft tritt, indem ich dieses schreibe, die schöne Zeit wieder vor meine Seele, da ich Sie in Lübeck kennen lernte, da ich gegen Sie zuerst meine Gefühle über die Kunst schüchtern zu äußern wagte, da Sie mir zuerst, wenn wir des Abends im Meder'schen Garten im Laubgang auf und abgingen, wenn Sie sich's noch erinnern, wie ein Engel vom Himmel, Worte der Seligkeit sprachen, über Malerei und Dichtkunst; Dinge, die ich bis dahin aus

[1] Eine Abschrift dieses Briefes wurde von Kestners Schwester unter dem 16. Mai 1862 an den bejahrten Overbeck in Rom gesandt, „mit bestem Gruß von Charlotte Kestner".

keines Menschen Munde gehört hatte, und in denen ich doch so ganz mein eigenes Herz wiederfand.

Wirklich macht Ihre Bekanntschaft eine bedeutende Epoche in meinem Leben; so kurz auch der Umgang mit Ihnen war, so vorüberraschend auch der himmlische Genuß selber war, so ließ er doch Eindrücke zurück, die unauslöschbar waren, und hatte auf mich als Künstler und mithin auch als Mensch, den bedeutendsten Einfluß. Ob ich gleich in einer Familie aufgewachsen war, in der ich nur Liebe und Freundschaft gefunden hatte, und überhaupt unter lauter Menschen lebte, die nicht unempfänglich für das Schöne wie für das Gute waren, so hatte doch meinem Herzen immer noch etwas wichtiges gemangelt — die wahre Kunst, die ich in Lübeck vergebens gesucht hatte. Ach und ich war so voll davon, meine ganze Phantasie war ausgefüllt mit Madonnen und Christusbildern, ich trug sie mit mir herum und hegte und pflegte sie, aber es war nirgends Wiederklang. Mein vortrefflicher Vater, dem es gewiß nicht an wahrem Kunstsinn mangelt, war mit Staatsgeschäften überhäuft, hatte also nicht Zeit und Muße, ein Geständniß aus mir herauszulocken, und mich hielt die Ehrfurcht, die ich vor ihm als meinem Vater hatte, zu sehr von ihm entfernt, als daß ich es gewagt hätte, in einer gelegenen Stunde ihn zu meinem Herzens-Vertrauten zu machen. Herr Peroux, mein Lehrer, war mir wieder nicht der Mensch dazu, und ich hatte nie an ihm ein ähnliches Gefühl wahrgenommen; seine Kunst war Mengsisches System; ich achtete ihn als meinen Lehrer, und glaubte selbst, daß ich mich bestreben müsse, die Kunst von seiner Seite anzusehen, und blieb also auch bei ihm verschlossen. Unter meinen Jugendfreunden war keiner, der mit mir die Neigung zur Kunst gemein gehabt hätte; doch ich erkenne in allem dem die Hand der Vorsehung. Wie mächtig war nun der Eindruck, den es auf mich machte, da Sie kamen, und ich bei Ihnen alles das fand, wonach ich so lange mich gesehnt hatte! Schon das Neue, Umgang zu haben mit einem Manne Ihres Alters, und

auf dem Fuße! Dann der Inhalt unserer Gespräche, ferner der Zauber Ihrer Musik![1] — Kurz der Meder'sche Garten war für mich ein Paradies.

Um so unerklärlicher muß es Ihnen sein, daß ich nicht auch von hier aus durch Briefwechsel mich mit Ihnen in näherer Verbindung zu erhalten suchte, da ich doch von Ihnen die Erlaubniß dazu hatte! Aber ersparen Sie mir es, Ihnen ausführlich zu schildern, wie die ersten Jahre meines Hierseins verstrichen, wie ich unter Menschen, die ich weder achten noch lieben konnte, in dumpfer Betäubung fortvegetirte, was ich für ein Alltagsmensch ward auf dieser Schul-ähnlichen Academie, wie jedes edlere Gefühl, jeder bessere Gedanke unterdrückt und zurückgescheucht wurde, und wie ich nahe daran war, für Kunst und Menschheit verloren zu gehen, wenn nicht zu rechter Zeit sich noch ein Freund, ein edler Mensch gefunden hätte, der den letzten ersterbenden Funken wieder anfachte und nach und nach mich wieder zu mir selbst zurückführte. Dieser Edle, der mir jetzt seine innigste Freundschaft schenkt, ist ein junger Künstler meines Alters, Pforr aus Frankfurt am Main. Daß ich Ihnen diesen meinen Freund schildern könnte wie er ist, daß ich Ihnen beschreiben könnte, was mir die Kunst durch seinen Umgang geworden ist, und daß Sie die Genüsse mit uns theilen könnten, die sie uns gewährt hat! Sein Zartgefühl machte alles das, was ich damals in Lübeck angefangen hatte zu kennen, von neuem in mir rege, und der längere Umgang bildete es nach und nach aus und befestigte es. Wir sonderten uns von allen andern ab und lebten nur uns und der Kunst; gegen alle andern

[1] Aus Heidelberg, 30. November 1811, berichtet Creuzer an Görres: „Arnim traf noch einen jungen Kestner hier, aus Hannover, einen Sohn der Götheschen Lotte, einen lieben Menschen, der mit einer Nachtigallkehle, mit lustigem Muth, mit einer Guitarre und mancherlei Kupferstichen von Neapel und Marseille kam und sich einige Monate bei uns aufhielt." Joseph v. Görres' Gesammelte Briefe, herausg. von F. Binder, II. 257.

waren wir verschlossen, nur wir beide waren Eins. — Unsere Bilder fingen wir immer zusammen an, und suchten sie zu gleicher Zeit zu vollenden. Pforr liebte das Mittelalter und malte Geschichten daraus, mich zog die Bibel besonders an, und ich wählte daraus meine Gegenstände. So lebten wir eine geraume Zeit in unserer Zurückgezogenheit, bis wir einen Dritten fanden, einen Schwaben, Namens Wintergerst, der sich ganz mit uns verstand und sich an uns anschloß. Daß Sie diesen Großmächtigen kennten! Ein deutscher Michel Angelo, wenn ihm das Glück günstig ist[1]. Er malte auch aus der Bibel, aber aus dem alten Testament, entweder aus der Patriarchen- oder aus der Propheten-Zeit ... Nach einiger Zeit fanden sich noch drei würdige Freunde zu uns, Sutter, ein hiesiger, der ebenfalls die Bibel zu seinem Fache erwählt hat, und Hottinger und Vogel, zwei Schweizer, von denen der erste die Conversationsmalerei und der andere die Schweizergeschichte des Mittelalters bisher studirt hat. Mit diesen fünf Auserwählten habe ich nun das letzte Jahr in dem zartesten Verhältnisse gelebt; wir haben gegenseitig uns die Grundsätze der Kunst helle zu machen und uns darin zu befestigen gesucht. Bei der größten Einigkeit aber, die unter uns über die Grundbegriffe der Kunst herrscht, geht doch jeder seinen eigenen Weg. —

Mit dreien derselben, Pforr, Hottinger und Vogel, bin ich im Begriff dies Frühjahr nach Italien zu reisen. Ein Himmel thut sich mir bei diesem Gedanken auf. Aus Lübeck schreibt man mir, daß Sie erst aus Italien zurückgekommen sind; wie schmerzt es mich, daß mein Wunsch Sie einmal dort zu treffen, nun wohl nicht mehr realisirt werden kann! Haben Sie etwa wirklich, wie Sie mir bei meiner Durchreise durch Hannover

[1] Zu dieser Stelle bemerkt Lützow in der „Zeitschrift für bildende Kunst", wo dieselbe im Jahrgang 1871 S. 223 angezogen wird, in der Note: „Die Bibliothek der Wiener Akademie besitzt von ihm zwei Blätter, von denen besonders eine Federzeichnung ‚zu Klopstocks Messias', aus der Sammlung Endris, das Urtheil Overbecks vollauf bestätigt."

den Gedanken äußerten, die Kunst der Jurisprudenz vorgezogen und den Musen gehuldigt? O daß ich es glauben dürfte; wie sollte es mich um Sie sowohl als um die Kunst freuen! — Nun Sie haben also Italien gesehen! haben den geweihten Boden betreten, haben die Heiligthümer der Kunst von Angesicht zu Angesicht gesehen, und haben sich voll getrunken aus diesen unerschöpflichen Quellen des Genusses! Ach auch ich werde bald meinen Durst stillen und an der Hand eines Busenfreundes das heilige Land durchpilgern können! Begleiten Sie uns mit Ihren Gedanken dahin, und genießen Sie so noch einmal alles, was sich nur Herrliches und Großes und Schönes denken läßt. — Sollten Sie aber Zeit haben, so erfreuen Sie mich noch vorher mit ein paar Zeilen Ihrer Hand, die mir Versicherung bringen, daß Sie mein langes Stillschweigen mir verziehen und sich mit mir ausgesöhnt haben[1].

An Ihre verehrungswürdige Frau Mutter bitte ich sowie an Ihre liebenswürdige Demoiselle Schwester meine höflichsten Empfehlungen auszurichten. Sie aber ersuche ich nur noch, eingedenk der schönen Tage in Lübeck, an die auch Sie hoffentlich nicht ungern zurückdenken werden, mir meine Dreistigkeit zu Gute zu halten, und bleibe mit unbegrenzter Hochachtung für Sie Ihr zärtlicher

Fritz Overbeck (aus Lübeck).

NB. Meine Abreise ist auf die ersten Tage des Mai's festgesetzt."

So war die jugendliche Vierzahl — Overbeck, der wiedergenesene Pforr, Vogel und Hottinger — gerüstet, und voll Jugendmuth und Gottvertrauen, begleitet von den Segenswünschen Sutters und Wintergersts, welche sie zurücklassen mußten, den erstern in Wien, den letztern in seiner Heimath

[1] Dieß geschah in einem höchst liebenswürdigen Schreiben aus Marseille 22. December 1810.

Schrezingen — schickten sie sich zur Wanderfahrt über die Alpen und Apenninen an, nach der Stadt der Sieben Hügel.

Die Reisenden verließen Wien am Dienstag den 15. Mai 1810. Am Abend dieses Tages schrieb Pforr in ein Tagebuch[1], von welchem Overbeck eine Abschrift nahm:

„Gestern gegen Abend nahmen wir Abschied von unsrer Wohnung und giengen von mancherlei Erinnerungen bewegt in diejenige der lieben Familie Hottinger. Sutter begleitete uns; wir brachten dort noch einen sehr vergnügten Abend zu. Madame Hottinger hatte uns angeboten diese Nacht bei ihnen zuzubringen. Heute morgen waren wir nach 4 Uhr schon munter; alles wurde zurecht gemacht und nach einem Frühstück nahmen wir Abschied. Sutter war gekommen uns bis zum Wagen zu begleiten; auch ging Herr Schwab[2] und Hottingers Bruder mit. Noch ein Augenblick in den Armen unsrer Freunde, ein paar Worte des Trostes und der Stärkung unserm Bruder Sutter, und wir rollten weg. Wien lag bald hinter uns; die alte gothische Gedächtnißsäule, die Spinnerin am Kreuz genannt, war das erste Merkwürdige was sich uns zeigte; hier sahen wir Wien zum letztenmal."

Sie schliefen diese Nacht in dem „alt gebauten" Neustadt; die folgende, nach einem „angenehmen Abend", in der Post zu Krieglach. „In Krieglach schöne Gruppen Betender vor einem Johannes-Bild", bemerkt Overbeck. Donnerstag 17. Mai gelangten sie, wie das Tagebuch meldet, über Bruck an der Mur bis nach Beckau (Peggau): „An dem Orte, wo das Zwischenfutter gehalten wurde, schien uns die Gegend so schön, daß wir ausstiegen, den Wagen voran fahren ließen und zu Fuße nachfolgten. Hottinger blieb im Wagen. Am Ufer der Mur

---

[1] Auch Overbeck führte ein Tagebuch von der Reise, nur kürzer gefaßt an den ersten Reisetagen, nachher ausführlicher, während das von Pforr schon vor Marburg abbricht.

[2] Der Gatte (oder Bräutigam) von Hottingers Schwester Regula.

gingen wir hin zwischen Wald-bewachsnen Bergen und schroffen Felsen bis nach Frohleuthen (Frohnleiten), ein kleines Städtchen ... Hier gingen wir über die Mur und dann an dem malerischen Ufer derselben hin; links lag eine Burg auf einem Berg [1], rechts über dem Flusse eine andere an einem Wasserfall. Die Gegend ward immer großartiger, bis es endlich in's ungeheure ging." Peggau, wo sie ihr Nachtquartier nahmen, liegt „in einem schönen offenen Thale". — „Die Kellnerin zog durch ihren sanften und liebenswürdigen Ausdruck unsre Aufmerksamkeit auf sich."

Freitag den 18. schreibt Overbeck: „Gegen 6 Uhr verließen wir unser Quartier, nachdem uns die schöne Kellnerin ein Frühstück gereicht. — An dem Ort, wo die Pferde das Zwischenfutter bekamen, sahen wir in der Ferne die schneebedeckten Kärnthner Alpen. Die schöne Gegend machte uns alle munter, jeder suchte sich auf seine Weise zu vergnügen; ich legte mich in das hohe mit Blumen untermischte Gras, Pforr betrachtete die Schneeberge. Als wir weiter fuhren, kamen wir bald in ein lachendes Thal, worin wir in blauer Ferne Graz erblickten. Es hat eine herrliche Lage, das Schloß auf dem Berge gibt ihm ungemeinen Reiz. Um 10 Uhr kamen wir an; am Thor hatte Vogel den Verdruß, daß wir für Juden gehalten wurden. Hier lernten wir einen Maler Namens Heine kennen, mit dem Pforr einst in Wien in einer Compagnie unter dem academischen Corps gestanden hatte. Pforr kaufte von ihm ein altes Bildchen, eine Höllenfahrt von Breughel. Wir gingen

[1] Die alte Ruine von Schloß Pfannberg. Die Herrschaft Pfannberg, bestehend aus dem im neueren italienischen Stile gebauten Schloß Neu-Pfannberg, dem etwas kleineren Schlosse Ruhefeld und der Ruine Alt-Pfannberg, einst im Besitze des Minnesängers Hugo von Montfort, kam im Mai 1811 durch Kauf an Hofrath Jos. Hartl von Leuchsenstein, den Adoptiv-Vater von Overbecks nachmaliger Gattin, welche von da an, bis zu ihrem Abgang nach Italien, hier ihre Sommertage verbrachte.

mit ihm durch die Stadt. Bei einem Kunsthändler kauften wir einige Kupferstiche, [darunter] den Hieronymus von Dürer. Verwickelte Geschichte mit unsern Pässen, die Polizey muß in Arrest und Eisen[1]. Die Damen wünschen mit uns zu reisen. Wir akkordirten hier mit einem Lohnkutscher bis Triest. — Ich schrieb nach Lübeck und an Sutter."

Der kurze Brief an Sutter lautet:

„Graz, den 18. Mai 1810.

Da sind wir, mein lieber S., schon in Graz, 26 Meilen von Wien entfernt, und Gott sei Dank bis hierher so glücklich gekommen wie es nur möglich ist. Der erste Tag verging ziemlich trübe, auch der Anfang des zweiten; als aber das Wetter sich aufklärte und die Gegend immer interessanter ward, kam auch unser Humor zurück, und seit der Zeit hat Hottinger unser Zwerchfell in beständiger Erschütterung erhalten. Er bleibt immer der komische Geselle, ist aber nicht aus dem Wagen herauszubringen. Vogel kann nicht genug zeichnen, Alles möchte er in seinem Portefeuille haben, aus Mistrauen gegen sein Gedächtniß. Pforr habe ich noch wenig genießen können, man ist zu sehr in Unruhe; wir alle sind aber wohl und froh .... Der Himmel segne Euch und walte und wache über Euer Schicksal. — Vogel und Hottinger grüßen herzlichst; ersterer zeichnet, der andere ist im Theater. Morgen reisen wir weiter. — Von Herzen Dein treuer Overbeck."

Was die im Tagebuch erwähnten Damen betrifft, so entnehmen wir aus späteren zerstreuten Notizen, daß die eine davon eine Gräfin Brentano mit ihrem Söhnchen war. Sie kannte den üblen Zustand der Straßen, die in Folge der vorausgegangenen Kriegszüge auch nicht für sehr sicher galten. Dies erklärt ihren Wunsch, unter dem Schutzgeleite der jungen Männer die Reise, wenn auch in eigenem Wagen, fortsetzen zu können.

---

[1] So steht deutlich geschrieben.

Am Samstag den 19. Mai verließ die Gesellschaft Graz, und gelangte in gemächlichen Tagestouren über St. Kunigund, Marburg, Cilly, St. Oswald — wo die jungen Maler „mit dem ersten italiänischen Wein auf die Gesundheit aller braven Weiber getrunken“ — am 22. nach Laibach, Tags darauf bis Planina, und am Abend des 24. Mai nach Triest.

Overbeck bemerkt in seinem für Hofrath Büel bestimmten Notizbuch von diesem Tag: „Die Erwartung und Begierde das Meer zu sehen wird immer heftiger. — Mittags in Prewald — die drei Dalmatier ziemlich unverschämt — Hottingers Schwänke, Gespräch mit ihm deßhalb im Wagen — Letzte Station vor Triest, Opschina — unsre Päße werden vidirt, unsre Koffer glücklicher Weise verschont — Mit Pforr Arm und Arm die Höhe hinauf — Anblick des Meeres, ungeheurer Eindruck — Unterschied auffallend zwischen dem adriatischen Meer und der Ostsee, sowohl an Farbenton als auch an der Luft, die keineswegs den Seegeruch mitbringt — Meeresstille — plötzliche Veränderung der Vegetation, oben öde Felsen, hier ein üppiges Paradies — italiänischer Charakter der Hügel, die terrassenförmig angebaut sind — Feigenbäume, wilde Castanien, der Wein in Lauben — herrlicher Weg nach Triest hinab — Erinnerung an Martini und Sutter, an alle Lieben in Lübeck, Paris und London[1] rc., und an dich m. G. R. — Eintritt in Triest — wir kehren nach dem Rath der Gräfin in der Krone ein. — Spaziergang an dem Hafen spät Abends gegen eilf Uhr, Sternenhimmel, glatte Meeresfläche.

„25. Freitag. Spaziergang durch die Stadt an den Hafen — Erinnerung an Travemünde und Lübeck — das Meer wird unruhiger — veränderter Charakter desselben — Besuch bei Herr Braig — er widerräth eine Seefahrt nach Venedig — ein sehr lieber Mann, kennt Onkel Overbeck in Goisern und Vogels Vater von Ulm her.“ — Overbeck war am nächsten Tag sein Gast.

---

[1] Sein Bruder Hans befand sich damals in London.

Am Sonntag den 27. Mai verließen sie Triest bei trüber und schwüler Luft. Sie gelangten bis Romans und am folgenden Tage bis nach Pordenone, „der ersten italiänischen Stadt, mit ganz venetianischer Bauart.“ Diese Stadt besaß für die jungen Reisenden noch ein besonderes Interesse, weil sie unter der (irrigen) Voraussetzung lebten, daß der berühmte Künstler, welchem die Stadt den Zunamen gegeben, der Maler ihres Lieblingsbildes im Belvedere zu Wien, der hl. Justina, wäre [1]. Mit Theilnahme sahen sie sich in dem Städtchen um, sprachen viel von dem, der ihnen „dieses Städtchen so wichtig machte“, und Overbeck und Pforr konnten nicht schlafen gehen, ohne vorher „auf Pordenone's Wohl angeklingt“ zu haben. — Mittwoch den 30. ging es über Treviso weiter und um 5 Uhr Abends trafen sie in Mestre ein.

„Weil wir wünschten noch bei Tage nach Venedig zu kommen,“ bemerkt Overbeck im Tagebuch, „so suchten wir mit dem Kutscher bald auf's Reine zu kommen, gingen an den Canal, sahen uns erst ein wenig um, staunten den eignen Bau der Gondeln an, der an die homerischen Schiffe erinnert, mietheten uns dann eine, ließen unsre Koffer vom Wirthshaus hinein transportiren, und vertrauten uns dann der schwarzen Wiege an. Es war ein angenehmer Abend, wir waren voller Erwartung, aber wir hatten Gelegenheit unsre Geduld zu üben; der Canal zieht sich in vielen Krümmungen durch die Inseln herum; bei jeder Ecke glaubt man, man werde Venedig vor sich ausgebreitet liegen sehen und immer sieht man sich betrogen. Endlich kamen wir hinaus: da lag denn die alte weltberühmte Venezia vor uns, hinter uns ging gerade die Sonne unter und färbte den Meeresspiegel mit Purpur. — Je näher wir der Stadt kamen, desto schöner und wunderbarer ward der Anblick,

[1] Das herrliche Bild ist heute, wie Overbeck nachmals in einem Briefe an Sutter sich selbst berichtigt, von allen Kennern als ein Werk von Moretto aus Brescia erkannt.

nur sollten wir auch hier empfinden, daß es nichts Vollkommenes gibt, indem wir wohl 3—4mal von Douaniers angehalten wurden, die um ein Trinkgeld zu erhalten vorgaben, sie seien beordert uns zu visitiren. — Wir zeigten unsre Bolletten vor und drückten ihnen etwas in die Hand, so kamen wir noch immer ziemlich glücklich durch. — Um 8 Uhr ruderten wir in die Stadt hinein. Wie staunten wir alle! Eine Stadt mitten in dem Wasser. Graunvoll war es bei sinkender Nacht in die engen Gassen auf schwarzer Gondel hineinzuschwimmen, wo man nichts als die düstern Wände der ungeheuren Marmorpalläste sah und nichts hörte als das Rufen der Gondoliers durch die feierliche Stille, das das Graunvolle nur noch vermehrte. — Wir kehrten in der Regina d' Inghilterra ein, fanden einen deutschen Lohnbedienten, der sich unser annahm und uns recht als ein guter Engel erschien. Wir nahmen ein großes Zimmer ein, arrangirten unsre Sachen, aßen zu Nacht und legten uns voll Erwartung auf den kommenden Tag schlafen."

„31. Dienstag. Die Nacht war gewaltig unruhig. Die Venezianer sind gewohnt, erst um 3 Uhr zu Bett zu gehen, und da ward denn die ganze Nacht an der Hausthüre gepoltert ohne Rücksicht auf etwaige Schläfer, auf arme Fremde, die nach Gewohnheit anderer Nationen schon um 11 oder 12 Uhr schlafen gehn. — Kaum aber waren wir aufgestanden, so gingen wir unter Anführung unsres deutschen Lohnbedienten aus, die Stadt in Augenschein zu nehmen. Wir waren erstaunt so viele Wege zum Gehen zu finden — in wenigen Minuten sahen wir uns auf dem St. Marcusplatze — wir konnten uns kaum fassen und trauten unsern Sinnen nicht; eine solche Pracht, ein solcher Reichthum überstieg bei weitem alle unsre Erwartung. Alles war von Marmor, Porphyr, ver' antico. — Die St. Marcuskirche, die schon tausend Jahre fast hat an sich vorüberstreichen sehn, ist in einem vortrefflichen Styl gebaut, maurisch, arabischen Ursprungs, und in Rücksicht auf Pracht alle Begriffe übertreffend." — Dann folgen beschreibende Notizen

über die Kirche und den Dogenpalast. Daß dabei der berühmten vier antiken Rosse keine Erwähnung geschieht, ist leicht erklärt: sie waren von den Franzosen mit so vielen anderen Herrlichkeiten nach Paris entführt und kamen erst 1815 wieder zurück.

„Es ist Feiertag, der ehemals für Venedig so merkwürdige Himmelfahrtstag[1] — zugleich Feierlichkeit wegen der Vermählung Napoleons — der Tag, an dem alle Klöster durch ganz Italien aufgehoben werden. — Hr. Sulzer[2] begleitet uns in unser Wirthshaus und accordirt für uns mit dem Wirth. Mittagsessen — wir werden wie Prinzen bedient. — Abends Feierlichkeit auf dem St. Marcusplatz, Beleuchtung und Lotteriezichung — der Wind löscht die Kerzen aus."

An Sutter schreibt er aus Venedig den 4. Juni 1810: „... Hier in der großen weltberühmten Stadt haben wir uns fast die Füße abgerannt nach den verrufenen Bildern venezianischer Schule, die der Maler Abel[3] so häufig im Munde führte, und haben uns gesegnet und gekreuzigt über die Ungethümer. Du hast gar keinen Begriff davon, bester S[utter], wie die Sachen so unter aller Kritik sind, wie die ungeheueren Bilder an Plafonds und Wänden von Tintoretto, Palma giovine und andern. Zum Glück haben wir heute auch einige schöne Bilder[4] gesehen, wie z. B. die Grablegung von Titian ꝛc., worüber Pforr Dir ausführlicher schreiben wird."

---

[1] Der Tag, an dem sich der Doge mit dem Meer vermählte.

[2] Vermuthlich David Sulzer, der Schweizer Maler, geboren zu Winterthur 1784.

[3] Jos. Abel, der Historienmaler, der mit Unterstützung der Akademie sechs Jahre (bis 1807) in Italien gelebt hatte. Er beschäftigte Sutter gelegentlich mit kleinen Aufträgen. († zu Wien 1818.) In Rom hielt er sich zu Reinhart und war ein Rivale Schicks.

[4] In der berühmten Gallerie des Palazzo Manfrini. Ein kritische Betrachtung der jungen Reisenden über die venezianische Schule, von Pforr eilig niedergeschrieben, findet sich unter Overbecks Papieren. Sie bewundern die Mosaiken der byzantinischen Künstler wegen ihrer edlen Einfalt, und mit wenigen Ausnahmen die Werke von Giovanni

Unsere Reisenden verließen Venedig in der Nacht vom 7. auf den 8. Juni. Sie fuhren durch die Brenta und den Po nach Ponte Lagoscuro und von da zu Wagen weiter nach Ferrara und Bologna. In Bologna war die gegenwärtige berühmte Pinakothek noch nicht vorhanden, sondern nur eine ärmliche Sammlung im Palazzo Pubblico, wo Overbeck einen Christus mit dem Kreuz, von der Heiligen der Stadt, Caterina Vigri, gemalt sah; besonders fesselten ihn daselbst die Werke von Francesco und Giacomo Francia. Im Palast Zambeccari: „Herrliches Bild von Lucas v. Leiden, Esther und Ahasverus vorstellend in drei Abtheilungen; gleich daneben zwei Köpfe von Quintin Messis; Madonnenbild mit dem Christuskind und zwei Engeln von Francesco Francia; die heiligen 3 Könige von Albrecht Dürer in Thon modellirt; Bachanale von Mantegna." — „In der Kirche von S. Giovanni in monte, in der 8. Capelle zur linken, die hl. Cecilia von Raphael."

In Bologna nahmen die Freunde einen Vetturino, der sie bis Rom zu bringen hatte, und waren in der Wahl sehr glücklich. Er bewährte sich als einen braven Biedermann, der mit einer Art väterlicher Obsorge um die Wünsche und Bedürfnisse der Jünglinge sich annahm. Sie nannten ihn auch nur ihren „alten Papa", und so nahm die Weiterreise, dem Meer entlang, einen fröhlichen Verlauf. In Fossombrone machten sie Halt, um der Geburtsstätte Rafaels einen Besuch abzustatten. Es war der 15. Juni. Pforr hat von dieser Pilgerfahrt nach der berühmten Bergstadt des Apennins eine kleine Chronik entworfen [1], aus welcher wir die nachfolgenden Auszüge mittheilen.

Bellini, Palma Vecchio und Pordenone; während sie aber Tizians „Grablegung" volle und lebhafte Anerkennung zollen — „himmelschön" nennt sie Vogel — erregt die „unedle" Auffassung und Darstellung an andern seiner Compositionen ihr mißfälliges Erstaunen.

[1] Das Original befindet sich in Overbecks handschriftlichem Nachlaß. Der für Herrn Sarasin geschriebene Bericht wurde im Morgenblatt 1811 Nr. 141 veröffentlicht.

Den 15. Juni 1810.

„Endlich brach der Tag an, nach dem ich mich schon lange gesehnt hatte, und hurtig sprang ich aus dem Bett, weckte meine Freunde und bekleidete mich rasch. Der Hufschlag auf der Straße sagte uns, daß die Pferde da seien, die uns nach dem heiligen Urbino bringen sollten. Wir gingen herab und musterten sie. Overbeck bestieg einen dunkelbraunen, Hottinger einen etwas größeren, Vogel nahm sich einen kleinen lichtbraunen und mir sprach man einstimmig einen Schimmel als das schönste und rascheste Pferd darunter zu. Als wir beritten waren, ging unser Wegweiser voran und wir folgten ihm durch die noch öden Straßen der Stadt. Das Wetter war schön und vergrößerte unser Vergnügen um vieles, der Weg lief zwischen waldbewachsenen Bergen durch, bald über Höhen und Klippen, dann durch Schluchten und seichte Bäche; einige alte Gebäude auf den Gipfeln einiger Berge standen herrlich im frühen Sonnenschein da. Der Weg wurde mit jedem Schritt romantischer und grotesker und dadurch für unsere Pferde beschwerlicher. Eine Empfindung hatte sich meiner bemeistert, als ob wir von der Würklichkeit zum Ideal zögen, und der steile Pfad die Prüfung sei.

Um einen schön belaubten Hügel schlang sich jetzt, nach einem Ritt von vier Stunden, der Weg, wir ritten ihn herum, und das liebliche Urbino lag vor uns. Die ganze Gegend mit der Stadt hat den Charakter, den Raphael den Landschaften seiner Madonnenbilder gab, uns fiel es allen sogleich auf. Sie liegt an einen Hügel gelehnt, so daß man von unserm Standpunkt fast die Straßen sah. Die alten Thürme und Häuser ergötzten uns unendlich. Mit der Andacht eines frommen Pilgers, der die heilige Erde endlich nach manchem Schritt betritt, ritt ich an Overbecks Seite durch das alte Thor und ich war so ergriffen, daß ich der Wache auf ihre Frage nichts antworten konnte und sie uns auch auf die Versicherung unsers Führers ungehindert passiren ließ. Einen Fremden hier zu sehen ist etwas unerhörtes, deßwegen wunderte sich der Wirth zum Stern mächtig über die vier Reuter, die vor seinem Haus absaßen, und er war so über die unvermuthete Erscheinung verwirrt, daß er uns zu einem Frühstück von Wein, Käse und Brod Messer, Gabeln und Löffel brachte. Unsre erste Frage war: Wo steht das Haus, wo der Heilige geboren wurde, und was ist noch hier, was sich auf ihn bezieht? Der Wirth versprach jemand zu schicken, der uns alles zeigen konnte. Ein Kellner mit einem höchst verdrüßlichen Gesicht kam; doch kaum hatte er ver-

nommen, was er eigentlich sollte, so kam eine unsägliche Freundlichkeit und Gefälligkeit in ihn und er studirte recht darauf, uns alle Schönheiten von Urbino zu zeigen. Das erste, wo er uns hinführte, war das Geburtshaus von Raphael .... Die Empfindungen beschreiben zu wollen, als wir durch die Zimmer und Gänge gingen, in denen Raphael seine Kinderspiele trieb und in denen er die zarte Blume seines Geistes entfaltete, wäre vergeblich ...

Als wir aus der (benachbarten) Franziskanerkirche traten, kam uns ein Mann in grüner Uniform mit einem Säbel umgürtet entgegen, und fragte nach Namen, Stand und was wir wollten. Da man nicht verpflichtet ist auf der Straße einen Paß zu zeigen, so hießen wir ihn mit in's Wirthshaus gehen, welches er denn auch gerne that und unterwegs an einem Maulthiertreiber uns seine ihm übergebene Macht zeigte; er sah darauf unsere Pässe an, denn lesen konnte er sie nicht, und sagte, es sei alles gut, wir möchten uns damit an einer Polizeibehörde melden, und somit machte er sein Compliment und stolperte fort, und wir gingen auch wieder um die Stadt weiter zu besehen und kamen in die Kirche St. Agata, und in den Dom .... Von hier gingen wir nun nach der Anweisung des grünen Mannes nach der Polizei, wo wir zu einem jungen artigen Manne geführt wurden, welcher ein Neffe des Bischofs von Urbino war, der uns mit Höflichkeit sagte, das sei ganz unnöthig gewesen und jener hätte das nur gethan um sich ein Ansehen zu geben. Dabei fragte er, ob wir gekommen seien, um Kunstsachen aufzukaufen, und lud uns zu sich in seine Wohnung ein. Wir machten ihm unser Compliment und suchten abzukommen, um unsere karg zugemessene Zeit gehörig zu benutzen.

Unser geschäftiger Führer zeigte uns jetzt den Palast der alten Herzöge, der ins Viereck um einen Hof herläuft, die Gänge sind mit antiken Inschriften und Bruchstücken verziert. Indessen hatte sich der Himmel überzogen und es fing an zu regnen, das unsre Freude sehr störte, doch setzten wir unsern Weg weiter fort und kamen zu der Kapelle S. Giovanni, die noch ganz alt, gut erhalten und herrlich ausgemalt ist, bis auf das Altarbild, Gegenstände aus dem Leben des Heiligen. — Eine recht vergnügte Stunde brachten wir hier unter diesen herrlichen Gemälden zu und beim Weggehen hatten wir noch Gelegenheit zu bemerken, wie wenig Fremde hierher kommen, indem die Frau, welche uns die Kapelle aufschloß, sich sehr wunderte, als wir ihre Mühe belohnten. Wir kehrten jetzt ins Wirthshaus zurück, um zu Mittag zu essen, wobei wir ernst und doch heiter gestimmt ein

Gespräch über die alte Kunst führten und zuletzt auf das Andenken des großen Urbiners ein Glas leerten, und eines auf das Wohl unsrer kunstausübenden und kunstliebenden Freunde.

Es hatte indessen immer heftiger angefangen zu regnen, welches uns schon früher abgehalten hatte, etwas von der Stadt zu zeichnen, welches wir gerne gethan hätten von einer Höhe, von wo man die Stadt um sich her schön übersieht. Wir fürchteten unsere Heimreise nach Fossombrone, doch ließen wir uns nicht abhalten, weiter nach Kunstsachen uns umzusehen. Unser freundlicher Kellner brachte uns in mehrere Kirchen, in denen wir aber nichts Gutes fanden außer in der S. Gioseppe, wo eine Copie nach Raphael hing, die Vermählung der Maria. — — Zuletzt, es war vier Uhr, ... eilten wir in die Franziskanerkirche, um noch etwas aus dem [Altar=]Gemälde von Sanzio's Vater zu zeichnen [1]. Overbeck zeichnete den kleinen Raphael, ich den alten Sancio; Raphaels Mutter entwarfen wir beide, doch so daß Overbeck sie zu idealisirt und ich zu karikatur (sic) machte; doch aus beiden setzten wir später in Rom ein ähnliches Portrait zusammen ...

Um fünf Uhr saßen wir auf und ritten mit gerührtem Herzen die Straße hinab. Vor der Stadt hielt ich noch einmal an und sah sie bewegt an. Unser Führer mußte mir eine Blume bringen von denen, die häufig an der Stadtmauer wachsen, und ihre Blätter hebe ich noch als ein Heiligthum auf [2]. Etwas von dem Weg rechts ab liegt ein Kloster, das eine sehr schöne Lage hat, man genießt hier eine herrliche Aussicht über die gebürgige Gegend und die Stadt. Hier saßen wir ab und gingen durch einen heitern Kreuzgang in den Klostergarten, der voll von dichtem Lorbeer Gebüsch ist, düster und melankolisch. Die Wolken hatten sich indessen wieder verzogen und die Sonne schien jetzt wieder auf die noch nassen Bäume, welches den zarten Eindruck der Landschaft um vieles vermehrte. Wir nahmen hier noch einmal Abschied von der glücklichen Stadt, die vor vielen auserkoren war, der Welt ein solches Licht wie Raphael zu geben. Auf dem schönen grünen Platz vor dem Kloster saßen wir auf und

---

[1] Eine Madonna mit dem Christuskind. Die neuere Forschung hat inzwischen festgestellt, daß die im Vordergrund stehende Gruppe nicht die Familie des Malers darstellt, sondern die Familie des Stifters dieses Altarbildes, nämlich des Gasparo Buffo.

[2] Ebenso Overbeck, der ein Blatt davon an Sutter nach Wien schickte. (Brief aus Rom 19. Juli 1810.)

lenkten durch einen steinigen Pfad über den bewachsenen Hügel auf den Weg ein.

Der Rückweg durch die waldigen Berge war herrlich, der Regen hatte alles erfrischt. Mein braver Schimmel trug mich sicher ohne zu straucheln die schlüpfrigsten Pfade, allein Vogel konnte mit seinem kleinen Pferd nicht zurecht kommen, bis er mit Hottinger tauschte, dann aber wieder sein Pferd nahm [1]; und so ging es gut bis wir bei einbrechender Nacht in Fossombrone einritten, wo unser alter braver Viturin [sic] uns vor der Wirthshausthür erwartete.

Es war mir auch deswegen so interessant gewesen, Urbino zu sehen, weil es so abgelegen und von der Verbindung mit andern Städten fast abgeschnitten liegt, als eine Stadt, die dem alten eigenthümlichen Charakter am treusten geblieben ist, und würklich gehörte nicht viel dazu sich in das fünfzehnte sechzehnte Jahrhundert zu versetzen. Was man aber sagt von den Raphaels Idealen, die man hier auf allen Straßen sehen soll, davon habe ich nichts gesehen; die Menschen sind von den übrigen Bewohnern der Apenninen nicht verschieden, außer daß die Schüchternheit gegen Fremde wegen Abgelegenheit des Orts ein hübsches Mädchen wohl noch verschönern mag." [2]

Dieser Besuch an der Wiege des Malerfürsten, der in seinen Tagen die Kunst zu einer vorher nie geträumten Vollendung führte, war und blieb der Gipfelpunkt der lehr- und genußreichen Reise, bis die enthusiastischen Wanderer ihr Ziel erreichten.

Von Fossombrone ging die Fahrt landeinwärts über Foligno, Terni, Narni, Otricoli, Storta — ihrem letzten Nachtquartier —

---

[1] Vogel selbst schreibt an seinen Vater: „Ich hatte eine Miniatur von einem Pferdchen, wenn ich Trott oder Galopp wollte, mußten die Andern sich fast krank lachen. Overbeck hatte eine große alte Märe und wurde für einen geistlichen Herrn angesehen. Pforr und Hottinger waren die berittensten." Leben L. Vogels l. c. S. 25.

[2] Pforr's Diplom der St. Lukas-Bruderschaft trägt die (nachträgliche) Einzeichnung von Overbecks Hand: „Urbino den 15. Juni 1810." Auch in Vogels Diplom findet sich der Eintrag: „Urbino, Juni 15 (1810). Heute habe ich den Geburtsort Raphaels und sein Haus betreten mit Pforr, Overbeck und Hottinger."

nach Rom, das ihnen mit seiner Engelsburg aus märchenhafter Ferne schon entgegenschimmerte.

Es war für alle ein denkwürdiger Moment, als sie, wie ächte Pilger, demüthig aber voll schwellender Hoffnungen, am 20. Juni 1810 durch die Porta del Popolo in die ewige Stadt einzogen.

„Sie können kaum glauben," schreibt Pforr, „wie mir zu Muth war, als ich nach einer langen Reise von sechs und dreißig Tagen die weite Campagnia vor mir sah, in der auf seinen sieben Hügeln das stolze Rom steht, das die Peterskuppel kolossal karakterisirt." Overbeck aber bringt noch fünfzig Jahre später, in einem Brief an Vogel, dem Züricher Freunde diesen ihm ganz unvergeßlichen Tag in Erinnerung.

Warme Herzen und hülfreiche Hände waren bereit, die müden Wanderer zu begrüßen und aufzunehmen. Der Schweizer Bildhauer Heinrich Keller und seine italienische Frau, die schöne und liebliche Signora Clementina, boten ihnen den Tisch in ihrem Hause an (alle quattro fontane No. 140) und verschafften ihnen in der Villa Malta ein geräumiges und billiges Quartier; auch für die erste Einrichtung sorgte Signora Clementina. Keller, Vogels Landsmann (geb. 1771, gest. 1832), gehörte einer der besten Familien von Zürich an und war mit dem Künstlergeschlecht der Füeßli verwandt. In Rom, wo er seit dem Jahre 1794 sich häuslich niedergelassen, war er ganz eingebürgert, geschätzt als ein Künstler von bedeutendem Talent und Geschmack; dabei Dichter, ein enthusiastischer Freund der Natur, aber von schwächlicher Gesundheit, die allein ihn hinderte, eine hohe Stufe in der Sculptur zu ersteigen.

Unter seiner Führung machten die glücklichen Lukasbrüder ihre ersten Wanderungen durch das alte und neue Rom, und konnten es anfänglich kaum fassen, daß sie nun in Wirklichkeit auf dem heiligen Boden der einzigen Stadt sich befanden.

Freilich bot Rom in jenen Tagen das Bild der Verödung. Denn es fehlte der Hauptstadt der Christenheit ihr Oberhaupt,

derjenige, der ihr den eigentlichen Glanz verlieh. Pius VII. war das Jahr zuvor von Napoleon in Gefangenschaft gesetzt und nach Savona abgeführt worden; die Cardinäle aber hatten dem Gewaltherrscher nach Paris zu folgen. Die Ordenshäuser standen leer; denn die Klöster waren aufgehoben worden. Auch viele der werthvollsten Kunstschätze fehlten, die im Verlauf der letzten zehn Jahre ebenfalls an Frankreich hatten ausgeliefert werden müssen. Aber die jungen Ankömmlinge, die den Boden der ewigen Stadt zum erstenmal betraten, erwartete so viel des Neuen und Wunderbaren, daß sie unter der Gewalt der ersten Eindrücke den Mangel nicht empfanden.

Bald nach ihrer Ankunft schrieb Overbeck in gehobener Stimmung — es war an seinem Geburtstag — folgenden Brief an Hottingers Schwester, die jung vermählte und nun nach München übergesiedelte Frau Professor Schwab:

„Rom, am 3. Juli 1810.

Verehrteste Freundin!

Da bin ich denn nun in dem schönen Land wo die Citronen blühn, habe den Berg und seinen Wolkensteg gesehen und die herrlichen Palläste mit den säulengetragenen Dächern, die Pracht der Siegesbogen und des Colosseums Herrlichkeit, kurz Alles, Alles was sich noch vor kurzem meine trunkne Fantasie von süßer Ahndung aufgeregt in ausschweifenden Bildern malte, das hab' ich nun in Wirklichkeit gesehen, und ach wie oft dabei zurückgedacht an die schönen Abende, wo ich mich an Ihrer Seite hieher träumte — wie oft an das: Wie ward mir Königin! rc.[1] Schon am ersten Tage unsrer Reise ward ich durch einen sonderbaren Zufall daran erinnert. Es war das Fest des Johannes von Nepomuck, dem Schutzheiligen von Oesterreich wenn ich nicht irre, und dessen Bildniß man auf

---

[1] Worte Mortimers in Schillers Maria Stuart 1. Akt, 6. Scene, ebenso das folgende Citat.

allen Wegen und Stegen findet. Da hatte man denn alle diese Bildnisse mit Blumen bekränzt und wenn wir Abends in ein Dorf kamen (es dauerte mehrere Tage) sahen wir gar liebliche Gruppen von knieenden Weibern an dem bekränzten Heiligenbild, das von einer düstern Lampe magisch beleuchtet war. Natürlich fiel mir dabei allemal die Stelle ein: Bekränzt war jedes Gottesbild, und wirklich war mir's oft als ob die Menschheit auf der Wandrung wäre wallfahrend nach dem Himmelreich. Unter solchen Auspicien begannen wir unsre Reise, und so begonnen mußte sie auch glücklich enden. Wenn sie gleich mit vielerlei Beschwerden verbunden war, und wir uns manchmal in Erwartungen getäuscht fanden, so gewährte sie uns doch häufigen Genuß, und was die Hauptsache ist, führte uns zu einem Ziel, wo sich uns nun wirklich ein Himmel aufthut. O wie muß hier die Kunst gedeihen! wo die reizende Natur und der schöne Himmel beständig des Künstlers Seele in süßer Stimmung erhält, und wo er von den vortrefflichsten Kunstwerken umgeben überall aufgefordert wird, der höchsten Vollkommenheit entgegen zu arbeiten.

Wir waren so glücklich in einer der schönsten Gegenden Roms eine Wohnung für uns zu finden in der villa Malta, wo wir fast die ganze Stadt übersehen. Von meinem Arbeitszimmer aus führt eine Thüre in eine besondere Abtheilung des Gartens, in die selten jemand außer mir kommt, und wo ein kleines Badehäuschen steht, in dem Goethe vordem gewohnt haben soll. Kurz Alles fügt sich nach unserm Wunsche und es scheint als ob das Schicksal uns hier ein Paar recht glückliche Jahre zugedacht habe; — ich will denn nun auch nicht daran denken wie lange es dauert, will fleißig sein als ob ich schon in Einem Jahre fort müßte, aber ruhig genießen als ob ich zehn hier zu verleben hätte. So will ich mich ganz wieder in meine Kunst versenken wie ehemals, und der gütige Himmel wolle alle Wünsche in meinem Herzen tilgen, die mich irgend wie davon abführen könnten. Diese heitre Aussicht, die sich mir eröffnet,

wird Ihnen gewiß einige Freude machen, denn ich weiß ja daß Sie an meinem Schicksal so freundschaftlich Antheil nehmen, und diese Ihre Theilnahme macht, sein Sie es versichert, einen nicht geringen Theil meines Glückes aus.

Sie werden nun hoffentlich die Schmerzen der Trennung von Ihrer theuren Familie einigermaßen verwunden haben, und sich ganz in dem Genusse einer schönen Gegenwart und der Erwartung einer lieblichen Zukunft glücklich fühlen. Daß auch jenseits der Apenninen für Ihr Wohl und Ihr Glück manch inniges Gebet zum Himmel emporsteigt, werden Sie überzeugt sein, und auch das kann Ihrem Herzen nicht gleichgültig sein. Könnte ich Ihnen mit diesem Blättchen allen Segen und allen Zauber unsers mildern Himmelstriches hier senden, daß er auch das letzte Fältchen düstern Grames von Ihrer Stirne hinwegbannen mögte! Aber auch bei Ihnen stellt sich nun die schöne Jahreszeit ein, die Ihr Gemüth gewiß für jede Freude wieder empfänglich machen wird. Und wenn es wahr ist, daß elterliche Segenswünsche oder geschwisterliche oder Freundes-Segen mit magischer Kraft das Glück bannen, und davon sind ja so viele Beweise vorhanden: so darf ich auch glauben, daß Sie, die Beste der Frauen, auch wirklich die Glücklichste sein werden.

Ich grüße Sie nochmals freundlichst, sowie auch Ihren lieben Mann, dem ich zu gleicher Zeit eine höfliche Empfehlung auszurichten bitte, und verharre unwandelbar Ihr ergebenster Freund und Diener

F. Overbeck."

Zwei Wochen darauf an Sutter in Wien, nachdem sie inzwischen „mit klopfendem Herzen und heiligem Schauer" die Schwelle der vatikanischen Stanzen betreten hatten:

„Rom, den 19. Juli 1810.

Innigst geliebter Bruder! Du wirst gewiß schon lange nach einem Briefe von uns ausschauen, Dir aber auch die Ursache des langen Ausbleibens wohl erklären können. — Du weißt, daß wir uns schon in Wien vornahmen, von den herr-

lichen Kunstschätzen hier nichts anzusehen, bis wir ein wenig zur Ruhe gekommen sein würden, theils um nicht unwürdig, d. h. unvorbereitet die Schwelle des Allerheiligsten zu betreten, theils um selbst mehr Genuß von dem Anblick dieser Werke zu haben. Diesem Vorsatz sind wir denn auch treu geblieben; wir waren beinahe vierzehn Tage hier gewesen und hatten noch weder den Vatican noch irgend eine Gallerie gesehen, und um Dir, lieber S., etwas Bestimmtes berichten zu können, mußten wir bis jetzt damit warten. Nun aber haben wir die Wunder, denn das sind sie, gesehen, und nun laß Dir denn auch erzählen.

„Kaum weiß ich womit ich anfangen soll; doch — vor Allem vom Vatican, wo wir noch heute den ganzen Vormittag zugebracht haben. Es ist wahr: man hat noch keinen Begriff von dem was die Kunst hervorbringen kann, wenn man nicht gesehen was sie wirklich hervorgebracht hat, wie namentlich die Disputa del Sacramento, die Schule von Athen und die unbegreifliche Sixtina die sich wohl weit über alles Andere, was die Malerei geleistet hat, erheben. Die Disputa, weißt Du, war das erste Bild, das Raphael im Vatican malte, und doch zieht mich und uns alle keines so sehr an als grade dieses, und kein andres ist auch so außerordentlich vollendet. Nur durch die Grablegung kannst Du Dir einen deutlichen Begriff davon machen, denn die ist in eben dem Geist und Styl ausgeführt, nur daß hier, dem Gegenstande gemäß, eine höhere Poesie in der Glorie herrscht, und auch noch ungleich mehr Individualität in den untern Figuren als in der Grablegung. Von der Composition kann ich Dir nichts Neues sagen, Du kennst sie ja aus Kupferstichen; aber was ist der beste Kupferstich gegen ein solches Gemälde! Wenn man zu diesem hinaufblickt, wird man entzückt wie Stephanus und sieht den Himmel offen und die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes voller Gnade und Wahrheit. Wie der große Dulder so voll Liebe und Sanftmuth die Hände ausbreitet, als wolle er die ganze Welt mit seiner Gnade

überströmen! Und nun die Charaktere der Erzväter, der Apostel und Heiligen! Wie das Alles bestimmt ist, wie vollendet gezeichnet und gemalt, daß kein Oelgemälde diese Wahrheit übertreffen könnte! Derselbe Geist durchweht noch die Schule von Athen, ein gewisser Grad von Freiheit, den Raphael sich erworben hatte, schadet hier noch nichts, denn Alles ist aufs äußerste charakteristisch und bestimmt, und mit unbeschreiblicher Liebe und Sorgfalt gezeichnet. Es ist eine Wonne in diesem Zimmer[1] sich zu befinden: auf der einen Wand die Disputa, gegenüber die Schule von Athen, auf den beiden andern Wänden der Parnaß und die allegorischen Figuren[2], die Dir ebenfalls bekannt sein werden. Auch am Plafond sind vier allegorische Figuren: über der Disputa die Religion, über der Schule von Athen die Philosophie, über dem Parnaß die Poesie, und über der vierten Wand die Gerechtigkeit. Wie hängt man so ganz und ungetheilt an diesen Werken! — Wenn sich ein Gedanke über die Schwelle hinauswagt, so ist es an Euch, ihr geliebten Brüder, die ihr uns überall vor der Seele schwebt, wo wir etwas Schönes sehen; und wie froh macht es uns, daß wir alle unsre Grundsätze in diesen Werken bestätigt finden, — wie denn überhaupt unsere Ansichten seit der Trennung von Euch durch den Anblick der höchsten Meisterwerke wohl erweitert, aber in nichts verändert wurden. Diese Bestätigung wird gewiß auch Euch von Neuem Muth machen; und so laßt uns denn mit frischer Seele immer vordringen, unsern Bund immer fester schließen und um unserer Sache willen gern Alles opfern. Ich schreibe Dir das eigentlich nur um Dir zu zeigen, daß ich selbst noch ganz der Alte bin; und täglich will ich Gott bitten, daß er uns Gedeihen schenke und Kraft, um mit unserm guten Willen immer gleichen Schritt zu halten . . .

„Bei den andern Bildern Raphaels in den Stanzen nimmt

---

[1] Camera della Segnatura.

[2] Weisheit, Standhaftigkeit und Mäßigung.

die Ausführung ab, schon im Parnaß möcht' ich sagen. Vom Attila[1], der wohl nicht genug geschätzt wird, will Pforr Dir erzählen; der Heliodor dagegen, der letzterem gegenüber ist, hat unsere Erwartung nicht befriedigt; man weiß aber auch, daß Raphael selbst wenig an diesem Bilde gemalt hat. — Auch mit der Messe von Bolsena ging es uns so; was man von der unbegreiflichen Vollendung dieses letztern Gemäldes erzählt, ist von der Optik zu verstehen, keineswegs von der Zeichnung oder Färbung (NB. in Rücksicht auf Wahrheit). In Vergleich mit der Disputa ist es fast nur eine Skizze, und der Kupferstich von Morghen gewährt fast das nämliche Vergnügen wie das Original. Ueberhaupt aber finde ich, daß man nach den Kupferstichen sich weit eher einen Begriff machen kann von Raphaels Werken als von denen Michel Angelo's. Diesen lernt man wirklich erst aus seinen eigenen Werken kennen, welche an delicater Ausführung, bestimmter Zeichnung und selbst an wahrem Colorit die Raphaelischen größtentheils noch übertreffen. — Wie abgeschmackt hört man meistens über sein „Jüngstes Gericht' urtheilen! — und es ist unbegreiflich, wie man so ganz falsche Berichte darüber ausstreuen konnte. Die Bilder der Sixtinischen Kapelle sind alle wie in Aquarellzeichnung ausgeführt, trotz der ungeheuren Größe; keine Behandlung ist zu erkennen, man sieht nur die Natur, die er zwar überall höchst charakteristisch auffaßte, aber keineswegs übertrieb, wie man gewöhnlich von ihm sagt. Michel Angelo ist ein Mann über alle Vorstellung groß und ungeheuer, und grade dadurch so groß, daß er nichts für klein hält was zur Sache gehört; — wohingegen die Neuern aus Sucht nach großem Styl alles für zu gering halten und grade dadurch in die allerkleinste Manier verfallen.

„Wie würdest Du, lieber S., der Du in Allem und Jedem bis auf den Grund forschest, Dich an der unergründlichen Tiefe dieser Werke ergötzen! Aber Du Armer saßest vielleicht in

[1] Papst Leo I. geht ihm entgegen.

eben dem Augenblick als wir im höchsten Genusse schwelgten, und schwitztest Schweiß und Thränen über einem Porträt von Abel. — Doch getrost, lieber Bruder! und kann es Dir neue Freudigkeit geben, so laß Dir sagen, daß ein neuer Blitzstrahl von Hoffnung für Euch dämmert; es ist ein neuer Plan im Werke, Gott gebe sein Gedeihen dazu. Ich hoffe, daß wir Alle vereint noch einmal auf das Wohl unsres St. Lucas-Bundes die Gläser anstoßen werden — unter römischem Himmel, in der Nähe des Vaticans, umschwebt von den Geistern unserer erhabenen Muster. Am 10. Juli [Stiftungstag der Lucasbruderschaft] waren wir natürlich den Abend beisammen und feierten bei einem Glase Wein das Andenken an die Entstehung unserer Verbindung und an Euch. Auch an einem andern Orte haben wir neulich schon dieses Andenken gefeiert — in Urbino! — — —

„Wir sind hier nun schon ganz eingerichtet, durch die Güte eines Bildhauers, Namens Keller aus Zürich, der auch Schriftsteller ist [1]. Pforr und Vogel malen schon seit 14 Tagen fleißig an ihren mitgebrachten Bildern; auch Hottinger malt jetzt ein angefangenes Porträt seiner Schwester fertig. Ich armer Tropf muß noch immer auf meine Kiste warten und fange fast an unruhig darüber zu werden. Mittlerweile bin ich daran, eine Composition aufzuzeichnen, die ich etwa in der Folge malen möchte: „Die Anbetung der h. drei Könige," und fühle mich glücklich dabei.

„Herr Keller hat auch schon von Deinen Arbeiten gesehen und ist ganz erstaunt darüber. Er interessirt sich ganz außerordentlich für Euch und sagt, mit 400 Gulden könne man, bei eingeschränkter Lebensweise wie Ihr sie führt, hier auskommen. Gebt Acht! wir lösen das Räthsel noch. — Pforrs und Vogels

---

[1] Er war Verfasser „Vaterländischer Schauspiele", welche in drei Bänden zu Zürich 1813—16 erschienen. Vgl. Gödeke, Grundriß III. 158. 794.

Bilder haben hier schon viel Wirkung gemacht bei Allen, die sie gesehen haben, und ich muß Dir sagen, daß ich hier im Grunde erst sehe, wie rein unsere Grundsätze sind, und was wir danach schon geleistet haben. Wie freue ich mich allemal wenn ich Eure Arbeiten mit denen der hier lebenden Maler vergleiche und ihr so ohne Makel dasteht, während die hiesigen doch modern sind.

„Carstens wird zwar sehr geschätzt und auch Wächter ist immer noch in gutem Andenken; doch fand ich leider bis jetzt Keinen, auf den der Geist dieser Männer sich fort zu erben schien. — Von Leybold bekommt man gar nichts zu sehen; er macht immer bescheidene Ausreden. Ich muß gestehen, er gefällt mir nicht ganz; heute spricht er mit Begeisterung von den Alten, morgen hat er wieder nichts als Formen und Gewänder im Kopf; in seinen Ansichten ist er mir zu philosophirend, und scheint mir nicht das reine warme Gemüth zu haben, das ich an Euch so schätze. — Colombo gefällt mir bis jetzt am besten; er hat eine Composition gezeichnet, die er nun zu malen denkt: ‚Wie Joseph seinen Brüdern die Träume erzählt.‘ Es herrscht durch das Ganze ein großer Styl und ein edler Geist, und was mich vornehmlich an ihm freut, ist seine Liebe zur Bibel, sowie sein anspruchsloses Wesen. Zwar scheint er mir ein wenig schwach und durch zu vielen Umgang mit Leybold nicht ganz rein von akademischen Ansichten, doch ist er ein tüchtiger Zeichner. Mit diesen beiden werden wir in der nächsten Woche anfangen zu zeichnen und zwar in meinem Zimmer, das sehr geräumig ist und Licht von Norden und ziemlich von oben hat. Ueberhaupt sind wir mit unserer Wohnung in der Villa Malta ungemein zufrieden. Doch davon schreibe ich Dir ein andermal; für heute schließe ich, bitte Dich recht bald zu antworten und umarme Dich von Herzen.“ —

Karl Jakob Leybold, dessen Overbeck in diesem Brief gedenkt, war ein jüngerer Künstler aus Stuttgart (geb. 1786), Sohn des Kupferstechers und Karlsschülers Professor Joh. F.

Leybold. Er hatte sich unter Wächter in Wien gebildet und von dort mit seinem Landsmann, dem Landschafter Steinkopf, sich nach Rom gewendet, wo er zu seiner Vervollkommnung als Historien- und Porträtmaler eine Reihe von Jahren (1808—1814) seßhaft blieb. Sein 1813 vollendetes Bild „Cimons Mildthätigkeit" machte in der römischen Künstlerwelt Aufsehen und bereitete auch Overbeck einige schlaflose Nächte. Hierauf kehrte er nach Wien zurück; im Jahre 1829 aber folgte er einem Ruf an die Kunstschule in Stuttgart, woselbst er als Professor und Inspektor der Gemäldegallerie 1844 starb.

Weniger bestimmt lautet die Kunde, welche über Giovanni Colombo gegeben werden kann, obgleich er in der Folge der St. Lukas-Bruderschaft beitrat. Doch steht soviel fest, daß er aus Brescia gebürtig war und eine Zeitlang der Kunstakademie in Wien als Schüler angehörte. Laut Aufnahmsprotokoll (im Archiv der k. k. Akademie) wurde er dort am 2. Januar 1804 aufgenommen, 20 Jahre alt[1]. Cornelius äußert sich über ihn in seinem Brief an Mosler, März 1812: „Colombo aus Venedig[2] ist ein strenger Katholik und einer der edelsten Italiener noch nach altem Schlag. Er spricht gut deutsch und besitzt ein sehr großes Kunsttalent. Er ist ungefähr erst sechs Jahre an der Kunst und macht ein Bild, das in mancher Beziehung meisterhaft zu nennen wäre." Colombo redet in seiner Correspondenz mit Overbeck von einem älteren Bruder, der Napoleons Ehrengarde angehört hatte, aber während des Krieges in österreichische Gefangenschaft gerathen war. Eine Schwester war in Wien verheirathet, wohin Colombo mehrmals sich begab; und da er mit Wächter correspondirte und Overbeck ihn mit Leybold contrastirt, so ist die Vermuthung nicht ungegründet,

---

[1] Gefällige Mittheilung von Constant von Wurzbach. Demnach wäre Colombo um 1784 geboren, fünf Jahre älter als Overbeck.

[2] Brescia gehörte bis 1797 zur venetianischen Republik. Daher wohl die Bezeichnung Colombo's als Venetianer, die ihm auch Vogel gibt.

daß er ebenfalls ein Jünger Wächters gewesen. Jedenfalls war er derjenige unter ihnen, der am strengsten der Wächter'schen Richtung anhing und seine Theorie bis zur Uebertreibung verfocht. In Overbecks Diplom der St. Lukas-Bruderschaft hat er sich mit dem Spruche eingeschrieben: „Amicus fidelis protector fortis: qui autem invenit illum, invenit thesaurum."

Was endlich die hohe Verehrung der jungen Künstler für Carstens und Wächter betrifft, die sie für die größten Historienmaler ihrer Zeit erachteten, so müssen wir uns erinnern, daß beide Martyrer ihrer Kunstüberzeugungen gewesen. In Armuth und Mißkennung hatten sie ihr Leben der Aufgabe gewidmet, die Kunst von den Fesseln des Conventionalismus zu befreien. Ihr ästhetisches Princip war, daß die Malerei vor Allem Seelenmalerei sein müsse, daß der Werth eines Bildes in dem Geiste, der es belebt, nicht in der bloßen technischen Form beruhe, daß die innere Bedeutsamkeit des Gegenstandes, „der tiefere Sinn und das Gefühl" über der Technik stehe. Rafael und Michel Angelo waren neben der Antike ihre erkornen Meister gewesen, Rom und der Vatikan ihre Akademie. Kann es da Wunder nehmen, wenn diese mit den Anschauungen der Lukas-Brüder vielfach übereinstimmenden Meinungen und Beispiele die letzteren mächtig ergriffen? Eine ähnliche Kunstansicht ist in einem Schriftstück entwickelt, welches sich ohne Datum und Unterschrift unter Overbecks Papieren befindet. Es könnte von Wächter sein, wäre der unbehülfliche Stil nicht entgegen und hätte der Schreiber nicht im Eingang selbst seine Unfähigkeit, in deutscher Sprache seine Gedanken leicht und correct auszudrücken, betont, was die Vermuthung nahe legt, daß es von Colombo geschrieben sei, mit dessen Hand die Schrift so ziemlich harmonirt. Wer immer dessen Autor gewesen sein mag, die Uebereinstimmung mit den Kunstansichten der St. Lukas-Brüder macht den Aufsatz zu einem tauglichen Interpreten der Lebensweise, welche wir die Jünglinge in der ersten Zeit zu Rom führen sehen. Ein kurzer Auszug dürfte daher am Platze sein.

Das eigentliche Uebel der jetzigen Kunst, so urtheilt der Schreiber, liege in dem Mangel einer festen, auf den Zweck der Kunst gegründeten Regel. So viele Akademien, so viele Meinungen und Methoden. Diese Unbestimmtheit der Grundsätze erzeugte den Manierismus, der in der Mehrzahl der Produkte der Malerei zu erkennen sei. Da somit von den Professoren der unzulänglichen Akademien wenig zu lernen sei, so müsse der kunstbeflissene Jüngling sich an andere Lehrmeister wenden. Diese Lehrer sind die Natur und die großen Meister der Vorzeit. Gleichwie inbrünstige Christen nach dem Grabe der Apostelfürsten wandern, um ihren Glauben zu befestigen und ihren Eifer zu beleben, so sollen eifrige Kunstjünger Kraft und Erleuchtung schöpfen aus der stillen und doch so beredten Sprache der erhabenen Genien der Kunst. Ein Künstler, der guten Willens, findet in den Meisterwerken der Bildhauerei und Malerei zu Rom alles, was erforderlich, um auf den wahren Weg zu gelangen. Emsige Betrachtung der Antiken sowie der Werke Rafaels und Michel Angelo's wird ihm nützlicher sein als wenn er alle Bilder und Statuen der Welt copirt hätte[1]. Die Griechen rufen ihm mit lauter Stimme zu: beobachte die Natur; denn die Antike sei nichts anderes als purificirte, von ihren zufälligen Mängeln befreite Natur. Michel Angelo's grandioser Stil lehre, alle Gaukelei und Kleinlichkeit zu verachten. Wer die wunderbaren Werke Rafaels mit Aufmerksamkeit betrachte, empfange abermals die dringende Mahnung, die Natur zu studiren, mit anderen Worten Leben und Wahrheit.

Was die italienischen Meister vor Rafael betrifft, so verdienen sie Verehrung und Hochachtung wegen ihrer Einfachheit und Wahrheit, doch sei ihnen nicht unbedingt zu folgen. Künstler,

[1] Overbeck hat später seine Ansicht bezüglich des Copirens modificirt. Schon 1813 erklärt er es für sehr nützlich, zu Zeiten etwas recht Gutes zu copiren, namentlich von Rafael. (Cap. 8.)

welche auch ihre äußerlichen Eigenheiten nachahmen, laufen Gefahr in eine neue Manier zu verfallen, welche von der andern zwar verschieden, aber doch Manier wäre. Das Hauptverdienst dieser früheren Meister bestehe in ihrer Anspruchslosigkeit und Innigkeit. „Seien Sie von Ihrem Gegenstand begeistert, wie jene waren, und der Erfolg wird der nemliche sein."

Von Wichtigkeit erscheint dem Verfasser, daß die Einbildungskraft geübt werde, und darum sei sehr darauf zu achten, daß Herz und Geist erwärmt und genährt werden durch gute poetische Schriften. Wenn die Einbildungskraft von malerischen Bildern erfüllt und bereichert ist, dann wird sie auch zur rechten Zeit den rechten Ausdruck finden. Der Mechanismus der Kunst ist keineswegs zu vernachlässigen. Ohne eine vollkommene Kenntniß der menschlichen Form, ohne große Leichtigkeit der Hand — wie wäre es möglich die eigenen Ideen richtig zu gestalten? Diese Leichtigkeit aber soll man nicht erwerben durch sklavische Abhängigkeit von bezahlten Modellen, wodurch die ideale Conception oft nur beeinträchtigt wird. Einen Mann, der für etliche Paoli sich auf ein Podium stellt, fühllos wie das Holz, an dem er lehnt, kann man nicht Natur heißen, und wie soll er zu einem Hektor oder Achill taugen? Der Gebrauch von Modellen ist zulässig, aber ungenügend. Das beste Studium der Natur ist beständige und sorgfältige Beobachtung lebender Gestalten in Bewegung. Das schließt nicht aus, wo sich etwa Gelegenheit ergibt, auch die Werke von anderen Meistern zu studiren, da sie in Hinsicht der Technik oft nützliche Winke geben können; und warum sollte man nicht davon Nutzen ziehen? Schließlich soll jeder Künstler sich erinnern, daß der richtigste Gebrauch seiner Kunst derjenige ist, der ihn dem Himmel entgegen führt. — —

Zwischen den neuen Ankömmlingen und der Colonie deutscher Künstler, welche damals in Rom vereinigt waren, gab es wenig

Anknüpfungspunkte. Schätzenswerthe Freunde fanden sie jedoch an Koch, Thorwaldsen und Schick, welche ihnen auf's gütigste entgegenkamen und sie ermunterten, auf dem begonnenen Wege muthig fortzuschreiten [1].

Joseph Anton Koch (1768—1839), der Maler idealisirter Landschaften, verläugnete in seinem Wesen den einstmaligen Hirtenknaben aus dem tirolischen Lechthal nicht. Sein Aeußeres rauh und derb, sein Auftreten von unvergleichlicher Naturwüchsigkeit. Originell in Rede und Geberde, voll Phantasie und eindringendem Verständniß der Natur, griff er mit der keckſten Ironie alles an, was ihm in Kunst und Leben falsch, flach oder windig erschien. Seine Ehrlichkeit vertrug sich mit keiner Halbheit, sein unbestechlicher Sinn für das Aechte mit keinerlei Schminke; seine großmüthige Seele verschmähte alles Niedrige. Wenn er darum eitle und hohle Geister abstieß, so zog er die Ganzen und Aufrichtigen um so beharrlicher an. „Wer von uns," schrieb Overbeck nachmals bei seinem Tode, „wäre nach Rom gekommen und hätte nicht aus seinem geistreichen Umgange wesentliche Belehrung geschöpft; wem wäre er nicht sogar durch seine ganz neidlose Anerkennung förderlich, durch seine kindliche und lebendige Theilnahme nützlich gewesen?" Er war einer der Wenigen, welche Carstens mit unzerstörlicher Treue im Leben geliebt und gewürdigt haben. Er hielt sein Andenken in Ehren, indem er nicht allein seine Werke bewahrte und copirte, sondern auch Anfängern gegenüber mit der tiefsten Verehrung von ihnen sprach. Eine gemeinsame Liebe und Bewunderung für Carstens hatte Koch und Thorwaldsen einander näher geführt, welche in der Folge eine Zeitlang zusammen unter einem Dache wohnten.

Thorwaldsen (1770—1844), der noch zu Füßen Carstens' gesessen und nach seinem Tode, in Erkenntniß dessen was er ihm verdankte, unermüdlich Carstens'sche Compositionen sammelte,

---

[1] Vogels Brief bei E. Förster: Peter v. Cornelius. I. 122.

soviel er ihrer habhaft werden konnte, offenbart in seinen eigenen glorreichen Schöpfungen die Einwirkung dieses Genius. Er hatte bereits europäischen Ruf, als Overbeck und seine Gefährten nach Rom kamen. Er wohnte in der Nähe der Villa Malta, im Hause der Signora Buti, einer achtungswerthen Wittwe mit sittigen Töchtern, bei welcher auch noch andere Künstler in Kost und Miethe waren.

Der Dritte in dem Künstlertriumvirat, Gottlieb Schick aus Stuttgart (1776—1812) hatte zwar Carstens nicht persönlich gekannt, da er erst nach dessen Tod in Rom ankam, war aber ebenfalls sein Bewunderer. Auch er stand bereits auf dem Höhepunkt des Schaffens. Sein „Apollo unter den Hirten", eine der bedeutendsten Schöpfungen dieser Zeit (1807), hatte seinen Ruhm dauernd begründet. Schick war der anerkannte Vertreter der klassischen Richtung und der Führer vieler jungen Künstler seiner Zeit, welche sich um ihn geschaart hatten. Riegel beklagt in seinem Werke über Carstens, wo von Schick die Rede, daß gegen das Ende seines Lebens auch ihn die romantischen Strömungen ergriffen, gegen die er sich früher männlich gewehrt habe. Er findet, daß in seinem „träumenden Jesusknaben", wie in anderen Compositionen jener Zeit, ein „ungesunder Mysticismus" sich ausspreche, und kommt zu dem Schlusse, daß körperliches Leiden und Overbecks Erscheinung in Rom vielleicht den Hauptgrund dieser Wandlung abgeben mögen[1]. Nach Schlegels Urtheil aber verdiente Schick „die Palme vor allen Malern seiner Zeit".

Diese drei angesehenen Nachfolger Carstens' und Strebensgenossen Wächters waren es, welche den Lukasbrüdern zu Rom den Willkomm boten. Overbeck zog aus dem anregenden geistigen Verkehr dauernden Gewinn. Er kam in unmittelbare Berührung mit allem, was von den Carstens'schen Schätzen noch

[1] Carstens' Leben und Werke, von K. L. Fernow, herausgegeben und ergänzt von Hermann Riegel. S. 333.

vorhanden war, und machte gleichzeitig die persönliche Bekanntschaft der Brüder Riepenhausen, deren Zeichnungen nach altitalienischen Mustern einst den angehenden Kunstjünger so lebhaft angesprochen hatten. Die beiden Brüder hatten ihre Freude an dem anspruchslosen aber gebildeten Jüngling und sprachen sich über ihn, sonst nicht freigebig mit ihrem Lob, in höchst ehrenvollen Worten gegen den Maler Hummel in Paris aus, der ihr schwerwiegendes Urtheil dem hocherfreuten Vater mittheilte. Letzterer bezeigte sich auch sonst mit des Sohnes Ansichten und Urtheilen über Kunstsachen jetzt völlig einverstanden.

Es waren nicht die einzigen Zeichen ermunternder Anerkennung, welche über Fritz nach Paris und Lübeck drangen [1]. Frau Friederike Brun, an welche ihm Herr Gütschow einen Empfehlungsbrief gegeben hatte, empfing den jungen Maler in ihrer Behausung, der Casa Margherita, mit der größten Herzlichkeit. Die Gattin eines wohlhabenden Bankiers und Conferenzrathes in Kopenhagen, Dichterin und Kunstliebhaberin, fand Madame Brun unter südlichem Himmel und besonders in wiederholtem Aufenthalt zu Rom den größten Ersatz für eine schwankende Gesundheit. Theilnahmsvoll blickte sie dem Anbruch einer neuen und bessern Kunstrichtung entgegen, und wäre sie länger in Rom geblieben, das sie eben zu verlassen Anstalt traf, so wäre sie zweifellos den Lukasbrüdern eine nicht minder wohlwollende Gönnerin geworden, wie sie es früher Thorwaldsen in den Tagen seiner Noth gewesen.

Während der wenigen Wochen, welche diese liebenswürdige Dame mit ihrer 17jährigen Tochter Ida noch in Rom ver-

[1] „So oft ein Fremder aus Rom kömmt," schreibt der Vater am 4. Mai 1811 aus Paris, „höre ich von Dir reden. Vide Latona beim Virgil: pertentant gaudia pectus." Ein andermal schließt er: „Also ihr jungen Freunde, ihr deutschen Jünglinge, macte, macte! Nun aber überhebt Euch deß keines, sondern lasset Euch an der Gnade des heiligen Kunstgeistes genügen! Dieß ruft Euer Cancellarius Euch zu, in guter Meinung, ihr Jünglinge!"

brachte, hatten Overbeck und seine Gefährten in ihrem Hause Zutritt. Die kurze Bekanntschaft veranlaßte Frau und Fräulein Brun, als sie im Herbst auf ihrer Reise nach Kopenhagen Lübeck passirten, dem Senator Overbeck einen Besuch zu machen. Sie waren dort höchst angenehme und willkommene Gäste. Mit dem feinen Takt einer Mutter beruhigte Frau Brun vor Allem die Eltern hinsichtlich der jungen Männer, welche ihren Sohn begleitet hatten; sie hatte nur „Liebes und Gutes" von ihnen zu sagen. Sie gab sodann eine anschauliche Beschreibung von der Wohnung der jungen Freunde, welche sie acht Jahre früher selber innegehabt hatte. In einem Briefe vom 9. November 1802 schildert sie die Villa, die längst zu einer internationalen Miethherberge geworden war:

„Das Gebäude, welches wir bewohnen, war eine ehemalige klosterähnlich eingerichtete Sommerwohnung der Maltheserritter. Ein hoher Thurm erhob sich gerade über dem Theile des Gebäudes, welchen ich bewohne; allein es gibt noch viele Logis in dem mit vielen Treppen versehenen, wunderlich aus- und eingebauten und doch zusammen um kleine liebliche Gärtchen gruppirten Häuserhaufen, Villa di Malta genannt. Mancher Künstler hat hier und da hinter freien Balkonen sein malerisches Nestchen und aus demselben geist- und phantasiebeflügelnde Ausblicke." [1]

Den Zauber dieser Ausblicke bestätigt Overbeck in einem Briefe an Sutter, datirt 10. August 1810: „Aus meinen Fenstern sehe ich das Pantheon (Rotonda), die Antoninische und Trajanische Säule, und an den Bergen umher einen Kranz von Villen. Aus den obern Zimmern, wo unsere Freunde wohnen, sieht man die Peterskirche, den Vatican, das Kapitol, die Engelsburg, die Palläste des Papstes und die Gebirge von Tivoli und Frascati."

Die Villa Malta steht auf dem Plateau, wo ehemals die

---

[1] Römisches Leben von Friederike Brun. Leipzig 1833. S. 57.

Gärten des Lucullus waren, in der Nachbarschaft der prächtigen Garten- und Parkanlagen der Villen Medici, Borghese und Ludovisi. Im Frühling war die Luft erfüllt von dem Gesang der Nachtigallen und dem süßen Duft der blühenden Acazien; aber als der Sommer über diesen durch hohe Lage und unvergleichliche Fernsicht anziehenden Wohnsitz kam, wurde der Aufenthalt weniger erwünscht wegen der Malaria. Obgleich die jungen Ankömmlinge von diesem Uebel glücklich verschont blieben, wurden sie gleichwohl beim Eintritt der kühleren, gesunderen Jahreszeit genöthigt, den Ort zu verlassen. Die Villa war vom Grafen della Torre erworben worden, der sie einige Jahre später an den Kronprinzen Ludwig von Bayern verkaufte.

Die jungen Deutschen wollten aber von dem herrlichen Monte Pincio nicht weichen, und es gelang ihnen, in den verlassenen Räumen des in der Nähe gelegenen Klosters San Isidoro Unterkunft zu finden. Das Kloster, von dem berühmten Minoriten Lukas Wadding gegründet, gehörte irländischen Franziskanern, welche durch Napoleons Gewalt vertrieben worden waren; und, wie Claudius Lavergne in Paris versichert [1], war es Lethière, der Director der französischen Akademie in Rom, welcher den deutschen Künstlern die Erlaubniß erwirkte, in dem verlassenen Kloster sich einzurichten. Aus Professor Vögelins Monographie über Ludwig Vogel erfahren wir auch [2], daß sie das Kloster vom 1. September an gemiethet und dafür die erstaunlich geringe Miethe von drei Scudi monatlich zu entrichten hatten.

---

[1] In seinem Nachruf an Overbeck im Pariser „Univers" vom 19. Januar 1870. — Nach der Biographie Générale wurde übrigens Lethière erst 1811 zum Director der französischen Akademie in Rom ernannt. Vielleicht war es dessen unmittelbarer Vorgänger, den auch Zacharias Werner als einen „sehr gefälligen Mann" kannte. Zacharias Werners Tagebuch bei Schütz. II. 112.

[2] Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich für 1881. S. 28.

Am 29. September 1810 hielten sie ihren Einzug in die neue Wohnung.

5. St. Isidor.

(1810—1811.)

Die Klosterbrüder. Wintergerst und J. Veit. Sulamith und Maria. Tagebuch Overbecks. Pforrs Reise nach Neapel. Cornelius' Ankunft. Das Buch Sulamith.

Der Aufenthalt der St. Lukas-Brüder in der Abgeschiedenheit des Klosters von S. Isidoro — er dauerte zwei Jahre — war eine Zeit der Vorbereitung auf größere Schöpfungen, die Zeit des Reifens, in der es jedem klar wurde, was sein besonderer Beruf in der Kunstwelt war. Die Lebensweise erschien dafür ausnehmend angemessen. Overbeck hatte früher zuweilen den Wunsch geäußert, in ein Kloster zu kommen, und sein Wunsch war nun gewissermaßen erfüllt, zumal da er das Asyl nicht allein betrat, sondern mit drei geliebten Genossen. Hottinger fand an jeder ansprechenden Neuerung Geschmack, während Vogel, ein steifer Protestant, es zufrieden war, keiner strengern Regel zu gehorchen, als der Liebe, die er den beiden Freunden, Overbeck ihrem „Priester" und Pforr ihrem „Meister" [1], entgegenbrachte. Denn diese beiden galten nach stillschweigender Uebereinstimmung als die Führer auf dem Wege der Kunst und der Wahrheit.

Die Façade der mit den Statuen des hl. Isidor, Patrons der Feldarbeiter, und des hl. Patricius, Apostels von Irland, geschmückten Kirche bildet den meist hervortretenden Theil des Klosters, welches wie die Villa Malta abgesondert auf einem

---

[1] Sutter an Overbeck, 4. December 1810: „Du bist unser Priester und Pforr ist unser Meister. Religion und Weisheit leiten uns durch Euch, Geliebteste, mit dem Segen des Himmels begleitet."

Hügel sich erhebt. Das Wohnhaus besteht aus zwei kleinen, mit Kreuzgängen versehenen Vierecken; in der Mitte des ersten befindet sich ein Brunnen. Eine steile Treppe führt vom zweiten Hof auf den Gang, welcher die Schlafzimmer der Mönche verbindet: denn irische und italienische Franziskaner, wenn auch an Zahl bedeutend reducirt, bewohnen wiederum das Kloster von St. Isidor. Oben, auf der Plattform des Hauses, genießt man eine prächtige Aussicht auf Rom und über die Campagna hin, auf Monte Cavo und die Höhen von Tusculum. Unten dehnen sich die Gärten des Kapuziner-Convents, und weiter rückwärts die stattlicheren Anlagen und Alleen der Villa Ludovisi aus. Wenn man dieselbe Treppe zur Hälfte herniedersteigt, so gelangt man zu einem großen, schönen Saal, der vormals Refectorium, jetzt als theologischer Hörsaal dient. Die Wände sind mit flüchtig ausgeführten Fresken, von der Hand einiger hervorragenden Mitglieder des Conventes, bedeckt. Hier hielten Overbeck und seine Freunde ihre Zusammenkünfte. Es war zugleich ihr Aktsaal, wo sie wechselweise sich Modell standen.

Jeder Bruder hatte eine geräumige Zelle zum Arbeiten, und eine kleinere als Schlafzimmer. Sie waren übrigens nicht die einzigen Bewohner des verlassenen Convents, denn wie L. Vogel am 27. September 1810 seinem Vater berichtet, war „ein irländischer Prior“ (d. h. wohl der Guardian) im Hause zurückgeblieben. Vermuthlich auf diese Persönlichkeit bezieht sich eine Stelle in dem Briefe eines andern Lukas-Bruders, der einige Jahre später Overbeck für eine ihm zugeschickte Zeichnung dankt: „Ich kann nicht sagen, welche Freude Du mir machtest mit dem Kopf. Ich glaubte nun auf einmal vor dem Kloster S. Isidoro zu stehen, ich sehe lebendig den Fergus vor der Porten sein Brevier beten.“ Dazu kam dann noch ein junger Laienbruder, der nun in der Bedienung aushalf.

Die Briefe der jungen Maler aus Rom sind ein fortwährender Jubel. Kunst, Natur und Alterthum, die tägliche

Anschauung der ersten Meisterwerke aller Zeiten, wie die Lektüre der klassischen Autoren an den geweihten Stätten — alles beglückte sie und belebte ihre Schaffenslust.

Wenige Wochen nach dem Einzug in S. Isidoro berichtet Overbeck an Sutter:

„Rom, den 10. October 1810.

. . . So fleißig wie Du, mein Lieber, kann ich mich nicht rühmen gewesen zu sein. Ich bin zwar auch im Begriff die Untermalung eines kleinen Bildes zu vollenden, aber nur eines Porträts, und zwar unseres Freundes Pforr, das ich folgenderweise angeordnet habe: Er steht in altdeutscher Kleidung in einem offenen gothischen Fenster, das mit in Stein gehauenen Verzierungen umgeben und von Weinreben umrankt ist. Man sieht in ein Zimmer hinein, an dessen gegenüberliegender Seite im Hintergrunde an einem hohen Fenster ein junges Weib (etwa das seinige) sitzt, mit Stricken beschäftigt und zugleich in einem geistlichen Buche lesend. Vor ihr, auf einem Tische stehen Lilien in einem Gefäße und in dem Fenster auf einer Stange sitzt ein Falke; hinten sieht man auf eine gothische Stadt und drüber hinweg auf das Meer. Das Ganze soll ihn in einer Lage vorstellen, in der er sich vielleicht am glücklichsten fühlen würde. Ich hatte dieses Bild vor dem Empfang meines großen Gemäldes angefangen und will es daher jetzt erst vollenden, bevor ich wieder an jenem zu malen beginne. Von der Anbetung der heiligen drei Könige habe ich außerdem eine Contour aufgezeichnet. Ferner las ich hier verschiedene Legenden von Kosegarten[1] und ward ergriffen von der Verfolgung zweier Mörder des heiligen Meinhard [Meinrad] durch zwei Raben, welche der Heilige, in düsterem Walde am Züricher See als Einsiedler lebend, jahrelang bei sich gepflegt

[1] L. Th. Kosegarten, geboren 1758 in Grevismühlen in Mecklenburg, 1792 Pastor auf der Insel Rügen, von 1808 bis zu seinem Tode 1818 Professor in Greifswald. Seine „Legenden" erschienen im Jahre 1804.

hatte, worauf ich auch davon einen kleinen Contour aufzeichnete. Außerdem machte ich noch für einen liefländischen Baron Blankenhagen[1], der bei seinem Abschiede von Italien fast ganz Rom mit seinem Stammbuch in Contribution setzt, eine kleine, sorgsam ausgeführte Federzeichnung, die Rückkehr einer Familie zum eignen Herde und die Bekränzung der Penaten darstellend.

„Seit ich Dir zuletzt schrieb, sind wir aus der Villa Malta fortgezogen in ein Kloster des St. Isidorus, wo wir das herrlichste Leben führen, in frommer Eintracht, wie es Klosterbrüdern geziemt, ganz ausschließlich unserer Kunst obliegend. Ach, lieber Bruder, ich erkenne vollkommen, wie ich auch hierin so sehr über mein Verdienst glücklich bin, und ich mache mir fast Vorwürfe, wenn ich mich mit Euch vergleiche, die Ihr so manches entbehren müßt; aber da mir Gott so viel Glück schenkt, so halte ich es auch für Pflicht, seine Gaben zu genießen, und suche mir den Aufenthalt in Rom so vielseitig wie möglich nützlich zu machen, soweit es mich nicht von meiner Kunst abwendet. Darum schaffe ich mir auch nach und nach eine kleine Sammlung römischer und griechischer Autoren an, die ich mit vielem Genuß lese. In Rom macht natürlich das Lesen des Horaz, des Cicero u. s. w. doppelt starken Eindruck, und habe ich mich fast zu hüten, daß ich nicht zu viel Zeit darauf verwende .... Doch kann der klassische Geist, der uns aus diesen Werken anspricht, gewiß auch auf den Künstler nur guten Einfluß haben. Das Lesen der besten Dichter bereichert die Phantasie; aus den Rednern lernt man den Nationalgeist kennen; die philosophischen Bücher hellen den Geist auf und führen zugleich auf das Erhabene, Ueberirdische; und ich meine, daß ein vollkommener Künstler gar nicht ohne Philosophie gedacht werden kann, sowenig wie ohne Poesie. Hier aber muß man besonders, um die Ueberreste aus der altrömischen Zeit

[1] Vermuthlich Wilhelm von Blankenhagen aus Riga.

genießen zu können, durchaus die Geschichte einigermaßen kennen, und zu dem Ende lese ich auch den Livius in der Ursprache. Wenn man dann einen Gang über das Campo vaccino macht, unter den Triumphbögen und Tempeln, dann lebt die alte Welt erst recht vor einem auf, man wandelt unter kolossalen göttergleichen Gestalten und vergißt die kleinliche Gegenwart. O daß ich diesen Gang einmal mit Dir, Du Geliebter, machen könnte! Wie würdest Du staunen über all diese Bogen und Säulenordnungen!" — —

Gemeinsam an Sutter und Wintergerst, der seit October 1810 wieder in Wien sich befand, ist der folgende, einen Monat später geschriebene Brief gerichtet:

„Rom, den 10. November 1810.

Heute kann ich Euch eine recht erfreuliche Nachricht geben. Schon in meinem letzten Briefe schrieb ich von der frohen Aussicht, bald ein neues Mitglied in unsern Orden aufnehmen zu können; allein ich glaubte nicht, daß es schon in so kurzer Zeit dazu kommen würde. Der Himmel, der immer das Gute segnet und selten dem ernsten Willen das Gedeihen versagt, hat indeß diesen Zuwachs zu unserer Verbindung beschleunigt. Unser lieber Bruder Colombo schreibt Euch zwar selbst darüber, ich will aber doch einige Worte hinzufügen, um Euch alle Sorge zu nehmen, daß wir etwa voreilig gehandelt hätten. Wir waren alle überzeugt und durchaus einverstanden, daß er vollkommen würdig sei ein Mitglied unseres Bundes zu werden, indem wir in ihm einen Mann erkannt hatten, voll inniger Liebe für alles Edle und besonders für die alte wahre Kunst — voll Kraft im Wollen und Vollbringen, voll reiner Grundsätze über Religion und Tugend, — und so dünkte es uns nur Zeitverlust zu sein, noch länger mit unserm Wunsch gegen ihn zurückzuhalten. Wir gingen noch einmal insgesammt zu ihm, betrachteten mit treuer Gewissenhaftigkeit seine Arbeiten, und als wir darin von neuem unsere Meinung von ihm bestätigt fanden, beschlossen wir gleich am folgenden Tage ihm unsern Antrag

zu machen. Wir gaben ihm dann noch eine Woche Bedenkzeit, und am Sonnabend brachte er uns seine Zusage. Für den folgenden Tag hatten wir ein kleines Nachtessen veranstaltet, wie bei unsern frohen Abenden in Wien, und da ward er dann in die Geheimnisse unseres Ordens eingeweiht. In einer besondern Zelle unseres Klosters war ein gedeckter Tisch mit Obst, Wein und Brod besetzt — zwei Plätze waren leer gelassen für Euch, ihr Lieben, und Eure Portraits hatten wir in der Zelle aufgehängt . . .

„Und nun, meine geliebtesten Brüder, noch ein Wort an Euch insbesondere. Oft habe ich bei mir selbst gedacht: Wie leicht wäre es einem Reichen, der wohl manchmal in einer Nacht große Summen verspielt, mit seinem Ueberflusse Euch beide glücklich zu machen, aber nie konnte ich mir den Fall als möglich denken. Nun hat sich aber wirklich etwas Aehnliches ereignet. Mein Schwager nämlich machte mir aus freiem Antrieb den Vorschlag, über seine Kasse zu verfügen und ihm nur zu melden, womit er mir nützlich und angenehm zugleich sein könne. Da ich nun Alles was ich bedarf von meinen Eltern empfange, und mir selbst manches kleine Erholungsvergnügen nicht versagen darf, so konnte natürlich dem Zweck des Anerbietens nichts mehr entsprechen, als der Gedanke: Euch dem Ziele Eurer Wünsche und mir selbst näher zu bringen. Vor einigen Tagen nun erhielt ich die Zusage. Möchte es Euch, Ihr Geliebten, nur halb so viel Freude machen, diese Nachricht zu empfangen, als es mir macht, sie Euch geben zu können! Und nun verlaßt Euch nur auf uns; wir werden nichts unversucht lassen, um die Mittel zu Eurem sichern Unterhalt hier ausfindig zu machen. Mein tägliches Gebet steigt deshalb zum Vater Aller empor, denn mein Verlangen nach Euch ist groß. Laßt uns indeß auch jetzt schon dem Himmel danken und diejenigen segnen, die dazu beitragen, diese unsere Lieblingswünsche ihrer Erfüllung näher zu bringen. Welch ein süßer Gedanke, einst mit Euch die Wunder Raphaels und Michel Angelo's in

den Stanzen und der göttlichen Sixtina anstaunen zu können und im Anblick dieser Herrlichkeiten unsern Bund zu erneuern! . . . Unwandelbar Euer Freund F. Overbeck."

Wintergerst saß eben mit Sutter beim Mittagsmahle, als sie den „gottgesegneten Brief" erhielten und beide waren von dankbarem Staunen überwältigt. Besondere Umstände ließen indessen Sutters vorläufiges Verbleiben in Wien geboten erscheinen; er schlug daher vor, es möchte der ihm zugedachte Theil des Reisegeldes in der Form eines Darlehens Wintergerst zur Nutznießung überwiesen werden.

Inzwischen halfen andere Begegnisse mit, um Overbecks Wunsch, daß wenigstens einer der geliebten Freunde ohne Aufschub ihm nach Rom folgen möchte, rasch dem Ziele entgegen zu führen. Friedrich Schlegel lebte damals in Wien. Sein ältester Stiefsohn, Johannes Veit, Sohn des reichen Bankier Simon Veit in Berlin, ein ernst gesinnter junger Künstler, war im Juni 1810 von Dresden nach Wien gekommen, um die Akademie zu besuchen. Hier machte er, einen Monat vor seiner Abreise nach Italien, zufällig die Bekanntschaft von Sutter und Wintergerst. Ein wahlverwandter Zug führte sie einander näher. Im Austausch der Ansichten entdeckten sie nicht nur eine Gemeinsamkeit der Bestrebungen, sondern auch der Zukunftspläne. Hierüber erstattet Wintergerst am 29. Januar 1811 dem römischen Freunde in freudiger Erregung Bericht:

„. . . Ein junger Künstler (Veit) reist in Gesellschaft mit einem Gelehrten[1] bis Ende Februar von hier ab. Er besitzt Mittel, sich einige Zeit in Rom aufhalten zu können; auch hat er unserm Urtheile nach wirklich noch unverdorbene Grundsätze, zwar bedarf er einiger Läuterung, und so könnte er ein würdiges Mitglied unsers Ordens werden. Er besuchte uns,

---

[1] Dr. Loder, ein Sohn des berühmten Arztes und Professors der Anatomie in Moskau, Dr. Julius Christian von Loder.

wir zeigten ihm wie gewöhnlich Deine und der Freunde Zeichnungen, welche ihm sehr gefielen; auch stimmte er ziemlich mit uns überein. Dieser nemliche machte mir den Antrag, mit ihm zu reisen; allein ich erklärte ihm, daß ich vor jetzt die Mittel nicht hätte, nur diese Reise zu unternehmen, noch viel weniger mich dort aufzuhalten, wenn die lieben Freunde mir nicht einen kleinen Vorschuß mittheilen würden. Er sagte mir aber, was die Reise anbetreffe, wolle er gewiß alles Mögliche thun, und ich hätte nicht so viel dazu nöthig. Nun forderte mich der liebe Sutter auch dazu auf, nemlich daß ich von dieser guten Gelegenheit nützen müßte; wenn er nicht dieses Bild vor die Akademie machen müßte, und [wenn er] einige Hilfe von Haus zu hoffen hätte, würde er kein Bedenken tragen, diesen Vorschlag zu benützen. Nun muß ich Dir berichten, lieber Overbeck, daß ich Hilfe von Haus erwarte, einstweilen soviel was die Reise anbelangt, und später mehr; nur jetzt kann ich nicht alles auf einmal fordern. Nun da Du, lieber guter Overbeck, uns früher beiden ein Reisegeld bis Rom so brüderlich mittheilen wolltest, o! so bitte ich, wenn es sein könnte, mir dasselbe zu einem Aufenthalt vorzustrecken, weil der liebe Sutter wegen obgemelter Ursach vor jetzt keinen Gebrauch von Deiner Güte machen kann. Ich werde mit Gottes Hilfe ganz bestimmt es sodann abzahlen, wenn ich nur soviel erhalte, daß ich mich bis zu Ende Sommers dort aufhalten könnte, wo ich dann von meiner Mutter dieses Geld erhalten würde. O! ich weiß, Deine Liebe versagt mir diese Hilfe nicht, wenn es anders möglich ist und ich jetzt Geld von Haus erhalte, um die Reise unternehmen zu können. Verarge mir es nicht, lieber Overbeck, daß ich solche lästige Bitten mache, aber ich bin von der Größe Deines Geistes und der Güte Deines Herzens überzeugt, welches Vertrauen mich zu diesem Unternehmen so kühn macht." — —

Am 23. Februar 1811 ging die Reise glücklich von statten. Von Venedig aus, das sie am 8. März erreichten, meldet Wintergerst den Freunden zu St. Isidor, daß er und

Veit[1] in fünf Wochen in Rom einzutreffen hoffen, und daß es ihm sehr lieb wäre, wenn auch sein Reisegefährte Aufnahme im Kloster finden könnte. „Seine erhabenen Gesinnungen über Kunst," fügt er bei, „werden ihm gewiß Eure Liebe und Freundschaft erwerben. Er ist zwar als Künstler noch weit zurück, aber an Willen, dem Bessern der Kunst nachzustreben, fehlt es ihm nicht." „Nehmt mir nicht übel," schließt er, „wenn ich so halb verwirrt schreibe; ach die Freude ist auch zu groß." Am 3. April erblickten sie die ewige Stadt, und bei „edlem Wein aus Orvieto" wurde von den vereinigten Brüdern das Wiedersehen gefeiert.

Die Brüder konnten den Fremden, trotz Wintergersts Empfehlung, in St. Isidor nicht aufnehmen. Sie führten ihn aber zu einem achtungswerthen Bildhauer, Namens Pulini, einem verheiratheten Mann, der in der nahe befindlichen Via Cappuccini wohnte und Zimmer vermiethete, und Veit hatte es nicht zu beklagen. Er fühlte sich bei der Familie Pulini so wohl aufgehoben und verpflegt, daß er mit ihr im folgenden Herbst in eine geräumigere Wohnung übersiedelte, Via di Porta Pinciana, wo wir später auch Overbeck einquartirt finden werden[2].

Johannes Veit's Eigenart und Verhalten hatte in der ersten Zeit für den Kreis der Malerbrüder wenig Einnehmendes. Eine angeborne Scheu und Sprödigkeit des Charakters gab ihm etwas Verschlossenes, das einer freundschaftlichen Annäherung hinderlich war. Namentlich zwischen Vogel und Veit wollte sich nur schwer die Brücke eines Verständnisses herstellen. Allmählich aber überwand die innere Güte und die Großmuth seines Herzens die ungesellige Menschenscheu und gewann ihm die wärmste Zuneigung und Dankbarkeit jedes Mitgliedes des

---

[1] Dr. Lober reiste mit ihnen nur bis Bologna. Vgl. Briefwechsel von Dorothea v. Schlegel ꝛc. Mainz 1881. II. 11. 12. 26.
[2] Dorothea v. Schlegel und deren Söhne. II. 21. 29. 49. 58.

Bundes. Kein Unternehmen wurde fortan ohne seine Betheiligung für vollkommen betrachtet. An dieser Umwandlung hatte Overbecks moralischer Einfluß das vornehmste Verdienst.

Overbeck an Sutter:

„Rom, den 9. April 1811.

„Mit triumphirendem Jubel melden wir Dir, daß unser lieber Wintergerst von Gott geleitet glücklich in unserm Kloster angelangt, und daß somit meine Prophezeiung eingetroffen ist: Wintergerst sei dazu geboren nach Rom zu kommen. Sollte denn das was mir der Geist von Dir sagt unerfüllt bleiben? O habe nur Glauben! Wir sehen ja, wie der Himmel unsre gute Sache schützt und fördert, und wir werden gewiß unsern Bund noch vollständig auf diesem heiligen Boden vereint sehen; denn von hier aus — von den herrlichen Werken unserer großen Väter, muß der neue Geist der Kunst, dessen wahrer Gott die Natur ist, ausgehen und allen Völkern gepredigt werden.

„Am Sonnabend nach des Freundes Ankunft hatten wir unsere gewohnte Zusammenkunft und sahen, was er von Dir und von seinen eigenen Arbeiten mitgebracht hatte. Deine beiden vortrefflichen Zeichnungen und Dein liebevoller Brief waren uns ein Balsam, der einigermaßen die Wunde heilte, von Dir getrennt zu sein. Und wie erfreulich waren uns Wintergersts Berichte von Deinem Eifer und Deiner unerschütterlichen Standhaftigkeit. O selig bist Du, Freund! denn das hat Dir Fleisch und Blut nicht gegeben, sondern unser Vater im Himmel.

„Sonntag darauf waren wir Abends wieder beisammen und feierten bei einem Freudenmahle mit Gesang und Gläserklang die Ankunft unseres treuen Freundes; — den neueren Kunstschulen aber ward ein lautes pereat gebracht und dabei wurden die Flaschen zertrümmert, zum Zeichen daß es so der Afterkunst ergehen solle! Wintergerst schwelgt nun im Anschau'n der Herrlichkeiten hier und wir genießen Alles gleichsam wie

neu mit ihm. Da wird denn manche Ueberraschung für ihn ausgesonnen, und Jeder trachtet, eifersüchtig auf die Andern, ihm das Schönste zu zeigen. Auch den Vatican hat er schon betreten, aber nur die Bibliothek gesehen, in die wir durch besonderes Glück gerade Gelegenheit hatten geführt zu werden, was daher auch er nicht versäumen durfte. Die Werke Raphaels und Michel Angelo's aber darf er erst sehen, wenn er vollkommen zur Ruhe gekommen ist. — Wie voll ist er noch von den vielen Kunstschätzen, die er unterwegs gesehen hat, von dem Lobe Bellin's, Francia's, Pinturicchio's, Masaccio's, Ghirlandajo's und Giotto's, und wie horchen wir begierig auf jedes Wort, wenn er von Padua, Florenz und Siena erzählt, wo wir nicht waren! — Wenn Du, Lieber, einst die Reise machen kannst, so laß Dir doch von uns zuvor den Weg angeben, und richte es womöglich so ein, daß Du in den wichtigsten Städten einige Tage verweilen kannst, besonders in Florenz und den florentinischen Städten Pisa, Siena, Orvieto, denn dort sind unermeßliche Kunstschätze, deren Vernachlässigung man auch in Rom nicht leicht verschmerzt.

„Du bist nun, wie uns Wintergerst sagt, beschäftigt, die Composition der den Achilles tröstenden Thetis auszuzeichnen. Ich erkenne an der Wahl dieses Gegenstandes ganz meinen edlen Sutter, der sich für alle Bedrängten interessirt und so gern ihre Thränen trocknen sieht — und das wird auch jeden Fühlenden daraus ansprechen. — Für heute muß ich schließen, bald mehr von Deinem Dich unveränderlich liebenden Freund und Bruder Overbeck."

In lenzfröhlicher Stimmung schreibt Overbeck an Frau Professor Schwab:

„Rom, am ersten Mai 1811.

„... Ihnen, meine Freundin! wird Ihr lieber Bruder gewiß hinreichend und besser als ich es im Stande wäre alle die Herrlichkeiten Roms geschildert haben! Sie schreiben mir, daß Sie sich unsern Wohnort und unser Leben so idealisch

dächten! Ja es ist wirklich so! — ich sitze da in meiner kleinen abgelegenen Zelle so still und ungestört, daß ich keinen Menschen sehe noch höre — und wenn ich hinaussehe zum offenen Fenster, durch welches die Insekten ein und aus summen, wie alles draußen prangt im Frühlingssonnenschein, so lacht mir das Herz; die Nachtigall im kühlen schattigen Haine ruft mir Töne zu wie aus einer andern Welt herüber, und ihr horche ich oft im Fenster des Abends bis spät nach Mitternacht, oder wenn sie schweigt, so nehme ich meine Guitarre und versuche ob ichs ihr nachmachen kann. — In der Mitte des Februar schon hab ich im Freien umweht von Blüthendüften einen Brief an meine Eltern geschrieben; da mag bei Ihnen noch vielleicht tiefer Schnee gelegen haben! o! es ist ein herrliches Land das Italien! o! und eine herrliche Gabe, wem Gott ein heitres Gemüth gegeben hat, all den Segen den er über seine unendlich schöne Natur ausgegossen hat, recht zu genießen." — —

In der letzten Woche des Mai machte Overbeck mit Johannes Veit einen Ausflug nach Tivoli und den umliegenden klassischen Stätten, welcher sehr lohnend war und zumal den letztern hoch beglückte. Veit erwähnt dieser „Wallfahrt nach dem vielbesungenen Tibur des Horaz" in einem Brief an seinen Vater und beschreibt in einer anschaulichen, pittoresken Weise die Erlebnisse von zwei Tagen dieses Aufenthalts[1]. Nach der Rückkehr berichtet Overbeck an Sutter:

„Rom, 30. (?) Mai 1811.

„Nachdem ich acht Tage auf dem Lande zugebracht habe, bin ich nun wieder mit meinem ‚Einzug Christi' beschäftigt und gerade im Begriff an den Aposteln anzufangen. Wundre Dich nicht, daß es so langsam fortrückt. Du glaubst nicht, wie viel es in Rom der Unterbrechungen gibt und wie selten man sich eigentlich recht sammeln kann, um eine eigene Idee zu verfolgen und seine eigenen Ideale auszubilden; ein Umstand

---

[1] S. Raich, Dorothea v. Schlegel und ihre Söhne. II. 30 ff.

der nicht selten Veranlassung wird, daß ich mitten in dem kunstreichen Rom nach Kunst seufze und mich daher nicht durchaus glücklich fühle. Theils sind davon die häufigen Besuche Schuld, theils der Umstand, daß man auf Schritt und Tritt bekannte Künstler — und meistens unbegeisterte — antrifft, theils auch die allzugroße Menge von Kunstwerken, die man doch sehen muß, und deren allzuhäufiges Anschauen (wenn man es nicht nach seiner eigenen Arbeit zweckmäßig einrichten kann) eben so nachtheilig als nützlich werden kann. — Ich habe jedoch, neben der Arbeit an dem großen Bilde, neulich auch einige kleine Ideen aufgezeichnet, eine Madonna mit dem schlafenden Jesuskinde auf dem Schooß, ferner — am Charfreitag um den Tag zu feiern[1] — einen Christus am Kreuz, und früher schon einen Moment aus dem alten Testament, wo der Engel des Herrn den Kindern Israel an der Stätte Bochim erscheint und sie straft wegen des Götzendienstes. Jetzt aber beschäftigt mich vorzugsweise die Ausarbeitung eines Planes zu einem größeren Werke, das ich zu radiren denke, nämlich: eine Folge von Darstellungen aus dem Leben Jesu, von seiner Geburt bis zu seiner Himmelfahrt in 36 Blättern, und zwar zum Gebrauch für Schulen, weßhalb ich eine kleine Probezeichnung an Pestalozzi[2] geschickt und ihn um seinen Rath

---

[1] Die Zeichnung befindet sich in einem kleinen Album, das mit feinen Bleistift-Skizzen angefüllt ist, Architektur-, Glieder- und Draperiestudien, welche alle die Sorgfalt und Reinheit der Zeichnung bekunden, die an diesem Künster so charakteristisch ist. Das Blatt ist werthvoll, weil es ihn selbst, neben dem Kreuze stehend, das Haar in der Mitte getheilt, in künstlerischem Gewande, darstellt. In seiner Hand hält er eine Tafel, auf welcher in klaren Schriftzügen die Worte zu lesen sind: „Das ist je gewißlich wahr, und ein theuer werthes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt die Sünder selig zu machen.“ Und unten: „Gezeichnet am Charfreitag im Kloster von St. Isidor. Rom. A. D. 1811.“

[2] Der Schweizer Philanthrop Heinrich Pestalozzi bemerkt in einem Briefe an seinen jungen Freund und Landsmann Ludwig

gebeten habe. Vor Kurzem erhielt ich denn auch von dort sehr lebhafte Aufforderung diese Ideen auszuführen. Das Werk soll meinem Plane nach aus 6 Abtheilungen, jede zu 6 Blättern bestehen ... Mein Hauptaugenmerk soll sein, soweit es in meinen Kräften steht, durch einfache und würdige Vorstellungen den unverdorbenen Gemüthern der Kinder Bilder einzuprägen, die sie gleichsam durch ihr Leben begleiten; und von dieser Seite betrachtet erscheint mir ein solches Werk als ein Unternehmen von großer Wichtigkeit. Ueber die Wahl der einzelnen Gegenstände bin ich noch nicht einig mit mir selbst. Später werde ich Dir mehr darüber mittheilen und Dich um Dein Urtheil ersuchen."

Obgleich Overbeck mehrere Zeichnungen machte, war er doch nicht im Stande diesen Plan, das Leben unseres Herrn für die Schulen zu illustriren, zur Ausführung zu bringen. Das beharrliche Studium der lieblichen und erhabenen Gegenstände der heiligen Schrift, verbunden mit dem eifrigen Wunsch, christliche Erbauung zu fördern, erweckte einige Jahre später in ihm die Lust, mit seinen Kunstbrüdern sich zu dem Unternehmen einer gemeinschaftlichen Illustration der ganzen Bibel zu vereinigen. Auch dieses Projekt wurde, wie wir sehen werden, durch einen wichtigen Auftrag vereiteït. In seiner ursprünglichen Form trat es überhaupt nicht ins Leben. Dennoch hat Overbeck, vermöge der Beständigkeit, die seine ganze Laufbahn bezeichnet, in einem vorgerückteren Alter diesen tiefgewurzelten

---

Vogel in Rom, worin er ihn mit väterlichem Antheil ermuntert, die betretene Bahn muthig zu verfolgen: „Gieb uns wie Overbeck Blätter, die auf's Volk wirken und in seine Hände kommen, damit, wenn sie alle Spuren des Segens, des Glückes und der Rechte ihrer Väter in ihren niedrigsten Hütten ausgelöscht finden, sie sich an dem Bilde ihrer glücklicheren Väter erheben und nicht hoffnungslos dahin gehen. Dein inniges Verhältniß mit Overbeck läßt mich nicht zweifeln, der Niedere und Arme im Land werde den Segen Deiner Kunst vorzüglich genießen." (Züricher Neujahrsblatt für 1881. S. 36.)

Wunsch zur Verwirklichung gebracht. Er war vierundsechzig Jahre alt, als er seine Vierzig Evangelischen Zeichnungen vollendete — die herrliche Frucht zehn wohlangewendeter Jahre. Ein anderes Mitglied der St. Lukas-Bruderschaft, Julius Schnorr von Carolsfeld, beschäftigte sich gleichfalls als älterer Mann mit der Illustrirung der heiligen Schrift. Als er im Jahre 1862 mit vereinten Kräften seine Bilderbibel [1] beendigte, stand er im 68. Lebensjahre.

Wir sind nun bei der Periode angelangt, da Overbeck ein Tagebuch zu führen begann. Es eröffnet uns interessante Einblicke in die Heimlichkeit seines Schaffens, wie in den Geist der hohen Kunstbestrebungen, welcher das Leben der jungen Männer zu St. Isidor regulirend durchdrang.

Aus Overbecks Tagebuch.

A° 1811.

ROM.

„September
Mittwoch [den 11.].

Ein Maler soll nicht unterlassen ununterbrochen die Natur zu studieren und keine Gelegenheit versäumen Portraits nach der Natur mit aller Sorgfalt zu malen, besonders ausgezeichnete Köpfe; und soll wohl untersuchen, wie die Gesichtstheile eines Charakters unter sich übereinstimmend sind, um solche Beobachtungen bei eigenen Erfindungen anzuwenden; damit er nicht in den Fehler vieler Maler unsrer Zeit verfällt, eine Nase mit einem Munde oder eine Stirne mit einer Nase zu verbinden, die ganz widersprechendes Charakters sind. — Beim

---

[1] In der aber auch Overbeck mit fünf Zeichnungen vertreten ist.

Portraitmalen soll der Endzweck sein, den Charakter der vorzustellenden Person richtig aufzufassen und mit möglichster Treue nachzubilden; dies zu erreichen kann auch die Bekleidung und selbst der einfachste Hintergrund mitwirken; — so wird sich zum Beispiel ein melancholischer Charakter auf düsterm schwarzen Grund weit sprechender zeigen als auf lichtem oder buntem Grund; so ein ernster aber heitrer Charakter am besten auf einem Grunde der noch heller als die Gesichtsfarbe ist; ein muntrer fröhlicher auf einem farbigen Grund etwa vor einem bunten Teppich u. s. f. — Weibliche Köpfe wird man, um die Zartheit und Schwäche ihres Geschlechts auszudrücken, allezeit am besten thun mit sehr linden Schatten zu malen und so, daß der Hintergrund selbst dunkler als die Schatten der Fleischfarbe erscheint. Doch machen davon heroische Weiber eine Ausnahme, als solche die die Zartheit ihres Geschlechtes verlassen und männliche Kraft annehmen.

Donnerstag [12. Sept.].

Besuch von drei Italiänern, worunter der Secretair von der Academie von Bologna — von Canova veranlaßt.

Freitag [13. Sept.].

Morgens um 7 Uhr Besuch bei Canova[1] um Columbo's willen; meine allzu sichere Hoffnung so gut wie getäuscht; sein Anerbieten an C[olombo's] Vat[er] zu schreiben. — Abends Besuch von Columbo — sein freundschaftliches Vertrauen — offenherzige Erzählung seiner Umstände.

Sonnabend [14. Sept.].

Zweiter Besuch bei Canova für Columbo — kälterer Empfang — kurze Audienz.

---

[1] Canova (1757—1822) war ein sehr liebenswürdiger Mann und im Allgemeinen gegen junge Künstler besonders freundlich.

Vorsatz, Zeichnungen auszuführen — etwa eine Idee zu einem künftigen Altarbild — auch mein biblisches Unternehmen jetzt zu betreiben; — vor allem aber mein kleines Madonnenbildchen zu vollenden. —

Zum Studieren dürfte besonders dann und wann ein Portrait zu malen oder zu zeichnen nützlich sein — auch den anatomischen Cursus in kleinern Umrissen zu wiederholen als Vorbereitung auf das anatomische Studium im Winter[1]; und in Zwischenstunden eins und das andere nach der Natur, eine Traube, einen Gypskopf oder Hand und dgl. zu malen. —

Abends unsre gewöhnliche Zusammenkunft, wahrscheinlich die letzte mit Hottinger[2]. Wächters Brief an Columbo über die Werke der Alten und den Gesichtspunkt, aus dem die vorzüglichsten Meister die Kunst und ihre Gegenstände ansahen. Empfindung und Ausdruck, darin lag bei ihnen die Kunst. Unsre Gespräche und heftigen Dispute bei dieser Gelegenheit über die nöthige Verschiedenheit der Ansicht und des Styls nach dem Unterschied des Zwecks und der Bestimmung eines Kunstwerks — besonders bei Raphael sehr zu seinem Lobe sichtbar.

---

[1] „In der Hoffnung, sich neben den Alten hinaufschwingen zu können, hatte er bald nach seiner Ankunft in Rom sich noch einmal an das Studium der Anatomie gemacht, und zwar betrieb er dieses Studium nach Gypsabgüssen, anatomischen Werken und männlichen Modellen." Darstellungen aus Norddeutschland von Dr. Meyer, Domherrn. Hamburg 1816. S. 389. Auch in der Perspektive nahm er noch Unterricht bei seinem Landsmann Catel, dem er manche gute Winke verdankte.

[2] Conrad Hottinger, dessen Aufführung nicht die erbaulichste war, stand im Begriff nach Deutschland zurückzukehren, da er seine Mittel verzehrt und keine Arbeit in Aussicht hatte. Er ließ seinen Ordensbrief in Overbecks Händen zurück, und schied so thatsächlich aus der Brüderschaft aus. Leichtblütig und unstet, in Wien, München, Zürich, Lenzburg domicilirend, beschloß er seine erfolglose Laufbahn um das Jahr 1828.

Columbo findet an uns Allen zu tadeln, daß wir zuviel Werth in die Ausführung setzen.

Sonntag [15. Sept.].

Gespräch mit Pforr über das gestrige mit Columbo. Dann über Hottinger; Pforr meint, Columbo's Rath an Hottinger im Anfang seines Eintritts in unsern Orden habe demselben geschadet, es sei besser gewesen er hätte sich wie früher an das bestimmte Fach, aus unsrer Zeit Gegenstände vorzustellen, gehalten und nur dieses veredelt. —

Abends hatten wir ein kleines Fest Hottinger zu Ehren, an welchem Col[ombo's] Frau und Hr. Leybold Theil nahmen. Der gemischte Wein machte auf uns Alle so starke Wirkung, daß schon um 11 Uhr alle auseinandergiengen, und Pforr fast bewußtlos zu Bette gebracht ward. Nachmittags hatte mir Leyb[old] viel von Wächter erzählt; wie er bei seiner reichen Fantasie oft aus weiser Wahl selbst treffliche Ideen verwerfe, um den Eindruck des Ganzen nicht zu stören. Beim schlafenden Socrates war er Willens hinten in einem zweiten Gefängniß einen Verbrecher zu zeigen, den Gewissensbisse nicht zum Schlafe kommen ließen; allein er verwarf es. — Das Studium der besten alten Dichter pflegte er häufig anzuempfehlen; in der Art ein Gemälde auszuführen die ältesten italiänischen Meister — Giotto, Masaccio ꝛc. — weil bei ihnen die Ausführung ganz aus der Empfindung herfloß und nicht aus erworbener Fertigkeit. — Alle Fertigkeit und Meisterhaftigkeit der Hand war ihm verhaßt — vielleicht ging er darin zu weit und wahrscheinlich hätte er darüber etwas anders geurtheilt, wenn er mehr in dem Handwerk der Kunst aufgewachsen wäre. Die Art der Ausführung wie in Raphaels frühsten Werken, wo sich die höchste Vollendung mit völliger Anspruchslosigkeit verbindet, dürfte wohl die erhabenste genannt werden, so auch die des Michael-Angelo in der Sixtina; auch Wächter hielt diese für das non plus ultra. — Die griechischen

Tragiker Aeschylos, Sophokles und Euripides pflegt er sehr zu studieren.

Montag [16. Sept.].

In der Früh gieng ich mit Wintergerst über Monte Cavallo und betrachtete die herrlichen Colosse[1], die schönsten der noch vorhandenen Werke griechischer Kunst; da ist heroische Grandiosität mit dem Reize der höchsten Formenschönheit gepaart, das göttergleiche Heldengeschlecht zu zeigen. — Späterhin gingen wir Alle mit Hottinger ins Museum; man sollte dasselbe nie sehen ohne vorher im Homer gelesen zu haben, und sich beim Anblick dieser Götterbilder von Zeit zu Zeit einen Vers ins Gedächtniß zurückzurufen. Durchaus vortrefflich ist auch hier nur weniges[2], unzählig aber sind die theilweisen Schönheiten. — Der Gang der Inschriften; das Museo Chiaramonti; schöne Bruchstücke — eine aus dem Bade steigende Venus (vielleicht Anadyomene). — Der Torso — Sarkophag des Scipio. —

Donnerstag [19. Sept.].

Frühe schon um halb drei Uhr weckte uns Hottinger, wir sprangen auf und machten uns fertig. Um drei Uhr brachen wir auf bei Cometenschein[3] und geleiteten ihn bis hinter Storta. Auf der Station frühstückten wir zum letztenmale mit ihm, beladeten ihn noch mit Grüßen, dann sprachen wir: der Herr sei dein Geleitsmann, und schieden von ihm. — So weit unser Auge reichte, verfolgten ihn unsre Blicke, wie er einsam und betrübt vor sich hingieng in die weite Welt hinaus, die unabsehbar vor ihm lag. Als er endlich verschwand, eilten

[1] Die Dioskuren Castor und Pollux.

[2] Die ersten Meisterwerke waren nach Paris gewandert, der berühmte Torso indeß zurückgeblieben.

[3] Der berühmte Komet von 1811 war während der Monate September, October und November sichtbar.

ihm unsre Wünsche nach und flehten Gottes Segen auf ihn herab. Wir kehrten über Monte Mario zurück. — Schöne Stunde mit Pforr in der Abenddämmerung vor dem Carton von Maria und Sulamith. —

Freitag [20. Sept.].

Der arme Hottinger hat trübes Wetter bekommen; starke Regengüsse, heftige Gewitter. — Endlich ein Brief aus Lübeck vom Vater, mit einem Einschluß von Hans. Trauriger Inhalt: Hans hat nach Hause kommen müssen. Schrecklicher Zustand der armen Stadt Lübeck[1] — macht das angestrengteste Bemühn um eigenen Broderwerb dringend nothwendig. — Columbo hat Gott sei Dank endlich einen erfreulichen Brief erhalten mit Geld.

Sonnabend [21. Sept.].

Hottinger ist nun fort. Bleib deinem Vorsatz treu, dich gänzlich umzuwandeln, und kämpfe so lange bis alles dagegen Widerstrebende in dir ausgerottet ist. — Demüthige dein Herz vor Gott und werde wie ein Kind vor ihm; laß allen Trotz fahren und alles Selbstgefühl und achte dich für nichts vor ihm; und denke, daß Alles was du bisher geleistet und zu Stande gebracht hast, du nur durch seine Hülfe vermocht hast. Sprich oft zu dir: Sieh Eins ist noth! und wo du auch seist, laß Alles fahren um diesem Einzigen nachzujagen. Dein Herz sei beständig voll von uneigennütziger Liebe! Trachte nach der Weisheit, das ist nach der Gottesfurcht als nach dem höchsten Gute. Sie sei dein erster Gedanke am Morgen und dein letztes inbrünstiges Gebet am Abend! — Weisheit! Tochter Gottes! sei meine Gefährtin durch dies Leben, leite meine unsichern Tritte auf sicherm Pfade, bis in das Haus deines

[1] Zertrümmerung der Hanse und Vereinigung der freien Stadt mit Frankreich, wodurch auch Senator Overbecks amtliche Stellung eine sehr precäre geworden.

Vaters, bis in das Land da du innen wohnest! — Ach da ich ein Kind war, da deine unsichtbare Nähe mir entgegenwehte aus den Bäumen des Waldes, von den Blumen des Feldes, mir entgegenstrahlte aus den Sternen des Himmels, da schon sehnte sich mein ahndungsvolles Herz nach deiner niegesehenen Schöne! Ich jagte dir nach wie durch Feld und Wald der Jäger dem Wilde, durch Dorn und Sumpf und Dickicht, aber ach! zu bald ermatteten meine Kräfte, du warst wie ein flüchtiges Traumbild verschwunden, ich sank kraftlos dahin. — Mühsam nur ermannte ich mich wieder, suchte von Neuem deine Spur mit wahrhaftiger Treue. Du ließest sie mich finden, aber deine Gestalt zeigtest du mir nicht, ich war nicht würdig deine Schöne zu schauen. O meine Freundin, meine Auserwählte! wem soll ich dich vergleichen? Du bist herrlicher als die aufgehende Sonne, du erquickest lieblicher als der Mond wenn er im Silberglanze schwimmt, dein Gruß ist freundlicher und süßer als der Abendstern! — O! daß ich dich doch einst am Abend meines Lebens erreichen möchte! am Abend, wenn der Tag kühler geworden, in deinen Armen der Ruhe zu genießen. O daß dich, meine Freundin, die Welt kennte! Doch du birgst dich vor ihr, du fliehst und hassest ihren eitlen Glanz; du hältst dich gerne zu den Kindern, und bist bei ihnen unverhüllt; bei den Dürftigen gehst du aus und ein, trocknest gern ihre Thränen und tröstest sie mit manchem milden Wort, und honigsüße Rede trieft von deiner Lippe.

Montag den 23sten September.

Versuch, an meinem biblischen Werk zu arbeiten — mislungen — Mangel an Freudigkeit zur Arbeit, Unthätigkeit — Nachmittags etwas andres vorgenommen — Anatomie ins Kleine gezeichnet — Schlaffheit, üble Laune! Der Herr wolle es verzeihen, und Kraft zur Besserung geben! — Abends kam Wintergerst vom Lande zurück und erzählte viel vom schönen Land, mehr noch von schönen Mädchen. Wie spitzten wir Alle die Ohren!

Mittwoch [25. Sept.].

Abends in der Vigne vor der Porta Salara. — Das Buch Sulamith und Maria von Pforr erhalten.

Donnerstag [26. Sept.].

Mittags zum erstenmal selbst gekocht. — Vogel besuchte mich Abends in meinem Zimmer, wo wir die Bildnisse der Lieben in Lübeck zusammen durchsahen, und Sutters unvergleichlichen Hiob betrachteten; zuletzt wurden auf Pforr's Zimmer Caricaturen gezeichnet. — Nichts müsse dich in Zukunft mehr bewegen der üblen Gewohnheit des Lächerlichmachens beizustimmen, es ist ein heimliches Gift, was nach und nach den Ernst und die liebevolle Nachsicht gegen Mängel Anderer tödtet.

Freitag [27. Sept.].

Am Nachmittag Disput mit Pforr über bildliche Vorstellungen aus unsrer Zeit. Meine Idee, eine Zeichnung vom Carnaval zu machen mit jener Episode die ich in der Natur selber sah, den Zug einer Bruderschaft mit einem Leichnam auf der Bahre, um der Sache eine ernsthafte Wendung und Sinn und Bedeutung zu geben, wird bestritten; doch nach meinem Gefühl nicht widerlegt. — Abends herrlicher Spaziergang beim Mondschein im Garten.

Montag [30. Sept.].

Unschlüssigkeit wegen vorzunehmender Beschäftigung — wird Unthätigkeit. Schwierigkeit die so oft bearbeiteten biblischen Gegenstände darzustellen; man soll diese daher womöglich vermeiden oder wenigstens immer eine neue Ansicht aufzufinden suchen. — Herr Engelhardt[1] erzählte mir viel von Goethe und

---

[1] Architekt Engelhardt aus Kassel, der mit Veit, Wintergerst und Dr. Loder von Wien bis Venedig gereist war. Nach Düntzer ist dieß derselbe Engelhardt, welcher dem Dichter der „Wahlverwandtschaften" bei dem schönen schlanken Architekten vorschwebte. Er heirathete eine Römerin, Annunziata Bossi.

von neuern jungen Dichtern, und von Vossens Streit mit denselben. Bewahre mich, Herr! mein Lebelang vor solchen — laß mir stets den Beifall meiner Freunde und weniger Edlen genügen, und nie nach dem nichtigen Glück eines großen Rufes verlangen. Die Kunst selber laß immer wie heute meine höchste Freude, und meinen Lohn sein sie ungestört und von Deinem Segen begleitet auszuüben! — Abends im Kreuzgang mit Pforr und Wintergerst, im heitersten Mondschein — selige Stunden!

Donnerstag d. 3ten Oktober.

Tractament, Pforr und Vogel zu Ehren, von Polenta und Birnmus. — Abends in der Vigne vor der Porta Salara. Später eine schöne Stunde mit Pforr in meiner Zelle vor dem Carton von Sulamith und Maria.

Sonnabend d. 5ten [Okt].

Pforr's und Vogel's Abreise nach Neapel[1]. Abends unsre gewöhnliche Zusammenkunft. Columbo erzählt aus dem Vasari Umstände aus dem Leben der alten Maler.

Sonntag d. 6ten [Okt.].

Leybold hat Nachricht erhalten wegen Sutter. Aus Blindheit, Dummheit oder gar bösem Willen ist ihm wiederum der Preis versagt und einem academischen Praktiker gegeben worden; er hat die Professoren der Academie aufgefordert sich gegen ihn zu vertheidigen und mündlich (oder schriftlich) Rechenschaft von ihnen verlangt[2]. Erneuter Vorsatz der Fehde gegen diese Unterdrücker des Rechts und der Wahrheit. — Wenn je etwas Bedeutendes für die Kunst von uns soll gewirkt werden, so müssen wir Alle oder doch so viele als möglich an Einem Orte zusammen zu bleiben suchen, so lange bis dieser einigermaßen ge-

[1] Die Reise dauerte sechs Wochen, bis zum 15. November.

[2] Die Erzählung von Sutters Disput mit den Professoren ist im 3. Kapitel mitgetheilt.

säubert oder mit dem Bessern bekannt geworden ist; dann erst können und dürfen wir uns hie und dorthin zerstreuen. Ein Einzelner wird überall von der Ueberzahl der Feinde des Guten und Wahren unterdrückt werden; und nur unserm eng vereinigten Wirken kann es gelingen, unsre Sache durchzusetzen. — Daher mir sehr rathsam scheint von hier nach Wien zurückzukehren, weil dort es einmal schon gegohren hat.

Montag d. 7ten [Okt.].

Die Natur ist und bleibt die einzige Lehrmeisterin des Künstlers; je begeisterter er ist, desto mehr wird er finden, wie unerschöpflich sie ist und wie sehr sie dem aufmerksamen Beobachter auf Schritt und Tritt Stoff giebt zum Nachdenken, und wie viel man auch jetzt noch der Kunst Würdiges sieht; — doch soll er stets durch die Vernunft wohl unterscheiden was wirklich für die Kunst geeignet oder derselben würdig ist, denn nicht Alles in der Natur ist schön, und Schönheit ist doch eine unerläßliche Kunstbedingung. — Schönheit! d. h. Reinheit von allen zufälligen oder außerwesentlichen Mängeln, die die Formen kleinlich unterbrechen und den Eindruck stören oder schwächen.

Mittwoch den 9ten [Okt].

Nur das ununterbrochene Herzens-Gebet ist im Stande die Begeisterung des Künstlers festzuhalten; nur ein ordentlicher reiner und unsträflicher Lebenswandel giebt ihm diejenige Ruhe des Geistes und Gemüthes, die unumgänglich nothwendig ist um wahrhaft reine Werke hervorzubringen. Wie rein mag die Seele des frommen Fiesole gewesen sein, wie so ganz leidenschaftlos, ganz der himmlischen d. i. der christlichen Liebe hingegeben! wie streng und pünktlich sein klösterlicher Lebenswandel! — Herr mein Gott! der Du Alles vermagst, gieb zu Deiner unendlichen Gnade, mit der Du mich täglich überschüttest, auch noch die Deines heiligen Geistes! Eröffne mir immer mehr und mehr das Verständniß der heiligen Schrift

und der Werke jener Meister, die in ihrem Geiste gearbeitet haben! —

Sonntag den 13ten [Okt.].

Das Wort Gottes ist der wahre Weg zur Weisheit. O daß ich ihn doch nie aus den Augen verlieren möchte! Die Bibel ist die Quelle, aus der alle Künstler neuerer Zeiten geschöpft haben, und aus der auch wir schöpfen sollen, denn sie ist unerschöpflich; aus ihr soll der Mensch und der Künstler wahre Weisheit lernen, und nur wenn er durch ihren heiligen Geist erneuert und wiedergeboren ist, ist er im Stande den hohen Werth der Kunst ganz zu empfinden.

Montags, den 14ten [Okt].

Grüße von Schick durch Hrn. Plattner[1].

Herr Cornelius und Hr. Xeller kamen und brachten Briefe von Philipp Plessing und Ludwig Roeck aus Heidelberg und Grüße von Voß und seinem Hause."

Gerade zu der Zeit, da Overbecks theuerster Freund, Pforr, in Neapel abwesend war, von wo er mit einem Husten zurückkehrte, der seinen Tod beschleunigte, hatte eine gütige Fügung für Ersatz und Trost gesorgt in der Heimsuchung, die den Brüdern bevorstand.

Peter Cornelius aus Düsseldorf (1783—1867), eine mannhafte Natur, tüchtig und starkmüthig, sechs Jahre älter als Overbeck, erschien wie gesandt, um diesem an der Seite zu sein und den drohenden Schlag zu mildern.

Diese künftige Hauptstütze des Bundes, ein Künstler von Gottesgnaden, wie ihn nicht jedes Jahrhundert sieht, wurde ihm durch zwei Genossen seiner Knabenzeit zugeführt.

[1] Maler Schick war Anfangs September, bereits leidend, nach Deutschland zurückgekehrt.

Philipp Plessing schrieb unterm 12. September 1811 aus Heidelberg: „Du erhältst diesen Brief durch Hrn. Cornelius, dessen Bekanntschaft als Maler und Deutscher Dir gewiß angenehm sein wird, denn aus eigener Erfahrung weiß ich, wie wohl es einem thut, in der Fremde einen Landsmann zu finden, zumal wenn gleiche Neigungen ihn an uns fesseln . . .“

Und Ludwig Roeck, der mit seinem Landsmann Plessing an der Heidelberger Universität juristische Studien betrieb, äußert sich in seinem Schreiben vom 10. September: „Der Ueberbringer dieses Briefes ist ein junger Maler, Cornelius aus Düsseldorf. Ich lernte ihn hier durch seine Zeichnungen kennen, die er zu Göthes Faust entwarf, und in Rom will stechen lassen; es leuchtet viel Genie und Kunstbildung aus diesen Produkten hervor, und die Art wie der Maler den Geist des Faust und der ganzen genialen Dichtung auffaßte, spricht sich aufs lieblichste und ergreifendste in seinen Zeichnungen aus, und beweiset zugleich neben der Kunstfertigkeit viel für den innern Sinn des Meisters. Ich konnte der Neigung nicht widerstehen, ihn an Dich zu empfehlen, und brauche nichts weiter zu thun, als Dich auf seine Werke zu verweisen, um, wie ich glaube, Dir Interesse für ihn einzuflößen, und ihm von Deiner Güte viel zu versprechen. — Mit ihm zugleich kommt ein Freund von ihm, Namens Xeller[1], der als Landschafts- und Portrait-Maler viel Talent hat . . . Nimm diese wenigen Zeilen gütig auf, lieber Fritz, und sei versichert, daß es mir zur größten Freude gereichen wird, wenn die jungen Maler Dir Interesse einflößen

[1] Christian Xeller, geboren 18. August 1784 zu Biberach in Oberschwaben, gestorben 23. Juni 1872 zu Berlin. Er hatte seine erste Kunstbildung in Düsseldorf empfangen und dort mit Cornelius Freundschaft geschlossen, mit dem er nun, vom König von Württemberg mit einem Reisestipendium versehen, die Fahrt nach Italien unternahm. In Heidelberg hatten sie 14 Tage sich aufgehalten. Vgl. E. Förster, P. v. Cornelius I. 96. Genaueres über Xeller bei H. Riegel, P. Cornelius. Festschrift (Berlin 1883) S. 424 ff.

und in nähere Verhältnisse mit Dir kommen. So wenig ich sie kenne, so scheinen sie mir doch gute, für die Kunst beseelte Menschen zu sein."

Gleich am Tage ihrer Ankunft in Rom suchten die beiden Reisenden Overbeck auf; Quartier fanden sie im selben Hause mit Thorwaldsen, bei der Signora Buti, ganz in der Nähe des Klosters. Die Klosterbrüder wurden auch ihre Führer bei der ersten Kunstwallfahrt in Rom.

Overbecks Tagebuch fährt fort:

„Dienstags d. 15ten Oktober.

Mit Cornelius und Xeller im Vatican. — 7 Zeichnungen aus Goethe's Faust von Cornelius. — Kopie in Wasserfarben nach einer Figur aus einem altdeutschen Gemälde. — Endlich ein Brief von Sutter! — seine Vertheidigung gegen die falschen Richter! Ernstlicher Vorsatz, nach seinem edlen Beispiel auch hier so viel an mir ist gegen jedermann die Wahrheit zu behaupten und nur das Gute geltend zu machen und zu vertheidigen.

Mittwoch den 16ten [Okt.].

Das Madonnenbildchen beendigt.

Freitag den 18ten [Okt.] — Sanct Lucas!

Die öffentliche Ausstellung der Lucas-Academie[1], wo wir versprochnermaßen nach Kräften die Kunstgreuel zu zerstören suchen und mehrere Köpfe als Beute nach Hause bringen. Columbo's Disput mit Suhrlandt und seine unerschrockene Aeußerung seiner Grundsätze gegen denselben[2]. — Suhrlandts Mangel an wahrem Kunstsinn und Gemeinheit seiner Kunstansichten!

---

[1] Die römische Akademie der Künste.

[2] Rudolf Friedrich Karl Suhrlandt, ein Mecklenburger, geboren 1781, Schüler Fügers und Maurers, seit 1808 in Rom. Er malte hier viele Porträte und gewann mit einem Gemälde „Theseus und Ariadne" einen Preis. In die Heimath zurückgekehrt pflegte er

Montags den 21sten [Okt.].

Einträchtiges Klosterleben mit Wintergerst; Süßigkeit der Einsamkeit und Abgeschiedenheit von der Welt; nur so kann heut zu Tage die wahre Kunst gedeihn. Wunsch, Mönch sein zu können. — Kann unmöglich erfüllt werden! — macht denn die Kutte den Mönch? nicht das Herz und ein gottseliges Leben? — Demuth und Gehorsam gegen die Stimme der Tugend sind die ersten Ordenspflichten — Keuschheit und Mäßigkeit das Gelübde — Barmherzigkeit eine der Haupttugenden — Liebe macht alle leicht.

Abends machte ich eine Draperie. Veit zeichnete zum erstenmal mit.

Dienstags den 22sten Oktober.

Besuch vom Hrn. Leybold, dem ich Sutters Brief vorlas. Er erzählte Züge aus Wächters Leben. Einst sollte dieser in Wien, verdächtig weil er sich hatte verlauten lassen, daß er von Rom komme, die Stadt innerhalb 24 Stunden räumen. Unvorbereitet wie er war und zu einer Reise auch nicht mit dem Allernothwendigsten nur versehen, setzte ihn das in große Verlegenheit. Schreiben wollte er etwas zu seiner Rechtfertigung, allein wo sollte er dafür ein Ohr finden? Da zeigte ihm ein Freund an, an wen er sich zu wenden! Er schrieb: Kann auch auf einen Mann politischer Verdacht fallen, dem die Kunst so sehr am Herzen liegt, daß er freiwillig die sichere Aussicht auf ein glänzendes Glück um ihretwillen aufgeopfert und den Fluch der Dürftigkeit, der auf ihr ruhe, mit ihr erwählt habe; und schilderte, wie ihn seine Geburt und Erziehung, die Begünstigung des Fürsten und die Verbindung mit den Angesehensten des Staates berechtigen würden auf die ersten Staatsämter An-

---

vornehmlich die Bildnißmalerei und starb als mecklenburgischer Hofmaler und Professor 1862 in Schwerin. Im Jahre 1818 hat er auch Overbecks Vater porträtirt, „unaussprechlich ähnlich“, versichert Schwester Lotte.

spruch zu machen, wenn er sich nicht freiwillig solches Glanzes begeben und ihn der Kunst zum Opfer gebracht habe! und legte so rührend seine Unschuld an den Tag, daß er auf der Stelle gänzliche Freiheit erhielt nach Gutdünken zu bleiben wo es ihm gefalle. — Ein Mann von seltener Seelengröße! ein Muster der ernsten Nacheiferung würdig. —

Mittwoch den 23sten [Okt].

Besuch beim Hrn. Cornelius, dem ich wegen seiner Idee zu einer Flucht nach Egypten offen meine Meinung sage; ein Versuch, der Wahrheit ganz die Ehre zu geben und weder zu schmeicheln noch unfreundlich zu verwerfen.

Freitags, den 25sten [Okt].

Fürchterliches Gewitter in der Nacht von Erdbeben begleitet[1]. Wintergerst wurde vom Regen sogar aus seinem Bette verjagt und flüchtete sich zu mir. — Besuch in Camuccini's Studium mit Wintergerst; dann mit ihm und Columbo im Kloster Trinità de Monti, um die Bilder vom französischen Director und dem Holländer Odevaere zu sehen[2]. Vorsatz zum letztenmal dergleichen zu sehn.

Montag den 28sten [Okt.].

Besuch des Hrn. Cornelius, den ich mit Wintergersts, Vogels und Pforrs Arbeiten bekannt machte. Vogels Bild machte besonders einen starken und vortheilhaften Eindruck auf ihn. Vogel sowohl als Pforr schien er ziemlich richtig aufzufassen. — Abends machte Wintergerst herrliche Falten, die uns vielen Auf-

---

[1] In „A Tour in Italy & Sicily“ 1817 sagt L. Sirmond: „Die Kuppel von St. Peter ward vor sechs Jahren durch ein Erdbeben zerrissen, welches viele andere Gebäude und besonders das Colosseum beschädigte.“

[2] Joseph Dionys Odevaere, geboren zu Brügge 1778, gestorben zu Brüssel 1830, ein Schüler Davids in Paris und dann an der französischen Akademie zu Rom. Bei seiner Rückkehr nach Paris erhielt er von Napoleon eigenhändig die große goldene Medaille.

schluß gaben über die Art, mit der die Alten mögen ihre Gewänder gelegt haben.

Donnerstag den 31sten Oktober.

Wintergerst und ich finden uns nun immer mehr in unsre klösterliche Lebensart. Einfache Kost mäßig und mit Danksagung genossen, regelmäßige Ordnung der Geschäfte des Tages und gehöriger Schlaf bei Nacht erhalten den Körper gesund und den Geist nüchtern und stark zu allen guten Werken. — Ein Monat ist nun wieder hin! Der Anfang der Besserung ist Gottlob! mit des Herrn Hülfe gemacht! aber ach! wie wenig bist du noch auf der Bahn fortgeschritten! wie viele böse Geister des Neids, der Eitelkeit, der Bequemlichkeit nisten noch in deinem Herzen! Doch diese Art wird mit nichten denn nur durch Beten und Fasten ausgetrieben. O daß du glauben könntest! alle Dinge sind möglich dem der da glaubt; ich glaube Herr! hilf meinem Unglauben! Wollte Gott ich könnte Zeitlebens nur so leben wie jetzt! ich begehrte nie mehr als so ein patriarchalisches Mahl aus einem Mehlbrei oder irgend einem schmackhaften und gesunden Gemüse bestehend; weder Braten noch Pasteten noch andres Gewürz als Salz — denn ein freundliches Gesicht würzt das Mahl besser als alle Gewürze beider Indien.

Freitag am ersten November (aller Heiligen).

Langsames aber allmäliges Fortrücken meiner Arbeit. So habe ich lange nicht mit ganzer Seele gearbeitet als jetzt; aber nichts soll mich jetzt auch stören! Mag klopfen wer da will, ich mache nicht auf, solange ich an der Arbeit bin. Häufiges Klopfen an meiner Thüre! — Abends mit Wintergerst in meiner Zelle eine kleine Lustbarkeit.

Sonnabend den 2ten (aller Seelen).

Abends zeichneten wir statt unsrer gewöhnlichen Zusammenkunft Draperie, wo ich eine stehende Stellung machte. Wir bekommen eine unschätzbare Sammlung von Studien, die uns Zeitlebens nützlich sein wird.

Donnerstag den 7ten [Nov.]
ward ich mit der Untermalung meines Jacobus auf dem Einzug Christi fertig. Mit dem Gewande bin ich ziemlich zufrieden, nur daß ich es hie und da etwas weniger faltig wünschte; die Hand aber und der Fuß, auch der Hals müssen übermalt werden. Wintergerst scheint durch die allzueingeschränkte Lebensart geschwächt zu sein, und kränkelt; ich will von Zeit zu Zeit Mittags etwas Wein trinken und Sonntags in ein Speisehaus gehen, um Fleischspeisen zu essen. — Der ältere Riepenhausen meldete uns, daß zwei Schweizer von Neapel gekommen seien und die Nachricht gebracht hätten, Pforr und Vogel werden am Freitag hier eintreffen.

Sonnabend den 9ten [Nov.].

Pforr's und Vogels Außenbleiben macht uns unruhig; zumal wegen eingelaufener Nachricht von Unsicherheit der Wege in der Gegend von Terracina. — In der Frühe ging ich mit Wintergerst in den Vatican, die Capelle des Fiesole zu sehen, wo wir den Herrn Xeller trafen. — Wintergerst kränkelt wiederum; er hat sich mit warmer polenta und ricuotta verdorben. Die Freunde kommen wieder nicht. —

Sonntag den 10ten [Nov.].

In der Kirche Madonna del popolo. Nachmittags war Wintergerst bei mir und wir lasen zusammen in der Luise von Voß. — In Plutarchs Biographien das Leben Pompejus des Großen. — Unsre Ungeduld über das Ausbleiben der Freunde steigt immer mehr. Hr. Steinkopf[1] versichert uns, daß wahrscheinlich eine Verspätung der Päſſe Ursache sei. Auch Doctor Schlosser[2] tröstet uns.

---

[1] Gottlob Friedrich v. Steinkopf, geboren zu Stuttgart 1775, begleitete Leybold nach Wien und folgte ihm 1807 nach Rom. Er widmete sich vorzugsweise der Landschaftsmalerei und starb als Professor der Kunstschule in Stuttgart 1861.

[2] Christian Schlosser, der Neffe von Goethe's Schwester, ein hochgebildeter Sohn der freien Stadt Frankfurt. Seine Liebe zur Kunst

Montag den 11ten [Nov.].

Abends entwarf ich eine Idee zu einer Anbetung der h. 3 Könige. Seit mehreren Tagen führe ich nun, da Wintergerst Gesundheit halber seine Lebensart auf eine Zeitlang verändern muß, meine Wirthschaft ganz allein. [Wintergerst ißt bei Colombo.]

Dienstag den 12ten [Nov.].

Nachmittags ließ mir die Besorgniß um Pforr und Vogel keine Ruhe mehr zu Hause; ich lief herum zum Hrn. Schuler[1], der aber nichts von Neapel wußte, zu den Hrn. Riepenhausen, die mich zwar sammt dem H. Doctor Schlosser vertrösteten, aber übrigens auch keine weitere Auskunft geben konnten; von dort zum Hrn. Meuron[2], der mich sehr beruhigte durch Berichtigung der falschen Nachricht als ob sie schon am Freitag hätten hier eintreffen wollen, da sie nur erst am Freitag von Neapel abreisen wollten.

Freytag den 15ten [Nov.]

erhielten wir Mittags wieder einen Brief von Sutter, worin er um einen Theil des ihm bestimmten Geldes bat; und von seinen jungen Freunden und Schülern erzählte: Dornwalter, Schäffer, Veit, Rist und Eggers. Mit wahrhafter Freude lesen wir diesen begeisterten Brief. Den Einschluß an Veit von dessen Familie überbrachte ich sogleich; später machte ich mit ihm einen Spaziergang nach Aqua-cetosa, wo wir den Sonnen-

und seine Begeisterung für Dante hatten ihn nach Italien gezogen, wo er mit den Klosterbrüdern von St. Isidor enge Freundschaft schloß.

[1] Ein wohlhabender Deutscher, der in Rom lebte.

[2] Maximilian Meuron de Corcelles aus Neufchatel (1788 bis 1832), ein Landschaftsmaler. L. Vogel schreibt an Overbeck, aus Zürich den 16. August 1821: „Ich weiß nicht ob Du Dich noch des Hrn. Meurons erinnerst, der zu meiner Zeit und dann auch wieder nachher in Rom studierte, diesen halte ich nun wirklich für den besten Landschaftsmaler der Schweiz.“

untergang abwarteten und heimkehrten. Möchte ich doch einen Funken des Geistes dem Veit einhauchen können, der von Sutter auf seine ihn umgebenden Jünger übergeht![1] — Unterwegs im Hinaufgehn zum Kloster sagte ich zu Veit: wie herrlich wäre es, wenn nun unterdeß unsre Freunde von Neapel gekommen wären; doch zweifelte ich selbst. Kaum waren wir in den zweiten Kreuzgang getreten, so erblickte ich in Vogels Schlafzelle Licht! Von Freude überrascht rief ich hinauf: Bist Du es Vogel? — und freudig rief er zurück: Wir sind da, wir sind da! — Gott sei Dank, sie sind von Räubern unangetastet zurückgekommen, doch Pforr leider! mit einem üblen Husten, den er selber für sehr bedenklich hält. —

Sonnabend den 16ten [Nov.]

mußten nun die Freunde auskramen, alles was sie an Studien nach der Natur und nach Bildern, an komischen Abenteuern und nützlichen Erfahrungen, an Eindrücken von Schönheiten aller Art eingeerndtet hatten. — Pforr hat mir ein Lorbeerblatt vom Grabe Virgils mitgebracht; das muß Vater haben! —

Pforr hatte mit dieser Reise einen Monate lang zuvor genährten, durch das üble Wetter und die Malaria in Rom verstärkten Wunsch ausgeführt, zu dessen Erfüllung er sich die Erlaubniß von Herrn Sarasin erbeten und erlangt hatte. Am Samstag den 5. Oktober war er mit Vogel nach Neapel abgereist, und am 17. schrieb er von dort an Overbeck und die Brüder:

„Meine lieben Freunde! Würdet Ihr glauben es wäre Mangel an Liebe, daß ich erst so spät mein Versprechen erfülle und Euch schreibe, so geschähe mir groß Unrecht; in den ersten Tagen

[1] „Overbeck ist mein Lehrer und Freund geworden" — schreibt Joh. Veit am 25. December 1811 an seinen Vater. Raich, Dorothea von Schlegel. II. S. 58.

unsrer Ankunft war so viel zu laufen und zu sehen und aufzusuchen, daß mein Kopf so verwirrt war, daß unmöglich etwas hätte herauskommen können. Dann benutzten wir das schöne Wetter und machten eine große Streifung über Portici, Pompeji, la Cava, Salerno bis Paestum; zu diesem Ort gelangt man nur mit vielen Unkosten und Erduldung aller Art Strapazen, dagegen ist es auch ein Stück, das man gewiß auf ganz Italien umsonst sucht; . . . unsere Rückreise [ging] über Salerno nach Castellamare, der schönste Ort den man sich in jeder Hinsicht denken kann, nach Tassos Vaterstadt Sorrent. Heute morgen waren wir noch da und eine Barke trug uns über den großen Golfo hier her in vier Stunden mit gutem Wind . . . Wir werden uns jetzt nur einige Tage hier aufhalten und dann gleich das rechte Ufer des Golfos bereisen, so wie wir es mit dem linken gemacht haben, oder den Vesuv besteigen[1] . . . Neapel an sich gefällt mir gar nicht außer dem Molo und Chiaja, wo ein schöner Spaziergang ist, in dem blendend weiß der antike Tauro farnese steht[2]. Es hat mir in gewissen Stunden rechtes Heimweh nach Rom gemacht und wenn wir bei Tisch saßen, sagte Vogel, ich sähe aus als ob ich nur darüber nachdächte, auf was für Art ich alles abstechen wollte. Allein die Umgebungen sind die Phantasienwelt der Dichter in der Würklichkeit, und das goldene Zeitalter trafen wir mehr als einmal. Wie sehr und oft wünschen wir Euch zu uns, lieben Freunde, um die Herrlichkeiten der Erde und des Meeres mit genießen zu können. Es ist für uns kein geringer Genuß, die meist halb oder auch zuweilen ganz nackten schönen Männer zu sehen, die an dem Ufer ihr Wesen treiben, fischen oder im Sand herumliegen. Unsere Herreise war angenehmer wie ich dachte, unser

[1] Das letztere wurde ausgeführt. Sie brachten eine Nacht auf dem Vesuv zu. S. Vogels Brief an E. Förster in „Peter v. Cornelius“ I. 122.

[2] Rumohr befand sich 1805 in Neapel, als diese berühmte antike Gruppe dort aufgestellt wurde.

italiänischer Vetturin hatte uns einem französischen verhandelt, der mit drei Wagen voll Franzosen hierher fuhr; die drei Vetturins waren ordentliche brave Leute, und an guter Reisegesellschaft fehlte es auch unter den acht Männern, acht Weibern und fünf Kindern, die uns begleiteten, nicht . . .

„Dir, Overbeck, ist zu sagen, daß wir Hrn. Hofmann mit Deiner charmanten Adresse zwei Tage lang in allen Ecken von Neapel suchten und ihn wohl und gesund an einem Tisch sitzend fanden, lehrend die Schüler das was thunlich und laßlich sei. Er empfing uns sehr freundlich, wie die ganze Familie; alle Kinder tragen Haare nach der letzten Mode à la Overbeck, so nannten sie es selbst, Du kannst Dir etwas einbilden, daß selbst Frauenzimmer von Dir annehmen. Alle erkundigten sich nach Dir, Hr. Hofmann hatte einen langen Brief an Dich geschrieben auf dem Pult liegen, der jetzt auch seine Wohnung nicht verändert. Sie haben eine Menge Kinder, unter denen ein neapolitanischer schon erwachsener Knabe und ein teutsches Mädchen unter ihnen am meisten ansprachen. Wir durften gar nicht weg, mußten den ganzen Abend da bleiben, den andern Mittag und Abend wiederkommen . . . Wir wohnen hier in einer Locanda, Villa Siena, wo man blos Zimmer mit Betten ohne Kost hat, leidlich wohlfeil, und im Ganzen, obschon wir viel brauchen, finde ich doch daß man wohlfeiler leben kann als man es in Rom uns vormachte, alles hier wie dort wie man es einrichtet.“ — — —

Der von Pforr erwähnte Herr Hofmann war nicht ein Glied jener Familie, welche in späteren Jahren mit Overbeck in so enge Beziehungen gekommen ist. Er war ein Freund Pestalozzi's, mit dessen pädagogischen Grundsätzen er übereinstimmte, und hatte mit seiner Frau zu Neapel eine Erziehungsanstalt für Knaben und Mädchen eröffnet. Bei einem Besuch in Rom, im vorausgegangenen Herbst, hatte die Hofmann'sche Familie Overbecks persönliche Bekanntschaft gemacht.

Auf einem Briefblatt, datirt Neapel den 18. October 1811, richtete Pforr noch folgende Zeilen an seinen treuen Achates:

„Mein lieber Overbeck, an Dich schreibe ich noch besonders ein Blatt, weil wir uns Dinge zu sagen haben, die nur für uns sind, nicht als ob ich glaubte, unsere werthen Freunde wären nicht würdig es zu hören, sondern weil Dinge der Art nur für zwei sind. Ich lebe hier sonderbar, das Geräusch und Getümmel reißt mich fort, unmöglich wäre es zu widerstreben; ich habe selten helle klare Augenblicke, den großen Nutzen dieser Reise hoffe ich erst in Rom, wenn ich alles in meiner Zelle geordnet habe, zu bekommen. In welchen Lagen bin ich nicht in den fünfzehn Tagen gewesen, die wir nun getrennt sind. Denkst Du mich in großer Gesellschaft von französischen Herrn und Damen, in Compagnie mit französischen, neapolitanischen Offizieren, unter Kindern kindisch plaudern, mit Philosophen ein System verfolgen, das über den Sternen nicht endigt und zuletzt gleich einer Seifenblase zerspringt, in einem Kloster mit Mönchen, auf ödem fernen Strand bei Nacht mit Schiffern um ein Feuer liegend, keine Heimath als eine kleine Barke, kein Weg als das offenbare Meer, keine Speise als die unsere Netze uns geben: denkst Du mich überall so, Du hast nicht zu viel gethan und nicht genug. Daß dieß alles auf einen Menschen, dessen Element einförmige Stille ist, eine außerordentliche Wirkung macht, ist gewiß, doch auch ebenso gewiß unschädlich. Ich habe gefunden, man lernt das innere Leben schätzen und benutzen, wenn man nur das äußere kennt, und nur wird es uns befriedigen, wenn wir die Stille mit den Bildern der Vergangenheit ausschmücken können; deßwegen wäre mir ein Einsiedler von zwanzig Jahr lächerlich, von fünfzig, sechzig achtungswerth, weil beim ersteren nur jugendlicher Enthusiasmus herrscht, der ihn ehe er es sich versieht verlassen wird in einer öden Zelle und in einem härnen Rock. Die Kunst macht hier große Wirkung auf mich, weil so gar wenig hier ist, doch aber fanden wir gestern genug, um uns recht zu erholen ...

Von Albrecht Dürer ein Bild, das mich herrlich in die kindliche Vorzeit versetzte, ohne daß es eins der besten des lieben Meisters ist: das Christkind liegt in der Mitte, die Mutter Gottes steht dabei, kleine Engel mit allerlei Pfeifen und Harfen schreiten singend umher, rechts knien Mönche, fromme Gesichter ohne Falsch, links Nonnen, noch mehrere Figuren machen das Ganze zu einer reichen Composition; Himmel und Erde neigt sich vor dem neugebornen Sohn Gottes, auch die gläubigen Hirten knien da. Was so ein Bild eine Wirkung hat, ist unglaublich. Bei dem Cavalier Vivencio, an den wir eine Empfehlung von seinem Bruder in Rom hatten, sahen wir schöne Sachen [von Rafael, Leonardo da Vinci, Michel Angelo]... Ich wollte Du könntest diese Sachen mit mir genießen, da Rom eigentlich wenig von Staffeleibildern hat, und dann könntest Du mit mir an den Ufern des Meeres lustwandeln, über die waldigen Berge steigen, von denen man unter sich die kleinen Schiffe sieht mit silbernen Segeln, oder durch die herrlichen Felder, worüber sich Weinstöcke von einem mächtigen Ulmbaum zum andern schlingen. Denke Dir den blauen reinen Himmel darüber und die goldene Sonne dadurch scheinen; Du weißt und kennst mein verschlossenes Gemüth gegen die Herrlichkeiten der leblosen Natur, aber hier bin ich aufgelöst in Lust. Doch das jetzt mit Dir genießen zu können ist mir versagt, dagegen vielleicht betrittst Du, mein Vielgeliebter, die Wege einst die ich jetzt gehe, gieb es nicht auf, es ist wahrlich ein vom Himmel gefallenes Stück, dieses Land. Sähest Du in Sorrent die Orangen und Zitronenbäume, die dort wie bei uns Apfel- und Birnbäume in einem Obstgarten stehn, Du würdest sagen: hier ist gut sein, lasset uns Hütten bauen. Doch das ist uns nicht vergönnt, wir kehren gern wieder in unser kaltes Deutschland.

„Mein vielgeliebter Johannes, wie lange ist es, daß ich nicht mit Dir vor den Bildern unsrer auserwählten Bräute sitzen konnte, Sulamith und Maria; ihr süßen Namen, auch

hier erquickt ihr mich, wenn unleidliche Verhältnisse mich in das Kleinliche unsers Zeitalters herabziehen . . . Lebe recht wohl und behalte lieb Deinen Freund und Bruder." (Monogramm mit Symbol.)

Ganz ihrem idealen Sinn und dem herrschenden romantischen Geist entsprechend hatten die beiden unzertrennlichen Freunde unter sich eine Allegorie ersonnen, in welcher sie ihrer Kunstrichtung und ihren individuellen Neigungen Ausdruck zu geben wünschten. Zunächst gaben sie sich Phantasienamen: Pforr pflegte in vertraulicher Correspondenz Overbeck bei seinem ersten bedeutungsvollen Taufnamen Johannes anzureden, während er selbst Albrecht Mainstädter hieß, indem er von seinem höchsten Vorbild, Albrecht Dürer, den Taufnamen, von seiner Vaterstadt am Main aber den Zunamen entlehnte. Sodann kam Overbeck auf den Gedanken, es sollte jeder für den Andern ein Bild malen, in welchem die wesentliche Schönheit und der Charakter der Jedem eigenthümlichen Kunstweise zur Erscheinung kommen müßte; dieselben könnten, meinte er, ganz wohl durch zwei Frauengestalten, als Repräsentanten der beiden von ihnen erwählten „Arten der Malerei", dargestellt werden. Die Idee fand bei Pforr Anklang und wurde in seinem fruchtbar geschäftigen Kopfe alsbald weiter entwickelt. Er war mit Leib und Seele der alten deutschen Kunst aus Dürers Zeit ergeben, welche ihn als schlicht und anspruchslos, aber tief und wahr, vor allen ansprach. Sein Freund hingegen war der Anmuth, dem Reichthum und der Lieblichkeit italienischer Kunst zugeneigt. Pforr dachte sich die Erkorne seines geliebten Johannes in Schmuck und duftumwobener Herrlichkeit. Im Unterschied davon trug seine Braut den Charakter bescheidener, stiller, heimeliger Traulichkeit; und kaum hatte er mit dem Entwurfe einer Allegorie begonnen, so gewann unter der ausführenden Hand seine symbolische Figur der deutschen Kunst die Gestalt, den Ausdruck und selbst das Gewand eines lieblichen, blondhaarigen Mädchens, das er einmal in häuslicher Beschäftigung, in rothem

Kleid und weißer Schürze waltend, gesehen und nicht vergessen konnte [1].

Diese zwei Bilder sind Denkmale zärtlicher Jugendfreundschaft und brüderlich edler Kunstgenossenschaft. Sie sind die Frucht ihrer heimlichsten Gedanken und Gespräche, und mit dem kleinen Erläuterungsbüchlein, welches Pforr zu ihrem Geleit geschrieben, führen sie uns so recht in ihr Seelenleben ein. Es entsprach dem Bedürfniß künstlerischer Anschaulichkeit, daß sie ihren imaginären Bräuten Namen gaben: diejenige Overbecks hieß Sulamith. Sie war ihm das Sinnbild göttlicher Weisheit, der höchsten „Kunstweisheit", um die er so inbrünstig gebetet. Die Anregung kam ihnen aus der Stelle des hohen Liedes: „Kehre wieder, kehre wieder, o Sulamith; kehre wieder, kehre wieder, daß wir dich schauen" (VI. 13). Auch hatte Overbecks Vater diesem eines seiner Lieblingsbücher, Klopstocks Oden, als Reisebegleiter mitgegeben: ein schönes Exemplar der Hamburger Ausgabe von 1771, welches Fritz nachmals der deutschen Bibliothek im Palazzo Caffarelli zu Rom, an deren Gründung er thätiges Interesse nahm, zum Geschenk gemacht hat. Dieses Buch hat ebenfalls seinen Antheil an der Wahl des Namens, gleichwie es Overbeck bei der Annahme des Palmzweiges zu seinem Symbol beeinflußt hat; Palmen und Palmenhaine sind beliebte Bilder in den Oden.

„Liebevoll schauet, o Sulamith
Siona, mein Blick dir und freudig nach",

heißt es in der Ode „Siona"; in seinem Tagebuch aber hat Overbeck aus einer andern Ode den Vers eingefügt (zum 24. Oct. 1811):

---

[1] „Die weiße Schürze habe ich deswegen gemacht, weil als ich sie sah sie eine solche hatte, weiter brauche ich nichts zu bemerken, Du kennst das heilige liebliche Mädchen, und so wie Du stelle ich sie wohl nie dar — das Kätzchen, welches sich an sie schmiegt, denke ich so zu machen, wie Du dasjenige auf meinem Portrait gemalt hast" . . .

„An dem Rebenhügel ergoß die Klage
Sulamiths sich, Wehmuth über dem Graun
des Tempels in Trümmern, der Stadt
in der Hülle des Entsetzens!“

Pforr wählte den Namen Maria's, der Mutter desjenigen, der größer war als Salomo; das Wort schloß zugleich die mystische Bedeutung von Leid und Wehmuth ein, was auf seine eigene Hinneigung zu Melancholie und Todesgedanken sich beziehen ließ.

Das kleine handschriftliche „Buch Sulamith und Maria“, welches Overbeck von Pforr, laut Tagebuch, am 24. September 1811 erhielt, besteht aus zehn kurzen Kapiteln, auf festem, grobem, ziemlich vergilbtem Papier geschrieben in Pforr's kleiner, klarer, doch gedrängter Handschrift. Wir lesen auf den ersten Seiten von der Jugendzeit Sulamiths und Maria's, welche einem gottesfürchtigen Ehepaar Namens Joseph und Elisabeth in späteren Lebensjahren als Zwillingstöchter geschenkt worden. Die Kinder wuchsen auf in der Furcht des Herrn und „wurden weitum keine gefunden, die ihnen gleich waren an Schönheit und Zucht“. Zu der Zeit regierte ein guter König im Land, und seine Gemahlin wurde eine Mutter aller Bedürftigen und Armen genannt; aber sie waren kinderlos. Es begab sich eines Tages, daß die Königin an Josephs Haus vorbeifuhr, als die beiden Schwestern Sulamith und Maria vor der Thüre saßen. Sie war über die Maßen erfreut von der Schönheit und der Zucht der beiden Mägdlein, „und von Stund an däuchte sie es, daß ihr Herz genesen würde von aller Traurigkeit, wenn sie ein solches Mägdlein um sich hätte.“ Die betagten Eltern ließen sich aus Liebe für die gute Königin bewegen, ihr Sulamith zu übergeben.

Einige Zeit verging, da wurde die gute Königin schwer krank, wobei ihr Sulamith zu nicht geringem Trost und Erleichterung diente. Doch half keine menschliche Kraft; sie gesegnete die Welt und starb. Joseph und sein Weib wünschten

nun die Tochter wieder heimzunehmen. Der König erlaubte es gern und befahl alles Geräth und Schmuck, was die Königin Sulamith gegeben hatte, in ihres Vaters Haus zu bringen, und sagte: sie möge zum Andenken, daß die Königin sie als Tochter geliebt habe, an Festen eine Krone tragen.

Dieß der Inhalt der ersten drei Kapitel. Die in biblisch-alterthümlichem Ton gehaltene Erzählung fährt nun fort im

4. Kapitel.

„Und es begab sich nach dieser Zeit, als Sulamith in ihr väterliches Haus zurückgekehrt war, daß Joseph bei sich überlegte, als er Nachts auf seinem Bette lag, ob und wie er seinen Töchtern Männer geben sollte, daß er darüber einschlief und einen Traum hatte: er saß nemlich zu Tisch, eine seiner Töchter zur Rechten, die andre zur Linken, als plötzlich zwischen ihm und Sulamith ein Palmzweig emporwuchs, und zwischen ihm und Maria ein Rosemarinzweig, welche hoch wuchsen und beide überschatteten. Darüber erwachte er und konnte die ganze Nacht nicht schlafen, und dachte der Deutung des Traumes nach, und endlich glaubte er sie gefunden zu haben, da ward er innig bewegt, er sah, da die Palme Glück und Friede bedeutet, seine Sulamith im Glück, hingegen da Rosemarin den Tod bedeutet, seine Maria gestorben. Dieß bekümmerte ihn also, daß er den ganzen Tag sich nicht fassen konnte, nun war es gerade der Tag der Geburt des Herrn, den er nie unterließ zu feiern, und deßhalb zwei seiner Blutsfreunde geladen hatte das Abendmahl mit ihm zu nehmen; als es aber Abend wurde, kam ein Bote und sagte daß beide nicht kommen könnten. Da sprach Joseph zu seinem Weibe: das Mahl ist bereitet und die Gäste bleiben aus, geh' vor die Thüre und lade die ersten die vorübergehen ein. Da ging Elisabeth vor die Thüre des Hauses und sah zwei junge Gesellen dastehen und sprach zu ihnen: Habt ihr schon ein Mahl für das Fest dieses Abends? Da antworteten diese: Nein wir haben noch kein Mahl für das Fest dieses Abends. Da sprach Elisabeth: so tretet herzu und nehmet es mit uns ein, und die beiden Gesellen gingen in das Haus und Joseph bewillkommte sie freundlich und setzte jedem einen Stuhl an seine Seite und redete mit ihnen und sie gefielen ihm fast wohl, und er sprach: von wannen seid ihr lieben Brüder und was treibt ihr? Und sie antworteten und sprachen: wir sind fremd und nur kürzlich hier und malen die Bilder der Heiligen und die Geschichten des heiligen Evangeliums; da redete er weiter mit

ihnen, und als aufgetragen war, hieß er seine Töchter sich setzen und sein Weib zwischen sie, und er sah, daß jeder der Gesellen ein Zeichen auf der Brust gestickt hatte mit bunter Seide, und fragte sie und sprach: Lieben Brüder, was bedeutet das Zeichen, das ihr an der Brust traget? Da sprachen sie: was sollen wir es dir verschweigen, du bist uns wie ein Vater. Wir sind Brüder eines Bundes, der geschworen ist, zusammenzuhalten in Noth und Tod und alles zu thun, das unser Handwerk verbessert, bei diesem sind alle die solches treiben, und jeder trägt ein solches Zeichen, dieß ist also bei unsern Malergenossen Brauch. Da beschaute Joseph es genau und fand bei dem an seiner rechten Seiten ein reines weißes Täflein mit einem smaragdgrünen Palmzweig und bei dem andern ein rothes Täflein mit einem schwarzen Kreuz, das auf einem weißen Todtenkopf stand. Da erstaunte er also daß er vom Tisch aufstehen mußte es zu verbergen; denn er sah die Bedeutung seines Traumes, doch nahm er sich vor nichts zu sagen, ging wieder, setzte sich zu Tisch und redete viel mit den Gesellen, und sie aßen und tranken in Freuden, doch alles das Mahl und die Freude hielten sie in Gottesfurcht.

5. Kapitel.

Da geschah es nun, daß die jungen Gesellen zum öftern in das Haus Josephs kamen, und er ihnen genugsam angesehen hatte, welches Gemüths sie seien, erzählte er den Traum seinem Weibe und sprach: also hat mir geträumt, nun kenne ich diese Gesellen ein Jahr lang und möchtest du so gäbe ich ihnen unsere Töchter zu Weibern. Da sprach Elisabeth: Du hast wohl geredet, thue was dir gefällt. Da verbot er ihr nichts ihnen und den Mägdlein zu sagen, und nahm sich vor die Gesellen zu prüfen. Und als ihn die Gesellen wieder heimsuchten, sagte er ihnen, wie er gesonnen sei ein großes Fest zu bereiten, denn er wolle seine Töchter vermählen. Da erschracken beide fast sehr und konnten keine Worte finden; als Joseph hinausgegangen war, sagte einer zu dem andern: mein Bruder, sage mir was dir fehlt. Und jeder anwortete und sprach: ich liebe dieser Mägdlein eins. Darauf ging der eine, der Johannes genannt wurde, hinweg und fand Joseph im Garten, und Johannes hub an zu bitten und sprach: mein Freund liebt deine Tochter, Lieber, gib sie ihm zum Weibe. Da sprach Joseph: was hilft es wenn ich mich verstelle, ich habe euch lange geprüft und euch bewährt gefunden, wollt ihr nun, so will ich jedem eine Tochter geben. Da sprach Johannes voller Freude: wie sollen wir dir vor solche Gabe danken. Joseph anwortete: Wenn ihr

die Mägdlein liebt und ihnen Liebes und Gutes erweiset, so ist es als thätet ihr es meiner Seele, doch eins sage ich und vernehmt es wohl, ich liebe beide Mägdlein gleich und euch liebe ich auch gleich, als wäret ihr meine Söhne, keinen mehr oder weniger; nun werdet einig, welcher diese und welcher jene nehme, und bewerbet euch um sie mit Liebe und gutem Dienst, wie es gebräuchlich ist in Zucht und Ehrbarkeit, und welche dieser oder der andere nimmt soll mir recht sein. Also schieden sie von einander mit Freude und Dankbarkeit. Es war aber also, daß Johannes Sulamith liebgewonnen hatte, der andere Geselle aber Maria. Und alsobald verzog Johannes nicht und ging zu dem andern Gesellen und fand ihn in seiner Wohnung betend, vor einem Bilde unser lieben Frauen, daß sie ihm möchte gewähren die Geliebte seines Herzens, und Johannes redete alles mit ihm, was Joseph gesagt hatte; da wurden sie sehr froh, doch keiner getraute sich den anderen zu fragen, welche er wünsche zur Braut und so blieben sie still, bis Johannes anhub und sprach: ist Maria nicht ein holdes Mägdlein? Da wollte der Andere ihm antworten und sagen: du liebst sie; doch vermochte er nicht vor Thränen zu sprechen und wendete sich ab und verhüllte sein Angesicht. Da trat Johannes zu ihm und umfaßte, küßte ihn und sprach: Fasse dich, lieber Bruder, und höre mich an; Sulamiths Schöne hat mein Herz verwundet. Maria ist hold und lieblich, aber sie wird nie meine Braut werden, denn ich liebe sie gleich einer Schwester. Da ward der andere Geselle sehr froh und sie berathschlagten sich, mit den Mägdlein zu reden."

Diese Erklärung erfolgt im sechsten Kapitel. Da es nicht angeht, mit umfangreichen Auszügen fortzufahren, so geben wir zum Schluß noch, als am meisten bezeichnend, das

7. Kapitel.

„Der König aber erfuhr dieß alles und blieb ihm nichts verborgen, da sandte er einen Boten zu Joseph und ließ ihm sagen: komm zu mir mit deiner Tochter, die mein Weib lieb hatte, und ihrem Bräutigam. Da gingen sie in den Palast und der König freute sich über die Schönheit der Braut und sprach also zu dem Bräutigam: ich habe vernommen, daß du ein kunstreicher Mann bist und vorab geschickt im Reißen und Malen, so will ich nun, daß du mir das Münster ausmalst, das ich unser lieben Frauen zu Ehren gebaut habe, du sollst ehrlich gehalten werden in allem, nur verlange ich zuerst die Handrisse zu sehen, wie du alles anstellen willst. Da bückte

sich Johannes und sprach: Herr König, Gott verleihe dir langes Leben; diese Arbeit ist groß und wird viel Zeit brauchen bis alles im Stande ist. Nun habe ich aber einen Gesellen bei mir, vergönnet es der König, so trüge ich ihm eines Theils die Arbeit auf. Da sprach der König: thue wie es dich gut dünkt, nur sehe zu, daß alles wohl gemacht werde, und vor allem reiße mir die Ordnung auf ein Pergamen. Da gingen sie hinweg und Johannes redete alles mit dem anderen Gesellen, und sie begaben sich in das Münster und theilten es ab, und machten die Risse dazu. Die Ordnung war aber also: über den Hauptaltar kam ein Bild unserer lieben Frauen mit dem Christkindlein, von den heiligen Aposteln umgeben. An den einen Seiten-Altar kam die Geburt unsers lieben Herren und ihm gegenüber, wie die schmerzliche Mutter Gottes unter dem Kreuz steht, und an den dritten Seiten-Altar kam die Verkündigung Mariä und diesem gegenüber die Himmelfahrt der seligsten Jungfrau. Es waren aber auch allda zwei Seiten-Kapellen, da war die eine dem hl. Evangelisten Johannes geweiht, da kam hinein auf die eine Seiten und an den Altar Geschichten aus seinem heiligen Leben, als da ist, wie er berufen wird, wie sich unser Herr vor ihm und dem heiligen Jakobus und Petrus verklärt, wie er an der Brust Christi beim Abendmahl liegt, sein überwundenes Märtyrthum, seine Verbannung und sein Tod, und noch mancherlei Zeichen und Wunder die er gethan. Alle diese Bilder riß der eine Geselle Johannes nach der Ordnung, auf das säuberlichste. Der andere Geselle machte einen Riß, der da vorstellte die Eröffnung der sieben Siegel aus dem Buch der Offenbarung des heiligen Johannes; dieß kam in dieselbe Kapelle. Die andere aber ward benannt die Kapelle der Ritterschaft, denn allda sollten die Rittereide gelobet werden. Und der andere Geselle machte den Entwurf dazu also: in die Mitte über den Altar kam der heilige Rittersmann Georgius aus Kapatocia, wie er im Kampf ist mit dem Drachen, und umher sollten kommen Bilder, die da zeigen wie ein edeler tugendliebender Ritter in aller Ehrbarkeit und Frumheit leben soll, wie züchtig und keusch mit seinem Gemahl zu Haus, als tapfer und großmüthig im Streit und ehrsam im Turnei und allerlei Ritterspiel. Dieß alles wurde gerissen auf manch Pergamen und darauf trat Johannes vor den König, und der König betrachtete Alles auf das fleißigste und gefiel ihm wohl; er befahl auch eine Schrift zu schreiben, wie alles gehalten werden sollte, und dieser Schrift wolle er sein eigenes Petschier unterdrucken. Also hatten die beiden Gesellen gute Zeit und eine Arbeit so ihnen Freude und Ehre brachte, und

bachten nun auf das forderſamſte die Hochzeit zu vollziehen und ſprachen zu Joſeph: Mache fein bald und beſtimme den Tag dazu, denn es fehlt uns jetzt an nichts.“

Die allegoriſche Erzählung wird dann noch bis in das erſte Jahr des glücklichen ehelichen Lebens von „Johannes und dem andern Geſellen“ idyllenmäßig weitergeführt, worauf Pforr mit den Worten ſchließt:

„Und hiemit will ich beſchließen das Buch Sulamith und Maria, und hätt ich es lieblich gemacht, das wollte ich wohl; ſo ich aber zu ſchwach dazu bin, nehme man es hin wie es geworden. Man liest mancherlei, ſo gut iſt und auch lieblich geſchrieben; ſo iſt es auch nicht zu ſchelten, wenn man etwas liest, ſo gut iſt und nur ſchlechthin geſchrieben. Unſer Herr möge aber alle, die mit Nachſicht und Liebe dieſes Büchlein betrachten, alſo auch ſegnen und ſie gedeihen laſſen, auf daß ſie Erben ſeien an dem Reich Chriſti, das bereitet iſt den Engeln und Auserwählten in Gott; und ihm ſei allein Ehre, Preis und Lob von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.“

Overbecks angeborner Sinn für Schönheit und Harmonie hatte den ſympathiſchen Gegenſtand raſch erfaßt, und bald ſtanden die beiden anmuthvollen Frauengeſtalten in Umriſſen da, wie ſie, Hand in Hand, in liebendem Vertrauen neben einander ſitzen — eine Compoſition, die er nach dem Tode ſeines Freundes in Oel ausgeführt hat. Vor dieſem Carton — in ſeiner eigenen Seele Sulamith und Maria, nachmals für die Welt „Italia und Germania“ geheißen — ſaßen die Freunde oft ſinnend und träumend, und verbrachten gar manche ſchöne Stunde in trauten ſeligen Kunſtgeſprächen.

Pforr führte ſeine kleine Zeichnung mit der fleißigſten Ausdauer unter Overbecks Augen aus; er veranlaßte dabei den Freund, ſie bis auf den kleinſten Theil zu prüfen und zu beurtheilen, denn weil das Bild für ihn gemalt werden ſolle, ſo müſſe es ihn auch ſoviel möglich erfreuen und befriedigen. Es iſt auf Holz gemalt. Er hatte es ſymmetriſch in drei Felder geordnet: zwei Bogenabtheilungen und ein Halbkreis darüber. Die Einfaſſung des Ganzen ſollte „von weißem Marmor mit

einigen bläulichen Adern" sein. In dem obern Raum ist der hl. Johannes angebracht, ein schwarzer Adler an seiner Seite. In den Feldern darunter haben wir eine Zusammenfassung der beiden Geschichten von Johannes und Sulamith, und von Albert Mainstädter und Maria. Pforr war bestrebt, die erstere Episode (Johannes und Sulamith) in einem leuchtenden Ton zu malen, „als wie mit einem goldenen Duft überzogen". Man erblickt Overbecks Gestalt, mit aller Treue nach dem Leben gezeichnet, in einer grünen italienischen Landschaft stehend: ein junger Mann mit sanfter ernster Miene, das lange braune Haar auf der Seite getheilt. Er trägt das gleiche eigenthümliche Gewand, in welchem er Pforr gemalt hat: eine Art gefältelter Blouse, hier blau von Farbe, welche, am Halse tief ausgeschnitten, das Hemd wie eine Chemisette sehen läßt. Es war das Costüm, von welchem sie wünschten, daß es die nationale deutsche Tracht werden möchte. Im wirklichen Leben jedoch erschien Overbeck beständig in einem dunkelgrünen Rock, und Pforr in einem großen venetianischen Tuchmantel von derselben Farbe, welcher bei den abendlichen Draperie-Studien unaufhörlich zur Verwendung kam. Sulamith sitzt, mit einem Kind in den Armen, auf einer Porphyr-Bank. Ihre Gestalt ist ein Miniatur-Abbild der Overbeckischen Zeichnung auf dessen eigenem Carton; Pforr meinte selbst, er könne „nichts Schöneres und Passenderes erfinden, als was Overbeck in der Abbildung dieses herrlichen Wesens auf seinem großen Bilde mit so viel Gefühl als Kenntniß gezeigt" habe. Ihr goldblondes Haar ist von einem rosenfarbigen Band umwunden. Sie trägt einen carmoisinrothen Mantel und grünes Mieder. Verschiedene vernunftlose Geschöpfe sind ihr beigesellt: ein milchweißes Reh, ein Eisvogel, ein Feldhuhn und ein Rothkehlchen. Der Hintergrund besteht aus einem klaren See mit einer italienischen Stadt auf der Höhe, in der Ferne blaue Berge und drüber ein goldener Himmel. Die architektonische Gliederung der beiden Gruppen bilden zwei Bogen, von denen je ein symbolischer Kranz her-

niederhängt. Der Kranz über Johannes und Sulamith besteht aus Rosen, Passionsblumen, Lilien, mit Lorbeer- und Orangenblättern durchflochten, und eine weiße Taube sitzt dabei; — der von Albert und Maria aus Rosmarin, Myrthen und aromatischen Pflanzen ohne wahrnehmbare Blüthen. Auf den Zierrathen ruht eine Schwalbe, die sich wohl gerne in dem unten sichtbaren Hause einnisten möchte.

Statt eines goldenen Tones wünscht Pforr dem Bilde seines eigenen Lebens einen silbernen zu geben. Wir blicken in ein kleines ächt deutsches Gemach, in welches die Sonne durch ein alterthümliches Fenster scheint. Maria sitzt allein darin, eine liebliche jugendliche Deutsche in karminrothem Kleid und weißer Schürze. Ein Kätzchen schmiegt sich an sie an, zum Ausdruck stiller, bürgerlich anheimelnder Häuslichkeit, ganz in ähnlicher Weise, wie Overbeck ein solches auf dem Porträt seines Freundes angebracht hatte.

Obgleich Pforr mit seinem Freunde unter einem Dache wohnte, empfand er doch das Bedürfniß, das mündliche Gespräch noch schriftlich fortzusetzen, um seine Meinung gründlicher darzulegen, weil es ihm, wie er behauptet, so oft begegne, daß er in der mündlichen Unterhaltung mühsam „nach Worten jage, ohne sich deutlich machen zu können“. So richtete er denn einen langen Brief an ihn, worin er die erste Skizze seiner Conception von Sulamith und Maria auseinandersetzt. Er schreibt eingehend über jede Einzelheit, über jede Farbe und Schattirung, und der Brief gibt eine lebendige Vorstellung von der Tüchtigkeit und dem Ernst, womit Pforr sich demjenigen hingab, was eine Erholung von ihren Studien sein sollte.

Unter den kleinen Fragmenten von Pforr's Hand, welche der überlebende Freund so sorgfältig aufbewahrt hat, finden wir hiezu noch ein charakteristisches Blatt, sein Traumbild künftigen Glückes, in einer Schilderung, welche an die Brüder insgesammt gerichtet scheint:

„Soll ich euch mein zukünftiges Leben erzählen, wie ich es

mir wünsche? — ihr werdet mich für einen Träumer halten, einige von euch werden sagen, da ich einmal am Bauen von Luftschlössern wäre, so könnte ich mir auch wohl etwas Größeres, Besseres aufrichten. Aber mehr verlange ich nicht. Denkt euch ein nach alter Art gebautes Stübchen, dessen Bogenfenster nach einem Garten oder sonst einem einsamen Platze hingingen; vor den Fenstern windeten sich türkische Bohnen mit ihren lieblich duftenden Blüthen oder Weinreben empor, das ganze Stübchen wäre reinlich und nett. In einem der Erker der Fenster stünde meine Staffelei und Malgeräth. Ein angefangenes Bild vor mir säße ich da, Fuß- und Reitersknechte im Getümmel wären darauf vorgestellt, der Dampf wölkte sich himmelan, nur die Blitze der Donnerbüchsen und Fauströhren erhellten ihn; gewappnete Ritter auf schäumenden Rossen drängten sich durch das Gewühl, kurz alles was zu einer Feldschlacht gehöre, wäre darauf. Heiter und froh säße ich da, malte mit Freude und Fleiß und sähe manchmal nach der Thüre, die ein altes großes Schloß zuhält und an der eine reine weiße Handquele herabhängt. Neben mir läg ein alter Helm und ein Degen, nicht weit davon schlief in dem Sonnenschein, der durch die runden Fensterscheiben fällt, mein treuer Spitz. An den Wänden hängen Bilder, Thaten der grauen Vorzeit.

„Doch die Thüre geht auf, und ein Weibchen tritt herein, das Ebenbild von der, bei welcher ich sagte, die Natur ist schön, die Schöpfung ist herrlich, aber die Krone der Schöpfung ist dies Weib. Soll ich sie euch beschreiben, ich würde euch nur ein [schwaches?] Bild von ihr aufstellen. Nicht groß ist sie, doch ist ihr Körper mit jedem Reiz geschmückt. Ihr Gesicht ist der Spiegel ihres guten Herzens. Treue und Bescheidenheit, Güte und Mitleid sind die Hauptzüge darin. Sanftmuth strahlt ihr blaues Auge. Ihr blondes Haar macht den schönsten Kopf vollkommen. Züchtig ist der Busen verhüllt, äußerst liebenswürdig erscheint sie im einfachen Hauskleid; zart sind ihre Hände nicht, die Liebe zur häuslichen Arbeit machte sie rauh; doch ist

ihr Händedruck sanft und voll Gefühl. Dieses Weib, hört und sagt nicht, daß ich bescheiden wünsche, das soll mein Weib sein. Sie tritt zu mir — erlaßt mir hier die Beschreibung des Glücks. Sie setzt sich an den Tisch, der nicht weit von dem Alkoven steht, in welchem das reinliche Bett der treusten und keuschesten Liebe geweiht steht, an ihre Arbeit; neben ihr sitzt das schmeichelnde Kätzchen. Die Thüre geht auf, du Overbeck trittst ein, freudig bewillkommen wir ihn, er wohnt in der Nähe, glücklich, angesehen und geschätzt. — Nein das Glück wäre zu groß." [Hier bricht das Fragment ab.]

Ueber ein halbes Jahrhundert später traten die symbolischen Traumbilder der Jugend Overbeck auf seinem Sterbebette wieder vor die Seele. Er zeichnete mit den ersterbenden Fingern den Hochzeitszug seines geliebten Pforr und dessen Braut Maria; und war sehr verwundert, daß das sonst so feine Ohr seiner aufmerksamen Pflegerin zu stumpf war, um den ihm hörbaren Ton der freudig klingenden Kirchenglocken mit zu vernehmen.

6. Düstere Schatten.

(1811—1812.)

Die Lage in Lübeck. Der Auftrag der Königin Caroline. Freundschaft mit Cornelius. Pforr nach Albano. Pforrs Tod. Overbeck und Cornelius in Ariccia. Abschied von S. Isidoro.

Aus der Correspondenz der Lukasbrüder haben wir bereits erfahren, daß Wintergerst die Möglichkeit seiner Vereinigung mit den Freunden in Rom zum Theil der großmüthigen Hülfe Overbecks zu verdanken hatte. Ein kurzer Bericht über die zeitgeschichtlichen Vorgänge in Lübeck wird uns mit den biederen

Gesinnungen, welche Overbeck und seine Verwandten beseelten, noch besser bekannt machen.

Als der junge Fritz zum ersten Male seinen Wunsch, Maler zu werden, äußerte, hatte sein wohlhabender Schwager J. Plessing ernstliche Bedenken dagegen erhoben, nicht aus Geringschätzung gegen den künstlerischen Beruf, sondern weil er fürchtete, sein junger Schwager möchte „an der Klippe der Mittelmäßigkeit scheitern“. Er hat später seine Mißbilligung förmlich zurückgenommen, als er seine Besorgnisse durch die Proben ächten Talentes so rasch beseitigt sah; und da er von der außerordentlichen Selbstverläugnung und Einschränkung, welche Fritz in seinen Bedürfnissen sich auferlegte, unterrichtet ward, hatte er einem Freunde in Wien den Auftrag gegeben zu sondiren, womit er dem arbeitsamen Jüngling angenehm und nützlich sein könnte. Dieser Freund kam dem Auftrage nach, aber alles was er ausforschen konnte, bestand in dem Wunsche nach einer bestimmten Sorte Zeichnungspapier. Herr Plessing eröffnete nun dem jungen Künstler selbst in einem Briefe sein brüderliches Anerbieten und bat ihn, über seine Kasse zu verfügen, sei es zu einer Reise nach Goisern oder zu einer andern erwünschten Erholung, die ihm förderlich sein könnte. Es war daher für den großmüthigen Schwager eine gewisse Enttäuschung, als er nach Verfluß einiger Monate einen Brief aus Rom erhielt, in welchem Fritz auf das Anerbieten einging, aber nicht für sich, sondern zum Vortheil zweier Mitglieder der Lukasbruderschaft, um ihnen die Vereinigung mit den übrigen Genossen zu erleichtern.

Herr Plessing, ein glücklicher Gatte und Familienvater, welcher hoffte, daß mit der Zeit dem wackern Fritz ein gleich freundliches Loos wie ihm zufallen möchte, blickte nicht ohne Mißtrauen auf einen Bund, welcher nach seiner Meinung auf eine gewisse Einseitigkeit in Kunst und Leben hinsteuerte, und erwartete mit Sicherheit die Auflösung desselben durch die Entfernung von Wien. Diese seine Bedenken setzte er seinem

jugendlichen Schwager in aller Offenheit auseinander, aber als ein Mann von Wort hielt er sein Anerbieten, das er ohne Vorbehalt gemacht, ebenso ehrenhaft aufrecht.

Fritz Overbeck ließ in seinem Enthusiasmus keinen Augenblick einen Zweifel darüber aufkommen, ob es „klug" sei, das idealische Leben von Wien in Rom fortzusetzen; seiner leidenschaftlichen Anhänglichkeit war es die höchste Befriedigung, zum Glücke der Brüder beizutragen. Indeß trat jetzt doch ein Zeitpunkt ein, wo er die peinliche Feuerprobe zu bestehen hatte, über sein eigenes Liebeswerk zu Gericht zu sitzen. Fast in denselben Tagen, als er Sutter die glückliche Ankunft Wintergersts zu melden hatte, erhielt er von seinem Schwager einen Brief, der eine Anweisung auf 40 Dukaten enthielt, aber auch die Mittheilung, daß die politischen und socialen Zustände in Lübeck seit sechs Monaten eine traurige Aenderung erlitten und leider auch auf die Verhältnisse seiner Familie sehr nachtheilig eingewirkt hätten; daß demnach Fritz, um die Sorgen der Eltern zu erleichtern, wohl thun würde, die übersandte Summe statt für die Freunde, für den eigenen Bedarf zu verwenden. Fritz war bestürzt, erachtete es aber für unmöglich, von der gegebenen Zusage jetzt noch zurückzutreten. An Selbstbeschränkung gewöhnt schränkte er lieber seine eigenen Ausgaben noch weiter ein. Da der Schwager ihm erklärt hatte, daß er unter allen Umständen frei und alleiniger Herr über die Verwendung der Geldsumme bleibe, so verfügte er darüber nach seinem Ermessen. Er schickte zehn Dukaten an Sutter, der gerade in ungewöhnlicher Bedrängniß war, half den Anderen und darbte selber.

Die Nachrichten aus der nordischen Heimath lauteten allerdings trübe genug. So weit auch Rom und Lübeck auseinander lagen: damals herrschte ein und derselbe Despot über beide Städte. Lübeck, das seit vier Jahren unter den Drangsalen der Fremdherrschaft seufzte, hatte im Jahre 1810 seine Freiheit verloren. Das Haupt der Hanse war, dem Departement der Elbmündung einverleibt, eine französische Landstadt geworden.

Die ehrwürdige Verfassung bestand nicht mehr. „Das alte heimische Recht hatte dem Fremdling Platz machen müssen; kaum die Muttersprache war noch übrig geblieben.“ [1] Alle Stellen im Senat waren aufgehoben worden; es gab weder Bürgermeister, Syndici, noch Senatoren, sondern Präfekt, Unterpräfekt, Municipalräthe 2c. Senator Overbeck und sein ältester Sohn Christian hatten ihre Aemter verloren, und der Erstere mußte auf Andringen seiner Mitbürger noch ein viertes Mal die Reise nach Paris unternehmen, um für die Existenz der Stadt einzutreten, welche durch den jahrelangen Druck schon so tief herabgekommen war. Schiffahrt und Handel stockte. Die Stadtkasse lag unter Beschlag, weder Zinsen noch Gefälle wurden ausgezahlt, während die Contributionen kein Ende nahmen. Die einzige Bewegung auf den Straßen gab das Militär. Die Bürgerhäuser glichen Gefängnissen, wo die Leute stumpf und hoffnungslos dem Untergang entgegensahen. Bankerotte waren unausbleiblich, die größten Häuser fielen, selbst das des mächtigen und reichen Großhändlers Rodde, der einst Carstens unterstützt hatte. Muth und Geduld war jetzt die beste Losung in dem Dunkel „dieser schwarzen Zeitwolke“, mit Vater Overbeck zu reden. Mit sorgenvollem Herzen hielten die Seinigen ihre Hoffnung auf den Helfer aller Betrübten gerichtet, und ein Quell aufrichtenden Trostes war ihnen dabei der Gedanke, daß ihr gemüthinniger Fritz — ihr „Stolz und Augapfel“ — der unmittelbaren Berührung mit diesem Elend entrückt war. In seinen kunstbegeisterten, jugendfrohen Briefen vergaßen sie der harten unmittelbaren Gegenwart [2].

Senator Overbeck kam im Mai 1811 aus Paris wieder nach Lübeck zurück, ungewiß ob denn nunmehr „die so unnützen Wanderungen vollbracht seien“, oder ob es sein Geschick bleiben

[1] Zur Erinnerung an Chr. Ad. Overbeck. Lübeck 1830. S. 39.

[2] Nach Briefen des Vaters und der Mutter Overbeck, vom 6. März, 8. und 13. April, 13. Juli 1811.

solle, „unstet und flüchtig zu sein auf Erden“. Das Loos der verarmten Stadt, das er nicht zu verbessern im Stande war, ging ihm sehr zu Herzen. Selbst sein persönliches Loos war noch unentschieden. Eine Anstellung stand wohl in Aussicht, aber da häufige Versetzungen zum System gehörten, so konnte sie ihn, wie er mit verzweifeltem Humor sagt, ebensowohl nach Ragusa oder Tunis führen, als in seine Vaterstadt. Und auch die Wiederanstellung gelang nicht ohne schweres Opfer. Napoleon hatte jeden Verkehr mit dem feindlichen England strengstens verboten, und da es ruchbar geworden, daß ein Sohn des „Députė“ Overbeck in der Hauptstadt des verhaßten Feindes weile, so erhielt dieser die Weisung, den Sohn aus England zurückzurufen, mit dem Bedeuten, eine Anstellung sei nicht zu erwarten, als „bis er ihn wiederliefere“.

Hans, der musikfreundliche Jünger Merkurs, war es, der seit etwa zwei Jahren in London weilte, in dem Handlungshause der Herren George und Morris Oppenheimer thätig. Er hatte sich in diesem großen Hause durch seine Energie und Rechtlichkeit einen ehrenvollen, seinen Fähigkeiten entsprechenden Wirkungkreis, ja eine eigentliche Vertrauensstellung errungen, in der er sich, wie er dem Bruder versichert, vollkommen glücklich fühlte. Da kam wie ein Blitzstrahl der politische Machtspruch, der sein Glück durchkreuzte. Der brave Sohn brachte das verlangte Opfer und verließ die Hauptstadt Albions, um nach dem verödeten Lübeck zurückzukehren. Er trug sein unverschuldetes Schicksal ohne Klage. „Hans ist rührend edel resignirt; ein guter, lieber Sohn, wie Ihr Alle!“ schreibt Vater Overbeck am 25. August 1811 nach Rom.

Im folgenden November erhielt Senator Overbeck nun endlich eine Anstellung unter dem französischen Regiment in Lübeck, im Anfang provisorisch und ohne Gehalt, als Municipal-Receveur (Receveur de la caisse commune). Der Dichter deutscher Volks- und Kinderlieder war, wie er in gelassener Selbstironie bemerkt, „ein pythagoreischer Mensch geworden, der

in Zahlen, wo nicht die Weisheit, doch sein Brod sucht". Aus der drückenden Ungewißheit der Krisis hofften er und seine Frau wenigstens eine kleine Rente sich zu retten, wodurch sie Fritz auch ferner zu unterstützen im Stande wären. Fritz seinerseits empfand eine tröstliche Beruhigung in dem Entschlusse, durch künstlerischen Erwerb sich bald auf eigene Füße zu stellen; er wollte nicht bloß sich Abbruch thun, um den Eltern die Bürde zu erleichtern, er wünschte auch thätig seinen Brüdern an die Seite zu treten, um jenen die Aussicht auf ein sorgenfreies Alter zu sichern. In dieser Gesinnung nahm er auch einen Antrag, Zeichnungsstunden zu geben, als einen Wink der Vorsehung an [1]. Besseres und Erfreulicheres kam bald nach.

Nachdem er einen Wechsel an Sutter unter dem Datum des 17. November abgeschickt hatte, fährt er im Tagebuch weiter wie folgt:

„Sonntag den 17ten [Nov.]

schickte ich den Brief an Sutter mit der Anweisung ab. Vogel sagt mir von dem wiederholten Wunsche seines Vaters, ein Bild von mir zu haben. Pforr erzählt mir von der Familie Hofmann in Neapel und dem freundschaftlichen Plan, den Herr Hofmann für mich ausgesonnen; daß ich nemlich nach Neapel kommen sollte und für Eine Stunde täglichen Unterrichts in seinem Institut und Gesellschaftleistung am Abend, frei in seinem Hause wohnen und ganz meine übrige Zeit der Kunst ungestört sollte weihen können, aller Sorge für häusliche Bedürfnisse entladen; und dabei Aussicht habe, nach sehr leicht zu

[1] Im Tagebuch: „Dienstag den 19ten Nov. erhielt ich einen Besuch vom Hrn. Freudenreich mit seiner Gemahlin und Hrn. Keller. Sie wünscht nur zwei Stunden wöchentlich. Bewahre uns vor dem Uebel. Amen. — Auch dafür danke ich Dir, o Gott! es wird eine Erleichterung für die Eltern sein, die ja schwer genug in diesen Zeiten zu tragen haben. Möchte ich bald im Stande sein ganz ihrer Unterstützung entbehren zu können."

bewirkender Vorstellung beim Könige, durch denselben größere Aufträge zu bekommen. Gott! wie viele Menschen nehmen sich meiner liebreich an! lohne es ihnen nach deiner Barmherzigkeit, und lasse sie den Segen der auf einer edlen Gesinnung ruht, ganz empfinden. Mich aber laß, o Herr! nie die wahre Bescheidenheit verlieren und mit liebevollem Herzen mich stets für nichts achten, wie sehr auch mein Ruf und die Zahl derer wächst, die mir mit Liebe zugethan sind!...

Donnerstag den 21sten [Nov.].

Das Anerbieten des Herrn Hofmann scheint doch nicht genießbar, weil ich es mit meinen Arbeiten nicht zu vereinigen weiß. Vogel wünscht, daß ich das Bild für seinen Vater hier malen und im Frühling anfangen möchte [1]. Meinen Einzug kann ich ebenfalls nicht wohl wieder an einen andern Ort transportiren!

Freitag den 22sten [Nov.]

als am Hochzeittag der lieben Eltern schrieb ich an sie beide, und erzählte ihnen von all den erfreulichen Aussichten, den Aufträgen und Anerbietungen; ein wahrer Festtag. Mit Vogel schloß ich wegen des Bildes so ab, daß ich ein Bild für 15 Louisd'or für ihn male, wahrscheinlich aus dem Hohenlied, und außerdem noch eine Zeichnung für andre 5 Louisd'or mache. Herrliche Aussichten mit Wintergerst und Sutter zusammen zu malen! Herrliche auch, vielleicht alle drei einst in Zürich neben einander zu sehen. — Mittags da ich beim Kochen war [2], kam ein Brief von Onkel Overbeck aus Goisern. Gewiß auch noch ein Auftrag zu einem Altarbild! sagte Wintergerst. — Errathen! aber nur halb, denn ich kann ihn nicht annehmen! —

[1] Vogels Vater hatte, um den strebsamen Lukasbrüdern ein wenig unter die Arme zu greifen, erst bei Sutter, dann auch bei Overbeck und Wintergerst je ein Oelbild bestellt.

[2] Er zeichnete sich aus als Koch.

Glücklicher Einfall, Sutter den Antrag zu machen! Die Freunde billigen ihn!"

Der glückliche Einfall wanderte schon wenige Tage später nach Wien:

Overbeck an Sutter.

„Rom, den 25. November 1811.

„Theurer Bruder! Am 22. dieses erhielt ich nach langer Zeit einmal wieder einen Brief von meinem Onkel Overbeck aus Ober-Oesterreich mit der wiederholten Bitte, wegen des Altarbildes, um das er, wie Du Dich erinnern wirst, schon früher bei mir anhielt. Ich dachte daher gleich an Dich, und eile Dir den Vorschlag zu machen diese Bestellung auszuführen. Es steht Dir frei, nicht allein Größe und Format zu bestimmen, sondern auch, was weit wichtiger ist, den Gegenstand selbst zu wählen, mit der einzigen Einschränkung, daß derselbe — weil für eine evangelische Kirche bestimmt — aus dem Evangelium genommen sein müßte. Die Figuren könnten so groß sein wie in der Raphaelischen Grablegung, und ich denke, Dir wird eine Gelegenheit willkommen sein Dich in einem größeren Werk zu zeigen, und auf diese Weise stillschweigend über Deine Feinde zu triumphiren. — Lieber Bruder! wie segensreich ist doch unser Bund schon für jeden Einzelnen von uns geworden; wie viel Freude strömt mir täglich aus dieser Quelle zu! — Auf die Stunde, in der wir unsre Verbindung schlossen, muß der Allmächtige mit Huld herabsehen, und was in ihr gesäet und gepflanzt wurde, muß unter Seinem Schirm und Schatten wachsen und gedeihen. Du hast uns durch Deinen wackern Kampf für unsre gute Sache ein herrliches Beispiel gegeben. Der Herr gebe auch mir Muth und Kraft zum handeln wie Du. Denn auch hier steht uns ein großer Kampf bevor, und ein doppelt schwerer, weil hier den Worten nach Jeder das Gute will und rechtfertigt, und ewig die Natur und die Alten im Munde führt, aber ohne danach zu handeln; auch haben

die Meisten hier, wo sie täglich das Beste vor Augen sehen, einen gewissen Grad von Reinheit des Styls erlangt, sind aber dabei im Grunde ebenso herzlose Praktiker wie die Akademiker in Wien.

„Vor Kurzem ist hier ein Deutscher Namens Cornelius angekommen, dessen meisterhaft ausgeführte Federzeichnungen zu Göthe's Faust hier viel Aufsehen erregen. Aber bei aller Sorgfalt der charakteristischen Zeichnung und deren makellosen Vollendung hat er, wie es scheint, Bescheidenheit und ernstes Streben genug, um noch weit mehr hoffen zu lassen. Was mich und unsere Freunde noch besonders zu ihm hinzieht, ist eine gewisse Aehnlichkeit mit Dir. Gott gebe daß er sich bei näherer Bekanntschaft als einer der Unseren bewähre, denn die Zahl unserer Feinde ist auch im Wachsen und zu diesen gehört namentlich der berüchtigte ‚Maler Müller'[1], der eine eigene Schrift gegen Carstens herausgegeben hat und diesen unvergleichlichen Künstler überhaupt auf alle Weise angefeindet haben soll, was freilich für uns Grund genug ist, uns seine Feindschaft zur Ehre anzurechnen. Wir aber vertrauen dem stillen Gange der Wahrheit und der ihr innewohnenden unwiderstehlichen Kraft, halten uns ruhig in unsern Zellen, unbekümmert um das was draußen vorgeht, und streben nach besten Kräften dem Ziele der Vollkommenheit nach.

„Abends zeichnen wir Draperiestudien nach Pforr's großem Venetianischen Mantel, in welchem wir wechselsweise nach der Reihe uns selber Stellungen machen, wonach die Andern dann zeichnen. Eine interessante Sammlung von Draperien haben wir schon auf diese Weise bekommen, wovon ich Dir bei nächster Gelegenheit eine Probe schicken will, wie auch von unsern Mo-

[1] Friedrich Müller, der Maler und Dichter, geb. 1750 zu Kreuznach, seit 1778 in Rom, wo er am 23. April 1825 starb. Er ist am bekanntesten als „Maler Müller", oder auch „Teufelsmüller", wegen der Wahl der Gegenstände, in denen Teufel eine Hauptrolle spielen.

bellakten, für welche man hier Personen aller Art und jeden Alters bekommen kann. Was aber Wien vor Rom voraus hat, ist die unschätzbare Gelegenheit verschiedenartige charakteristische Köpfe zu sehen, namentlich unter den Griechen, Armeniern und polnischen Juden, was entbehren zu müssen ich hier oft beweinen möchte. Seit Aufhebung der Mönchsklöster würde man hier kaum mehr wissen, wie dem Manne der Bart steht, wenn nicht einige lumpige Bettler aus dem Modellstehen Profession machten und daher auch auf allen Bildern der Franzosen bald als Römische Senatoren, bald als homerische Helden ꝛc. wieder zu finden sind. Es ist wahr, daß der Menschenschlag hier im Ganzen unverderbter und ungeschwächter erscheint als in Deutschland, das gilt jedoch, wie mich dünkt, mehr von Weibern und Kindern als von Männern, unter denen man doch auch hier nur selten bedeutende, charakteristische Erscheinungen findet. Weit auffallender ist der Unterschied in der Lebhaftigkeit sich zu äußern und in der freien Ungezwungenheit der Bewegungen, besonders in der niederen Volksklasse; denn die gebildete Welt ist hier im Grunde wohl wie in den meisten großen Städten, und wenn man auf unseren Corso geht, kann man ebenso gut glauben in Wien zu sein als in Rom. Ueberhaupt aber habe ich aus meinen bisherigen Erfahrungen das Resultat gezogen, daß der Künstler weit besser thut seine Beobachtungen auf einen kleinen Kreis zu beschränken und in diesem mit allen Kräften in die Tiefen der Natur einzudringen, als sich auf Vielerlei auszudehnen, wobei er leicht zerstreut und aus sich selbst herausgerissen wird, weßhalb ich auch, bei meinem leicht [zu] zerstreuenden Charakter, auf alle weiteren Reisen (nach Neapel u. s. w.) gern verzichte.

„Während der Abwesenheit unserer Freunde führten Wintergerst und ich ein wahres Mönchsleben, zogen uns von Allem zurück und lebten nur der Kunst. Morgens kauften wir zusammen ein; Mittags kochten wir abwechselnd selbst unser Essen, das aus nichts bestand als einer Suppe und etwa einer Mehl-

speise oder einem schmackhaften Gemüse, und nur durch ernsthafte Kunstgespräche gewürzt wurde. So waren wir zufriedener und glücklicher als tausend Reiche, die mit allen Leckerbissen der Welt sich bis zum Ueberdruß mästen. Abends machten wir ebenso regelmäßig einen Spaziergang, nicht selten auf den Monte Cavallo, wo wir die unvergleichlichen Statuen der Dioskuren bewunderten und uns bemühten den Geist recht zu erfassen, der auch so sichtbarlich Carstens und Wächter geleitet und genährt hat." — So weit der Brief.

Das Tagebuch fährt fort:

„Donnerstag den 28sten November

fing ich an das Christusbild für Pforr zu entwerfen. Nun Fritz! sammle doch alle deine Gedanken und Gefühle und laß in diesem kleinen Andachtsbildchen, das für deinen Pforr bestimmt ist, deine innersten Empfindungen sprechen. Der Herr wolle mich selber recht mit seinem Geiste durchdringen und mich es andachtsvoll vollbringen lassen! — Nach meiner Idee würde ich es auf Goldgrund malen, zu beiden Seiten einen Engel mit den Marterinstrumenten, unten Pforr's Bildniß, knieend, in die Farbe der Hoffnung gekleidet.

Freitag den 29sten [Nov.].

Pforr ist aber nicht ganz damit zufrieden, sondern wünscht eine Luft zum Grund und die Nebenfiguren ganz weggelassen, unten aber einen schmalen Streif Landschaft. Den Christus selber wünscht er ganz liebevoll, die Verheißung zusichernd auf ein ewiges seliges Leben, das er uns selbst durch sein Leiden erkauft hat. Das Haar voll — die Füße mit den Wundmalen sichtbar.

Montag den 2ten December

zog ich aus meinem großen Arbeitszimmer in mein Cabinetchen, wo ich mehr vor Kälte und Zugluft gesichert bin. — Zur großen Freude der Freunde schnitt ich mein Haar ab.

Mittwoch den 4ten [Dec.].

Am Morgen begegnete mir Veit in der Nähe des Klosters, und da wir hinauf kamen auf den Platz vor demselben, sprach er: ich habe nicht Zeit mit hinaufzugehen, nehmen Sie hier was ich für Sie erhalten habe, und gab mir in einem Billet 8 Ducaten und lief lachend davon.

Donnerstag den 5ten [Dec.].

Nach reiflicher Ueberlegung fand ich es gegen mein Gewissen und meine Ueberzeugung, Veits Anerbieten anzunehmen; ich gab es daher am Abend, da ich zur Lection zu ihm kam, zurück. Mir war ein Stein damit vom Herzen. Herr mein Gott! laß mich doch immer nach Pflicht und Gewissen handeln und keine Noth müsse mich bewegen können nach einem Gute die Hände auszustrecken, das mir nicht nach vollkommenem Recht zukommt. Späterhin las ich in der Bibel und fand den herrlichen Gegenstand, wie Joseph sich seinen Brüdern zu erkennen gibt; ein Gegenstand, der sich wie wenige eignete gemalt zu werden und den ich früher oder später ausführen zu können wünschte [1].

Freitag den 6ten [Dec.].

Veit ließ es bei dem gestrigen nicht bewenden, sondern brachte mir am Abend das Geld noch einmal wieder, und drang in mich es zu nehmen, und etwa dafür sein Portrait zu malen, unter welcher Bedingung ich es annahm. — So hast Du mir nun o Herr! wieder ein Hilfsmittel an die Hand gegeben! Herr! Deine Gnade ist unermeßlich! Von meiner Wiege an hast Du mich väterlich beschützt und geleitet und mit Segen überhäuft. Denn unter dem Schirm und Schatten der elterlichen Fürsorge wuchs ich sorglos und von Allem begünstigt

[1] Die Geschichte Josephs im alten Testament sprach Overbeck und seine Freunde so mächtig an, daß sie in der Folge für ihren ersten Versuch in der Frescomalerei gewählt wurde.

auf, und Du gabst o Herr! daß ich Dein Gebot lieben lernte und Dich fürchten für die höchste Weisheit und für das höchste Gut erkannte! Du giebst auch jetzt, da ich nun anfangen soll durch meiner eigenen Hände Werk mir mein tägliches Brod auf Erden zu verdienen, Mittel und Gelegenheit an die Hand, daß ich nicht genöthigt bin meine Lieblingswünsche, in der Kunst mich auszubilden, dem Bedürfniß aufzuopfern!

Sonntag den 8ten [Dec.]

war ich mit Wintergerst auf dem Capitol . . . Von dort gingen wir in die Kirche Aracoeli, wo gerade Hochamt gehalten ward. — Nachmittags wollte ich mich mit Pforr über seine Krankheit besprechen, allein ich wußte die Worte nicht zu wählen und brachte ihn wider Willen in Harnisch. — Welch ein schmerzlicher Unterschied gegen sonst, wo niemand so viel über ihn vermochte als ich! Herr mein Gott! laß ihn doch keinen falschen Verdacht gegen mich fassen und zu einem gegründeten gegen mich ihn nie berechtigen.

Montag den 9ten [Dec.].

Abends zeichneten wir zum erstenmal nach dem Modell (d. Schuster).

Dienstag den 10ten [Dec.].

Pforrs Krankheitszustand läßt mich nicht viel Zeit zum Arbeiten erübrigen; ich gieng seinethalben mit Vogel zum Doctor Schlosser[1], der sich zu unserer großen Beruhigung seiner sehr annimmt und auch Gottlob! noch mit ihm zu reden vermag. Er versicherte, daß sich bis jetzt gar nichts bestimmtes sagen lasse, indem man unmöglich wissen könne was im Innern der

---

[1] Christian Schlosser, Pforr's Landsmann, hatte anfänglich Medicin studirt, überhaupt aber durch die schöne Vereinigung von Geist, Wissen und Charakter sich das Vertrauen der jungen Maler erworben.

Brust vorgehe und sich darin zubereite, indessen habe er viele Hoffnung, und versprach mit einem italiänischen Arzte zu ihm zu kommen, und auch etwa nach einem andern Quartier für ihn sich umzusehen.

Mittwoch den 11ten [Dec.].

Beim Modellzeichnen, an dem heute auch Cornelius theilnahm, ernte ich übermäßiges Lob ein; — sei auf deiner Hut, Fritz! daß du dadurch nicht gegen dich selbst verblendet wirst, und zeichne stets mit der größesten Aufmerksamkeit und Anstrengung nach der Natur als die dich lehren soll in allen Stücken. Such' von jedem Ding recht den Charakter aufzufassen, und gieb ihn dann treu und liebevoll wieder. Cornelius zeichnet charakteristisch und fest, doch vielleicht etwas Carricatur.

Donnerstag den 12ten [Dec.]

war ich bei Cornelius und sah sein Bild, das mir aber nicht so wie seine Zeichnungen zum Faust gefiel, indem es mich affectirt und übertrieben in der Composition und Zeichnung und manierirt in der Malerei dünkte; ich war so viel möglich offen gegen ihn, denn ich wünschte sehr diesem edlen Menschen und eifrigen Künstler nahezukommen.

Montag den 16ten [Dec.]

schrieb ich an Sutter, als es klopfte und die Frl. Reinhard[1] in großer Hast und Freude hereintrat, und mir ankündigte, daß sie mir etwas angenehmes zu sagen habe! Dann zog sie einen

---

[1] Sophie Reinhardt, geb. 1775 zu Kirchberg, Schülerin des Galleriedirectors Becker in Karlsruhe, hat als Malerin und Radirerin sich einen Namen erworben. 1810 ging sie nach Italien, um die Kunstschätze und Sitten und Gebräuche des Landes kennen zu lernen. Sie malte heilige Gegenstände und historische Bilder besonders aus der badischen Geschichte, am bedeutendsten sind aber ihre Genrebilder, wie die Illustrationen zu Hebels alemannischen Gedichten, und italienische Scenen. Sie starb 1843.

Brief hervor und nachdem sie mir erzählt hatte, daß sie vor Kurzem an die Königin von Bayern über mich und meine Arbeiten geschrieben habe, las sie mir daraus die Worte vor: ‚Von dem Maler O. wünsche ich und bitte ich Sie mir ein Bild zu bestellen; und mit dem Preise seien Sie nicht so gar gewissenhaft, denn wenn man etwas Schönes erwartet, läßt man sich die Kosten nicht reuen.‘ — Ich war so sehr von Freude überrascht, daß ich fast keine Silbe herauszubringen vermochte! Das ist mehr als ich mir je hatte träumen lassen, das kann der Grund zu deinem zukünftigen Glücke sein. Und die Eltern sind nun der Sorge um dich enthoben. — Gesegneter Tag, deiner will ich Zeitlebens gedenken und den Herrn preisen, so oft ich mich dieses Tages erinnere. — Die Wahl des Gegenstandes bleibt mir überlassen, nur daß es kein allzu ausgedehnter sei, damit sich die Arbeit nicht allzu sehr in die Länge ziehe. Nur den Freunden darf ich es mittheilen, aber übrigens soll es verschwiegen bleiben. — Nachdem die Reinhard fort war und ich dem Himmel auf den Knien für solches Uebermaß der Freude gedankt hatte, sprang ich hinauf zu den Freunden und erzählte ihnen mein Glück. Nachmittags wollte ich unmittelbar mit meiner kleinen Zeichnung von der Anb[etung] d. 3 Könige zu der Reinhard, traf sie aber nicht zu Hause; da ging ich spazieren, suchte mir einen einsamen Weg, wo ich in der freien Natur recht mit meinen Gedanken und meinem Glück allein war; da suchte ich mir es nun erst recht klar zu machen, denn bis dahin wußte ich selber kaum wie mir geschehen war, und dachte über passende Gegenstände nach. — Nun will ich auf der Stelle an die theuren Eltern schreiben, und das soll ein rechtes Fest für mich sein.

Mittwoch den 18ten [Dec.]

ging ich zur Frl. Reinhard mit der kleinen Zeichnung, die sie billigte und zu malen rieth. — Nun ist es also ausgemacht,

ich male die Anbetung der heiligen drei Könige, meinen Lieblingsgegenstand, und male ihn für eine fromme kunstliebende Königin!

Freitag den 20sten [Dec.]

schrieb ich nach Lübeck! Welche Freude! nun kann ich die Eltern auf einmal ganz der fernern Sorge um mich entladen und mein Glück wird ganz sicher sie in ihrem Schmerze nicht wenig trösten und aufheitern. — Dies ist der so lange ersehnte Zeitpunkt; nun bist du also endlich, oder vielmehr schon! ein Mann, ein unabhängiger Künstler, der in seiner Werkstätte frei wie ein König über das unendliche Reich der Fantasie herrscht und sich selber eine schönre Welt schafft. Glaube nun deswegen nur nie, daß du schon ausgelernt habest, sondern bedenke daß der Künstler bis an sein seliges Ende Schüler bleiben soll und mit jedem Tag weiter zu kommen suchen muß. Dank' aber vielmehr dem Herrn in ununterbrochenem Herzensgebet für die unendliche Barmherzigkeit, mit der Er über dir wacht.

Sonnabend den 21sten [Dec.].

Lottens Geburtstag. — Heute bin ich um vieles rückwärts gegangen. Unabänderliche Dinge müßen dich nicht zum Aerger reizen können oder dich launisch machen. Aber diese Art wird mit nichten ausgetrieben denn nur durch Beten und Fasten. Wahr ist's, daß Pforrs Krankheit dich viele Zeit kostet, allein wenn du nur erst einmal wirst gelernt haben dich zu sammeln und nicht durch tägliche kleine Geschäfte stören zu lassen, so wirst du das nemliche mit weit geringerem Zeit-Aufwand ausrichten können. Thue nur alles mit Freudigkeit, besonders jeden Dienst, den du dem Freunde erweisest.

Montag den 23sten [Dec.]

fing ich an dem Carton an zu zeichnen zu meinem kleinen Bilde für die Königin v. Bayern. — Ach! daß es dem Herrn gefiele mir seinen Segen zu diesem Werke zu geben. Du weißt es,

Herr! daß mich nach Nichts so sehnlich verlangt als die herrliche heilige Kunst recht fassen zu können und Werke liefern zu können, die wirklich das Innerste erschüttern und bewegen. Alle meine Kräfte will ich nun zusammennehmen, und auf den Herrn vertrauen, der oft durch schwache Hände große Dinge wirkt. Er hat Wohlgefallen an denen die sich von Herzen vor ihm demüthigen und auf seine Hilfe bauen.

Dienstag den 24sten (Weihnacht-Abend).

Ein unerwartet herrlicher Tag, als wollte es wieder Frühling werden. — Ich ging aus in der Absicht etwas zu suchen, womit ich den Freunden könnte eine Freude machen, etwa Kupferstiche oder Bücher; fand aber statt dessen eine lateinische Bibel, nach der mich so gelüstete, daß ich sie mir selber zur Weihnacht bescherte und meine deutsche Bibel Pforr gab [1].

Abends machte uns Pforr eine große Freude mit einer Bescherung, womit er uns überraschte. Mein Madonnenbildchen ward mit Laubwerk verziert auf einen erleuchteten Tisch gestellt, auf dem für jeden von uns Geschenke lagen — ich erhielt eine antike Schale mit Orangen und Trauben gefüllt, samt einer Zeichnung von der Gegend bei Bajä, wo sie gefunden worden war. Abends bei Columbo." —

Bei Erwähnung dieser Weihnachtsüberraschung, welche der kranke Pforr seinen Freunden und Pflegern bereitete, hat der bescheidene Schreiber von den Versen zu reden unterlassen, welche der Spender der antiken Schale an ihn gerichtet hat. Sie sind unter seinen Papieren aufbewahrt nebst einigen Zeilen, welche Pforr an Ludwig Vogel richtete, „als er ihm am Weihnachtsabend samt einem alten Holzschnitt-Buch sein Zeichen, die weiße Gemse auf blauem Felde gezeichnet, schenkte." (Rand-

[1] In einem Brief vom 27. September 1810 bat L. Vogel seinen Vater um eine lutherische Bibel; nur Overbeck habe eine, „und da er sie sozusagen jede Stunde braucht, so können wir nie darin lesen."

bemerkung Overbecks.) Die auf Overbeck gemünzten Worte Pforr's lauten:

„Johannes, du junger Adler, schwingest
Auf der Andacht Flügeln dich empor,
Rasch dem Staub entwunden bringest
Du hoch in der Seligen Chor.

Da wo andere Augen nichts erblicken
Als wie Glanz und Licht auf Licht,
Da, du Auserwählter, da beglücken
Dich der Heiligen Angesicht.

Und wo andere nur hoffen,
Stehst du fest und blickest hoch und weit,
Ach du siehst den Himmel offen
Und des Heilands Herrlichkeit.

Meinen Wunsch und meinen Segen:
Dein Gefühl sei stets so klar und rein,
Niemals mög' Versuchung dich erregen
Und der Friede soll stets bei dir sein."

Das Tagebuch fährt fort:

A° 1812.

„Den Eintritt ins neue Jahr feierte ich mit Wintergerst und Vogel; wir erwarteten die Mitternacht zusammen, und wenige Minuten vor 12 giengen wir zusammen aufs Chor, um den ersten Glockenschlag mit Gesang zu begleiten. Kaum schlug es Mitternacht, als ich mit der Orgel den Gesang: ‚Nun danket alle Gott' anstimmte, und unser andächtiger Gesang einfiel.

Februar, am Aschermittwoch.

Eine Pause von beinahe anderthalb Monaten [1], theils durch Nachlässigkeit und Leichtsinn, theils durch Pforr's Krankheit veranlaßt. — Der Himmel hat indessen wie es scheint Aussicht zu Pforr's Besserung gegeben; möchte die schon milder werdende

[1] Aschermittwoch fiel auf den 12. Februar.

Jahreszeit bald alle Besorgniß aus unsern Herzen und alles Uebel aus seinem Körper hinweg bannen. Der Herr wolle unser Aller Gebet erhören.

Während der Zeit sind nun zwei Briefe von Sutter gekommen, einer mit dem Abdruck einer Zeichnung von ihm, wie Ananias den bekehrten und blinden Paulus sehend macht — in welchem er uns auch von seiner nahe bevorstehenden Vermählung schreibt; und ein anderer, in welchem er uns die bereits erfolgte Vollziehung derselben meldet. Nun ist also er schon Ehemann, und mit welchem Edelmuth hat er diesen Schritt gethan! so konnte nur Sutter handeln, aber Er konnte auch nicht anders handeln! — er bleibt in allen Lagen des Lebens sich gleich, immer der edle tugendliebende und übende Sutter! wie beschämend ist für dich jeder Zug von ihm! — Wie herrlich ist die Zeichnung, wie so ganz wieder seine Seele darin ausgesprochen!

Heute habe ich auch angefangen an meinem Bilde die Anbetung der h. drei Könige zu malen. — Der Frühling kommt nun bald, schon bekommen die Bäume Knospen und bald wird die ganze Natur sich erneuen; laß doch mit ihr o Gott! mein Heiland und großer Helfer, auch mein Inneres neu werden; laß die alten seligen Kunstgefühle sich recht in mir erneuen, die mich damals erfüllten, da ich die Auferweckung Lazarus malte! Dann nur hat die Kunst wahren Gewinn, wenn sie Liebe zu Gott und allem Schönen nährt und das Herz des Künstlers zu einem Tempel aller Tugenden weiht.

Donnerstag [im Februar].

Der Anfang meines Bildchens für die Königin ist nicht der glücklichste. Unter dem Grund mag wohl zu viel Firniß, zu wenig Körper von Farbe sein, auch derselbe zu wenig mit Bimpstein [sic] abgeschliffen sein, weil die Farben nicht decken wollen. Laß dich das aber nicht irre machen; überlege alles wohl, wie es am klügsten sei zu Werk zu gehen, und im Uebrigen

vertraue auf den Herrn! — — Verschließ dein Herz nicht dem Mitleid und deine Seele nicht dem Erbarmen. So dich jemand anspricht um eine Gabe, so gieb demselben was du hast mit Freundlichkeit . . . So dich nun dein Freund bittet um eine Stunde oder auch zween mit dir zu kosen und sein Herz vor dir auszuschütten, so laß deine ganze Seele seiner Seele zugewendet sein und eröffne dich in Liebe und Vertrauen; denn der Herr der Herzenkündiger erkennet wohl was in dem verborgensten Winkel deines Herzens vorgeht, und wirst ihm deinen Falsch und Tücke nicht verbergen.

Sonntag [16. Febr.].

So habe ich denn endlich einmal wieder eine Stunde mit Pforr verplaudert, die mich recht an unser altes Verhältniß erinnerte, an unsre süßen Kunstgespräche, an die Abende wo wir zusammen die lieblichsten Ideale uns schufen. — Gebe Gott, daß mit seiner zunehmenden Besserung nun alles wieder ins alte Gleis komme, und sich unsre Liebe noch vor unsrer Trennung [1] recht von neuem wieder entzünde, und uns dann beide lebenslang nie mehr verlasse.

Montag [17. Febr.]

habe ich den Carton von Sulamith und Maria durchgepaust und daran auszuzeichnen angefangen.

Mittwoch [19. Febr.]

las uns Schlosser aus dem Dante [2].

Freitag [21. Febr.]

kam ein Brief von Sutter, mit der Nachricht, daß er mit Freuden das vorgeschlagene Altarbild übernehme und daß er nach ge-

---

[1] Es war im Projekt, daß Pforr mit Wintergerst nach Deutschland zurückkehren sollte.

[2] Christian Schlosser übersetzte und commentirte den Klosterbrüdern an wöchentlichen Vorleseabenden Dante's Göttliche Komödie.

nommener Rücksprache mit einem sachverständigen Architekten wegen der verhältnißmäßigen Größe, an Onkel deshalb schreiben wolle; auch schickte er uns kleine Köpfe, Bildnisse von Türken, Griechen und Juden — Studien nach der Natur, für jeden von uns Einen besonders.

Freitag [28. Febr.].

Gerade jetzt, auf daß die Gnade Gottes desto augenscheinlicher und unläugbarer sei, schenkt mir Gott einen nicht zu wägenden Schatz! einen Freund! — ! Unvergeßlich soll mir Zeitlebens dieser Abend bleiben, wo ich die innigste Freundschaft des Cornelius gewann und mich zuerst seinen Bruder nennen durfte. — So ist denn nun Hoffnung, daß Hottingers Stelle bald wieder ersetzt sein wird und die Siebenzahl unsers Bundes wieder voll wird. Herr! mein Gott! erhalte mir die Liebe so vieler guter und edler Menschen, und laß mich derselben nie unwürdig oder vielmehr ihrer immer würdiger werden! — —

Unter Gottes freiem Himmel ward der schöne Bund zwischen uns geschlossen, und — auf ewig! so Gott will! — Heilig sei mir der Platz, wo ich den ersten Bruderkuß von ihm empfing, und heilig die Stunde, in der es geschah."

Ohne Zweifel hat am Tage darauf, einem Samstag, wo die wöchentlichen Abendversammlungen gehalten wurden, die Aufnahme des Cornelius in den Bund der Lukasbrüder stattgefunden. Vogel, der eine lebhafte Schilderung dieser fröhlichen Feier gibt (in einem Brief vom 20. März 1812), sagt, daß es ein Samstag gewesen und daß Cornelius, da die Lustbarkeit unter Gesängen und Toasten bis nach Mitternacht dauerte, bei ihnen über Nacht geblieben sei[1]. Am andern

[1] Es wurden „bei guter [illegible]m Wein" viele Gesundheiten ausgebracht auf die Freunde [illegible]n Eltern, auf die alten Meister, von deren Werken viel die R[illegible], auf das „was ein jeder liebt"; auch Sutter, dessen Porträt an der Wand mit Lorbeerkränzen aus dem Garten verziert hing, wurde tüchtig zugetrunken. „Dann sangen wir

Morgen aber, da es „ein herrlicher Sonntag war", spazierten sie allesammt der Tiber nach zur Stadt hinaus nach der uralten majestätischen Basilika S. Paul, und kehrten erst des Abends wieder ins Kloster zurück.

Wie Cornelius über seinen neugewonnenen Freund urtheilte, wissen wir aus seinem Briefe an Mosler, den er ungefähr um die gleiche Zeit, im März 1812, über die Klosterbrüder geschrieben. Dort heißt es: „Overbeck ist derjenige von ihnen, der durch die Milde seiner Seele und die Kraft seines edlen Geistes die Andern alle um sich versammelt und für alles Herrliche entflammt hat. Er mag wohl der größte Künstler sein, der jetzt hier lebt, und Du würdest erstaunen, wenn Du seine Arbeiten sähest. Dabei ist er die wahre Demuth und Bescheidenheit selbst." [1]

Overbeck an Sutter.

„Rom, den 20. März 1812.

„Theurer Bruder! Durch Vogel erhältst Du die freudige Botschaft von dem neuen Zuwachs unserer Verbindung durch die Aufnahme des trefflichen Cornelius, der bereits unsere unbegrenzte Liebe besitzt und dieselbe mit der herzlichsten Freundschaft und Vertraulichkeit erwidert. O daß ich diesen Brief selbst begleiten könnte, wie meine Gedanken ihm folgen, um die Freude mit Dir zu theilen, die auch Du über dieses frohe Ereigniß empfinden wirst." . . . . .

Um diese Zeit traf Dr. Christ. Schlosser, der sich den Klosterbrüdern vielfach wohlwollend und nützlich erwiesen, Vorbereitungen zur Heimkehr ins Vaterland. Cornelius und Overbeck beschenkten ihn zum Abschied mit ihren, von ihnen gegenseitig gezeichneten, Porträten. Die Bildnisse befinden sich auf einem Blatte, mit der Widmung: „Zur Erinnerung an unsern

---

allerlei Lieder, z. B. am Rhein, am Rhein ꝛc. und die Freude von Schiller." L. Vogels Leben l. c. S. 31.

[1] Förster, P. v. Cornelius. I 118.

Freund C. F. Schlosser von F. Overbeck und J. P. Cornelius. Rom, den 16. März 1812."

Nach einer längern Pause fährt das Tagebuch fort:

„Sonntag am 19ten April
reiste Schlosser ab.

Gesegnest seist du, mein Bruder Cornelius! daß du mit deinem edlen Beispiel mir vorleuchtest; gesegnet auch du mein Freund Schlosser! der du mir zu früh genommen bist, um in mir den Samen Wurzel schlagen zu sehen, den du in meine Seele streutest; der Herr sei mit dir, und geleite dich auf allen deinen Wegen! — Du bist, o mein Freund! gleich einer lebendigen Quelle, der nimmer Getränk mangelt. Dich aber, mein Bruder Cornelius! vergleiche ich einem verschlossenen Garten voll Blumen und lieblicher Früchte. Stehe auf Nordwind, und komm Südwind, und wehe durch diesen Garten, daß seine Würze triefen.

Montag den 20sten [April].

Nun habe ich wiederum angefangen zu arbeiten; wie viel ruhiger ist nicht meine Seele schon! . . Der Thomas a Kempis stehe mir immer als weiser Lehrer zur Seite.

Freitag den 24sten [April]
beendigte ich das Mohrenbübchen [1]. Wintergerst kam und sah es und war recht damit zufrieden. — Die grünen Höschen, die ich ihm gemacht habe, sind mir ein Beweis, daß man auch von jetzigem Costüm manches brauchen kann. Nicht genug kann doch der Maler die Natur beobachten, die ihn umgiebt; in allem findet er Stoff für seine Kunst; alles giebt seiner Fantasie Nahrung. — Abends spielte ich mit Cornelius Schach, wobei ich ihn zweimal matt machte. Später hatte ich mit Wintergerst ein sehr ernstes herzliches Kunstgespräch; er

[1] In der Anbetung der Könige.

glaubte auf Irrwegen zu sein in der Kunst, indem er fürchtet sich fälschlich ganz ausschließlich für ein Fach bestimmt zu haben, das die Menschen heut zu Tage nicht anspricht, weil es in keiner unmittelbaren Beziehung auf uns steht. Ich warnte ihn ja keinem vorübergehenden Gefühl zu folgen, sondern recht in seinem Innern zu forschen, zu was seine Natur sich eigentlich hinneige, und dann seinem innersten Gefühl zu folgen; ferner recht aufmerksam die Natur zu beobachten und nach ihr bisweilen mit möglichster Sorgfalt zu zeichnen oder zu malen, und endlich häufig gute Dichter zu lesen. — Dann ging unser Gespräch auf Religion über, wobei ich ihm meine traurige Lage klagte, an dem Genuß des Abendmahls nicht theilnehmen zu können.

Sonnabend den 25sten [April].

Ein Tag der Freude, ein wahrer Festtag! Morgens kam der Hr. Schuler zu mir und trug mir auf, sein Brustbild zu malen. Wie erwünscht wiederum! da gerade jetzt mein Geld auf die Neige geht. Verkenne auch darin nicht die Hand Gottes, Fritz!

Vergiß nicht deines Gottes, o Seele!
Vergiß nicht was Er dir gethan!
Verehr und halte seine Befehle
Und bet' ihn durch Gehorsam an. — —

Nachmittags theilte mir Wintergerst die Nachricht mit, daß er von Bayern aus Unterstützung erhalten werde. Gott! Gott! wie waltest Du über uns, unsichtbar sichtbar! Ja so mußte es sich fügen, Vogel mußte den Wechsel nicht erhalten, damit Wintergerst nicht abreiste, ehe noch diese Botschaft kam; und als der Wechsel endlich anlangte, mußte Schlosser den Vorschlag thun, daß Wintergerst um Pforr's willen noch hier bleibe, um ihn späterhin auf seiner Reise zu begleiten. Kaum hat aber Wintergerst den Entschluß gefaßt noch da zu bleiben, siehe da erscheint was man kaum zu wünschen sich getraute.

Sonntag den 26sten [April]
war ich mit Cornelius in der Gallerie des Capitols, besonders in der Absicht das Portrait des Bellino recht zu betrachten als Vorbereitung auf das bevorstehende Portrait . . . . Späterhin hatte ich mit Cornelius ein Gespräch über Pforr, dessen Zustand anfängt mir sehr viel Sorgen zu machen. Von Tag zu Tag schwindet mehr die Hoffnung seines Aufkommens; kein Mittel will anschlagen. — Herr! allmächtiger und barmherziger Gott! ist's möglich so gehe dieser Kelch an uns vorüber! — Aber mach' dich gefaßt bei Zeiten! mache dich wo möglich mit dem Gedanken ihn zu verlieren recht vertraut! Herr! geh nicht mit mir ins Gericht, daß ich noch nicht vermag zu sagen, nicht mein sondern Dein Wille geschehe! ach meine Natur ist allzu fest an ihn gewachsen! — Mit ihm und durch ihn habe ich den wahren Mai meines Lebens genossen! Pforr! mein Bruder! Deine Liebe war mir sonderlicher denn Frauenliebe! Und nun! muß ich mit dem Gedanken vertraut zu werden suchen, durch das Grab von dir getrennt zu werden! — —

Montag den 27sten [April]
fing ich an dem Portrait des Herrn Schuler an zu malen . . .

Dienstag den 28sten [April]
wohnte ich dem Leichenbegängniß des Malers Cramer bei. Deutsche und Niederländer folgten, Katholiken und Protestanten durcheinander gemischt. Pforr kam mir dabei nicht aus dem Sinne und die Sorge, daß vielleicht in Kurzem wir ihm die gleiche letzte Ehre anthun müssen, machte mich sehr traurig. Da ich aber nach Hause kam, fand ich ihn heiterer als seit geraumer Zeit. Herr! barmherziger Gott! erhöre doch unser inbrünstiges Gebet und erhalte uns unsern theuren edlen Pforr! Lasse ihn, wenn es Deinem heiligen Willen nicht zuwider ist, seiner Gesundheit mit Schnelligkeit entgegengehn und schenke ihm noch einmal recht ungetrübt und in seinem ganzen Glanz den Genuß eines frohen Lebens!

Freitag den 1sten Mai.

Auch heute war Pforr ziemlich heiter und im Reden aufgeräumt. Gieb doch o Herr! daß es nun mit ihm wirklich der Besserung entgegengehe, und seine jetzige Besserung nicht bloßer Schein sei. Sieh Herr! Du weißt es, daß ich sein Leben gern erkaufen möchte, so ich es im Stande wäre. So laß mich nun auch nicht müde werden, was an mir liegt beizutragen zu dem Fortschreiten seiner Besserung!

Sonntag den 3ten [Mai]

hörte ich zum erstenmal die Frühmesse in unsrer Kirche, welches ich mir vorgenommen habe von nun an alle Sonntag regelmäßig zu thun. — Das schöne Maiwetter ist schon wieder vorüber, und der Regen wirkt auf Pforr eben nicht vortheilhaft. — Gott! Gott! wann wird endlich einmal eine Aenderung erfolgen, eine Besserung!"

Hier bricht das Tagebuch plötzlich ab. Vielleicht war der schwere Schlag, den Pforr's rasch zunehmende Krankheit und Tod verursachte, Schuld an dem plötzlichen Verstummen. Die Gebete wurden erhört, aber die Besserung, das neue Leben sollte einer andern Welt gehören. Die wenigen Monate, welche dem Leidenden in der Mitte der Freunde noch vergönnt blieben, waren für diese eine Kette von Sorgen und Erschütterungen.

Overbeck an Sutter.

„Rom, den 10. Mai 1812.

„Wie gern, mein Vielgeliebter, würde ich nun recht ausführlich mit Dir reden über Deine vortreffliche Erfindung des Bildes vom liebevollen Schöpfer [1], um Dir zu sagen, was ich Alles darin erkenne und wie weit ich im Stande war Dir nachzuempfinden, was Du magst empfunden haben beim Zeichnen

[1] Skizze einer Composition vom zweiten Schöpfungstag.

dieses schönen Werkes .... Aber es fehlt mir an Zeit und wohl auch an der erforderlichen Gemüthsruhe.

„Die herzliche Sorge um die Gesundheit, ja um das Leben unsres theuren Bruders Pforr ist es, die mich und uns Alle nun schon Monatelang zwischen Furcht und Hoffnung hin und her ängstigt. Du weißt, daß er schon im Herbst, als er von der verderblichen Reise nach Neapel zurückkehrte, mit einem bösen Husten behaftet war; dieser hat ihn den ganzen Winter nicht verlassen und seine Brust so sehr zerrüttet, daß Schwindsucht oder Auszehrung fast unvermeidlich schienen. Dabei ward die Krankheit durch alles erdenkliche Ungemach noch gefährlicher und unerträglicher, mithin für uns noch kummervoller, theils durch Mangel an Pflege, die wir jungen unerfahrnen Burschen bei dem besten Willen nicht im Stande waren ihm zu verschaffen, theils durch Mangel an Bequemlichkeit in unserm Kloster[1], das er, zur Zeit da es noch hätte geschehen können, durchaus nicht mit einer andern Wohnung vertauschen wollte, — und durch vieles andere noch, das sich in der Kürze nicht so sagen läßt. Wirklich unsre Lage wäre oft verzweiflungsvoll, wenn wir nicht Glauben und Vertrauen hätten auf den Herrn, bei dem wir durch tägliche Gebete Trost und Ergebung suchen. Das einzige Mittel, worauf wir noch Hoffnung bauen, eine Luftveränderung, konnte bis jetzt nicht statthaben wegen des gerade in diesem Jahr so späten Eintritts des Frühlings. Nun aber, da endlich das Wetter schön geworden ist, denken wir ihn mit Gottes Hilfe auf's Land zu bringen. — Bete auch Du mit uns für das theure Leben des Edlen, für das ich willig das meinige gäbe, da mit ihm mein bestes Leben von mir genommen wird. Des Gerechten Gebet, lehrt uns die heilige Schrift, vermag viel, wenn es ernstlich ist, und Dich habe ich ja immer den Gerechten genannt, und wir Alle wissen ja, daß

[1] Es war kein Ofen da, und im tiefsten Winter bestand das einzige Mittel zum Heizen in einem Kohlenbecken.

Du ein Gerechter bist. Ach! wenn Du sähest, wie er mit christlicher Geduld all sein Leiden trägt, Du würdest ihn bewundern! ...

„Durch die übersandten Kirchengesänge hast Du mich auf's neue überzeugt, wie Du meine innersten Bedürfnisse kennst. Ich danke Dir, Freund, für Alles. — Du wirst Dir nun leicht eine Vorstellung machen können, wie wenig wir diesen Winter zu arbeiten im Stande waren. Componirt habe ich seit dem Herbst gar nichts, eine kleine Gelegenheitszeichnung ausgenommen, die ich zu einem Trauerspiel als Titelblatt[1] componiren mußte, die aber für nichts zu rechnen ist. Meine ganze Arbeit sind drei Figuren und der Hintergrund an dem Bilde für die Königin von Bayern."

Als die Witterung es erlaubte, in der zweiten Hälfte des Mai, wurde Pforr nach dem höher gelegenen, gesünderen Albano verbracht. Wintergerst, der die größte Hingebung und Aufopferung bewies, der „treue Erzschwab", wie ihn die Genossen nannten, begleitete ihn und blieb ihm als Krankenpfleger zur Seite. Sie nahmen ihren Aufenthalt im Kloster S. Paolo, das vordem das Seminar der Pauliner gewesen. Die stattlichen Gebäude desselben, die Kirche und die Gärten, im Raume des alten römischen Castrums gelegen, bilden noch einen der ansehnlichsten Punkte der freundlichen Stadt Albano. Von seiner mit Gras bewachsenen Piazza führen drei convergirende Straßen abwärts und bezeugen durch ihre Namen, als Via di San Paolo, Via dell' Abbazzia di San Paolo, seine frühere Bedeutung. Das Kloster scheint während der Zeit seiner Unterdrückung als Zufluchtsort für kränkelnde Fremde und deren Familien gedient zu haben.

Wenn gleich Pforr's sterbendes Auge meist auf dem innern

---

[1] Ohne Zweifel zu H. Kellers „Vaterländischen Schauspielen" (Zürich 1814), für welche Overbeck eine Zeichnung „Waldmann im Gefängniß das Todesurtheil anhörend" lieferte.

Hofe des Klosters und seinem langen abfallenden Garten ruhte — vielleicht mit einem fernen Blick auf das Meer und die Campagna — so hatte er wenigstens das Bewußtsein, in Mitte von Natur-Scenerien zu weilen, deren poetischer Zauber ihn in früheren gesunden Tagen entzückt hatte. Wenige Schritte vom Kloster, in der Nähe eines alten hölzernen Kreuzes, hatte er gleich so vielen Anderen vor und nach ihm die berühmte Aussicht genossen, wo das thurmartige rauhe Mauerwerk, Pompejusgrab genannt, und der dem Fürsten Barberini zugehörige Pinienhain aufragt über die breite, bis an das schimmernde Meer sich ausdehnende Landschaft. Auf seinem Lager ruhend konnte er im Geiste an den Rand des weltbekannten Albaner See's wandern, der klein aber höchst malerisch, so tief in seinem trichterförmigen Kraterbette liegt, daß selten ein Windeshauch ihn aufzukräuseln vermag: ein stiller classischer Fleck, von drei Klöstern und der herrlichen Sommerresidenz der Päpste beherrscht. Auch die kühnen Höhen des Monte Cavo und daneben das eigenthümliche, terrassenförmig sich erhebende Rocca di Papa, das nach Süden hin der Landschaft einen erhöhten Reiz verleiht, hatten einst seine Bewunderung erregt. Das pittoreske Felsennest würde ihm noch theurer geworden sein, hätte er voraus wissen können, daß es in künftigen Jahren der Sommersitz seines geliebten Johannes sein werde; daß dieses und das ihnen bereits so theure Rom mit den Ortschaften des Albaner Bezirks der erlesene Schauplatz sein würde, auf dem das Lebensdrama seines Freundes sich abspielen sollte; daß in diesen reichen und anmuthigen Gegenden und nicht in dem kälteren Deutschland, wie er von Neapel aus geäußert, sein Johannes mit seiner Kunst, seiner Sulamith leben sollte. Hinwiederum mußte auch Overbeck die Stätte eine besonders geweihte werden, weil auf dem Boden von Albano die irdischen Ueberreste seines Herzensfreundes geborgen wurden.

Die innigste Seelenverwandtschaft bestand zwischen dem jungen geistvollen Dr. Schlosser und dem Kranken, der zugleich sein

nächster Landsmann war. Der auf der Heimfahrt begriffene Gelehrte sandte ihm noch von Florenz aus recht aus dem Herzen fließende Worte des Trostes und der Theilnahme, und an Overbeck schreibt er von ebendort am 27. Mai 1812:

„Die Trauer über unsern lieben Pforr, mein werthester Overbeck, trübt in etwas die Freude in mir über Ihr Andenken. Möge Gott mit ihm sein, dem ich ihn täglich in meinen Gebeten empfehle. Ich empfinde tief, was für ein reines Wesen wir alle an ihm verlieren. Und leider muß mir nach allem, was ich vernehme, sein Verlust sicher erscheinen. Für mich, mein lieber Freund, der viel Güter dieser Welt verloren hat, ist dieses eine Erneuung alter Wunden, zu heilen allein in dem Hingeben in die Hand des allbarmherzigen Gottes. Aber Ihre schöne und ganze Seele, die stärke er in den bitteren Stunden des Leidens und Scheidens, und versüße Ihnen durch den Kelch seiner Liebe den herben Zug dieser Schmerzen. Ich wünschte bei Ihnen und Pforr zu sein. So wenig kann der Mensch etwas für den Menschen. Seien Sie, der Liebling unseres früher als wir aufgenommenen Freundes, seinem Herzen recht viel, auch in meinem Namen.

„Ich lege einige Zeilen an unsern lieben Kranken ein. Lesen Sie sie durch, und halten Sie zurück wenn sie etwas enthalten sollten, was seiner Stimmung entgegen wäre, oder geben Sie sie ihm, nach Ihrer Klugheit, in einer guten Stunde. Es kann aber auch sein, daß wir irren. Denn Gott ist stärker als die Natur, und Hoffnung bei den Lebendigen. Darum versäumen Sie alle und er nichts, um sich aufrecht zu erhalten. Inzwischen das dazu getretene Uebel, und ich fürchte, die Wurzel des Lebens ist versehrt.

„Nun eine Bitte. In der schönen Seelenfassung unseres Lieben vermuthe ich, daß er seinen Hinscheid vorausfühlen werde. Wenn er das thut, ist sein Geist stark genug um es zu ertragen, und schön genug um dieses Bewußtseins werth zu sein. Dann, und wenn er es selbst glaubt, verhehlen Sie ihm nicht,

daß er berufen werde, zur Herrlichkeit seines Gottes einzugehen. In dieser ernstesten Stunde denken Sie dann auch meiner bei ihm, sagen Sie ihm daß ich ihn unaussprechlich liebe, daß ich wünsche so durch das gefahrvolle Leben zu gehen, um ihn dort wiederzufinden, wo keine Trennung Befreundeter Statt hat. — Lassen Sie mich bald wieder von sich hören. Jeder Zug Ihrer Hand ist mir ein Geschenk der Liebe. Gott segne und stärke Sie. Möchte meine Liebe Ihnen etwas sein. Daß Sie die Nachahmung Christi lieben müßten, wußte ich voraus. Gewiß werden Sie mit immer wachsender Freude die Stufen darin bezeichnet finden, welche der Mensch beschreiten muß, um in den Tempel des Evangelii einzutreten.

„... Und nun, mein lieber Freund, grüßen Sie mir alle die Ihren, die ich in meinem Herzen trage. Dem Cornelius sagen Sie, daß ich sein Bruder bin und sein werde, und erlauben Sie meiner herzlichen Liebe zu Ihnen, Ihnen dasselbe zu sagen. Gott sei mit Ihnen und mir. Schlosser."

Alle Hingebung und treue Pflege war nicht im Stande der fortschreitenden Gewalt des Uebels Einhalt zu thun.

Wintergerst an Overbeck.

„Albano, den 3. Juni 1812.

„Lieber Herzens Overbeck! Ich danke Dir recht vielmal vor Deine Sorge über mein Verlangtes, welches ich den 2ten als in guter Ordnung erhielt. Leider über unsern lieben Pforr seinen Zustand kann ich Dir nicht viel Besseres schreiben; sein Uebel auf der Lunge scheint sich immer mehr zu verschlimmern .... Er liegt meistens im Bett und schläft unter Tags viel, wie in Rom; er ist äußerst schwach, so wie Du ihn verließest. Liebe Brüder, es ist mir leid, daß ich keine bessere Nachricht geben kann. Der Doctor kommt täglich einmal, er ist auch wie die andern, verordnet bald dies bald jenes. Der beste liebe Pforr! wär' doch nur ein Mittel ihm zu helfen! Ich bin meistens bei ihm, blos sehr frühe mach' ich einen Spaziergang an [den]

See von Albano oder nach l'Ariccia, dann gehe ich nach Haus und lese ihm was vor. Ich bin Gott sei Dank gesund und meinem Körper behagt diese Lebensart sehr gut, währenddem daß ich in der Kunst unthätig sein muß; manchmal möcht' ich wohl traurig werden, zur schönsten Zeit liegt alles in mir darnieder, wenn ich bedenke daß ich nun schon auf 30jährigen Beinen bald gehe und noch so weit zurück. Doch genug, ferne sei von mir, daß ich dem lieben Pforr was merken ließe. Gott wird es machen, wie es vor mich gut ist. — — Lieber Overbeck, viel Geld kostet es den guten Pforr hier, 10 Sc[udi] hab' ich schon ausgegeben; säume nicht, wenn es möglich ist, bis kommenden Sonntag welches zu schicken, ich spare meines Theils so gut ich kann. Auch möchte ich wissen, ob wir das Quartier auf der Post behalten sollen, im andern Fall würde Salome uns ein anderes verschaffen; im übrigen was hier zu bekommen ist, werde ich alles kaufen und kaufen lassen; dem lieben Pforr war es leid, daß er nicht erhalten hatte was er verlangte. Heute früh befindet er sich viel besser als sonsten, er hat diese Nacht gut geschlafen. So eben sprach ich mit ihm; seine Farbe ist auch besser; er läßt Euch alle herzlich grüßen. Wär' ich nur im Stand ihn immer munter zu erhalten, ich wende mein Möglichstes an. — Die Frau[1] weiß sich nun recht gut in das Geschäft zu schicken; Gott sei Dank, daß Pforr so jemand hat, mit Italienern wär' er übel versehen; ich finde, daß sie sehr rechtschaffen ist. — Der Mann ist da, ich muß enden, grüße Dich zu tausendmal sammt allen Lieben und küsse Dich. Den Mann bezahlte ich (2 Paul), ihr habt nicht nöthig ihn wieder zu bezahlen, wenn ihr nicht wollt. Lebt wohl alle, hoffe bald einen zu sehen. Gott mit euch. Dein Wintergerst."

Die sorgenvolle Unruhe und Niedergeschlagenheit, welche

---

[1] Es scheint, daß Wintergerst die Beihülfe einer weiblichen Wärterin hatte, welche aus Rom mitgekommen; denn er schließt den Brief mit allerlei Aufträgen von ihr an ihre Familie in Rom.

diese Nachrichten in Overbeck's Freundesherz hervorriefen, legte sich wie ein dunkler Schatten auf seine ganze damalige Anschauungsweise, und drückt sich auch in einem weitern Briefe an den Wiener Genossen ab. Der Himmel des hesperischen Landes hatte für ihn einen Augenblick seinen Glanz verloren.

Overbeck an Sutter in Wien.

„Rom, den 4. Juni 1812.

„Dein sonst so lobens- und liebenswürdiges Verlangen nach Rom droht zur Leidenschaft zu werden, eine Klippe, der wir Dich zu entreißen uns um so mehr verpflichtet fühlen, als wir befürchten müssen, daß das Glück Deines Lebens daran scheitern könnte. Du hast uns bisher immer nur Rom von seiner bezaubernden Seite schildern gehört, hast von Italien überhaupt nichts kennen gelernt als die einzelnen Wunder der Kunst und besondern Naturschönheiten. — (Es folgt nun eine ausführliche Schilderung der Kehrseite, alles Unangenehmen in Bezug auf Witterung, Wohnung, Gesellschaft, Fremdenbesuch u. s. w. in sehr schwarzen Farben [1].) — Nicht wahr? das ist kein reizendes Bild und dennoch ist es so, nur freilich in absichtlich einseitiger Auffassung, um Dich vor Täuschungen zu bewahren. Unsere frühern Aeußerungen der Bewunderung nehmen wir nicht zurück, aber zur richtigen Vorstellung des Ganzen gehört eben auch alles Unangenehme und Lästige, und Du wirst nun selbst den Schluß ziehen, daß auch hier kein Paradies ist, und wirst Dir keine Luftschlösser bauen, keine goldenen Berge träumen. Und so herrlich, so einzig und staunenswerth der Vatican mit all seinen Kunstwerken und noch so manches Andere hier ist, so sind wir doch gewiß darüber einverstanden, daß es ein höheres Glück für den Künstler ist, sich selbst von der heiligen

---

[1] Die Parenthese findet sich in der von Sutter gemachten Copie, welcher die Schilderung dieser „Kehrseite" ausgeschieden und nicht mittheilenswerth erachtet hat.

Schöpfungsliebe durchdrungen zu fühlen, sich in seiner eigenen Idee selig zu vergessen und an einem eigenen Werke liebevoll zu bilden, als alle Wunder der Kunst beisammen zu haben, wenn man sich selbst dabei leer und unfähig fühlt, was leider hier so oft der Fall ist. Daher bin ich auch dahin gekommen, meinen Aufenthalt hier als einen durchaus provisorischen Zustand [1] anzusehen, in welchem ich mich nur bestreben muß auf alle Weise einzusaugen und in mich aufzunehmen, nicht aber hoffen darf selbst viel hervorzubringen. Dies Alles, lieber Bruder, Dir unverholen zu sagen habe ich mich um so mehr verpflichtet gehalten, da ich weiß, daß es schon längst unseres theuren Pforrs Absicht war Dir darüber zu schreiben, was ihm aber jetzt in seiner Krankheit nicht möglich ist. Er ist gegenwärtig auf dem Lande mit Wintergerst, und dieser hat uns gestern gemeldet, daß es sich mit dem Kranken eher zum Schlimmern als zum Bessern wende. Bald werde auch ich hinausgehen und mir dort ein Quartier zum Sommeraufenthalt suchen, doch gehe ich beinahe in der gewissen Voraussetzung hin, ihm dort den letzten Dienst zu erweisen. Was indeß menschliche Hilfe vermag, wollen wir nicht versäumen.

„Cornelius dankt herzlichst für Deinen schönen Brief an ihn und wird ihn bald beantworten. Vom Ueberbringer dieses Briefes, dem Maler Koch [2], sage ich nichts, weil seine Arbeiten besser für ihn reden als ich es im Stande wäre. Es ist uns

---

[1] Er dachte um diese Zeit ernstlich daran, Italien zu verlassen. Sein Vater, der am 2. August 1812 auf dieses Vorhaben antwortet, dringt darauf, daß Fritz wenigstens vorher noch Neapel besuche, und überlegt, ob nicht München nachher der rechte Platz für ihn wäre. Doch würde er es lieber sehen, wenn vorher noch der Einzug in Jerusalem vollendet werden könnte „im Angesichte der großen Musterwerke", die man nirgends sonst antreffe.

[2] Empört über den französischen Despotismus verließ J. A. Koch die ewige Stadt, und begab sich nach Wien. Erst nach dem Sturz der napoleonischen Herrschaft 1815 kehrte er wieder nach Rom zurück.

allen leid ihn von uns scheiden zu sehen; heute Abend geben wir ihm noch ein kleines Abschiedsfest und eben dies zwingt mich jetzt zu schließen. Bald mehr von Deinem treuen Bruder Overbeck."

Pforr trug sein Leiden mit duldender, stiller Ergebung. Wenn die Schwäche und der Fieberzustand überhandnahm, so gab es wohl Stunden, in denen ihn „Schwermuth von allen Seiten" ergriff, tiefe Seelenangst seiner sich bemächtigte. Im Gebete, im flehenden Aufblick zu seinem Herrn und Heiland, „das Kreuz des heiligen Dulders umklammernd", rang er dann nach Trost und Befreiung [1]. In glücklicheren Momenten aber konnte er mit Gelassenheit auf sein hinschwindendes Leben blicken und den Tod als willkommenen Boten betrachten, der ihm die Pforte öffnete nach dem Reiche unvergänglicher Glückseligkeit, wo die von seiner lebhaften Phantasie gemalten Bilder nicht mehr Traum sein sollten, sondern Wirklichkeit.

Bald ward es unzweifelhaft, daß dieses junge Leben zum Ende neige.

Overbeck kam herbeigeeilt; Cornelius folgte. Sie fanden den armen Freund gefaßt, ja es sprach selbst Heiterkeit, so berichtet Overbeck, aus seinen Mienen. Eine augenblickliche Gefahr schien nicht zu drohen. Während ihm der Lübecker Freund die Leidensgeschichte aus dem Evangelium Lukas vorlas, „hing Pforr mit seinen schönen klaren Augen an Overbecks Mund und schien so ruhig und heiter, daß alle sein Hinscheiden noch ferne glaubten" [2]. Es war Dienstag Abends, 16. Juni. Overbeck und Cornelius begaben sich nach ihrem Quartier in der

---

[1] Von seiner Hand geschriebene geistliche Lieder und Gebete, „zu sagen in der Betrübniß", finden sich unter den von Overbeck sorgfältig aufbewahrten Reliquien Pforrs.

[2] Dr. Gwinner: Kunst und Künstler in Frankfurt am Main. S. 347.

Nachbarschaft. Aber kaum hatten sie das Kloster von St. Paul verlassen, da that Pforr seinen letzten Athemzug und verschied ruhig in Wintergersts Armen.

Vogel, der aus Rom herbeigerufen worden war, aber erst nach Pforr's Verscheiden in Albano eintraf, machte sich, als der am meisten praktische unter den Brüdern, sofort ans Werk, einen passenden Ruheplatz für die irdischen Ueberreste ihres verewigten Freundes zu erwerben. Es kostete viele Gänge und Anstrengungen, bis es gelang, die Abneigung der Bevölkerung von Albano gegen Andersgläubige zu überwinden. Endlich gab ihnen ein Canonicus, den Overbeck aus Verdruß über mancherlei erfahrene Unannehmlichkeiten nicht zum besten schildert — er nennt ihn einen rechten „Italiäner d. h. honnett, christlich, alles mögliche wenn man ihm Geld zeigt, sonst ein Pharisäer" — die Erlaubniß, in einer von ihm gepachteten Vigne, am Abhang des Hügels zunächst der Straße, welche vom Albanersee nach Ariccia führt, ein Grab zu errichten. Das Grundstück bildet heute einen Theil der Anlagen einer Villa.

Nachdem die vier trauernden Brüder die irdische Hülle einer Seele, die auf dieser Welt sich niemals heimisch gefühlt, feierlich der Erde übergeben hatten, zerstreuten sie sich für eine Weile. Overbeck und Cornelius blieben in der unmittelbaren Nachbarschaft zu Ariccia, von Albano nur durch einen Laubwald getrennt, wo sie für die heißen Monate Quartier genommen. Vogel unternahm einen kleinen Ausflug; Wintergerst allein kehrte, geistig und körperlich erschöpft, in die römische Behausung S. Isidor zurück.

Dahin richtete Overbeck zwei Wochen später an den Vereinsamten folgende Zeilen:

Overbeck an Wintergerst.

„Sonnabend, 27. Juni 1812.

„Die Melancholie, in die ich Dich in Deiner Einsamkeit dort versinken sehe, beunruhigt mich etwas, und wollte Gott ich

könnte durch diese Zeilen ein wenig dazu beitragen Dich aufzurichten. Deine zärtliche Anhänglichkeit an unsern seligen Freund rührt und erfreut mich innigst, nur bedaure ich, daß die Umstände und Deine Lage derselben einen so schwarzen Anstrich geben. Wie sehr wünscht ich Dich auf eine Stunde zu mir! Wie sollte ein Gespräch zumal in dieser schönen Natur Deiner Trauer eine ganz andere Richtung geben! Auch mir ist das Bild unsers theuren Pforrs beständig gegenwärtig, aber des lebendigen Pforrs, des geläuterten Seligen, der nun mit Engeln umgeht und der Herrlichkeit seines Gottes in ungetrübter Seligkeit sich freut, nicht des Todten, den wir der Erde, davon er genommen war, wiedergegeben haben! — — Von Vogels Rückkunft verspreche ich mir viel für Dich! Sollte aber auch diese Dich nicht bald Deiner Traurigkeit entreißen können — denn wahrscheinlich wird er auch wohl wenig zu Hause sein können[1] — *so komm so bald als möglich zu uns heraus.* Du kannst hier ganz bei uns umsonst leben, die Kost ausgenommen, und wirst auch Platz zum Malen finden. Ueberleg das bald und gewissenhaft; fürchte nicht uns zu geniren, Du wirst uns sehr willkommen sein. An Vogel, der leicht Einwendungen machen könnte, will ich selbst deshalb schreiben und ihm vorstellen, wie nöthig es für Dich sei. Denk an vergangnen Sommer, wie kläglich Du ihn zugebracht hast. Schwerlich wird es Dir dies Jahr besser gehen, zumal da die Trauer dazu kommt. Daß Du für Deine Gesundheit recht Sorge trägst, ist sehr wohlgethan. Doch fürcht ich fast, daß Du es nicht auf die beste Weise thust. Ich denke mir nemlich, daß Du des Abends zu Borghese[2] gehst und Dir dort denkst gütlich zu thun; das wäre aber schlechterdings gefehlt! Iß und trink wo möglich des Abends wenig oder gar nichts, das wird viel beitragen

[1] Vogel arbeitete von 6 Uhr Morgens an, bis es dunkelte, theils in der römischen Akademie von S. Luca, theils im Vatican. S. dessen Leben l. c. 32.

[2] Damalige Kneipe der deutschen Künstler.

Dir ruhigere Nächte zu verschaffen; am Mittag kannst Du ja dafür des Guten desto mehr thun: so empfehlen alle Aerzte es an zu leben.

„Wenn Du nur einmal hier wärst, da wollt ich schon für Deine Gesundheit und heitre Seelenfassung gut stehen. Wir sind beide recht gesund, Gott sei Dank! Zu meiner Arbeit scheint der Herr, auch dafür Dank! Gedeihen geben zu wollen, und meine Freude daran wächst immer mehr. Wir sind recht fleißig, und das trägt viel zu unserer innern Ruhe bei. An den hinterlassenen Schriften unsers Geliebten kann ich mich gar nicht satt lesen; wo ich nur ein halb Stündchen erübrigen kann, da wühle ich in den Papieren, und dann bin ich ihm geistig so nahe, daß ich mich unaussprechlich glücklich fühle. Es sind wahre Schätze unter seinen Schriften, und einzelne Zeilen uns betreffend würd ich nicht um alles Gold der Erde hergeben.

„Mit dem Geistlichen, dem Pharisäer, habe ich noch einen unangenehmen Handel. Nachdem ich selbst eines Morgens den Grabhügel gemacht hatte, sah ich ein, daß eine Umzäunung durchaus nothwendig sei, weil beständig Pferde dort grasen; ich trug also dem Domenico auf dafür zu sorgen. Der Geistliche widersetzte sich aber und behauptete, daß davon nichts erwähnt worden sei, als man den Vertrag gemacht habe. Ich mußte also zu ihm gehen und bat ihn sehr artig um die Erlaubniß, und versprach eine andere Belohnung, wenn er sich der Bäume annehmen wolle, welches er sehr gerne einging und nur verlangte, daß ich einen Preis vorschlagen solle. Weil ich dies auf eigene Faust nicht thun konnte, so sagte ich, daß ich darüber meine Freunde berathen müsse, und ging. Nun erfuhr ich aber, daß er den Garten nur noch bis auf Weihnacht hat und er dann vom Domanium auf andre neun Jahre aufs neue verpachtet werde; deswegen schien es mir nicht rathsam mit ihm noch große Verträge zu machen, auch weil ohnehin die Bäume erst gegen Winter gesetzt werden können, und ich schickte ihm

durch Domenico bloß für die Erlaubniß, das Grab umzäunen zu dürfen, einen Scudo, indem ich sagen ließ, daß man um Weihnacht, wenn man erfahren haben werde, ob er den Garten von neuem gepachtet habe, die weitern Verträge machen werde. Allein er schickte beleidigt den Scudo zurück als zu wenig, und verlangt nun mich selbst zu sprechen.

„Und nun Gott befohlen, mein theurer lieber Bruder! Der Herr stärke Dich und gebe Dir seinen Frieden! Das wünscht und erbittet von ganzem Herzen für Dich Dein Overbeck."

Wir wissen nicht, was die Verhandlung mit dem Geistlichen für einen Ausgang genommen, dürfen aber annehmen einen freundlichen, da wir aus weiteren Briefen ersehen, daß die trauernden Brüder unter Mitwirkung J. D. Passavants, der von Paris aus den innigsten Antheil über den Verlust des Freundes bekundete, einen einfachen Denkstein auf dem einsamen Grabe des Gründers der Lukas-Bruderschaft errichteten. Bei der Berathung der Inschrift fand der Vorschlag von Cornelius Beifall, auf einem Schilde ihr St. Lukas-Zeichen anzubringen, darüber die wenigen Worte, welche besagen, daß hier unten die Ueberreste von Franz Pforr ruhen. Während indeß der Staub des Verewigten in ungestörter Ruhe blieb, war dem Grabstein nicht so lange Schonung vergönnt; derselbe wurde durch einige Einwohner von Albano in der Folge beseitigt. — Overbeck, der Pforr's Andenken bis ans Lebensende hochhielt, ließ in seinem 79. Jahre eine frische Gedenktafel in Marmor herstellen, um an der mittlerweile zu einer Villa umgestalteten Oertlichkeit „die Kunde von seiner Ruhestätte der Nachwelt zu erhalten". Zu seiner großen Enttäuschung mußte er aber erfahren, daß der Eigenthümer der Villa die Einwilligung zur Anbringung einer Marmortafel an seinem Besitzthum versagte. — Vielleicht ist es gestattet, hier die Bemerkung anzufügen, daß wir uns keinen pietätsvolleren Tribut zum Andenken Overbecks und seines Herzensbruders Pforr denken können als die Uebertragung dieser irdischen Reste von ihrer schutzlosen Lage in Albano nach einem

freien Platze neben Carstens' Grab auf dem alten geschlossenen Friedhof der Protestanten in Rom.

Die drei Sommermonate, welche Overbeck in Ariccia verbrachte, waren für ihn eine Zeit geistiger und körperlicher Erholung. Er badete im See von Albano [1]. Der Zauber der Bergnatur umspann sänftigend sein Künstlergemüth. Mit Cornelius lebte er in friedlicher und arbeitsamer Eintracht. „Wir beginnen und beschließen unsern Tag jedesmal mit einer Vorlesung aus der Bibel, das ist so recht nach meinem Sinn, und gar heilsam für uns beide," schreibt er an Vogel am 27. Juni, und vier Tage später: „Wir lebten hier übrigens so glücklich als man es nach einem so harten Verluste nur kann. Häufige Religionsgespräche, die uns über dieses Leben und sein Ende den Tod erheben, besänftigen unsern Schmerz immer mehr, und bringen uns dem Geiste nach oft unserm seligen Pforr nahe. Wäre Albano nicht so nahe oder müßte ich nicht so oft dahin, wo jedesmal tausend traurige Erinnerungen aufgefrischt werden, so würde ich bald sogar mit Heiterkeit an seinen Tod denken können, da ich überzeugt bin, daß er überschwängliche Seligkeit gegen ein mühevolles drückendes Leben eingetauscht hat." [2]

Wintergerst beherzigte Overbecks Aufforderung und kam in Begleitung von Joh. Veit zu einem kurzen Besuche nach Ariccia. Er fand die beiden Freunde im vollen Zuge frischer Schaffenslust. Overbeck, dessen Kunst überhaupt von seiner geistigen Verfassung abhängig war, hatte seit Monden nicht mehr mit solcher Zufriedenheit gemalt; die Ruhe der ländlichen Einsamkeit hatte Wunder gewirkt. Er arbeitete an dem Gemälde für die bayrische Königin, und zwar an der Ausführung der Gruppe der Hirten, an der er wichtige Aenderungen vornahm. Nebenbei hatte er angefangen die Composition zu dem von Vogels Vater

[1] „Ich kam soeben wie neugeboren aus dem Bade im Albaner See, als ich Deine liebevollen Zeilen vorfand" — schreibt er im August an L. Vogel.

[2] Ariccia am 1. Juli 1812. An L. Vogel.

bestellten Bilde zu entwerfen, die ihn so sehr erfüllte, daß er sich manchmal recht überwinden mußte „um nicht alles bei Seite zu stellen und diese allein vorzunehmen". — „Es ist gar nicht zu berechnen," schreibt er, „wie wohlthätig mir der Aufenthalt hier ist. Hier hoffe ich durch die Gnade Gottes mich zu stärken, auch im Geräusche des Lebens meiner Seele Liebe und Reinheit bewahren zu können. Auch die Kunst habe ich lange nicht so genossen, doch das ist ja im Grunde nie zu trennen. O wie sehr wünschte ich dem guten Wintergerst eine solche Erholung! .. Denn wirklich fühle ich hier manchmal Vorschmack von Himmelsfreuden, wie es mir denn gewöhnlich so zu gehen pflegt, daß je einförmiger mein äußeres Leben, desto reicher mein inneres ist; ach! und wie viel seliger ist nicht das innere Leben als das äußere!" Das äußere freilich mahnte die beiden Maler wiederum an die nüchterne Wirklichkeit. Denn trotz ihrer sparsamen Wirthschaft und der bäuerlichen Verhältnisse des damaligen Ariccia fanden die jungen Männer, daß „das Geld wie Spreu" davon fliege. Allein sie verließen sich auf „den großen Kassierer im Himmel." [1]

Pforrs Verlust führte nicht allein Passavant dem Lübecker Maler näher [2], sondern rief auch in Martini alte Sympathien wach. Nur einmal, mitten in den Schrecken der Kriegsfurie in Spanien, war der junge Militärarzt im Stande gewesen, dem künstlerischen Freunde ein Lebenszeichen zu geben, aus den Gebirgen von Estremadura. Als es endlich zum Frieden und die Hanseaten wieder zur Heimath kamen, sandte Martini aus Lübeck (3. März 1816) wieder seinen Gruß:

„ . . . Ach und da muß ich denn mit einem traurigen Gegenstand beginnen — Pforrs Tod! Ich erfuhr ihn von Deinem

---

[1] Aus Ariccia im August 1812. An L. Vogel.

[2] „Sie haben mir einstens," schreibt Passavant, „Ihre Hand gereicht, ich fasse sie jetzt mit desto mehr Innigkeit, da mir alles was mit Pforr in Verbindung stand oder Bezug auf ihn hat, um so viel theurer wird." (6. Sept 1812.)

Vater; was ich empfand, kannst Du Dir denken. Doch war ihm ja der Tod vertraut und seine kindlich reine Seele ahndete ja immer schon ihr Hinüberschweben in ein andres Land! Dich aber — Dich mein Fritz hab' ich mit, Gott weiß es, tiefer Rührung beklagt. Dies war die zweite Periode Deines Lebens, die im Stande war Deinem Geiste und Herzen eine bestimmte Richtung zu geben; denn vor einem Zusammensinken hat Dich hier die Natur und Kunst bewahrt wie nach Deiner Abreise von Wien. Nur mußtest Du allein bestehen was an treuen lieben Freundes Arm Dir leichter geworden wäre — hast Du's — hast Du's nicht? Ich wiederhole Dir nur: ich bin in meiner unwandelbaren Liebe zu Dir der Alte. Kann ich noch etwas Dir sein, legst Du noch Werth auf eines alten Soldaten Freundschaft, so nimm meine Dir dargebotene Hand wieder an, die ich Dir ehrlich reiche. Ist mein Bild erloschen in Deiner Brust, verhallt der Nachklang schöner früher Zeiten um Dein Herz dem Irdischen abgewendet, so will ich dennoch mit Treue Dir anhängen und es soll nichts mich irre darin machen. Denn Du bist, ein tröstender Engel, hingetreten zwischen mir und meine Leidenschaft; in Deiner Nähe bin ich ruhig und besser geworden, und so lange ich bei Dir war, hat die Gemeinheit, die uns alle bändigt, keine Macht über mich gehabt. Dann hab' ich fünf Jahre im Sturm verlebt — Deine sanfte Gestalt, die ich nie, nie vergessen werde, trat oft so wohlthätig, vom Licht der Unschuld umstrahlt, aus dem Nachtgewölk, das unsre Sinne mit Entsetzen umrauschte — bis endlich in jener grausenvollen Zeit in dem Trieb zur Selbsterhaltung und dem steten Ringen nach Fortdauer alle Gefühle erloschen und unsre Seele matt war bis in den Tod. — Ein schweres Krankenlager und gänzliches Verlassensein endete jene schreckliche Epoche. Ich fand mich nach und nach wieder und dann auch Freundesarme — des guten Oehns in Bayonne. Von der Zeit an hast Du auch Dein Recht wieder bei mir behauptet und wirst es so lange ich lebe!"

Das waren keine bloßen Phrasen. Martini, der in Lübeck als ausübender Arzt sich niederließ, bewahrte bis in sein Alter, in welchem man noch seine jugendliche Lebendigkeit und sein ungewöhnliches Gedächtniß bewunderte, eine dankbare Erinnerung an seine einstige Vertraulichkeit mit dem großen christlichen Künstler.

Nach der Rückkehr vom Lande erstattete dieser dem Wiener Freunde wieder einmal Mittheilung von seinem Leben.

Overbeck an Sutter.

„Rom, den 23. Sept. 1812.

„Dein letzter lieber Brief, mein innigst geliebter Bruder! traf mich auf dem Lande in Ariccia, wo ich mich die drei Sommermonate hindurch aufgehalten habe, theils der Aufheiterung wegen, theils um in gänzlich ungestörter Ruhe meine Arbeit beeilen zu können, welche durch die traurigen Ereignisse in unserm Kreise etwas zurückgeblieben war. Daß Deine wahrhaft brüderlichen Zeilen an unsern verewigten Freund Pforr, denselben nicht mehr am Leben fanden, wirst Du nach den später erhaltenen Nachrichten Dir schon selbst gesagt haben. Zum Trost und zur Beruhigung kann ich Dir aber sagen, daß der Edle getröstet und ruhig entschlief, in Erwartung der Herrlichkeit seines Gottes, dem er mit ungeheuchelter Liebe und ungefärbtem Glauben gedient hatte, — und auch wie es schien, ohne Schmerzen, oder doch mit der heldenmüthigen Heiterkeit eines wahren Christen. Denn noch am letzten Tage, obgleich unterrichtet von seinem nahen Ende, hat er noch Jedem von uns, der zu ihm hintrat, mit besonderer Freundlichkeit entgegengelächelt, und am Nachmittag, als ich ihm die ganze Passion unseres Herrn aus dem Evangelium St. Lucas vorlas, hörte er mit angestrengter Aufmerksamkeit und gänzlicher Fassung zu. Von dem ersten Eindruck, als er nun aus unserer Mitte hinweggenommen war, laß mich schweigen! Du selbst wirst das nachempfunden haben.

„Bald aber fanden wir nicht wenig Trost in dem Gedanken, daß sein unsägliches Leiden nun endlich überstanden war, und die feste Ueberzeugung, daß er nunmehr unwandelbare Ruhe genieße und der ewigen Freuden theilhaftig sei. Sein Andenken und seine Werke werden stillwirkend in uns Allen, die wir ihn kannten und liebten, fortwirken; sein Geist und der reine Sinn, der so erbaulich aus seinen Werken spricht, werden mit Gottes Hilfe unter uns bleiben und wieder aufleben; seine Entfernung wird uns nur noch mehr anspornen, seinem Beispiele zu folgen und durchzusetzen was er so schön, so heldenmüthig begonnen, und er selbst wird dort triumphiren, wenn er bald die gute Sache siegen sieht. Und sie wird siegen, sie wächst schon und wird mächtig. Viel trostreiches könnte ich Dir darüber sagen, wie es überall beginnt sich zu regen, ein Beweis, daß die Zeit dazu reif ist; wie die Guten immer besser werden und die Schwachen stärker.

„Von Colombo wirst Du nun selbst seine letzten Arbeiten sehen[1] und Dich mit uns seines reinen Sinnes und seines mächtigen Fortschritts freuen. Von Johann Veit melde ich Dir mit wahrer Herzensfreude, daß ich mich vielfältig in ihm geirrt hatte. Er kommt auf einen vortrefflichen Weg und bildet sein Herz zugleich mit seiner Kunst zu einem Tempel des heiligen Geistes aus. Er hängt an uns Allen mit Liebe und Vertrauen und beschämt uns täglich mit neuen Beweisen seiner Freundschaft. Durch ihn wird auch Wintergerst im Stande sein den Winter noch hier zu bleiben, indem er mehreres für ihn im Vatican copirt.

„Wir sind jetzt mit einander in Veits Wohnung gezogen: da auch Vogel im Begriff ist fortzureisen, so ward uns der Aufenthalt im Kloster S. Isidoro zu einsam und mit zu vielen

[1] Colombo machte um diese Zeit eine Reise nach Wien, wo er noch am 30. December sich befand. Vgl. Dorothea v. Schlegel und deren Söhne a. a. O. S. 119.

Aufopferungen verbunden. Wir bitten daher die Adressen an uns in Zukunft so zu machen: nella via di porta Pinciana No. 37 al primo piano. — Veit hat ein Familienbild von seinen Hausleuten untermalt und darin die nicht leichte Aufgabe gelöst, in Gestalten unserer Zeit und in unserer Kleidung ein tiefes poetisches Gefühl zu legen. Es spricht ein Geist daraus wie aus den alten Bildern; kurz ich hoffe mit Zuversicht auch ihn noch als ein würdiges Mitglied unseres Ordens begrüßen zu können. Außerdem erzählt uns Cornelius oft von Freunden in seiner Heimath, von denen er gleichfalls das Beste erwarte. Einen Mann aber muß ich Dir noch nennen, der, wiewohl nicht Künstler, uns Alle aufs innigste liebt und auf seine Weise für unsere Sache kräftig mitwirken wird — ein Landsmann unseres Pforr, Dr. Schlosser, ein junger Mann, der durch seine wohlwollende Seele und durch den Adel seiner Gesinnung allgemeine Achtung erwirbt und kraft seines umfassenden Geistes den Schaden unserer Zeit nicht allein erkennt, sondern auch die Mittel zu ergreifen weiß, um ihm zu helfen, und alles fahren läßt um wieder wahres Christenthum zu predigen. Solltest Du ihm später im Leben begegnen, so tritt ihm, als einer Stütze der guten Sache, mit Vertrauen entgegen." — —

Nach der Rückkehr vom Lande wurde der vorerwähnte Wohnungswechsel vollzogen, worüber niemand erfreuter war als Johannes Veit, der Overbeck als sein Vorbild betrachtete, an das er sich „mit allen Kräften geschlossen". Indem wir St. Isidor Lebewohl sagen, wollen wir nicht ohne einige abschließenden Bemerkungen über das künstlerische Intermezzo scheiden, das in seinen geweihten Mauern sich abgespielt.

Von jenem Zeitpunkt an des geistigen Erwachens in Wien, welches Overbeck und Pforr bestimmte, von der Methode ihrer dortigen Lehrer sich abzuwenden, waren die Jünglinge ihre eigenen Lehrmeister geworden. Es widerstrebte ihrer originalen

Natur, einem akademischen Kunstbetrieb sich zu beugen, der, die freie Entwicklung unterbindend, dem Schüler nur eine hergebrachte Routine aufdrängte. Was sie suchten, das war eine Form, welche dem Selbstempfundenen einen unmittelbar sprechenden Ausdruck verlieh. Als Vorbedingung galt ihnen, Herz und Seele zu bilden, in der Erkenntniß, daß ein Künstler, der auf seine Mitmenschen wirken wolle, seine Inspiration aus der lebendigen Quelle der Wahrheit und Heiligkeit schöpfen müsse. Alles Unreine sollte verbannt, die leeren Formen sollten wieder mit geweihtem Gehalte belebt werden. Sie sahen in Wien Werke alter Meister, welche sie in ihrer Ueberzeugung bestärkten und sie darauf hinwiesen, in einem Gemälde mehr auf Innerlichkeit und seelische Belebung als auf handwerksmäßige Technik zu sehen. Ein guter Grundsatz ohne Zweifel, wenn er nicht zum Schaden eines strengen Studiums von Form und Farbe übertrieben wird.

In dem Bewußtsein, daß sie nur die Anfangsgründe der rechten Kunstweise innehatten, eilten sie nach der hohen Schule der Kunst, nach Italien. Zu ihrer Enttäuschung bekamen sie in Venedig und Bologna, mit Ausnahme von Giovanni Bellini, Francia und einigen anderen großen Meistern, nur die gepriesenen Vorbilder ihrer manieristischen Lehrmeister unter die Augen. Sie sahen Werke von Künstlern, welche kühn und gewandt, aber ohne Tiefe und Glaubenswärme, christliche Kirchen mit Altarbildern versahen, die wie zum Hohne der von der Kanzel herab gepredigten Reinheit und Selbstverläugnung das Gepräge der Sinnlichkeit auf der Stirne trugen.

Zum Glück wartete ihrer in Rom selbst keine neue Enttäuschung. Voll Ehrfurcht, „mit klopfendem Herzen und heiligem Schauer" traten sie über die Schwelle der Stanzen und der Sixtina, standen sie vor den großen und glorreichen Meistern, Rafael und Michel Angelo. Sie versenkten sich in der sixtinischen Kapelle ferner in die Betrachtung mehrerer anderer erhabenen Meister, Perugino, Botticelli, Signorelli, wenn sie

gleich von Michel Angelo in Schatten gestellt wurden. Sie wurden in der Kapelle San Lorenzo mit dem seraphischen Fiesole vertraut, dessen Fresken „an Reinheit der Empfindung und des Styls, an Einfachheit und Klarheit der Anordnung alles übertreffen“, was sie bis dahin kennen gelernt [1].

Bald machten sie auch noch mit einem andern großen, ganz verschiedenartigen Lehrmeister Bekanntschaft, dessen stille Unterweisungen von offenen, für Schönheit empfänglichen Gemüthern tief empfunden werden. Es war kein anderer als der römische Himmel, das Klima, die Atmosphäre des Südens, welche den staunenswerthen Ruinen der kaiserlichen Paläste, Tempel und Amphitheater einen so milden sanften Zauber verleiht, an den Gärten der Villen, den klösterlichen Weinbergen und der wellenförmigen Ebene so wunderbare Lichter und Schatten erzeugt. Mit voller Unbefangenheit gaben sie sich der Macht dieser ebenso poetischen als wohlthuend lehrreichen Eindrücke hin, doppelt wohlthuend durch den Gegensatz zu so manchen Menschenwerken in Rom, welche auf ihre gehobene Geistesverfassung herabstimmend wirkten.

Aechte Kinder des Nordens vermißten sie die deutsch-gothische Architektur, die bei den Römern niemals in Gunst gekommen, deren Meinung vielmehr Palladio drastischen Ausdruck gegeben, wenn er einmal ingrimmig ausruft: die maniera tedesca könnte man eher eine Confusion als eine Architektur nennen [2]. Die jungen deutschen Künstler fanden demgemäß einen Geschmack in Rom vorherrschend, der von dem ihrigen ganz verschieden war. Wenn sie aber in ihrer Ehrlichkeit sich nicht einzureden vermochten, daß die neueren römischen Kirchen mit ihrer antikisirenden Architektur den Kirchen im Spitzbogenstil vorzuziehen wären, so bewunderten sie dafür aufrichtig und mit rückhalt-

[1] Overbecks Tagebuch vom 10. October 1811.

[2] A. Springer, Bilder aus der neueren Kunstgeschichte. Bonn 1867. S. 160.

loser Freude die alten christlichen Monumente. Die Kirchen von San Lorenzo, von San Clemente, von San Nereo und Achilleo, die Kreuzgänge des Lateran und St. Pauls außerhalb der Mauern machten einen unauslöschlichen Eindruck auf die Jünglinge, zumal auf Overbeck. Er fand, daß der die Ornamentik durchwebende christliche Geist „den kalten aber köstlichen Marmor wie mit neuem Leben durchströme, wodurch selbst das frostige heidnisch=klassische Element gänzlich überwältigt erscheine".

Ihrem Grundsatze gemäß waren sie bestrebt, die Lehren und Eindrücke, welche sie täglich aus dem äußerlichen Rom empfingen, auf ihr eigenes inneres Leben anzuwenden. Sie begrüßten es daher als eine Gunst des Augenblicks, als in San Isidoro ein Asyl sich öffnete, das ihnen verstattete, fern von jeder störenden Berührung, in Armuth, opferwilliger Enthaltsamkeit und brüderlicher Liebe vereint ihr System der Kunst auf den Felsen der Wahrheit, anstatt auf den Flugsand der öffentlichen Meinung, zu bauen. „Wie rein und heilig," ruft Cornelius noch im Jahre 1858 Xeller zu, „war das Ziel, wornach wir rangen! Unerkannt, ohne Aufmunterung, ohne Hilfe, als die des liebenden Vaters im Himmel. Und lag darin nicht seine höchste Gnade? Denn *so concentrirte sich in tiefinnerster Seele jene glühende Liebe für das Wesenhafte und für Wahrheit*, die zwar oft verhüllt und in nebelhafter Ferne, aber groß und herrlich wie die aus dem Meer aufsteigende Sonne vor dem Geiste stand."

Man mag es bedauern, daß ihre Absonderung während dieser strengen Lehrzeit eine so ausschließende war, daß sie dem Verkehr mit vielen ganz geschickten Künstlern, Italienern, Franzosen und Niederländern, deren Erfahrung ihnen hätte förderlich sein können, auswichen. Es lag das eben mit in ihrer Kampfesstellung. Sie waren von der Meinung beherrscht, daß ein Umgang mit Malern, welche mit ihren Anschauungen nicht harmonirten, ihnen unzuträglich sei. So mieden sie u. A.

Männer wie Granet (1775—1849), ein wackerer, besonders durch seine schönen Interieurs von Kirchen und Klöstern bekannter Künstler, und Verstappen, ein Landschaftsmaler aus Belgien (1773—1840), obgleich sie, wie Vogel nachher mit Bedauern äußerte, im Praktischen Manches von ihnen hätten lernen können. Vogel war derjenige unter den Brüdern, welcher zuerst vor den Folgen der Einseitigkeit warnte, und als er im Frühling 1813 mehrere Monate in Florenz weilte, benutzte er den Aufenthalt, um das Studio des Malers Benvenuti, Directors der Gallerie in Florenz, zu besuchen, der ihm „mit Pinsel und Palette in der Hand" höchst schätzbare Winke gab; und er versicherte den Freunden, daß er dabei in wenigen Tagen mehr gelernt als vorher in monatelangem Tasten und Probiren zu Rom.

Dieser Geist der Abschließung und der Ascese trug den Klosterbrüdern manchen Spott und Unglimpf ein. Es konnte ja nicht ausbleiben, daß ihre strenge Kunstrichtung ebenso sehr wie ihre klösterliche Lebensweise den Widerspruch der Anhänger der alten Schule herausforderte. Neid und Eifersucht thaten das Uebrige. So brachte man ihnen den Spottnamen der Nazarener (i Nazareni) auf, eine Bezeichnung, die an ihnen hängen geblieben, nachdem sie längst das Kloster verlassen hatten. Wer dieses Wort zuerst angewendet, ob es Italiener oder Deutsche gewesen, das festzustellen ist heute schwer mehr möglich, wäre indeß eines Büchmann würdig. Besonders aber scheint Joh. Chr. Reinhart, der sarkastische, gegen Overbeck und seine Freunde erboste, auch sonst als Kampfhahn in Künstlerkreisen bekannte Landschaftsmaler aus Hof (geb. 1761, gest. zu Rom 1847), diesen Namen im Munde geführt zu haben, der seitdem zum Schlagwort geworden ist[1].

---

[1] Ueber J. Chr. Reinhart s. Andresen, Deutsche Maler-Radirer I. 177 ff. — O. Baisch, Joh. Chr. Reinhart und seine Kreise. Leipzig 1882. S. 225—226.

Der Leser weiß, daß der höchste irdische Ehrgeiz dieser jungen Deutschen darin bestand, malen zu können wie Rafael. Der Weg, den sie einschlugen, um dies zu erreichen, war ganz im Geiste von „Klosterbrüdern": indem sie, in der Erkenntniß menschlicher Schwachheit, an die göttliche Weisheit sich wandten, daß sie ihnen helfe, die Werke Rafaels richtig zu erfassen. Rührend schön klingt der Grundton dieser Stimmung aus Overbecks Tagebuch. Ihr Sinn und Streben war rein, demüthig, andachtsvoll; in gewisser Beziehung allerdings auch befangen, da sie einzig auf ihr Privaturtheil unter einander angewiesen waren. Vogel, der Mann des nüchternen Menschenverstandes, freilich auch der künstlerisch minder Begabte, glaubte die Mängel in ihrem System der Selbsterziehung allmählich zu erkennen. Seine Freunde betrachteten ihn oft als einen halb Abtrünnigen, weil er in der letzten Zeit immer nachdrücklicher die Meinung verfocht, daß die malerisch-technische Vervollkommnung ebenso wichtig sei, als das Geistige der Kunst, da eine Botschaft ihren Zweck nur halb erreiche, wenn sie nicht in schöner Sprache vorgetragen sei. Uebrigens waren die Brüder, während sie dem Manierismus und dem akademischen Schlendrian grundsätzlich aus dem Wege gingen, nichtsdestoweniger von dem eifrigsten Verlangen beseelt, sich gegenseitig auch die technischen Fertigkeiten und Vortheile beizubringen.

Sie hatten bei diesen Bemühungen mit mancherlei Hindernissen zu kämpfen. Die Zellen waren klein, kaum geräumig genug für eine Staffelei, viel weniger für ein Modell. Dies bestimmte sie eine Abendschule, die Akademie genannt, im Refektorium von S. Isidoro einzuführen; Cornelius, Xeller, Johannes Veit sowie die beiden Berliner Maler Wilh. Schadow und Franz Catel vereinigten sich hiebei mit den Klosterbewohnern. Da ging es nun in gemeinsamer Arbeit oft lebendig her. Man zeichnete nach der Natur, man saß sich gegenseitig zu Gewandstudien; aber gemäß ihrem Axiom, daß es die Seele ist, die zur Seele sprechen müsse, machten sie solche Studien nur in

der Akademie, und malten dann ihre Bilder, „um nicht zu naturalistisch zu werden", in der Einsamkeit ihrer Zellen aus dem Gedächtniß. Als St. Isidor verlassen wurde, nahm auch die Akademie ihr Ende.

Cornelius und Schadow, welche beide den Vortheil einer methodischen Schulung genossen, und Overbeck mit seinem glücklichen Auge, seinem angebornen Formensinn und unvergleichlichen Formengedächtniß waren diejenigen unter den Brüdern, welche am meisten Kraft und Leichtigkeit besaßen, ihre Ideen zu gestalten und mit wenig Strichen ein Resultat zu erzielen; indeß die minder Begabten und weniger Geschulten bei solcher Methode sich abquälten und nur langsam vom Flecke kamen. „Es sei fast nicht zu erleben, bis etwas fertig wird", meinte Vogel.

Wilhelm von Schadow, der in seinen am Lebensabend aufgezeichneten Erinnerungen jene Bestrebungen der Jugendzeit charakterisirt und in seiner Weise kritisch beleuchtet, spricht mit hoher Anerkennung von der Schönheit der Overbeck'schen Zeichnungen: wer seine Zeichnungen sowohl nach dem nackten Modell als nach Gewändern gesehen, werde „entzückt sein über die Innigkeit und Feinheit, womit er die Natur aufzufassen vermochte". Nur hatte er, der in der Folge eine neue Richtung einschlug, auszusetzen, daß Overbeck diese Studien „zu seinem eigenen Schaden immer nur in kleinem Maßstab" gemacht habe. Hätte er, meint Schadow, die überwiegende Lust fortwährend zu componiren bezwungen, hätte er sich die Zeit genommen, größere Naturstudien zu zeichnen und zu malen, so würden seine Oelgemälde nicht so häufig seinen ursprünglichen Handzeichnungen und seinen Cartons nachstehen [1]. Auch Senator

[1] Der moderne Vasari. Erinnerungen aus dem Künstlerleben. Berlin 1854. S. 178. Ganz zutreffend entgegnet Riegel: Schadow übersehe, daß diese Künstler sich mit aller Kraft eben von den Fesseln der Schule losgemacht hatten, daß sie von dem todten Machwerk dieser Schule hinweg zu Kunstschöpfungen zu gelangen strebten, welche

Overbeck glaubte den Sohn mahnen zu müssen, fleißig Naturstudium zu treiben, namentlich auch richtig „Fleisch zu malen". Ein Meister im leuchtenden, satten Colorit ist Overbeck allerdings nicht geworden, wohl aber ein vollendeter Zeichner. Keiner unter den Brüdern, Cornelius ausgenommen, konnte auf diesem Gebiete, dem Fundamente der Kunst, mit ihm sich vergleichen.

Es ist unmöglich ein Urtheil über Pforr zu fällen, den Frühvollendeten, der in seinem Enthusiasmus für den St. Lukasorden so liebevoll und treu, für die Fahne der Wahrheit so voll reinen Eifers gewesen. Wir können nur annehmen, daß, da er abgerufen wurde, sein Lebensauftrag vollendet war. Keiner arbeitete heldenmüthiger an seiner eigenen Vervollkommnung wie an der in seiner Kunst. Die Aufsätze, welche er und seine Genossen zur gegenseitigen Belehrung über die wahren Kunstprincipien niederschrieben, würden allein schon Zeugniß ablegen von dem tiefen heiligen Ernst, womit sie ihre Aufgabe erfaßten. Er hatte sich von der akademischen Manier völlig befreit, und wenn er vielleicht kein Colorist geworden, so war er gleich Overbeck und Cornelius ein vortrefflicher Zeichner. Seine Phantasie hatte sich an dem kräftigen germanischen Geiste genährt, welcher die neue deutsche Dichtung durchwehte. Das dramatische Element in Dichtungen wie Götz von Berlichingen und Wilhelm Tell regte ihn zu künstlerischen Compositionen an. Ein Verehrer Albrecht Dürers liebte er das poetisch verklärte Leben vergangener Zeiten nachzubilden, schlicht und treu, mit mehr Sinn für charakteristische Eigenthümlichkeit als für Anmuth. Pforrs Skizzen und Entwürfe, voll Originalität, cultivirten so ein Gebiet, das seitdem sehr in Aufnahme

---

aus lebendigem Geist hervorgegangen, wieder eine Seele hätten. „Eine Zeit des Kampfes kann noch nicht mit den Früchten des Sieges geschmückt sein. Es ist also ungerecht, wenn man tadelt, daß in den Arbeiten der Klosterbrüder eben das fehlt, was sie bekämpften." Geschichte des Wiederauflebens der deutschen Kunst &c. S. 267.

gekommen ist, die Illustration von Romanzen und Legenden mit allegorischen Randzeichnungen; Bilder für das Volk, in welchen der tiefsinnige Gedanke oft den traulichsten Ausdruck findet.

In seiner Liebe und Bewunderung für Pforr hatte Overbeck während dessen Lebenszeit auch etwas von seiner Geistesart in sich aufgenommen; und wie er denn im Stande war die eigenthümliche Methode der ihn Umgebenden leicht sich anzueignen, so begann er auch in derselben Weise zu arbeiten. Zum Beispiel in seiner Illustration zum letzten Kapitel der Sprichwörter Salomonis: „von einer guten Hausfrau", deren Entstehung in das erste Jahr des römischen Lebens fällt. Eine junge Frau, in schlichtem altdeutschem Kleide, sitzt vor Tagesanbruch fleißig spinnend vor einem sehr primitiv geformten Spinnrad. Eine antike Lampe, die am geschlossenen Fensterladen befestigt ist, gibt ihr Licht; ihr Schlüsselbund hängt hinter ihr an der Wand. Im Hintergrunde ruhen Gatte und Kinder noch schlafend in einem großen Himmelbett und nebenstehender Wiege. Zur Linken labt sich ein Krüppel an einer Schüssel warmer Suppe, die sie ihm bereitet hat. Er sitzt in einem offenen Corridor, über den hinweg das nahe Meer sichtbar ist mit einem gegen das Haus heransegelnden Handelsschiff, während aus der bis in die Halle hereindringenden und über dem Bettler hängenden Wolke symbolische kleine Brodlaibe auf das Pflaster niederfallen. Der Künstler schenkte diese Zeichnung dem Freunde Xeller[1].

Wäre Overbeck bei der eigenthümlichen Behandlungsweise, welche diese und einige andere Compositionen von gleichem Datum charakterisirt, beharrt, so wäre er in ein ihm wenig

[1] Die Composition, mit Overbecks Monogramm (dem Palmzweig zwischen F und O) versehen, ist von F. Ruscheweyh gestochen und trägt die Unterschrift: „Wem ein tugendsames Weib bescheret ist, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen. Sprüchw. XXXI. V. 10 f."

zusagendes Element und damit in Steifheit und Trockenheit verfallen; aber nach Pforrs Tode erinnerte er sich, daß der unvergeßliche Freund die Verschmelzung der alten deutschen und italienischen Kunst als eine Aufgabe, wenigstens als das mittelbare, secundäre Ziel der neuen Bewegung aufgestellt hatte. Er kehrte in die seiner Natur angemessene Richtung zurück, und indem er den vereinten italienischen und deutschen Einflüssen, die ihn zu Rom umfingen, sich hingab, schuf er Werke von einer gewinnenden Anmuth, welche mit denen von Perugino, Rafael und Dürer im Geiste verwandt waren.

Während die Regel bei St. Isidor vorschrieb, daß jeder Bruder in der Einsamkeit seiner Zelle für sich und nach seinem System arbeite, war der Samstag Abend eigens zu den gemeinsamen Zusammenkünften angesetzt, wo Zeichnungen und Malereien ausgestellt und kritisirt wurden und Debatten über Kunst den Kern der Unterhaltung bildeten. Die Lukas-Brüder verpflichteten sich zu offenherzigster Aufrichtigkeit in Discussion und Beurtheilung, und im Beginn, als diese Ordnung in Wien eingeführt worden, wie auch noch in der ersten Zeit in Rom, erwies sich dieselbe von wahrhaftem Nutzen. Allmählich gewann indeß zu Rom die natürliche Gutmüthigkeit die Oberhand, und die Schärfe der Kritik schien zu erlahmen. Vogel wenigstens wollte finden, daß diese in den letzten Jahren seines römischen Aufenthalts nachgelassen, daß man theils aus Delikatesse, theils aus dem Grundsatz, man müsse Jeden seinen eigenen Weg gehen lassen, lieber das Gute lobte als das Verfehlte tadelte, oder höchstens Einzelnheiten rügte, wo vielleicht das Ganze einer kräftigen Zurechtweisung bedurft hätte [1]. Hinwieder begannen innerhalb der Genossenschaft sich Meinungen und Gewohnheiten festzusetzen, welche sie später entweder als überschwänglich oder als unwesentlich erklärten; der Kampf und der Enthusiasmus hatte sie zu strengen Vorschriften verleitet, welche

[1] Brief Vogels aus Florenz, 23. Juli 1813.

sie später einzuschränken oder mit dem Gefühle eines Fehlgriffs zurückzunehmen genöthigt waren.

Es war jedoch in Wahrheit keine Zeit verfehlten Strebens. Wohl ist es wahr, daß sie längere Zeit nachher von ihrer Einseitigkeit zu leiden hatten; aber jeder von ihnen schuf sich während dieser Periode der Zurückgezogenheit eine innere reiche Welt, reich an Kenntniß, Einsicht und stärkendem Glauben. Overbeck, der Entschiedenste von allen in der Ueberzeugung, daß für den Künstler eine geistige Einkehr in sich selbst zu würdiger Kunstübung nothwendig sei, hatte seine eigentliche Lebensaufgabe erkannt und war gänzlich durchdrungen von dem Berufe, ein Darsteller heiliger Gegenstände zu sein. Auch der kritische Vogel fühlte sich durch die persönliche Sympathie und den Rath dieses Bundes redlicher Freunde gehoben und ermuthigt, eine Laufbahn zu verfolgen, die nicht minder erfolgreich als verdienstvoll gewesen: als vaterländischer Geschichtsmaler nämlich das Leben und die Thaten des eidgenössischen Volkes zu schildern.

Groß war die Selbstverläugnung und die Bedürfnißlosigkeit dieser Künstlerbrüder. Overbeck führte die Rechnungen des Haushalts, die allgemeinen und die besonderen, vielleicht weil die Beachtung der mütterlichen Winke ihn zu dem besten Buchführer geschult hatte. Die Hauptposten der täglichen Ausgaben lassen ersehen, wie einfach der Bedarf, ja wie ungenügend der Küchenzettel, die Auswahl der Lebensmittel war; sie bestanden vorzugsweise in Polenta und Ricotta (dicke Milch, die in den Straßen Roms verkauft wird); nebenbei Orangen und Citronen. Ferner findet sich Oel für die Akademie aufgezeichnet. Vogel allein gestattete sich ein bezahltes Modell. In Pforrs Einschreibebuch bilden Medicamente einen bedeutenden Posten.

In geräuschloser Eintracht, Beschwerden überwindend und Entbehrung gering achtend, wetteiferten die jungen Maler, ihre Kunst dem Geber aller Schönheit und Wahrheit zu weihen, und ihren Mitmenschen eine lautere nahrhafte Geistesspeise zu

bieten. Die kurze Kunst-Episode in Sant' Isidoro, eine That edler Jugendbegeisterung, steht so als eine Botschaft der Ermuthigung da für alle thatwilligen, in Arbeit und Gebet ehrlich vorwärts Strebenden; während den Betheiligten selbst, trotz so mancher unerfüllten schönen Träume, eine trostreich leuchtende Erinnerung verblieb, deren reiner Glanz noch ihren späten Lebensabend freundlich übergoldete.

Dritte Periode.

1812—1818.

In Scripturis discimus Christum, in Scripturis discimus Ecclesiam. Has Scripturas communiter habemus, quare non in eis et Christum et Ecclesiam communiter retinemus? Augustinus ad Donatistas, Ep. CV.

(Aus Overbecks Excerpten.)

7. Tagesanbruch.

(1813.)

Ostini. Keller, Schadow und Wintergerst. Chr. Schlosser. Palmsonntag 1813. Zacharias Werner. Schlegel. Voß. Stolberg. Overbeck an Vogel.

Wir sind nun in Overbecks Lebensgang an dem Punkte angelangt, wo er durch Glauben und Vernunft geleitet ein Mitglied der Kirche wurde. Er hatte vom Elternhause her die ihm theuer gewordene Gewohnheit beibehalten, täglich ein Stück in der Bibel zu lesen. „Ohne dieses Mittel," schrieb er an Vogel von Ariccia aus, „strebt man beständig umsonst nach innerer Ruhe, nach Klarheit der Erkenntniß!" Die heilige Schrift galt ihm als Richtschnur des Christen und Grundlage der Autorität, und er räth darum demselben Freund in einem Brief vom August 1812 mit herzlichem Anliegen, mit der ganzen Bibel sich vertraut zu machen. Ermunternd fügt er bei, daß es bei dieser Lesung „nicht auf eine besondere Ordnung an=

komme, sondern nur auf das herzliche Verlangen Christum darin zu finden"; denn wenn man dieses habe, so werde „uns der heilige Geist den Sinn eröffnen ihn überall zu vernehmen". Wenn er übrigens einige besondere Stellen anführen sollte, welche er ihm anrathen möchte oft und öfter zu lesen, so wäre es „vor allem die Bergpredigt, wie überhaupt Alles was in den Evangelisten Christus lehrt, dann in den Briefen die 5 letzten Capitel an die Römer, die beiden an die Corinther, besonders im ersten das 13. Cap., der Brief von Jacobus, die von Paulus an den Timotheus und an den Titus, und in der Offenbarung das was an die 7 Gemeinden geschrieben wird". — Vor allen Dingen aber, so schließt er seinen Zuruf an den etwas laxeren und zweifelsüchtigen Freund, mit dem er einmal vor Rafaels Disputa einen lebhaften Disput über das Altarssakrament hatte, „laß uns in Einfalt annehmen was uns in der Bibel gesagt wird, nicht drehen und deuteln um unsern Lüsten nebenbei auch noch Raum zu lassen, sondern wo uns etwas schwer zu erfüllen dünkt, da laß uns lieber glauben, daß unsre Schwachheit Schuld sei, als daß es anders müsse gemeint sein. So aber jemand der Weisheit mangelt, sagt ein Apostel, der bitte von Gott der da giebt einfältiglich jedermann, und rückt es niemandem auf."

Während er aber so Christus in der Bibel suchte und seinem reformirten Züricher Freunde anlag ein Gleiches zu thun, war er doch hin und wieder, und schon seit geraumer Zeit, selbst von Zweifeln beunruhigt. Er sah, daß auch den Katholiken die heilige Schrift das untrügliche Wort Gottes sei, nur daß diesen die Gewähr für den göttlichen Ursprung derselben in der Kirche beruhte. Er fühlte, daß er einer übernatürlichen Hülfe bedürfe, und schrieb dieses Verlangen nach Trost und Beruhigung zumeist der Entbehrung des kirchlichen Abendmahles zu, da er seit dem Weggang von Wien keinem protestantischen Gottesdienst mehr beigewohnt hatte. In Rom gab es einen solchen nicht. Die englische Kapelle wurde erst im Jahre 1818 eröffnet. Um dieselbe Zeit ungefähr stellte auf Niebuhrs Andringen die

preußische Regierung bei ihrer Gesandtschaft einen Prediger an; Dr. Schmieder, der erste lutherische Pastor in Rom, langte im Sommer 1819 an. Zu der Zeit, von der wir reden, waren gläubige Protestanten für ihre religiöse Erbauung auf sich selber angewiesen, und Manche halfen sich damit, daß sie ihre sonntägliche Andacht in einer der katholischen Kirchen verrichteten.

Auch Overbeck that dieß von Zeit zu Zeit, und es drängte sich ihm die Frage auf: warum so verschiedene Spaltungen und Bekenntnisse, im Gegensatze zu der Verheißung des Heilandes, daß nur Eine Heerde und Ein Hirte sein werde? Er machte sich mit Stolbergs Geschichte der Religion Jesu bekannt; er las Thomas von Kempen und gewann ihn so lieb, daß er ihn auch Anderen, namentlich Vogel, empfahl.

Inzwischen hatte der Landaufenthalt in Ariccia, nach Pforrs Tode, so wohlthätig auf seine Stimmung gewirkt, daß er geistig und körperlich erfrischt nach der Stadt kam. Anstatt in die beschränkten Räume seiner Zelle zu St. Isidor zurückzukehren, hatte er sich bestimmen lassen, in der Via di Porta Pinciana ein geräumiges, wenn auch dürftig möblirtes Zimmer zu miethen und zwar unter demselben Dache mit Johannes Veit, der diesen Entschluß mit festlicher Freude begrüßte[1]. Das große stattliche Haus, Palazzo Guarnieri, war bequem gelegen auf dem Pincio, ungefähr einen Steinwurf weit von seinen beiden früheren Wohnungen, der Villa Malta und St. Isidor. Overbeck und Veit wohnten im ersten Stock, während ihr Hausherr, der Bildhauer Pulini, mit seiner Familie die unteren Zimmer inne hatte, welche rückwärts auf den kleinen eingeschlossenen Garten gingen. Overbeck fand sich hier bald so heimisch, wie Veit. Er gewann wie dieser Interesse und Zuneigung für die wackeren Hauswirthe, den Signor Giovachino, und dessen Frau, Signora Benedetta, welche die Aufmerksamkeit und Gefälligkeit selbst war; wurde

[1] S. Veits Brief an seinen Vater bei Raich, „Dorothea von Schlegel" II. 101. 115.

vertraulich mit den Kindern, besonders mit den zwei kleinen Mädchen, Carolina und Lalla, und stand auch mit der alten Magd, mit den Kanarienvögeln und den Turteltauben auf gutem Fuß.

Auch Wintergerst wohnte mit ihnen unter einem Dache. Seit dem Tode Pforrs war, nach seinem eigenen Geständniß, „eine Umwälzung in ihm vorgegangen". Leidend und tief darniedergebeugt, war er von dem Sterbebett des Freundes, den er so treulich gepflegt, nach Rom zurückgekehrt. Als er sich vom Fieber erholt, suchte er einen Seelenarzt auf, um auch geistig zu genesen. Er fühlte das Bedürfniß, wie er Overbeck schreibt, „mit dem Vater im Himmel und mit seinem Gewissen sich auszusöhnen"; er fand einen vortrefflichen Geistlichen, „einen Mann nach dem Herzen Gottes", bei dem er als Katholik seine vergessenen religiösen Pflichten erfüllte, und nun genoß er eines Friedens und einer Freudigkeit, die er nicht beschreiben kann. Ihm war wie Einem, der „vom Tod ins Leben übergegangen". — „O wie wünsch' ich, daß alle Menschen so seelenvergnügt sein könnten, und besonders wünsch' ich sie Euch allen, Ihr Lieben!" versichert er den damals noch in Ariccia weilenden Genossen.

Dieß war der Stand der Dinge, als Overbeck vom Lande zurückkam und die neue Wohnung bei den Freunden bezog. Hier hörte er nun, daß während seiner Abwesenheit Johannes Veit, Wintergerst, Xeller, Wilhelm Schadow und dessen älterer Bruder Rudolf, ein vielversprechender Bildhauer, bei einem Priester zusammenzukommen pflegten, den sie einen ausgezeichneten Seelenarzt nannten, so recht dazu befähigt, religiöse Scrupel zu lösen und geistige Bedrängniß zu erleichtern. Es war der Abbate Pietro Ostini (geb. zu Rom am 27. April 1775), Professor der Kirchengeschichte am Collegium Romanum; derselbe Theologe, der den Dr. Christian Schlosser in die katholische Kirche aufgenommen hatte. Xeller und Wilhelm Schadow wünschten sehr, daß Overbeck sie an einem dieser Abende in die

Conferenzen begleiten möchte, welche in der Wohnung des Professors, an der Piazza Sciarra Nr. 61, stattfanden. Er lehnte das Ansinnen zuerst ab, gab aber schließlich dem Drängen nach und willigte halb aus Neugierde, halb aus Gefälligkeit ein, als passiver Zuschauer mitzugehen [1].

So geschah es, und Overbeck fand zu seiner Ueberraschung, daß der Vortragende, weit entfernt fanatisch oder intolerant zu sein, menschliche Mängel und Gebrechen, welche die Kirche entstellten, freimüthig anerkannte und beklagte, und dem Privaturtheil in nicht wesentlichen Dingen volle Freiheit einräumte. Was er dagegen mit Nachdruck betonte und begründete, war die Nothwendigkeit einer äußern Autorität in geistlichen Dingen.

Das Mißtrauen schwand, das Interesse wuchs, und so schloß sich Overbeck seinen Freunden auch bei den folgenden Abendbesuchen an und lauschte den Vorträgen des Professors, der mit einem streng logischen Verstand geniale Auffassung verband, wogegen ihm der Kunstsinn gänzlich abging. Indeß hatte dieß gerade einen Reiz für die jungen Künstler, welche nur nach geistiger Erkenntniß dürsteten und die lautere Wahrheit in den höchsten Dingen suchten.

In diesen Conferenzen schlug Professor Ostini — wie aus einem italienisch niedergeschriebenen Abriß zu ersehen — den Weg geschichtlicher Entwicklung ein, indem er an dem Zeugniß von Irenäus, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus und anderer Väter die Nothwendigkeit erörterte, daß das geschriebene Wort Gottes durch göttlich bestellte Organe erklärt werden müsse; während die thatsächliche Erfahrung die Unmöglichkeit bezeuge, durch Privatauslegung eine einmüthige Erklärung des wahren Sinnes der Bibel herzustellen. „Die Schrift ist ein Codex, den jeder nach seiner Weise interpretirt."

Und was die Einheit des Glaubens betrifft, erklärte er, so

---

[1] Frau Hoffmann's Erinnerungen aus Overbecks mündlicher Erzählung.

kann sie nicht erhalten werden, wenn Jedermann die Bibel nach seinem Sinn erklärt, noch kann bei diesem Verfahren eine Sicherheit für die wahre Inspiration der heiligen Schrift bestehen: es gibt kein Buch in der Bibel, dessen Autorität nicht in Zweifel gezogen worden wäre. Wenn man die unmittelbare Erleuchtung des heiligen Geistes als hinreichende Gewähr für jeden aufrichtigen Christen urgirt, so müßte man erst die Widersprüche des heiligen Geistes erklären, der seine Lehre der Voreingenommenheit seiner Hörer anbequemt. Wie kann der Geist der Wahrheit einem Calvin gesagt haben, daß die Briefe der Apostel Judas und Jakobus kanonisch seien, das Gegentheil aber dem Luther? Wie verträgt sich derselbe Geist mit den sich widersprechenden Auslegungen der Eucharistie? — Ferner, welcher Theil der heiligen Schrift enthält den vollen Glaubensinhalt? Die Evangelisten haben einen kurzen Bericht von dem Leben des Herrn gegeben, aber keineswegs alle seine Worte und Thaten aufgezeichnet. St. Lukas berichtet nur einen Theil der Geschichte der Apostel, namentlich des Apostels Paulus. Wir haben einige Briefe von den Aposteln voll herrlicher Lehren und Unterweisungen, aber den Umständen angepaßt, für welche sie geschrieben sind. Die Apokalypse enthält einige Visionen des hl. Johannes. Jesus Christus hat niemals die Bibel als einzige Regel unseres Glaubens aufgestellt, sondern das Wort des Lebens hat die Apostel und ihre Nachfolger ausgesendet; er sagte nicht: traget die Bibel hinaus und wer an sie nicht glaubt, wird verdammt sein; sondern er hat gesagt: gehet hin und lehret alle Völker! mit der Verheißung, mit ihnen zu sein bis an's Ende der Zeiten. Als Jesus redete, waren die Bücher des neuen Testamentes noch nicht; als die Apostel die Kirche gründeten, waren die heiligen Bücher noch nicht. Die Kirche begann zu wachsen, und von den Büchern war erst ein Theil erschienen, und als diese endlich sämmtlich geschrieben und genügend verbreitet waren, hatte die Kirche sich weithin über die Erde ausgebreitet. Der Herr hat einige zu Aposteln, andere

zu Propheten, andere als Evangelisten, andere als Hirten und Lehrer erwählt, damit der Leib der Kirche erbaut werde, bis alle in der Einheit des Glaubens und in der Erkenntniß des Sohnes Gottes vereinigt sind.

Diese Körperschaft der Gläubigen, von Christus ihrem unsichtbaren Oberhaupt regiert, ist die Kirche, deren Autorität und Unfehlbarkeit alle Väter anerkennen. Wer waren jene, daß sie diesen großen Lehrern entgegentreten konnten, welche von den Wassern der Wahrheit nahe an ihrer Quelle tranken? Wer waren sie, daß sie die Weisheit Christi verwerfen wollten, da er, um die Einheit dieser Körperschaft zu bewahren, Petrus als ihr sichtbares Haupt eingesetzt hat? . . . .

Wenn nun die Kirche lehrt, daß Gott die Gläubigen alle in der Einheit einer Körperschaft zu retten wünsche, so wäre es doch ein Mißverständniß anzunehmen, daß sie alle verdamme, welche von der einen Gemeinschaft getrennt sind. Sie hat Mitleid und Gebet für diejenigen, welche schuldlos, durch den Zufall der Geburt und der Erziehung getrennt sind, und schließt vom Heile nur jene aus, die sich von der vom Heiland gegründeten Genossenschaft halsstarrig scheiden, die mit Bewußtsein die Bande des Friedens und der Liebe zerreißen, in welchen alle Glieder sollten vereinigt sein.

Noch weniger verstehen solche den Geist des Katholicismus, welche glauben, daß diese Religion etwas anderes suche als Christus, da sie doch einzig darnach strebt, daß ihre Kinder Gott lieben und ein heiliges Leben führen. Darauf zielen ihre Ceremonien und Sakramente, besonders das der Buße und der Eucharistie. Was die Kirche vornehmlich von sich ausstieß, waren die Irrthümer über den freien Willen, über die guten Werke, über die Rechtfertigung allein durch den Glauben. Schlechte gibt es in allen Confessionen, aber wo gibt es solche Heroen der christlichen Liebe wie in der katholischen Kirche? Männer — um nur beim Zeitalter Luthers zu bleiben — wie Joseph Calasanz, Hieronymus Emiliani, die ihr Leben den

Unheilbaren, der Rettung der Waisen und Verkommenen, dem Unterricht armer Kinder opferten? Wo anders finden wir von frühen Zeiten an zahlreiche Genossenschaften von Männern, welche sich der Befreiung der Sklaven, dem Dienst der Armen und Unwissenden, der Lahmen und Blinden widmen? Wenn das die Früchte der Kirche, das ihre hervorragenden Tugenden sind, können wir dann ihr Anrecht auf Gottes besondere Fürsorge und Liebe in Zweifel ziehen; können wir annehmen, daß sie von Ihm der Finsterniß überlassen sei; können wir in Wahrheit glauben, daß Er Jahrhunderte lang seine Getreuen in Irrthum gelassen habe, bis er als seinen erkornen Apostel Martin Luther gesendet?

Das Argument von einer unsichtbaren Kirche hat sich auf Erden allezeit als unhaltbar erwiesen. Die Kirche ist eine Vereinigung von Menschen, die mit Herz und Mund einen Glauben bekennen, also sichtbar. „Sage es der Kirche", spricht Jesus bei Matthäus. Für diese Sichtbarkeit zeugen der heilige Paulus und die alten Väter. — — —

Als Professor Ostini diese (hier nur auszüglich mitgetheilten) Argumente zu Gunsten der Kirche seinen Zuhörern vorgelegt hatte, fing Overbeck an, die Fragen und Streitpunkte gewissenhaft, in der Gegenwart Gottes, inbrünstig um Erleuchtung betend, zu studiren. Wahrscheinlich war es auch Ostini, der ihm für sein weiteres Studium die Werke der Väter verschaffte. Denn aus dieser Periode stammt eine Reihe von Auszügen, welche Overbeck aus Ignatius, Clemens von Rom, Irenäus, Cyprian, Origenes, Laktantius, Eusebius, Athanasius, Hilarius, Basilius, Cyrillus, Hieronymus, Chrysostomus, Ephrem, Augustinus über die Einheit und Autorität der katholischen Kirche gemacht und übersetzt hat. Zu seiner tiefen Beruhigung fand er, daß diese glaubwürdigsten Lehrer dieselbe Theologie lehrten und begründeten, wie Ostini; daß sie alle darin als einem Hauptpunkte übereinstimmten: der Weg oder das Mittel, wodurch wir zur Erkenntniß der göttlichen Wahrheit gelangen, sei,

die Stimme der Hirten zu hören und ihr zu gehorchen — „der Kirche, die von Christo gegründet worden zum Unterricht für Alle, verbreitet zu dem Ende durch alle Völker, sichtbarlich fortbestehend in der Succession der Hirten und des gläubigen Volkes durch alle Jahrhunderte. Weßhalb die Kennzeichen dieser Kirche sind: Einheit, Sichtbarkeit, Unaufhörbarkeit, Abstammung von den Aposteln her, Katholicität und Heiligkeit." [1]

Er zog daneben, wie seine Excerpte erweisen, auch Luthers Werke zu Rath, und fand in denselben das Zugeständniß, „daß die römische Kirche für alle andern geehret sey", und ebenso das Bekenntniß: „daß im Pabstthum die rechte heilige Schrift sey, rechte Tauf, rechtes Sacrament des Altars, rechte Schlüssel zur Vergebung der Sünden, recht Predigamt, rechter Catechismus; ich sage, daß unter dem Papst die rechte Christenheit ist, ja der rechte Ausbund der Christenheit, und viele frommer großer Heiligen. Ist denn nun unter dem Papst die Christenheit, so muß sie wahrlich Christi Leib und Glied seyn, ist sie Sein Leib, so hat sie rechten Geist, Evangelium, Glauben, Taufe, Sacrament, Schlüssel, Predig-Amt, heilige Schrift und alles was die Christenheit haben soll." [2] — Ferner Luthers Aeußerung von der wesentlichen Gegenwart Christi in dem Sacrament des Altars, daß „das Gezeugniß der ganzen heiligen christlichen Kirche uns allein genugsam sein soll bei diesem Artikel zu bleiben; denn es ist gefährlich und erschröcklich, etwas zu hören oder zu glauben wider das einträchtig Zeugniß, Glauben und Lehre der ganzen heiligen christlichen Kirche, so von Anfang her nun über fünfzehnhundert Jahre in aller Welt einträchtiglich gehalten hat".

---

[1] Overbecks eigenhändige Aufzeichnungen.

[2] „Geschrieben A° 1528", bemerkte Overbeck dazu, „also 11 Jahre nach dem Anfang der Reformation. Luth. 4 Tom. Jen. fol. 320 a." Overbeck hatte die alte Jenaer Ausgabe zur Verfügung, die Kirchen-Postill in der Wittenberger Ausgabe (1530—1544), die Tischreden gedruckt zu Eisleben 1556.

Und diese Anschauungen fand der Forschende bekräftigt durch die Augsburger Confession, in welcher die Unterzeichner versichern, daß der Hauptinhalt ihrer Lehre mit derjenigen der katholischen Kirche übereinstimme, und erklären, daß es auch hinsichtlich der abweichenden Punkte auf keine dauernde Spaltung abgesehen sei, sondern daß sie appelliren an ein allgemeines, durch den Papst zu berufendes Concil.

So erkannte Overbeck nach einer sorgsamen Untersuchung, daß die katholische Kirche nicht allein von ihren größten Leuchten, sondern selbst von denen ehrende Zeugschaft erfuhr, welche gegen sie ankämpften und ihrer Autorität sich widersetzten; er fand, daß ihr Lehrsystem ebensowohl von den machtvollsten Argumenten gestützt wie durch den Gang der Geschichte thatsächlich gerechtfertigt werde.

Alle freie Muße war jetzt diesen ernsten Studien gewidmet, und die fortschreitende Forschung bestärkte und vertiefte die gewonnene Ueberzeugung. Mehr und mehr fühlte er, daß es von seiner Seite unrecht wäre, wenn er sich der Erkenntniß des geoffenbarten Willens Gottes verschließen würde; und er hätte wohl schon bald die Aufnahme in die Kirche nachgesucht, wenn nicht die Rücksicht auf seine Eltern ihn von einem raschen Schritte abgehalten hätte. Kindesliebe und Wahrheitsliebe trieben ihn an, seinem Vater die Gründe seiner Umwandlung ausführlich in aller Offenheit vorzulegen. Und so durchdrungen war er von der Güte seiner Gründe, daß er die stille Hoffnung nährte, daß der Vater nicht bloß seine Einwilligung geben, sondern vielleicht sogar seiner Ueberzeugung sich anschließen würde.

Schon gegen Ende des Jahres 1812 gab er dem Vater von der beginnenden Wandlung Kenntniß in einem Briefe, den dieser als „ein recht betrübtes Weihnachtsgeschenk" empfing und mit dem Eifer eines Protestanten beantwortete, der keine andere Autorität als die Schrift erkennt und jedes „Glaubens-Tribunal" als einen Feind der evangelischen Freiheit, als eine

bloße Polizei-Institution betrachtet. „Mit Thränen“ schreibt er dem geliebten Sohne, der ihm bisher nur ungemischte Freude bereitet, und beschwört ihn, ja nichts zu übereilen und sich die Sinne nicht verwirren zu lassen; denn was er von der göttlichen Autorität der Kirche geäußert, konnte unmöglich wahrhafte Ueberzeugung sein, er war nur überredet, „überredet erstlich durch seine Phantasie und dann durch Vorspiegelung der Freunde und deren Hilfsmänner“. Was seine Sehnsucht nach dem Genuß des Abendmahles betreffe, so wollte er ihm zwei Auswege zeigen: entweder daß sein Sohn sich mit Gleichgesinnten in seinem Kämmerlein versammle „nach Art der ersten Christen, die das Liebesmahl gehalten und nach dem Mahle Brod und Wein geheiligt und genossen hätten zu Seinem und Seines Todes Gedächtniß“; oder auch daß er Rom verließe und an einen Ort ginge, wo er das Abendmahl in kirchlichen Formen celebriren könnte. Er warnt ihn, auf der Hut zu sein an einem Orte, „wo man die Gewissen in Fesseln schlägt aus Herrschsucht, wo man die Lehre, die Bibel verstümmelt aus Herrschsucht“.

Alle seine Beredsamkeit bietet er auf, um den gefürchteten Schritt zu verhüten. Zu den eigenen Argumenten fügt der Senator noch die von Fachmännern. Er hoffte seinen „bethörten schwärmerischen“ Sohn besonders durch die gelehrten Deduktionen eines philosophischen Freundes zu bekehren, indem er sich der Auseinandersetzungen des Professors Reinhold bediente und aus dessen „Ehrenrettung der Reformation“ die schlagendsten Stellen für ihn aushob. Er zweifelte nicht, daß Fritz den Professor Reinhold als einen gerade hierin competenten Mann beachten würde, der Katholik und Priester gewesen und so das katholische System im Innersten durchschaut haben mußte.

Die eindringliche Warnstimme des Vaters verfehlte des Eindrucks nicht. Sie machte den guten Sohn einen Augenblick wankend, vermochte ihn aber doch nicht in seinen geistigen Nöthen zu beruhigen. Bei tieferem Nachdenken erkannte er vielmehr,

daß die Berufung auf den „freien Gebrauch der Vernunft in Religionssachen“ nur seine eigene Verantwortung erhöhte, diejenige Form der Gottesverehrung anzunehmen, welche sich seiner Einsicht, seinem bessern Urtheil am meisten empfahl.

Unter den verschiedenen katholischen Freunden, welche Friedrich Overbeck besaß, hatte keiner in höherem Grade sein Vertrauen gewonnen, als Dr. Christian Schlosser, der, um mehrere Jahre älter als er, durch Bildung, Charakter und edle milde Gesinnung ihm und seinen Genossen in Rom theuer geworden, um diese Zeit jedoch nach seiner Vaterstadt Frankfurt zurückgekehrt war. Bekannt ist, wie der lebendige begeisterte Mann vormals die Bewohner von S. Isidoro enthusiasmirte. Ein Liebhaber Dante's zu einer Zeit, wo der große Dichter aus der Mode war, hatte er ihnen in den Winterabenden des Florentiners Divina Commedia in fließend schönem Deutsch übersetzt und erläutert, und war ihnen, nach dem Zeugniß von Cornelius, „ein wahrer Trost“ gewesen. Nachdem Dante zu Schlossers Conversion beigetragen hatte, verstehen wir, wie Overbeck am Tage von Schlossers Abreise aus Rom, 19. April 1812, in seinem Tagebuch der Hoffnung Raum gibt: daß der gute Same Wurzel schlagen möge, den derselbe in seine Seele gestreut. Er bewahrte dem Scheidenden auch in der Ferne sein Vertrauen. Als er gegen den Schluß desselben Jahres dem Frankfurter Freunde von seiner wachsenden Hinneigung zum Katholicismus Kunde gab, sich aber gleichzeitig über Dunkelheit in seinem Innern beklagte, da bat ihn Schlosser, in einem Briefe vom 20. December 1812, geduldig zu harren, nicht zu drängen, sondern sich in Gottes Hand zu geben; was dem Menschen in solcher Lage zustehe, sei allein das in uns Störende zu entfernen; alles Hervorbringen sei Werk der Gnade Gottes. „Sein mildester Gnadenengel möge Sie leiten. Wenn er ruft, und dann allein, folgen Sie!“

Overbeck forschte und harrte „mit allem Ernst, mit aller Liebe und Gelindigkeit, mit aller Demuth und Ergebung, aber

auch mit allem festen Vertrauen", daß Gott seinen redlichen Bemühungen die rechte Kraft verleihen werde[1].

Die Nothwendigkeit einer sichtbaren Kirche — das war der Cardinalpunkt, der für Overbeck entscheidend war, und wogegen auch der Vater zumeist ankämpft. Denn nur dieser Satz, und nicht der Reiz des Cultus — so erklärte er gegenüber den Einwänden des Vaters auf's bestimmteste — habe ihn ergriffen und gewonnen[2]. Hieraus, aus diesem Fundamentalsatze, ergaben sich ihm die weiteren Punkte: Tradition, Primat, Hierarchie, Untrüglichkeit der Lehre rc. als natürliche Folgerungen von selbst.

Und allmählich wurde die Ueberzeugung so stark in ihm — „die volle, feste, vernunftgemäße Ueberzeugung, daß die von der katholischen Kirche aufbewahrte Lehre die wahre, nemlich von Christo den Aposteln und durch sie der ganzen Welt für Alle gegebene Lehre sei"[3], daß er nicht länger dem Rufe zu widerstehen wagte ohne die Gefahr, sein eigenes Heil auf's Spiel zu setzen.

Am Palmsonntag, den 13. April 1813, legte Overbeck in der Lancellotti-Kapelle der mit dem Collegium Romanum verbundenen Kirche S. Ignazio, vor dem Altar, welcher die Gebeine des hl. Aloysius Gonzaga enthält, das feierliche Glaubensbekenntniß in die Hände des Professors Ostini nieder. Am Palmsonntag ward der Maler mit dem Palmzweig, der einst mit der Composition des Palmeneinzugs in Rom eingezogen, in die katholische Kirche aufgenommen, um in ihrem Schooße hinfort „für seine Seele unaussprechliche Ruhe, für seinen endlichen Verstand einen leitenden Stern, für sein Herz volle Genüge zu finden"[4].

Er stand jetzt in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre. Von den Freunden, welche von seinem Vorhaben wußten, weilten

---

[1] Overbecks Worte in einem Briefe an L. Vogel, vom 22. Mai 1813.
[2] Laut Brief des Vaters Overbeck vom 8. April 1813.
[3] Overbecks Worte im Brief an L. Vogel in Zürich.
[4] Worte Overbecks in einem Brief an L. Vogel vom 15. Mai 1816.

nur wenige in Rom. Wintergerst und Xeller, die beiden Schwaben, „die beiden goldenen Jungen von altem Schrot und Korn", wie er sie in einem Briefe nennt, waren im Februar abgereist; Johannes Veit befand sich in Orvieto, wo er von Overbeck am 5. Mai die Mittheilung von dem vollzogenen Akte erhielt. Der Nächste, der in's Vertrauen gezogen wurde, war der treue Sutter in Wien.

Overbeck an Sutter.

„Rom, am 21. Mai 1813.

„Wenn ich nicht längst Deine unerschütterliche Freundschaft kennete, so würde ich in allem Ernste fürchten müssen, daß dies mein Stillschweigen mir einen Grad Deiner Liebe möchte entzogen haben; allein ich kenne Dich und ich bedarf nichts als mir Dich recht lebhaft zu denken, um alle Besorgniß schwinden zu machen; und so sage ich denn Dir nur, daß es mir in der That unmöglich war, Dir bisher zu schreiben, die Ursache findest Du nachstehend. Gottlob war es weder Krankheit noch sonst etwas Widriges was mich abhielt, sondern etwas wofür in alle Ewigkeit meine Seele den Herrn besingen wird.

„Ich war nemlich vergangenen Herbst kaum von meinem Sommeraufenthalte auf dem Lande in die Stadt zurückgekommen, als ich die Bekanntschaft eines Geistlichen hier machte, eines Mannes den ich in jedem Betracht ein Muster eines Weltgeistlichen nennen möchte, indem er strenge unverrückte Rechtgläubigkeit mit einer schönen edlen Aufklärung verbindet, unermüdeten Eifer für seinen Beruf besitzt und durch liebevolles Entgegenkommen alle Herzen gewinnt. Ich hatte oft und lange über das Wichtigste dieser Welt, den wahren Glauben, nur bei mir selbst nachgedacht und war auf den Punkt gekommen zu glauben, daß nur dadurch wieder Eine Heerde und Ein Hirt entstehen könnte, welches doch der innigste Wunsch jedes Christen sein muß, wenn alle Menschen des Unterschiedes zwischen Katholiken und Protestanten vergessen würden, welches

freilich nur aus Unkunde entstehen konnte, indem es, recht bedacht, Erkaltung von beiden Seiten voraussetzt; allein so dachte ich als ich die Bekanntschaft jenes Priesters machte. Ich wußte bis dahin von der katholischen Lehre sehr wenig, nichts gründlich, und wollte mich daher bei diesem Priester ein wenig unterrichten, dachte aber nichts weniger, als das, was daraus hernach wirklich folgte. In wenigen Abenden aber bewies er mir die Nothwendigkeit einer sichtbaren Kirche so klar und überzeugend, daß es mir wie Schuppen von den Augen fiel und ich nicht begreifen konnte, wie das nicht jeder Mensch erkennen müßte.

„Ich setzte meine Abendbesuche fort mit einigen Freunden, und war nach kurzem innern Kampf durchaus überzeugt von der Wahrheit der katholischen Lehre, daß nemlich nur bei der Kirche die von unserm Herrn geoffenbarten Wahrheiten rein und vollständig aufbewahrt seien, daß es also die Pflicht eines jeden Menschen sei, in ihr die Fülle des Heils zu ergreifen. Welch ein Licht ging mir mit dieser Erkenntniß auf! Ich erkannte nun, warum mit der Reformation auf einmal jener Geist der Einfalt und Frömmigkeit, der aus allen alten Werken aller Kunst und Wissenschaften spricht, wie verwischt, wie verschwunden ist, und statt dessen eine Aufgeblasenheit eintritt und eine Art von Aufklärung, die dem Menschen alle sichere schönere Beziehung raubt, ihn kalt und unempfindlich für die Schönheit und den Einfluß der Künste macht. Kurz, wohin ich sah, strahlte mir neue Klarheit, neue Ueberzeugung entgegen, und ich wäre auf der Stelle übergetreten, wenn ich nicht gefürchtet hätte, meine ehrwürdigen Eltern durch einen so plötzlichen Schritt zu hart zu treffen.

„Indessen begann ich sogleich einen lebhaften Briefwechsel mit meinem Vater, dem ich meine kürzlich erworbene Erkenntniß sehr ausführlich mittheilte, in der Hoffnung, daß auch er von dem Gewichte der Gründe bewogen nicht bloß mir seine Einwilligung geben, sondern selbst mir folgen würde. Dieser Briefwechsel nun, dem ich alle meine Zeit widmete, die mir

von Arbeiten übrig blieb, war die Hauptursache meines langen Stillschweigens gegen Dich, theurer Sutter! das Du mir gewiß auch verzeihen wirst. Leider! hatten meine Briefe nicht den gewünschten Erfolg. Mein Vater, der in heftigen Vorurtheilen gegen den Katholicismus alt geworden ist, opponirte sich heftig dagegen; ich schrieb ihm Briefe über Briefe, immer ohne Erfolg. Seine Antworten indessen waren von der Art, daß sie mich zwar zuerst etwas wanken machten, aber bei näherer Betrachtung nur noch mehr stärkten. Ich entschloß mich daher am Ende, hier im Stillen überzutreten, ihm aber meinen Schritt noch zu verheimlichen, bis ich ihn nach und nach würde mehr überzeugt haben.

„Der Palmsonntag war der für mich so wichtige, so unvergeßliche Tag, wo ich nach einer viertägigen Vorbereitung in einem Kloster in den Schooß der Kirche aufgenommen ward. Es geschah ganz im Stillen, aber was in mir vorging, das sprechen keine Worte aus [1]. Seitdem führe ich ein geregeltes katholisches Leben, und der Genuß der heiligen Sakramente wirkt eine Ruhe und himmlischen Trost in mir, daß ich mit Muth allen Kämpfen, die meiner deshalb warten, und allen Leiden, die sonst der Herr mir schicken sollte, entgegen gehe.

„Danke auch Du, mein geliebter Bruder, in inbrünstigem Gebete unserm Gott, daß er in dem geringsten seiner Knechte

---

[1] Aehnlich schreibt Overbeck an den in Orvieto weilenden Johann Veit: „Von mir setze ich noch hinzu, daß mich die Gnade Gottes nunmehr wirklich in den Schooß der Kirche zurückgeführt hat. Der Palmsonntag war der unvergeßliche Tag für mich, wo ich eintrat in das Heiligthum des Herrn, und Er, der Heilige, mich würdigte, in meine unwürdige Hütte zu kommen. Ganz im Stillen geschah es in einer kleinen Kapelle im Collegio Romano, aber in meinem Herzen war großes Gepränge! Bete für mich, mein Lieber! und für meine Eltern und Geschwister: für mich, daß der Herr das Werk in mir vollende, das Er angefangen hat; für meine Eltern und Geschwister, daß Er sie mit dem Lichte der Gnade erleuchten wolle.“ M. Raich, Dorothea von Schlegel II. 167—168.

seine Gnade so herrlich erwiesen hat, daß er uns, mein Geliebtester, geistig noch enger vereinigt hat, vereinigt mit ewig unauflöslichem Bande, wenn wir nur treu seiner Spur folgen, seiner Liebe nie vergessen. Da Du aber einsehen wirst, daß ich gegründete Ursache habe diese Sache noch zu verheimlichen, so brauche ich wohl nicht hinzuzusetzen, daß ich Dir dieselbe nur unter dem Siegel strenger Verschwiegenheit anvertraue. Es weiß bis jetzt noch niemand davon als meine Freunde, doch unter diesen auch Vogel noch nicht, den ich auch besser durch Briefe überzeugen zu können hoffe, als mündlich, weil man in mündlicher Unterredung leicht in einen Eifer geräth, der hinderlich ist, eine Sache ruhig und klar zu betrachten."

Sutter, der Overbeck stets als einen der Auserwählten betrachtete, welche „dem Lamme folgen", zählte den Tag, an dem ihm diese Mittheilung durch Colombo's Frau zugebracht wurde, „zu den merkwürdigsten seines Lebens", obwohl er auf diese Umwandlung vorbereitet war, die sich ihm „schon in Wien in seinen Kunstwerken und Handlungen prophezeite", ebenso wie Wintergerst, an dessen Seite Overbeck zuweilen in Mariahilf dem Gottesdienste beiwohnte; schon damals glaubte er, wenn er Overbeck in der Kirche „vom Volksgesange so ergriffen" sah, im Stillen zu ahnen, daß derselbe einst, wie sein Kunst-, auch noch sein Glaubensbruder werden würde. Es bedurfte auch nur einiger Aufmerksamkeit von Seite seiner Genossen in Rom, um zu erkennen, daß die angeborne Neigung und Richtung dieses stillen, kindlich lautern Geistes ihn in den Hafen des Lichtes und der Liebe leiten würde.

Das förmliche Glaubensbekenntniß ihres Führers erfüllte natürlich die Gemüther der jungen katholischen Künstler mit der tiefsten Befriedigung; aber auch als er noch Protestant war, hatten sie niemals einen Zweifel, daß er „ein Himmelsbürger" sei. Mit einer gewissen Ehrfurcht sahen sie, wie er so ruhig unter ihnen dahin wandelte, „ein Vorbild des Guten, freudig Gott dienend und alles Leiden getrost aus Seiner Hand

nehmend, die Gebrechen des Nächsten tragend, von allen Menschen Gutes redend, sich selbst anklagend, mit Zeit wie mit Worten haushaltend, nach Anlaß und Kraft Gutes thuend."[1] Ja, so lange sie mit ihm lebten, fühlten sie von seinem Beispiel sich gehoben und gefördert, so daß sie nach dem Scheiden aus Italien keinen mehr als ihn vermißten, und Wintergerst innig klagte, daß er, gerade da er anfing ihn ganz zu verstehen und aus seiner Religion und Kunst Nutzen zu ziehen, ihn verlassen mußte.

„Wie einsam lebe ich hier", schreibt Wintergerst aus Schrezheim bei Ellwangen, den 9. August 1813, an Overbeck. „Doch dies dank ich dem Himmel. Alles ist schön und heiter um mich her, und dieses ist so recht die Lage, mein Inneres umzuschaffen, das was ich durch Dein Beispiel, o Lieber, sahe und durch so manche Gespräche über das Heil von Dir und unserm lieben Werner hörte, in mir zu befestigen, wozu Jesus, den ich glaube mit Inbrunst zu suchen, mir seine Gnade verleihen möge. So ruf' ich mir diese gesegneten Abende zurück, in denen ich gewürdigt ward beizuwohnen, ich der ich der geringste unter Euch stets bin und war. Jesu sei Dank und Lob davor, er gab sich mir unter Euch zu erkennen. Dir, o Lieber, hab ich die Wiedergeburt zu danken, durch Dich lernt' ich erst recht Ihn zu suchen und mit allem Eifer nach seiner Freundschaft zu streben, und nun lernte ich das erkennen, wohl erst schwach, was Du, Geliebter, schon lang im Uebermaß erkanntest, nemlich: sucht zuerst das Reich Gottes, und mit diesem wird euch das Uebrige alles selbst werden." — —

Manche schöne Talente und Charaktere, einige nur im engern Kreise zu Ehren gekommen, andere seitdem in den Annalen der Kunst berühmt geworden, leuchten gleich milden Sternen

[1] Aus einem Briefe Wintergerst's vom Spätherbst 1813. Wintergerst wendet hier eine Stelle aus Sailer's „Briefen aus allen Jahrhunderten" an, mit der Bemerkung: stets denke er an Overbeck, wenn er diese Stelle lese.

in demselben Lichtkreise neben dem Reigenführer der christlich religiösen Kunst, dem diese Erinnerungen gelten. Wir haben hier noch einer eigenthümlichen Erscheinung zu gedenken, welche wie ein glänzender Komet an diesem gestirnten Himmel vorüberzog. Es war der Dichter und nachmals als Prediger nicht minder bekannte Priester Fr. Lud. Zacharias Werner. Er zählte bereits 42 Jahre (geb. 1768) als er nach Rom kam, und befand sich dort etwa sechs Monate, als Overbeck und seine Gefährten aus Wien in der ewigen Stadt eintrafen.

Werner, von Geburt Protestant, war früh für das Drama eingenommen. Sein Vater, Professor an der Universität zu Königsberg, war Theatercensor, und das Schauspielhaus, das in der Nähe der väterlichen Wohnung lag, wurde der Lieblingsaufenthalt des erregbaren Sohnes Zacharias, der von seiner Mutter ein leidenschaftliches Temperament geerbt. Der Knabe war vierzehn Jahre alt, als er den Vater verlor, und ganz dem Einfluß seiner Mutter, einer geistig hochbegabten aber excentrischen Frau, überlassen war. Zwei Jahre später bezog er die Hochschule seiner Vaterstadt, um die Rechte zu studiren, besuchte die Vorlesungen Kants und ergab sich allen stürmischen Vergnügungen, welche das Studentenleben jener Tage charakterisirt. Wir finden ihn in der Folge als einen zügellosen jungen Mann von den lockersten Grundsätzen und der wildesten Weltlust, mit dem Posten eines Sekretärs in Südpreußen und in Warschau betraut. Nach dem Tode seiner gemüthskrank gewordenen Mutter, der ihn tief erschütterte, kam er nach Berlin und sah sich in die größere literarische Welt eingeführt, wo die „Söhne des Thales“ bereits seinen Ruf begründet hatten. In seinen Dramen, kraftvoll in der Sprache und kühn im Schwung der Gedanken, gährt ein seltsames Gemisch von Aufklärung und Mysticismus, in denen der Dichter die Begründung einer neuen, über alles Positive hinaus liegenden Religion anstrebte. Sehr treffend sagt Eichendorff von ihm: „seine Verirrungen, seine Reue, sein Schmerz und sein Sehnen sind seine Poesie.“

Im Jahre 1807, nach dem Sturz der preußischen Monarchie, verließ er Berlin und begann ein ruheloses Wanderleben, das ihn auf Kreuz- und Querzügen nach Süddeutschland, in die Schweiz und nach Frankreich führte. Er verkehrte in München mit Schelling und Jacobi, in Wien mit Collin, Caroline Pichler und deren Kreisen; in Weimar gewann er die Zuneigung Goethe's, den er als den „universellsten und klarsten Mann seiner Zeit" bewunderte und bis an sein Ende als großen Meister hochhielt. Noch folgenreicher wurde für ihn die Gunst des Fürsten Primas Dalberg, der ihm eine Pension zuerkannte und die spätere Laufbahn ebnete. Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt bei der Frau von Staël, auf ihrem Landsitze Coppet am Genfer See, begab er sich endlich nach Italien. Am 9. December 1809 langte er in Rom an. Hier trat, nach einem nochmaligen stürmischen Kampfe mit den dunklen Mächten der Versuchung, der große Wendepunkt in seinem Leben ein. Die Reue und der moralische Ekel über seine Vergangenheit führten ihn zur völligen Umkehr in seinem Wandel; der sittlichen Erkenntniß folgte bald auch die religiöse. Am Gründonnerstag, den 19. April 1810, ward er durch Professor Ostini in die katholische Kirche aufgenommen.

Werner war mit Dr. Schlosser bekannt geworden, mit dem er im Mai eine Reise nach Neapel machte. Nach ihrer Rückkehr wurde er in die kleine Genossenschaft der deutschen Malerbrüder eingeführt, welche ihr Quartier in S. Isidoro aufgeschlagen hatten. Die erste Erwähnung derselben in Werners Tagebuch findet sich unter dem 4. November 1810, wo er „mit Pforr und dem jungen Schweizer Maler" (Vogel) in St. Peter zusammentraf und mit ihnen sich unterhielt. Am 6. November notirt er, daß Schlosser und Pforr in die Kapuzinergruft hinabgestiegen seien, um sie (in der Allerseelenwoche) erleuchtet zu sehen, und vom Anblick ebenso ergriffen waren wie er selber. Ohne sich durch ihre Anwesenheit stören zu lassen, betete er „knieend bei den übrigen Christen und den ihrer Auferstehung

harrenden Gebeinen das Rosarium", worin er „auch die Seelen dieser beiden wackern Deutschen einschloß". Am 30. November lautet der Eintrag: „Gang in's aufgehobene Kloster Sanct Isidor durch die mit Kapuziner-Heiligen (irländischen glaube ich) ausgemalten Kreuzgänge, zum jungen Schweizer Maler, dessen schönes Bild die Rückkehr der siegreichen Schweizer aus der Schlacht bei Morgarten ich mit vielem Vergnügen sehe ... Der junge Maler leiht mir eine altdeutsche Erzählung, der Arme Heinrich, von Büsching edirt, und führt mich zu Overbeck, der auch da wohnt. Einzug Christi in Jerusalem, von ihm gemalt, aber wie jenes Bild noch lange nicht fertig. Ein sehr kräftiges, auch figurenreiches, ächt deutsches Bild mit schönen Motiven, besonders der Altdeutsche, Gallier und Italiener, Overbecks Vater und Schwestern unter den gemalten Personen. Beide Maler sind herrliche, bescheidene junge Künstler, von denen die Kunst viel zu erwarten hat." [1]

Werner konnte über die Aehnlichkeit der Porträts von Senator Overbeck und seiner ältesten Tochter urtheilen; denn er war mit ihnen im Herbst 1808 in Vevey zusammengetroffen, als der Lübecker Deputirte von Paris aus mit Betty einen Ausflug in die Schweizer Berge machte. In seinem Tagebuch zum 8. October 1808 notirt Werner: „Ankunft in Vevay ... Bekanntschaft bei Tische mit dem Senator und Dichter Overbeck aus Lübeck und seiner Tochter, gute Leute, besonders er offen und gefühlvoll. Da es abscheulich regnet, so bleibe ich den ganzen Nachmittag bis zum Abendessen in einem höchst interessanten Gespräch bei Overbecks auf ihrem Zimmer." [2]

Auch der Lübecker Dichter hatte Werner nicht vergessen. Als die Bekanntschaft zwischen diesem und seinem Sohn intimer geworden, sah er darin für den letztern eine nicht zu unterschätzende

---

[1] Z. Werner's Tagebuch in dessen Biographie von Prof. Schütz. Grimma 1841. II. 119—120.

[2] Werner's Biographie von Schütz. I. 132.

Anregung, nur warnte er den Sohn, sich durch die häufigen Besuche des Mannes als Künstler nicht zerstreuen zu lassen.

Die väterliche Warnung war nicht unberechtigt. Denn Werner glich damals noch einer aufgeregten See, welche mit den brandenden Wellen Schaum und Schlamm an das Ufer wirft. Aber Overbecks reines Gemüth hatte, als er mit Werner in nähere Berührung kam, bereits eine so feste Richtung gewonnen, daß er unversehrt wie Tamino durch Wasser und Feuer ging; und inzwischen trat auch in Werners Leben jene Wendung ein, welche den stürmischen Geist allmählich auf bessere Bahnen lenkte. Werner blieb bis zum Sommer 1813 in Rom. Overbeck und seine Genossen bewunderten seinen glänzenden Genius, und einige Monate vor seiner Abreise nach Deutschland nahmen sie ihn förmlich als Mitglied in die Lukasbruderschaft auf.

Nach seiner Rückkehr in das Vaterland richtete er an den Fürst-Primas von Dalberg, seinen Gönner, von Aschaffenburg aus ein Schreiben, worin er, zum Zweck der Aufnahme in's dortige Priesterseminar, einen Abriß seines Lebens entwarf. Darin sagt er: nächst Gottes Gnade sei er „die Mitveranlassung gewesen, daß mehrere Deutsche zu unserm heiligen Glauben gereizt worden sind, und auf dem Punkte oder doch nahe daran stehen, ihn anzunehmen, fünf aber ihn förmlich angenommen haben, von denen einer aus meiner Umarmung zum ewigen Lichte hinübergewallt [1], ein Anderer jetzt ein rühmlicher Mitstreiter für die heilige deutsche Sache, ein Dritter als Mensch, Deutscher und Künstler achtenswerth, der Vierte (eine wahrhaft seraphische, dem obern Vaterlande eigentlich angehörige, und auch von Christian Schlosser, der ihn über alles setzt, als solche anerkannte Natur) ein Künstler, der blos heilige Gegenstände in außerordentlicher Vollkommenheit malt und schon dadurch

[1] Nach Andeutungen in Werner's Tagebuch (II. 132. 167—168) scheint dieser Deutsche der Historienmaler Friedrich Cramer aus Emden gewesen zu sein, bei dessen Leichenbegängniß am 28. April 1812 auch Overbeck anwesend war.

der Kirche, auf deren Verehrung — Schlosser weiß, daß ich hiermit nicht zu viel sage — er leicht einst Ansprüche erhalten dürfte, schon jetzt sehr nützlich; der Fünfte endlich mein letztbenannter, Ew. Excellenz persönlich bekannter Freund selbst ist, von dessen hohem Seelenadel ich Sie nicht zu unterrichten brauche. Dieser Vierte und Fünfte sind zugleich — ich habe beide zur Firmelung geführt — meine geistlichen Pathen, und das ist wohl die größte Ehre, die Gott mir Unwürdigen bisher hat angedeihen lassen." [1]

Werner scheint in diesem Briefe Overbeck als den Vierten dieser Convertiten und als seinen Firmpathen zu bezeichnen; wenigstens ist es schwer denkbar, auf wen sonst die Prädikate passen möchten. Der Leser weiß indeß, daß weit tiefere Gründe, als Werners geistige Einwirkung, den Lübecker Maler zur Annahme des katholischen Glaubens bestimmt haben. Auffallender noch ist die Thatsache, daß Overbeck in späterer Zeit einem höchst glaubwürdigen Zeugen versicherte, daß Werner nicht sein Firmpathe gewesen sei [2].

Beunruhigt durch Berichte aus Deutschland über ein gewisses excentrisches Auftreten Werners und auffällige Aeußerungen seiner Andacht, glaubten Prof. Ostini und Overbeck demselben brieflich Vorstellungen machen zu sollen. Dieser Vorhalt gab zu einer charakteristischen Antwort Anlaß, aus der wir folgende Stellen ausheben:

3. Werner an Overbeck.

„Aschaffenburg, 24. Junius 1814.

„Mein theurer, verehrter und innigstgeliebter Freund und Bruder in Christo Jesu! mein treuer Overbeck!

„Ich segne Dich — nein ich will nicht mit ich anfangen — im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes

[1] Rosenthal, Convertitenbilder. 1871. I. 1. 196.

[2] „Unrichtig ist die Angabe, daß Werner Firmpathe Overbecks war. Letzterer hat dies uns gegenüber als Irrthum erklärt." Michael Haringer, Leben des ehrw. Dieners Gottes Clemens Maria Hofbauer.

segne ich Dich und Euch Alle, als wozu ich durch Gottes Gnade, der mich zum Diaconus Seiner Kirche hat weihen lassen, befugt bin. Auch sende ich hiermit Euch meinen Freunden, sowie auch denen, die mir vielleicht feindselig zu Rom gesinnt seyn sollten, hiermit durch Dich den Kuß des Friedens, und bitte Dich jeden Deutschen meiner Bekanntschaft zu Rom, auch selbst Diejenigen, die mich als Heuchler ausgeschrieen haben sollten, freundlich und herzlich von mir zu grüßen. Endlich so bitte ich Gott, daß er den tiefen, ganz buchstäblich an meinem Herzen nagenden, wenn gleich nicht christlichen Schmerz, in den mich Dein und Ostini's Brief versezzt hat, von meiner armen Seele nehmen, und mich jedes Wort, was ich an Dich, Du Gott und Menschen und mir getreue reine Seele, schreibe, abwägen lassen möge. Ich habe das in dem, an unsern Ostini, im ersten tiefsten Schmerzausbruch geschriebenen Briefe vielleicht nicht ganz gethan, doch kann ich ihn nicht noch einmahl umschreiben, da ich binnen drey Wochen hier im Seminario zu Aschaffenburg als Priester ordinirt werden soll, und Gottes Vergebung ohnehin sehr bedarf, daß ich in dieser Zeit, die ich nur der Vorbereitung zu dem furchtbaren Schritte widmen sollte, viele Zeit auf diese Briefe wenden muß! Aber ich bitte Dich daher, dem Ostini auch diesen Brief an Dich in's Italienische zu übersezzen und ihm zu sagen, daß ich ihn unendlich liebe. Ich bitte Dich umsomehr diesen Brief, weil er ein Supplement des an Ostini geschriebenen ist, demselben mitzutheilen, er wird Dir dagegen, wie Du ihn Nahmens meiner bitten mußt, den meinigen zeigen, so daß ich wenigstens der Wiederhohlungen entübrigt seyn kann.

„Ehe ich vom Schmerz anfange, muß ich jedoch von der ganz unaussprechlichen Freude sagen, in die mich Dein Brief, dieser Spiegel Deiner (ich will lieber das Beywort, was ich schreiben wollte, weglassen!) — Deiner Seele versezzt hat! Du Sehrglückseliger, Hochbegnadigter, preise Gott und bete für mich! Ich habe Deinen Brief, den kostbaren Beweis Deines

Werths und Deiner treuen Freundschaft, für den ich Dir, treue und vornehme Seele, jetzt noch mit Schmerzensthränen danke, unserm mit Recht hochverehrten treuen Freunde Schlosser mitgetheilt, und ihn, was ich auch ohne Deinen Wunsch für Pflicht gehalten haben würde, zum Schiedsrichter besonders über mein öffentliches Betragen nach meiner Rückkehr aus Rom nach Deutschland aufgefordert. Aus seinem Munde, wißt ihr, geht keine Lüge, mag er richten! —

„Was mein innerliches Betragen, meinen Gemüthszustand, betrifft, den kann nur Gott richten, und er wird das auch!!! Er wird richten, aber doch barmherziglich; das thun Menschen, selbst Theologen, nicht immer! Weil Ihr indessen meine Brüder seyd, und ich mit Euch vor Gott vereint und auch schuldig bin, mich von Euch kennen zu lassen, auf daß Ihr dann, nach Eurem Gewissen und Dafürhalten mich fahren lasset, oder mit mir vereint bleibt, so sage ich Euch, über meinen innern Menschen, so als ob ich es vor Gott spräche, wie ich es auch vor Gott spreche, soviel: ich will Priester werden, nicht um damit zu glänzen, ich habe mich weder in Rom, noch in Deutschland, nicht vor die Brust geschlagen und gekreuzt, bin nicht in die Kirche gegangen um für heilig und fromm zu gelten — wer also das sagt hat gelogen! Ich will vielmehr Priester werden, um mein Leben, Gut, Blut, Alles was ich habe nur zur Ehre Gottes zu verwenden .... Ich kann es Euch nicht oft genug sagen, daß es (was schon der beschränkte Menschenverstand einsehen kann) nicht Heucheley, sondern ehrlicher Eifer von mir ist für die Sache Gottes, daß ich allen Freuden des Lebens (die mir noch ebenso winken wie Andern) entsagend, nur Gott als Priester dienen will.

„Ostini schreibt mir (ich bitte Dich nochmahls ihm diesen ganzen Brief zu übersetzen) er schreibt mir, ein zur katholischen Kirche übergetretener deutscher Protestant zu Rom habe ihm erzählt, ich habe, als ich ihn, diesen Neubekehrten, gesehn, mir

allerhand Kreuze und Faustschläge vor die Brust gegeben, wodurch er denn sehr skandalizirt und vom Uebertritt zu unsrer Kirche zurückgehalten [worden] sey. Meine simple Antwort hierauf ist die, daß dieser Neophyt (der übrigens ein Pinsel seyn muß, insofern er sich durch die Thorheit eines Einzelnen von einer ewigen Wahrheit hat zurückschrecken lassen) sich zuviel auf seine Persohn eingebildet hat, denn wenn ich, was noch kein Mensch, der mich eine Viertelstunde sprach, jemahls mit Wahrheit hat behaupten können, wirklich ein Heuchler wäre, so war wohl (Schlossern und Euch, meine Freunde [ausgenommen?] gegen die ich, wie Ihr aus unsern sonntäglichen und häufigen Versammlungen wißt, nicht geheuchelt habe) kein Deutscher in Rom, den ich der Mühe werth halten konnte, gegen ihn zu heucheln. Was das Unglück des Skandals betrifft, das der gute Ostini wegen meiner äußerlichen Beobachtung der Religionsgebräuche befürchtet, so muß ich, ohne zu erwähnen, daß viele der neuesten deutschen Theologen durch äußerliche Nichtbeobachtung der Religion sie auch eben auf keinen grünen Zweig gebracht haben, nur das anführen, was Du selbst vom hl. Franciscus von Assisi erzählst. Gesezzt nehmlich, die meisten Deutschen in Rom wären gesonnen gewesen katholisch zu werden, hätten aber zuvor in der Villa Borghese einen protestantischen Abschiedsschmaus angeordnet gehabt. Von diesem besoffen zurückkehrend, hätten sie dann den hl. Franciscus mit gefalteten Händen begegnet, und wären über diese ihnen als Heucheley vorgekommene Erscheinung so skandalisirt worden, daß sie sich entschlossen hätten nicht katholisch zu werden; hätte man dieses, in meinen Augen nicht gar große Unglück, wohl dem hl. Franciscus zuschreiben können? Nun habe ich Unwürdiger, Elender und Jämmerlicher, aber die Ehrlichkeit meiner Absicht, und auch das mit dem Heiligen gemein, daß ich von denen Leuten, die mir meinen ganzen römischen Aufenthalt vergifteten und von denen alle Welt schlecht sprach, nie schlecht sprach!

„Was mein Schriftlein betrifft[1], so wird Schlosser wohl, unter dessen Augen und mit dessen Genehmigung es gedruckt ist, Dir, wie ich ihn gebeten habe, darüber schreiben. Es war ein Widerruf zu dem er selbst, meine geistlichen Oberen und Ostini mich angehalten hatten. Fromme und gescheute Leute haben darüber entschieden. — Als ich nach Deutschland gekommen war, erfuhr ich, deutsche Correspondenten aus Rom hätten in deutschen Blättern drucken lassen: ich sey in einem religiösen Wahnsinn nach Palästina gepilgert und dann Einsiedler auf dem Vesuv geworden!!! Was Wunder, daß man Euch jetzt ähnliche Sachen von mir in Rom aufbindet! Aber traurig, daß Ihr sie, der ich unter Euch redlich und vernünftig gewürkt habe, glaubt! — Ich liebe und verehre Dich unendlich. Gott segne Dich, den Cornelius, Schadow, Veit, und Euch Alle! Betet für mich wie ich für Euch bete.

Werner.

[Nachschrift.] „Nach meiner, so Gott will, in Mitte des Julius erfolgenden Priesterweihe gehe ich im August über Wien nach Berlin, um zu Wien nicht zu figuriren, sondern mit dem dortigen päpstlichen Nuntius mich über das Beste der deutschen Kirche, das dringend Nöthige, zu besprechen. Ich habe den Ostini, dem ich meine Adresse geschrieben, um einen Empfehlungsbrief an den Nuntius ersucht. Aus Pflicht für Gottes Sache bitte ich Dich dafür zu sorgen, daß dieser Brief kein Uriasbrief werde!"

Schlosser, über dessen redliche Wahrhaftigkeit niemals ein Schatten von Zweifel aufkommen konnte, schrieb unter dem 30. Juni desselben Jahres, um Overbeck bezüglich Werners zu beruhigen. Er charakterisirt ihn als einen Mann, der auf der rechten Bahn sich befindet und redlich das Gute will, dem aber

[1] „Die Weihe der Unkraft. Ein Ergänzungsblatt zur deutschen Haustafel." Frankfurt 1813.

„doch noch viel an jener stillen, geräuschlosen, innigen, verborgenen, auch im Leid heiteren Liebe zu Gott" fehle. Noch habe er nicht jene Gelassenheit des Thuns, die „aus der Milde und Klarheit einer in ihrem Gotte ruhenden Seele fließt". Es komme aber nur darauf an, seine Kraft an den rechten Platz, und seinen ungestümen, oft zu heftigen Feuereifer unter die rechte Leitung zu stellen, dann werde ein mit so ungewöhnlichen Gaben ausgestatteter Genius viel Gutes wirken. „Wenn ich auf mein Gewissen mich frage, ob Werner, seitdem er nach Deutschland zurückgekehrt, vorwärts geschritten sei und besser geworden, so kann ich kühnlich sagen: Ja! Er sucht das Innere, er bändigt sein Aeußeres, und der Herr wird ihm sein Heil nicht versagen."

Christian Schlosser hatte Recht. Durch göttliche Gnade ward Werner in den mannigfaltigen Gefahren, welche die Welt und sein glühend unbändiges Naturell ihm bereiteten, behütet und gestärkt, um für die Ehre Gottes zu wirken; sein Leben war ein unausgesetztes Fortschreiten in sittlicher und religiöser Beziehung. Nachdem er die Priesterweihe empfangen, führte er sein Vorhaben aus und begab sich nach Wien. Hier kam er unter den läuternden Einfluß des großen Apostels der Neuzeit, Clemens Maria Hofbauer, der sein Vater, Freund und Seelenführer wurde und auf seine volle Bekehrung das Siegel drückte. Auf Hofbauers Anweisung trat er als Prediger auf und übte in Wien, woselbst er blieb, einen so mächtigen Einfluß aus, daß während des Congresses im Winter 1814—15 selbst die gekrönten Häupter nach der Augustiner-Kirche kamen, um ihn zu hören. Von seinem verzehrenden Eifer und seiner rastlosen Energie aufgerieben, beschloß Werner sein irdisches Tagewerk, noch nicht 55 Jahre alt, im Februar 1823 und fand seine Ruhestätte auf dem Friedhof zu Maria Enzersdorf, neben seinem väterlichen Freunde Hofbauer.

In Lübeck hatte inzwischen der Gang der Weltereignisse Veränderungen herbeigeführt, welche hier nicht unerwähnt bleiben dürfen. Schwer lag „die Hand des Herrn auf den Völkern“, mit Senator Overbeck zu sprechen. Im Sommer von 1812 war die große Armee Napoleons durch Norddeutschland gezogen auf ihrem Wege zu dem verhängnißvollen russischen Feldzug, der die Gewalt des Tyrannen für immer brechen sollte. Es war unmöglich gewesen, die Vorräthe aufzubringen für die Verpflegung der durchziehenden Massen, obgleich jede Speisekammer geleert und jeder Acker geplündert worden war. Gegen das Ende des Jahres drang die unerwartete Kunde von dem Brande Moskau's und dem Rückzuge der großen Armee durch die Eis- und Schneewüsten Rußlands auch nach der Hansestadt an der Trave. Das Erstaunen war groß, aber selbst als die ersten Zeugen der fürchterlichen Katastrophe auf dem deutschen Boden ankamen, wagten die so lange Bedrückten noch nicht, sich kühneren Hoffnungen hinzugeben. „Die Fluth aus Norden wälzet sich her“, schreibt Vater Overbeck am 17. Januar 1813. „Gott weiß, wie's uns ergehen wird. Ob unter andern nicht auch noch eine vor- und rückwärtsgreifende Conscription zu besorgen steht? Wir müssen uns auf Alles gefaßt halten. Die Lage ist außerordentlich, und scheint auch außerordentliche Maßregeln zu gebieten.“

Im März schienen die Dinge sich zum Bessern zu wenden. Am 15. März war Czar Alexander in Breslau eingetroffen, wohin sein neuer Aliirter König Friedrich Wilhelm III. sich zurückgezogen hatte, und am folgenden Tage erklärte Preußen an Frankreich den Krieg. Drei Tage später, 19. März, waren Hamburg und Lübeck durch russische Truppen entsetzt und wieder freie Hansestädte geworden. Die Verfassung wurde wiederhergestellt. In Folge dessen sah sich auch Senator Overbeck auf seinen alten Posten zurückberufen, aber sofort auch mit einer neuen Mission betraut. Man erachtete es für nothwendig, eine Deputation in das russische Hauptquartier zu Kalisch zu ent-

senden[1]. Der Auftrag ward den Senatoren Overbeck und Coht zu Theil. Sie reisten unverweilt nach Dresden ab. Allein der Zweck der Sendung war verfehlt. Der ungünstige Lauf des Krieges in den ersten Monaten nöthigte die Abgeordneten sich nach Breslau zu wenden, und von da sogar zweimal auf österreichisches Gebiet zu flüchten, um dem vordringenden Feinde zu entgehen. Nur auf großen Umwegen vermochten sie endlich wieder in die Nähe der Vaterstadt zu gelangen, um diese — zu ihrer schmerzlichen Ueberraschung — neuen und noch empörenderen Greueln preisgegeben zu finden. Längere Zeit mußte Senator Overbeck zu Reinfeld und Ratzeburg wie in einem Exil verweilen, bis ihm zuletzt vom Marschall Davoust, dem Gouverneur des hanseatischen Departements, die Erlaubniß zur Heimkehr konnte ausgewirkt werden[2].

Die Niederlage der verbündeten Russen und Preußen bei Großgörschen (2. Mai) und bei Bautzen (21. Mai) war auch für die Hansestädte verhängnißvoll gewesen. Am 30. Mai fiel Hamburg, am 1. Juni Lübeck wieder in die Gewalt der Franzosen. Am furchtbarsten wurde Hamburg betroffen, aber auch Lübeck hatte unter dem wiederkehrenden tyrannischen Regiment des Marschalls Davoust schwer zu leiden, und es waren entsetzlich traurige sechs Monate, welche die Overbeck und andere Bürger der Stadt in dem eisernen Joche seufzend durchzumachen hatten. Eine Strafcontribution von 6 Millionen Francs sollte erlegt werden. Alle Rechtsordnung hatte aufgehört. Unschuldige Bürger wurden während der Nacht in ihrem Hause aufgegriffen und ohne allen Grund fortgeschleppt; dieß geschah so häufig,

---

[1] „Unsere Lage ist äußerst kritisch. Russische Kriegsvölker haben uns frei gemacht: aber noch sind sie in hiesiger Gegend zu schwach, uns zu behaupten. Die Franzosen stehen wieder zu Lüneburg und an der Elbe. Wehe uns, wenn sie einbrechen! Unter diesen Umständen muß ich die Meinigen verlassen!" Brief des Senators Overbeck vom 8. April 1813.

[2] Zur Erinnerung an Chr. Ad. Overbeck. Lübeck 1830. S. 41.

daß fast Keiner mehr sich getraute in seinem Hause zu schlafen; wenn man des Morgens erwachte, war die erste Frage, ob auch diese Nacht jemand von der Familie oder Bekanntschaft weggeholt worden wäre. Er war das von Napoleon selbst angeordnete Schreckenssystem. — Auch der edle, rührige Plessing, der mit seiner Frau die Hauptstütze der Overbeck'schen Familie in diesen bösen Tagen war, erfuhr kurze Zeit ein solches Schicksal: im Laufe des Sommers wurde er unversehens mit 15—20 anderen angesehenen Männern der Hansestadt verhaftet, nach Hamburg geschleppt und dort festgehalten, ohne zu wissen warum. Plessing erlangte dann bald wieder die Freilassung, nicht so die anderen Mitbürger. Wie Verbrecher wurden dieselben auf Schiffe gebracht; „daselbst haben sie Monate lang gesessen und manche haben ihr Leben dabei eingebüßt.“ [1]

Selbst der vom 4. Juni bis 10. August währende Waffenstillstand brachte für Lübeck keine Milderung des harten Druckes. Neue Befestigungen wurden begonnen, und alle erwachsenen Einwohner verpflichtet, bei den Verschanzungen mitzuarbeiten oder um hohen Preis Ersatzmänner zu stellen. „Um uns her traurige Verödung! eine Menge Familien ausgewandert; Schanzen der einzige Betrieb in der vormaligen Handelsstadt; Kriegsheere in dichter Nähe, und dumpfes Erwarten der Ereignisse; beinahe allgemeine Verarmung und der ungeheuren Lasten dennoch kein Ende; die Sachen nun bereits auf dem Punkte, daß Unerschwinglichkeit für geschehene Leistung gelten muß. Wer seine Vaterstadt in dieser Verfinsterung nicht sieht, wahrlich, er kann sich glücklich preisen.“

Das ist das Bild, das Senator Overbeck seinem Sohne am 4. October 1813 entwirft, zwei Wochen vor der Schlacht von Leipzig. Die große Völkerschlacht machte endlich dem unermeßlichen Elend ein Ende.

---

[1] Die Details nach einem Brief der Mutter Overbeck vom 3. Juni 1814.

Im November war das Land bis an den Rhein hin von dem Unterdrücker befreit, und auch die Lübecker sahen hoffnungsvoll der Erlösung entgegen. Am 5. December 1813 konnte endlich in der Hansestadt die alte Verfassung und Freiheit durch die siegreichen Alliirten wiederhergestellt werden. Hans Overbeck, der inzwischen die Türkei und die Levante, das Mittelmeer und den skandinavischen Norden durchzogen hatte und in sein vormaliges Geschäftshaus nach London zurückgekehrt war, kam zur großen Freude seiner Familie gerade nach Lübeck, um unerwarteter Zeuge des Jubels bei der Befreiung seiner Vaterstadt zu sein. Schon im folgenden Frühjahr, am 2. März 1814, wurde Senator Overbeck von dem Rath seiner Vaterstadt zum Bürgermeister erwählt.

Die Correspondenz, welche zwischen Fritz und seinen Angehörigen geführt wurde, unterlag den größten Wechselfällen während der letzten Kriegsjahre, so daß sie oft viele Monate hindurch ohne Kunde von einander in gegenseitiger Besorgniß und sehnsüchtiger Spannung dahinlebten, wenn nicht dann und wann reisende Landsleute durch mündliche Berichte einigen Ersatz boten, während die Briefe meist nur auf Umwegen — über Paris oder Wien — anlangten. „Gott! was für Zeiten!" ruft Fritz einmal beunruhigt durch das lange Ausbleiben von Nachrichten aus der Heimath aus:

„Wer hielte ohne Freund im Himmel
Wer hielte da auf Erden aus!"

Daß diese Correspondenz seit Ende 1812 zwischen Vater und Sohn einen vorwiegend religiösen Charakter angenommen, wissen wir bereits. In seinem frischen Glücke wollte Fritz die Hoffnung nicht aufgeben, den Vater mit seiner Ueberzeugung zu befreunden. Aber auch dieser wandte dem Gegenstand in seinen Briefen die größte Aufmerksamkeit zu und ließ sich in ausführlichen Erörterungen eifervoll auf die Controverse ein. Man kann die lange Reihe der sorgfältig niedergeschriebenen väterlichen Briefe nicht ohne Bewegung lesen; denn wenn sie

auch in fortgesetzten Angriffen und Ausfällen gegen die „schriftwidrigen" Lehrpunkte des Papstthums sich ergehen, enthüllen sie doch die persönliche Ueberzeugung einer ernsten, nach geistlicher Vereinigung mit Jesus verlangenden, aufrichtig bekümmerten Seele. Sie gewinnen noch eine besondere Bedeutung durch die Umstände, unter denen sie geschrieben wurden. Zu einer Zeit, da das Schicksal Europa's in der Schwebe hing, da Senator Overbeck als guter Patriot an den Hoffnungen und Befürchtungen, welche die Nation erregten, lebendigen Antheil nahm und unverdrossen, im Arbeitszimmer, im Feld und im Rathhaus, für seine Mitbürger thätig war, trug er in Kopf und Herzen die geistigen Nöthen seines, wie er sich einbildete, getäuschten armen Sohnes mit sich herum.

In einem Brief an diesen, vom 6. Juni 1813, geschrieben zu Troppau in österreichisch Schlesien, ruft er wehmüthig aus: „Es war so still einst in der Seele meines Fritz. Einfältig ging er seinen Weg, das Herz rein und voll Gottes, und in der Hand seine Bibel. Er konnte beten; er konnte streben sich unbefleckt zu erhalten von der Welt; er konnte der ewigen Seligkeit entgegenhoffen, als Begnadigter durch Christi Heil. Und an diesem Allen hatte der Seltsame nicht genug. Da mußte er, von der Religion, aufs Kirchenthum verfallen. Was gab ihm nun das Kirchenthum? Statt der reinen heitern Gottesluft die Nebel. Und in diesem Nebel will er besser als vorhin den Weg zum Himmel finden. Warum wolltest Du in Labyrinthe hineinlaufen, da Du auf ebener Bahn wandeln kannst?"

Als er jedoch im Frühjahr 1815 ins Klare gesetzt wurde, daß der Sohn, seiner Warnungen und Beschwörungen ungeachtet, bereits seine Wahl getroffen habe, da ließ er die Sache „Gott anheimgestellt" sein, und erwiderte in Resignation, aber unverminderter Liebe: „Laß uns leben wie Christen, so ergreifen wir Besitz durch den lebendigen, in der Liebe thätigen Glauben." (12. Mai 1815.)

Die Correspondenz über Religion nahm indeß hier nicht sogleich ein Ende. Fritz war so sehr von dem innigen Verlangen beseelt, seinem Vater eine richtige Vorstellung von einem rein gepredigten Evangelium beizubringen, daß er auch jetzt noch fortfuhr, ihm den katholischen Glauben in seiner unverfälschten Gestalt zu entwickeln und darzulegen. Diese „Geflissenheit, auch ihn Römisch zu machen", erregte aber das Mißfallen des Vaters, der am 25. Oktober 1816 seinen eigenen langen Controversbrief mit den Worten schloß: „Ohe, jam satis! Und hilft dies Alles nicht, so sage ich nun heute mit Bedacht: Hinfort mache mir nicht weitre Mühe! Laß das Faß in Gottes Namen uns zuschlagen, und von was Anderem, von Kunst, Wissenschaft, Natur, von was Du willst — nur nicht von Christenthum, leider! nicht von Christenthum, uns unterhalten; es wäre denn, daß Du heilig versprächest, unter Christenthum nur das Innere, das den Wandel zum Himmel leitet und Einen Herrn, Einen Glauben, Eine Taufe, Einen Gott über Alles aufweiset, anzuerkennen, von allen Andeutungen aber auf Herrlichkeiten der sichtbaren Kirche (in Eurem Sinne) abzulassen. Denn daraus wird und entsteht nun einmal nichts Gutes. Die Trennung habt Ihr gemacht; denn Ihr seid von der reinen Bibel abgewichen. Wir kamen zurück. — Ich komme auf Deine Malerei. Hier strahlt mir reine Freude, Gottlob! Du malest aus dem Schatze Deines Herzens, und malest rein biblisch, und Dein Pinsel hat keine Dogmen. Sei denn gefeiert mit Deiner hohen Kunst, Geliebtester!"

Der Bürgermeister hatte, um seiner Frau unzeitige Sorge und Beängstigung zu ersparen, ihr den bevorstehenden Uebertritt des Sohnes verborgen gehalten, bis er von dem vollzogenen Schritt in Kenntniß gesetzt war. Einmal aber unterrichtet, nahm die Mutter es mit unerwarteter Ruhe auf; sie will die Folgen dem Allbarmherzigen anheimstellen, der Alles richtet, und ihn bitten, „daß, wenn er im Irrthum wandle, Er ihn erleuchten möge". Den jüngeren Gliedern der Familie blieb

der Bruder in Italien „der alte liebe Fritz", der er zuvor gewesen.

Der Vater hatte den Glaubenswechsel seines Sohnes vornehmlich seiner poetischen Phantasie zugeschrieben, indem er annahm, daß derselbe durch den imponirenden Glanz des Ritus und der Ceremonien — denen zufällig gerade damals, während der Gefangenschaft des Papstes, so viel von ihrer Majestät abging — bestochen und dann durch die Sophistik aufdringlicher Katholiken bethört worden sei. Fast beklagte er es jetzt, daß er der Künstlerbahn des Sohnes nicht „Hindernisse gelegt" habe; er hätte dann, meinte er, das nicht erlebt, daß sein evangelischer Fritz ein Papist geworden. (Br. v. 3. März u. 4. Okt. 1813.)

Wenn wir uns jedoch an den stillen Drang des angehenden Jünglings erinnern, der, von fremdem Einfluß unberührt, in der verborgenen katholischen Kapelle Lübecks Frieden suchte und genoß; dessen Innerstes von Ahnungen und Ideen erfüllt war, für die er in seiner Umgebung „nirgends Widerklang" fand; wenn wir mit dieser Gemüthsrichtung und künstlerischen Neigung zugleich den von Stolberg ausgehenden mächtigen Zug religiöser Bewegung in Norddeutschland unmittelbar vor und nach den Befreiungskriegen in Verbindung bringen, so will uns fast bedünken, daß auch unter veränderten Verhältnissen die treibenden Ursachen zu gleichem Resultat geführt, und daß der einzige Unterschied bei seiner Conversion in dem Schauplatz und der Person der Mitwirkenden bestanden haben würde[1].

Durch seine Geschichte der Religion Jesu Christi, welche vom Jahre 1806 an bei Perthes in Hamburg erschien, wollte Stolberg vor Allem die durch den ungläubigen Geist der Zeit irregeführte und entchristlichte Jugend „zu den wahren

[1] Cornelius meinte, Overbeck sei sozusagen „schon katholisch geboren worden", d. h. er folgte einer innern Nothwendigkeit, als er zur Kirche übertrat. Vgl. H. Riegel, Peter Cornelius. Festschrift. Berlin 1883. S. 73.

Quellen des Heils, zum Gehorsam unter dem Glauben und zur Liebe der in ihren Lehrentscheidungen unfehlbaren Kirche zurückführen". Das Werk machte tiefen Eindruck auf Fritz Overbeck und gehörte mit St. Augustin und Thomas a Kempis zu seiner bevorzugten Lektüre. Graf Stolberg übte einen veredelnden Einfluß auf sein Leben, und seine Schriften inspirirten seine Kunst. In seinem Tagebuch, Februar 1812, bemerkt er:

„Sonnabend [15. Februar] war ich beim Dr. Schlosser, mit dem ich ein sehr interessantes Gespräch führte, insonderheit über die Schriften der Kirchenväter. Der Märtyrer Justinus, dessen Schriften die ältesten unter den jetzt vorhandnen christlichen sind, schrieb mit heldenmütigem Eifer für die Religion und unsern Heiland an den damaligen röm. Kaiser Marc. Aurel.[1] über die Zusammenkünfte der Christen in verborgnen Höhlen; daß sie nemlich nicht, wie man ihnen zur Last lege, zusammenkommen um sich einem unsittlichen Wandel zu ergeben, sondern nach hergebrachtem, von den Aposteln Christi selbst eingesetztem und angeordnetem Gebrauch das Gedächtnißmahl zu feiern. Ferner zeigte er ohne Scheu seine Wohnung an. Als er darauf zum Martertod geführt wurde, verlangten die Richter von ihm, daß er aussage, wo die übrigen Christen versteckt seien, welches er aber auf keine Weise sich abnöthigen ließ. — O selig wer mit gleicher Kraft und Freudigkeit Christum im Herzen liebt und vor der Welt bekennt; — wie z. E. der Graf Stolberg, dessen herrlichem Werke über die Geschichte der Religion Christi ich nun schon so viele Belehrung und manchen Schritt meiner Vervollkommnung als Mensch d. h. als Christ verdanke. Auch hat es mich für zwei Bilder besonders begeistert, beide aus der Geschichte der Söhne Jacobs, das erste wie sich Joseph seinen Brüdern zu erkennen giebt, das andere wie Jacob seine Söhne vor seinem Verscheiden

---

[1] Richtiger an den Kaiser Antoninus Pius. Dem Inhalte nach ist die erste Schutzschrift gemeint.

segnet, zwei gleich sprechende, gleich gehaltvolle Gegenstände, das eine durch den lebhaften Ausdruck und den höchsten Grad von innigem Gemüthsausdruck, das andre durch Hoheit und Würde der Charaktere. Gelegentlich will ich sie beide zu entwerfen suchen."

Man weiß, welches Aufsehen die Conversion des Grafen Friedrich Leopold Stolberg (1800) in ganz Deutschland gemacht hat. Wenn sein opfervoller Schritt in protestantischen Kreisen im Anfang von Ausbrüchen des Hasses und der Schmähsucht begleitet war, so hat sein würdevolles Verhalten, seine erhabene Ruhe und Geduld allmählich das Vorurtheil und die vorherrschende Bitterkeit gegen ihn überwunden. Senator Overbeck, der mit ihm persönlich bekannt war, scheint während jenes Conflikts eine höfliche Zurückhaltung beobachtet zu haben; wohingegen der Dichter Voß seinem unversöhnlichen Haß gegen Kirche und Papstthum in einer Weise Luft machte, die zuletzt in die galligste Feindseligkeit gegen seinen großmüthigen Freund und Wohlthäter ausschlug: in der traurig bekannten Schmähschrift.

Wenn wir aber jenes rohen Angriffes, der auch gutgesinnte Protestanten verletzte, hier erwähnen, so ist es nur gerecht, wenn wir beifügen, daß Voß den Schritt des jungen Malers milder beurtheilte und den Vater, seinen alten Lübecker Freund, darob in seiner Weise sogar zu beruhigen sucht. Der Uebertritt seines „trefflichen Rafaels", schreibt er ihm zu Anfang 1816, habe auch ihm wehe gethan. „Aber ein Heuchler und Eiferer, wie so mancher auf jenem Abwege", werde er nicht. „Er denkt sein Christenthum in die vielfassenden Formen hinein, und bleibt der Unsrige!"[1] Noch in späteren Jahren ließ er dem jungen Papisten Zeichen persönlichen Wohlwollens zukommen.

Im 18. Jahrhundert war die Verehrung für das historisch Gewordene, für das Ueberlieferte ein Gegenstand des Spottes

[1] W. Herbst: Joh. H. Voß. Leipzig 1876. II. 2. S. 118.

geworden. Der Geist einer offenbarungsfeindlichen Aufklärung hatte große Verheerungen im kirchlichen Leben angerichtet. Kaiser Joseph II., der fürstliche Repräsentant des Zeitalters, war eher der Minderer und Unterdrücker der Religion, als ihr Befreier geworden; doch nicht in Oesterreich allein, in ganz Deutschland waren katholische Institutionen untergraben und verweltlicht, Kirchen entweiht, geistliche Stiftungen ihren legitimen Zwecken entfremdet, die organische Gliederung und Wirksamkeit des Ganzen gelähmt.

Christian Schlosser wandte diesem Zustand die größte Aufmerksamkeit zu, und die Briefe, die er an seinen geliebten Overbeck im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts schrieb, sind voll Klagen über die geistliche Verwüstung seines Vaterlandes. Der Schooß der katholischen Kirche in Deutschland, so führte er aus, nähre eine Fülle der trefflichsten, einsichtsvollsten, gelehrtesten Männer, aber sie stehen noch unverbunden, in That und Leben isolirt. Das Erste wäre, sie zu Verband und Stärkung aufzumuntern. Im Ganzen sei, was Wissenschaft und Geist angehe, das katholische Deutschland nicht dem protestantischen gleich. Es fehle noch mancherorten an tüchtig eingerichteten Gymnasien. Einer der bedeutendsten Mängel aber sei eine katholische Universität, in Folge dessen die jungen Katholiken auf protestantische Hochschulen geschickt werden müssen, um dort mit der rationalistischen Wissenschaft auch alles das einzusaugen, was sie in ihrem Glauben lau und schwankend macht. Die Zahl der jungen Leute, die sich dem Priesterstande zuwenden, sei darum gering, und unter den Geistlichen selbst finde man so manche, denen der rechte apostolische Seeleneifer abgehe. Schlosser, der „darum ein Katholik geworden, um ohne alle Menschenfurcht die Wahrheit des Herrn vor seinen Brüdern zu bekennen und zu üben und keinerlei Lüge Raum zu geben", war der Meinung, daß weise, rechtschaffene, liebevolle Geistliche mit der Gnade Gottes viel vermöchten, um die gläubigen Elemente im protestantischen Deutschland zur Mutterkirche

zurückzuführen, nachdem Krieg und Drangsal die ernsteren Gemüther für tiefere Regungen empfänglich gemacht.

Er selbst verwendete seine großen intellektuellen und moralischen Fähigkeiten dazu, im befreiten Vaterlande für die Erweckung eines religiösen Sinnes mündlich und schriftlich im Geiste der Kirche zu wirken. Er richtete auch an seinen theuren Overbeck den Zuruf, durch seine Person und seine Kunst ein treuer Mitstreiter zu sein für die göttliche Wahrheit und das Heil der Menschen. „Viele Menschen hoffen auf Sie und denken, daß Sie ein Stern seien, den Gott uns am Horizonte schimmern lasse" (1814). — Overbeck kam ihm mit warmer Gesinnung entgegen. Das Feuer, das in ihren Herzen brannte, war ganz verschieden von dem durch Haß entzündeten Eifer, der in gewöhnlichen Menschen lebt [1]. Sie waren von der idealen Sehnsucht erfüllt, reines Christenthum auf Erden blühend zu sehen, und träumten von einem allgemeinen Concil der Christen, auf welchem die Verhältnisse zwischen Katholiken und Protestanten erörtert und ihre Differenzen freundschaftlich beglichen werden sollten. In ihren Bemühungen, bestehende Mißbräuche abzustellen, kam es ihnen nicht in den Sinn, als Laien die gegebenen Schranken zu überschreiten; sie wollten nur ihrem verehrten Gönner Ostini mitwirkend zur Seite stehen, der bereits eine große Autorität in der Kirche war, später als Nuntius nach Wien gesandt und 1836 endlich zum Cardinal erhoben wurde. Schlosser war ebenso ein persönlicher Freund und warmer Bewunderer Sailer's, des erleuchteten Gottesmannes in Landshut, dessen „Briefe aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung" (München 1800) den St. Lukas-Brüdern einen reichen Schatz von Glauben und Liebe zugeführt haben.

---

[1] „Die Wahrheit Gottes, und nichts als die Wahrheit Gottes, das sei unser Losungswort; die Milde und Festigkeit der Liebe, sei unsre Handlungsweise!" So Schlosser an Overbeck am 30. Junius 1814.

Was Schlosser besonders beklagte, war, daß Deutschland in diesen entscheidenden Tagen so arm an wahrhaften Bischöfen sei — der Episcopat war nahezu ausgestorben — und in seinen Briefen an den jungen Freund in Rom beschwor er diesen, durch Professor Ostini dahin zu wirken, daß die vakanten Stühle mit solchen Persönlichkeiten besetzt würden, die „nicht vornehme Herren und Geschäftsmänner, sondern treue Diener Christi“ sein wollen. Unter der Zahl vortrefflicher Geistlichen bezeichnet er namentlich drei Männer, welche ihm „als des bischöflichen Stuhles würdig“ erscheinen: Kaspar Droste zu Vischering, den furcht- und tadellosen Weihbischof in Münster, der auf dem von Napoleon 1811 zusammenberufenen National-concil so unerschrocken für den gefangenen Papst eingetreten, und der dann 1825 Bischof von Münster geworden; Overberg, den apostolischen, milden, im ganzen Lande verehrten Wohlthäter der Schulen und der Jugend; endlich Sailer, den glaubensinnigen edlen Priestergreis, der selbst bei Protestanten in höchster Achtung stand. Sailer wurde nachmals Bischof von Regensburg.

Schlosser und Overbeck begegneten sich auch in dem Wunsch und der Hoffnung auf eine neue deutsche Bibelübersetzung, wozu der erstere einen ausgeführten Plan entwarf und seinem Oberhirten vorlegte. Friedrich Schlegel sollte der Uebersetzer sein, dessen Arbeit alsdann von sämmtlichen Bischöfen revidirt werden sollte. Schlegel war mit seiner Frau im Jahre 1808 in die katholische Kirche eingetreten. Von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung waren sie durch seinen Stiefsohn Johannes Veit unterrichtet. Sutter und Koch verkehrten mit dem berühmten Gelehrten in seinem Hause zu Wien, und auch von ihnen hörte Overbeck, welch ein geistig erregtes, Religion und Politik umfassendes Gesellschaftsleben dort herrsche. In der Hoffnung, daß Schlegel für die Anschauungen, von welchen sie so lebendig erfüllt waren, mit der Kraft seines Wortes und seines Ansehens eintreten werde, wagte es Overbeck, sich an

ihn in einem Brief zu wenden, der ihm folgende Antwort brachte, geschrieben im Herbst 1814:

„Geehrtester Freund! Schon lange verehrte ich das höhere Streben Ihrer Kunst, soweit ich es nach dem Wenigen was ich sah und aus den Berichten Anderer beurtheilen konnte; die Freundschaft unsers Johannes für Sie war uns die beste Gewährleistung, daß er in der Kunst und im Leben auf dem rechten Wege wandelt, und Ihre Vereinigung mit der Kirche, der auch wir angehören, erfüllte uns mit theilnehmender Freude. Ihr gütiger und zutrauensvoller Brief aber erwirbt Ihnen noch nähere Ansprüche auf meine Dankbarkeit und Freundschaft. Wie sehr liebe ich den schönen Eifer für die gute und heilige Sache der Kirche und des Glaubens der Liebe, den Sie darin an den Tag legen. Seien Sie versichert, daß ich alle Ihre Winke benutzen und überhaupt nichts versäumen und alles thun werde, was ich nur irgend vermag, um die Kirche Gottes auch in Deutschland wieder zu begründen und die göttliche Wahrheit und Kraft des Christenthums in die Herzen aller unserer deutschen Mitbrüder einzupflanzen.

„Sie haben wohl Recht, daß es jetzt ein sehr wichtiger und entscheidender Zeitpunkt ist, für Deutschland zunächst, aber auch für Europa und die gesammte Christenheit. Wehe uns, wenn er versäumt würde! Aber ich hoffe das Beste, ja so viel daß man mich vielleicht für thöricht halten würde, wenn ich diese Hoffnung ganz ausspräche. Es kann in kurzer Zeit unermeßlich viel geschehen; das haben wir gesehen im Bösen, und werden es vielleicht nun auch noch im Guten erfahren. Es beflügelt sich der Lauf der Zeiten bis zum Wunderbaren und Unglaublichen, je mehr es sich dem Ende und die Zeiten selbst ihrer letzten Entwicklung nahen. Wie ein fernes Wetterleuchten von dem herannahenden Weltgerichte können uns schon diese furchtbaren Strafgerichte Gottes, deren Augenzeugen wir gewesen, im Kleinen einen Maßstab darbieten für das, was sich nun vorbereitet und immer näher heranrückt.

„Ich lege hier einen Brief an Hrn. Ostini bei, wofür ich Sie jedoch bitten muß, den Dollmetscher abzugeben, und als solcher gefälligst zwischen mir und Ihrem Freunde in's Mittel zu treten. Ich hätte wohl gern italiänisch geschrieben, allein ich hatte gerade kein deutsch-italiänisches Wörterbuch im Hause, und ohne diese Hülfe ist mir das Italiänische doch nicht geläufig genug. Französisch aber wollte ich nicht schreiben. So blieb mir also nichts übrig als Deutsch zu wählen und auf Ihre Güte zu rechnen.

„Hr. Werner ist seit einigen Wochen hier und war gestern bei mir, und habe ich mich sehr gefreut ihn kennen zu lernen. Auch bemerkte ich wenig oder nichts von dem an ihm, was ich nach der höchst unglücklichen und verzerrten ‚Weihe der Unkraft' zugleich befürchtete. — Koch hat mehrere vortreffliche Landschaften fertig gemacht, ist aber sonst ziemlich unzufrieden hier, was ich ihm auch als Künstler gar nicht verargen kann. — Ihr Freund Friedrich Schlegel."

Graf Friedrich Leopold Stolberg, der durch seinen hochherzigen Glaubensmuth, sein erleuchtetes Wissen und seine sociale Stellung der große Führer und Herold der wieder auflebenden katholischen Bewegung in Deutschland war, hatte mit Christian Schlosser, dem Freunde seines (im Befreiungskrieg gefallenen) Sohnes Christian Stolberg, im Jahre 1814 einen schriftlichen Verkehr eröffnet, der dann bald auch zu näherer persönlicher Bekanntschaft führte. Er schätzte den hohen sittlichen Werth des jungen Mannes, sein „ächt vaterländisches und ächt religiöses Herz", wie auch seine Begabung, und wenn Alter und Erfahrung ihn weniger sanguinisch machten, so las er doch mit Achtung und Interesse seine geistreichen Aufsätze über die Zeitverhältnisse, und setzte sich mit ihm über seine Ansichten, Wünsche und Vorschläge für die nächsten Aufgaben der christlichen Civilisation freundschaftlich auseinander. Von ihm hörte er viel Rühmliches über den bescheidenen tiefreligiösen jungen Künstler Overbeck, und da er einen Studenten aus dem Oldenburgischen,

der nach Rom ging, um Theologie zu studiren, dort einzuführen wünschte, so schrieb er in einem aus „Sondermühlen bei Melle im Osnabrückschen, den 13. August 1818" datirten Empfehlungsbrief an Overbeck:

„. . . Ich kann diese Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, Ihnen als Sohn meines Freundes, und als einem edlen Jüngling, von dem ich so viel schönes und erfreuliches von mehr als Einer Seite her vernehme, von ganzem Herzen Glück zu wünschen dazu, daß Sie in den Schooß der Kirche zurückgekehret sind, aus welchem unsre Väter sich hatten verlocken lassen. Wir beide haben denselben Schritt gethan, und sind uns dadurch nahe gekommen, obschon wir uns in diesem Leben schwerlich sehen werden. Jener Schritt war aber auch nicht auf dieses Leben, nicht auf Verhältnisse der Zeit oder des Raumes abgesehen.

„Ich freue mich, daß Sie in Rom sind, diesem classischen Boden für die Kunst, welcher Sie, wie ich höre, so viele Ehre machen; diesem kirchlichen Boden für den Katholiken. Lassen Sie, edler Jüngling, sich meine Freude an Ihnen, und meinen Glückwunsch wohl gefallen, und gedenken Sie mit Liebe Ihres ungesehenen aber Sie hochschätzenden und liebenden Genossen F. L. Graf zu Stolberg."

Diese freundliche Anerkennung bereitete Overbeck innige Freude. Fünfzehn Monate später schied der ehrwürdige Schreiber dieses Briefes aus dem Leben, und einer letzten Willensmeinung des Heimgegangenen entsprechend ließ Gräfin Stolberg an Overbeck, Veit und Genossen dessen große Geschichte der Religion Jesu Christi nebst vier Exemplaren einer deutschen Bibelübersetzung und anderen ähnlichen Werken übersenden. Das Geschenk wurde von den Künstlern als ein kostbares Andenken an einen Mann und Bekenner, dessen heiligmäßiger Charakter längst in ihren begeisterten Herzen lebte, begrüßt und aufgenommen.

Overbeck, der bis an seinen Tod den Eintritt in die Mitgliedschaft der Einen allgemeinen apostolischen Kirche als ein

Werk der göttlichen Gnade pries, mit einem unversieglichen Dankgefühl, dem er immer wieder Ausdruck gab, theilte seinem Freunde Vogel die Nachricht von seiner Conversion in folgenden Zeilen mit:

„Deine Offenheit, mein Lieber! entlockt meiner Feder ein Geständniß, das ich vielleicht noch für eine Weile zurückgehalten hätte; allein ich will nicht, daß meine Freunde es mir an Zutrauen zuvor thun sollen, und so will ich Dir denn mein innerstes Herz aufschließen, gewiß, daß was Du auch darin erblicken wirst, Dich wohl befremden, aber nicht an Deinem Freunde kann irre werden lassen. Wisse also, mein Lieber! daß ich nicht allein meiner innigsten Ueberzeugung nach und mit dem festen Glauben, sondern auch äußerlich bereits der katholischen Kirche angehöre, das heißt, daß ich nicht etwa ein Verfechter pfäffischer Schändlichkeit oder ein Anhänger von Parteigeist erhitzter pharisäischer Schriftgelehrter bin, sondern mich bekenne zu jener Heerde, die nach meinem festen Glauben durch göttliche Fürsorge das theure Wort Gottes, wie es aus dem Munde des Heilands gegangen, besitzt, und die im Lichte der Wahrheit wandelt, täglich und stündlich beseligt durch die Wunder seiner Gnade, ihm auf das innigste verbunden wie die Braut dem Bräutigam, und im vollen Rechte der Kindschaft, das uns Jesus Christus erworben. Daß ich einen solchen Schritt nach vorhergegangener, langer und reiflicher Ueberlegung und gewissenhafter Nachforschung gethan, wirst Du voraussetzen; daß ich aber nach erkannter, durch die Geschichte sowohl als die Vernunft hinreichend erwiesener Wahrheit dem göttlichen Lichte nicht Widerstand leisten wollte, sondern trotz dem Spotte einer halben Welt, die es für Wahnsinn hält, einen solchen Schritt zu thun, ja trotz meinem eigenen Vater, diesen Schritt wirklich that, ob das bei Dir nun Lob oder Tadel verdienen wird, weiß ich nicht. O, mein Lieber! wer seine nahe Gottheit im Genusse der heiligen Sakramente empfunden, wer die Früchte seines Reiches, Friede und Freude im heiligen Geiste,

genossen, wen Er hat fühlen und erkennen lassen, wie über Alles wichtig der Besitz seiner Liebe ist, der begreift auch seine Worte wohl: wer nicht verlässet Vater und Mutter rc. um meinetwillen, ist meiner nicht würdig; der fühlt seine eigene Schwachheit durch seine Kraft gestärkt zu jedem heldenmüthigen Opfer. Und siehe! wie milde seine Hand es wendet! Mein Vater entzieht mir weder seine Liebe noch seine Achtung, unsre Herzen bleiben vereint nach wie vor. Und so hoffe ich denn auch, daß Er mir die Liebe meines Freundes erhalten wird, und sein Herz vereint mit dem meinigen; ja ich hoffe und bitte von ihm noch viel mehr, nemlich daß Er meine Lieben mit eben dem Lichte erleuchten wird und auch sie in den vollen Besitz seiner beseligenden Gnade setzen, dazu er nach seiner Barmherzigkeit mich berufen hat."

8. An der Arbeit.

(1813—1816.)

L. Vogels Heimkehr. Kupferstechen. Thorwaldsen's Alexanderzug. Kreuztragung. Madonna mit Kind. Scheffer von Leonhardshoff. „Christus in Bethanien." Goethe und der Kunstmayer. Passavant, Kestner, Rumohr. Das Bild für die Königin von Bayern.

Der voranstehende Brief traf Vogel in Zürich, wo er seit September 1813 wieder im elterlichen Hause weilte. Schon im Herbst 1812, als Overbeck mit Cornelius aus Ariccia zurückkam, rüstete er zur Abreise. Seine für Rom festgesetzte Zeit war abgelaufen; da seine Eltern zudem durch Berichte über Werners Thun und Treiben unter den deutschen Künstlern in Unruhe versetzt wurden, so drangen sie auf des Sohnes Rückkehr [1],

[1] So nach Vogels (allerdings 50 Jahre später geschriebenem) Brief bei E. Förster, Cornelius I. 124. Vgl. daneben Züricher Neujahrsblatt 1881. S. 37.

und am 21. December 1812 verließ er mit schwerem Herzen Rom, nachdem er mit den Freunden noch einmal alle schönsten Punkte der ewigen Stadt besucht hatte. Overbeck, der über vier Jahre in innigster Vertraulichkeit mit diesem Freunde gelebt hatte, ohne in ihm das tiefere Glaubensgefühl erwachen zu sehen, das er wie Pforr in seiner Seele zu wecken wünschten, gab ihm zum Andenken seinen Lieblingsdichter Gellert mit auf den Weg, der ihm denn auch auf der Reise ein lieber Begleiter und aufrichtiger Trostspender geworden.

Er, Wintergerst, Colombo, Cornelius, Xeller und Leybold fuhren mit dem tiefbetrübten Vogel und seinem Reisegenossen Honegger bis Ponte Molle hinaus. Dort sagten sie dem Scheidenden das letzte Lebewohl. Es war ein schmerzlicher Abschied. „Ihr Lieben, Guten, Unvergeßlichen," schreibt Vogel von Orvieto aus an Overbeck, „wie ich Euch dort zum letztenmal ans Herz drückte bei Ponte Molle und in den Wagen steigen mußte, und Euch nicht mehr erblicken konnte, da wars mir doch als risse man mir das Herz aus dem Leibe. Gott weiß es, ich wußte immer was ich an Euch hatte, aber darum wußte ich auch, was ich mit selber Stunde an Euch Theuren und an Rom verloren . . ."

Aber noch athmete er italienische Luft und er ließ sich mit der Reise Zeit; denn sein Vater hatte ihm erlaubt, noch ein Halbjahr in Florenz und Pisa zu verweilen. Vogel und R. Honegger, ein junger schweizerischer Kunstfreund von „trefflichen Grundsätzen" aus Bremgarten, hielten sich an die gute Künstlerart und wanderten viel zu Fuß. Sie schickten ihr Gepäck voraus oder übergaben es einem Bauern, der ihnen mit seinem Esel folgte. In solcher Weise wanderten sie mit ihren Palmstöcken nach dem weinberühmten Monte Fiascone, besuchten sie Bolsena und Orvieto, wo sie zwei Wochen verblieben, und trachteten überall den Freunden den Weg vorzuzeichnen, auf dem sie ihnen in möglichst ökonomischer Weise folgen könnten. In Orvieto feierten sie Weihnachten und den Jahresschluß, und

besonders am Sylvesterabend fühlte sich Vogel von „gewaltigem Heimweh“ nach den Brüdern in Rom ergriffen. „Weißt Du auch noch, lieber Overbeck, wie Du, Wintergerst und ich voriges Jahr im Chor unserer Kirche jene Mitternachtsstunde traulich feierten; was wir uns da, wie schon früher oft, mit einem warmen Kuß gelobten, soll auch so lang wir leben gelten, nicht wahr, Lieber, Guter?“ — —

Vogel schrieb der Verabredung gemäß ausführliche Reisebriefe an Overbeck, Briefe voll anschaulicher Schilderung von allem was er auf der gemächlich vorrückenden Wanderfahrt, zumal in Perugia, Assisi, Florenz, Siena sah und beobachtete[1]. Er erzählt seinem Freund, wie er an einem schönen Sommertag zu Pisa im Kreuzgang des Campo Santo, „diesem Heiligthum von der herrlichsten gothischen Architektur“, dessen weißer Marmor so wunderbar contrastirt mit dem reinen Tiefblau des Himmelsgewölbes, gesessen und gezeichnet habe; da gingen zwei Reisende vorüber, und während sie eine der lieblichen Darstellungen von Benozzo Gozzoli betrachteten, hörte er einen zum andern auf Deutsch sagen: „Sehen Sie, sehen Sie, wie auffallend Overbeck diese Sachen studirt hat.“ Dem Freunde Overbecks lachte das Herz im Leibe, wie er so unerwartet dessen Namen nennen hörte, und er konnte nicht anders als die zwei Forestieri frischweg anreden und sie versichern, daß Overbeck den Boden von Pisa noch mit keinem Fuß betreten habe. Es schienen Sachsen zu sein.

Nicht allein von Vogel hörte Overbeck von der in den Städten Mittel- und Oberitaliens erhaltenen mittelalterlichen Schönheit und Erhabenheit. Johannes Veit und Wintergerst hatten bei ihrer Ankunft in Rom die Freunde mit ihren glühenden Schilderungen von den herrlichen Kunstschätzen, die sie zu

[1] „Deine lebendigen Erzählungen haben uns zu Dir im Geiste versetzt, und wir haben Dir alles Schöne nachempfunden“ — antwortet Overbeck am 12. Februar 1813.

Padua, Florenz und Siena gesehen, enthusiasmirt; und eben so lauteten von 1812 an die Berichte derjenigen aus der Brüderschaft, welche in die Lage kamen, sei es auf einem künstlerischen Streifzug, oder auf der Heimreise nach dem Norden, Orvieto, Siena, Florenz, Pisa und Mailand zu besuchen.

Hier standen sie unmittelbar im Anschauen der Vorbilder, welche sie suchten, und sie schrieben begeisterte Briefe an Overbeck und die anderen Freunde, welche zurückgeblieben, um sie aufzumuntern, sobald es nur immer ihre Verbindlichkeiten und Mittel erlaubten, ihnen nachzufolgen und in diese Quellen der Wahrheit und künstlerischer Freudigkeit sich zu versenken. In Orvieto erwartete sie Luca Signorelli, der, ebenso ausgezeichnet durch seine Geisteskraft wie Fra Angelico durch die reine Seligkeit der Empfindung, mit einem Verständniß für das Wesen der Kunst ausgestattet war, welches nur von Rafael übertroffen wurde, und mit einer Tiefe des Gefühls und grandioser Schöpferkraft, welche Michel Angelo's Meisterwerke in der Sixtinischen Kapelle in Schatten stellt. Signorelli's großartige Frescobilder vom jüngsten Gericht im Dome zu Orvieto haben Cornelius so mächtig ergriffen, daß er diesen italienischen Künstler später zu seinem Führer sich nahm.

In Siena fanden sie andere Lehrmeister von einem eigenthümlich zarten innigen Geiste. Sie verehrten Guido von Siena (älter als Cimabue); sie liebten den Hauptvertreter dieser Schule Simon Martini, gewöhnlich (aber unrichtig) Simon Memmi genannt, und seinen minder begabten Schwager Lippo, Zeitgenossen Giotto's, welche mit einander arbeiteten und der Nachwelt Gemälde von anmuthender Süßigkeit und zarter Durchführung hinterließen. Sie ehrten Sodoma in seinen früheren Werken, wie seine vorzügliche hl. Katharina, welche nach Vogels Meinung „unter die glücklichen Erfindungen von Rafael könnte gezählt werden", ohne sich mit anderen befreunden zu können, wo dieser und andere kleinere Meister, Pacchierotto, Peruzzi und Beccafumi in ihren späteren Tagen, Manie-

rismus mit Gefühl vermengend, schwächliche Malereien zu Tage förderten.

Im Campo Santo zu Pisa, diesem ergreifenden „Museum italienischer Kunst", wandten sie mit Vogel besondere Aufmerksamkeit dem Fiesole-Jünger Gozzoli zu; sie liebten ihn wegen der Grazie und unerschöpflichen Fülle seines Geistes und der Lebenswahrheit seiner Gestalten. — In Mailand beugten sie sich in bewundernder Ehrfurcht vor dem Genie des „wunderbaren" Leonardo da Vinci.

So kam Overbeck durch seine Freunde gleichsam persönlich in Berührung mit geistesverwandten Meistern, welche in ihren Werken „die Großheit mit der Anmuth, die ruhige Würde mit der freieren Bewegung, den traditionellen Typus mit dem lebendigen Ausdruck" vereinten; während seine eigene Verehrung für Künstler, welche nur nach dem Guten und Wahren gestrebt, das Verlangen in ihm erweckte, ihrer edlen Richtung zu folgen, mit seinen Genossen den abgerissenen Faden von Giotto, Fra Angelico, Signorelli, Rafael und anderen gottbegnadeten Malern aufnehmend wieder anzuknüpfen, und in gelehriger Selbstthätigkeit ihn liebevoll weiterzuspinnen.

Wie diesen christlichen Kunstvorfahren diente auch ihm die Kirche und ihr Gottesdienst, die Feierlichkeit ihrer liturgischen Handlungen als eine Quelle, aus der er die Anregung zu manchen erhebenden Motiven, zu manchen heiligen Bildern schöpfte. Man darf nur die Werke der älteren Meister durchgehen, um sich zu überzeugen, daß dieselben ihre Muster nirgend anders gesucht und ihre Gruppirungen nirgend anders gefunden haben, als in dem, was sie bei den gottesdienstlichen Funktionen zu erblicken gewohnt waren. Warum, frägt Cardinal Wiseman in einem seiner Vorträge, sind ihre Engelsgestalten mit weißen Gewändern bekleidet, mit umgürteten Lenden und knieend in tiefer Anbetung versunken abgebildet, während in den Gemälden neuerer Zeit eben diese seligen Geister nur als wohlgenährte, in den Wolken spielende und sich herumtummelnde Kinder

unserm Auge sich darbieten? Die Ursache ist keine andere, als daß gerade diese Kleidung und diese Stellung die den meistens jugendlichen Klerikern eigenthümliche Kleidung und Stellung war. Woher entnahmen sie für die Heiligen, welche um den Thron der göttlichen Mutter herumstehen, die Costüme mit ihren kostbaren Stickereien und ihren reichen Falten, welche dem prächtigen Farbenspiele dieser Schule ein so weites Feld eröffneten? Wo fanden sie die Ideale, nach welchen sie diesen Gestalten einen so bescheidenen Blick, eine so ungezwungene Haltung zu geben wußten, wenn nicht in den ehrwürdigen Dienern der Kirche, durch welche die heiligen Handlungen vollzogen wurden? „Ein zartes und feierliches Gefühl weht durch alle Werke dieser großen Meister, ein Gefühl, welches durch nichts anderes in der Natur konnte erweckt werden, als durch das was wir in dem kirchlichen Ritus ausgeführt sehen." [1]

Seit der Rückkehr von Ariccia hatte Overbeck, wie wir wissen, seine Wohnung in der Via Porta Pinciana Nr. 37. In diesem Quartier lebte er vom Herbst 1812 bis zum Herbst 1818, volle sechs Jahre hindurch. Es war ein mühevolles Dasein in Armuth und strenger Arbeitsamkeit, aber durch gläubiges Gottvertrauen und gemüthvolle Geselligkeit erheitert. Die Pulini's vergaben ihre Wohnräume an Miethsleute, welche weder Kost noch Bedienung verlangten. Es herrschte da die primitivste Einfachheit: Ziegelstein-Boden, armseliges, unpolirtes, abgenütztes Mobiliar; das Bettgestell enthielt einen mit Maisblättern gefüllten Sack, mit einer dünnen wollenen Matratze darüber. Aber die Miethwohner, meist gute Freunde und Berufsgenossen, ließen sich durch solchen Mangel an Bequemlichkeit nicht stören. Sie lebten für den Himmel, für ihre Kunst und für einander. Colombo wohnte bei Pulini. Der

[1] Vgl. N. Wiseman, Vorträge über die Liturgie in der päpstlichen Kapelle, gehalten zu Rom 1837.

wackere badische Künstler Zoll wohnte dort[1]; ebenso auch Sutter, als er nach Rom kam. Cornelius schlug als frisch verheiratheter Mann daselbst seine Stätte auf[2] und fand eine Befriedigung darin, daß seine Frau und sein Kind an der freundlich zuthunlichen Signora Benedetta Gesellschaft und nöthige Fürsorge hatten. Hiemit ist aber die Liste der Hausgenossen aus der Künstlerschaft noch weitaus nicht erschöpft.

In einem Briefe an L. Vogel vom 12. Februar 1813, worin Overbeck dem Freunde meldet, daß er mit der Zeichnung zu dem von seinem Vater bestellten Bilde beschäftigt sei, bemerkt er: wofern es anginge, möchte er ihn um Uebermittlung eines kleinen Vorschusses ersuchen. „Denn trotz der vielen Aufträge und meiner eingeschränkten Lebensart ist meine Kasse doch immer leer und gerade diesen Augenblick ist wieder gänzliche Ebbe. Doch kennst Du meine Gesinnungen, und daß mich eine solche Lage nicht beunruhigen kann. Sollte es also gerade jetzt Dir schwer fallen, mir etwas zu geben, so bestehe ich nicht darauf, denn mein Kassier hat mein Zutrauen noch nicht verloren; im Gegentheil hat er mich seit Deiner Reise mehrere Male sehr in meinem Vertrauen gestärkt. Ja mein Lieber! der Herr thut Zeichen und Wunder auch heute noch, wenn wir nur glauben. Am Tage des Evang. Johannes als an meinem Namenstage, da auch der letzte Heller meiner Kasse ausgegeben war am vorigen Tage, und ich bei mir gedacht hatte, nun jetzt muß wieder unser Herr-Gott helfen, kam der Eberhard[3] zu mir,

---

[1] Franz Joseph Zoll aus Donaueschingen (1770—1833), wurde Professor der Zeichenkunst an der Universität Freiburg und 1823 Gallerie-Inspector in Mannheim.

[2] Cornelius heirathete 1814 die Tochter eines römischen Kunsthändlers, Grossi. In Overbecks Tagebuch findet sich folgende Einschreibung: „Am 14. März 1814 hob ich Cornelius sein erstes Kind aus der Taufe — Helena Johanna Maria."

[3] Konrad Eberhard, geboren 1768 in Hindelang, der treffliche Bildhauer und Maler, der als Stipendiat des Königs von Bayern

mit einem soeben erhaltenen Briefe von Dallarmi aus München, und zeigte mir an, daß er den Auftrag erhalten habe, mir 30 Scudi baar auszuzahlen als Vorschuß für ein kleines Bildchen, das dieser von mir wünschte, wobei ich aber Herr bleibe nicht allein in der Wahl des Gegenstandes, sondern auch die Zeit zu bestimmen, wann ich es malen wolle, indem es gar nicht Eile habe damit. Du kannst denken, wie ich bei dieser sichtbaren Fügung Gottes betroffen war; auch konnte ich mich nicht enthalten zum Eberhard zu sagen: Nun, Sie kommen mir wie ein Engel vom Himmel, denn gerade hatte ich zu Gott gebetet, daß er mir aushelfen wolle! Diese Sache habe ich mir tief zu Herzen genommen, und nun wende mir auch Keiner mehr etwas ein, daß es auch einmal fehlschlagen könne u. dergl. Wer sein Vertrauen auf Menschen setzt oder auf seine eigne Kraft, der kann sich täuschen, aber wer auf Gott gebaut hat, der hat sich noch nie betrogen gesehen. Und Er, der für die Bedürfnisse unsers Leibes so väterlich sorgt, wird auch unsre Seelen nicht verderben lassen; Du wirst nicht zugeben, o Herr! daß meine Seele in die Irre geht, die Dich von Kindheit auf redlich gesucht hat. — Ich könnte Dir dergleichen vielleicht ebenso sichtbare Beweise der Fürsorge Gottes mehrere erzählen, aber für jetzt fehlt es mir an Zeit. Alles grüßt Dich herzlichst."

Dem in Florenz weilenden Johannes Veit theilt Overbeck im August 1813 in dankbarer Erregung mit, daß die Vorsehung den Freund als Werkzeug gebraucht habe, ihm beizustehen und ihn in seinem Gottvertrauen zu bestärken [1]: „Denn sowie der Herr allezeit auf seinen verborgenen Wegen sorgt für die, die seiner Hülfe vertrauen, fügte es sich auch diesmal, daß ich soeben den letzten Bajocco für mein Abendbrod ausgegeben

---

und Commissionär des Kronprinzen Ludwig in Rom lebte; nachmals Professor an der Akademie in München, wo er 1859 starb.

[1] Dorothea v. Schlegel und deren Söhne 2c. Bd. II. 198.

hatte und ohne zu wissen, wovon ich am folgenden Tage leben werde, nach Hause kam und Deinen lieben Brief vorfand ...“ [1]

Für die Sommermonate wäre er mit Colombo gern nach Orvieto gezogen, wenn es die magere Kasse erlaubt hätte. Dafür ward er durch den Gewinn eines neuen Bundesgenossen entschädigt.

Overbeck an Sutter.

„Rom, 21. Mai 1813.

„... Nun aber, mein lieber Bruder, habe ich Dir noch eine andere wichtige Neuigkeit mitzutheilen, die nemlich, daß unser Bund wieder um ein Mitglied stärker geworden ist, durch die Aufnahme unsers Freundes Schadow, des Sohnes des bekannten Bildhauers in Berlin. Glaube ja nicht, daß wir hierbei voreilig zu Werke gegangen sind, wir alle waren darüber vollkommen einverstanden, und wirklich könnte man sagen, daß dieser junge Bruder uns Aeltere zu neuem Eifer anspornt sowohl durch sein edles tief eindringendes Bestreben und seine schon erlangten großen Kenntnisse und Fertigkeiten in der Kunst, als auch durch seinen musterhaften Wandel, seinen Ernst, mit dem er nach Vervollkommnung ringt, und seine reine wahrhafte Religiosität. Er ist gegenwärtig gerade für kurze Zeit auf dem Lande, um sich von einer Krankheit zu erholen, sonst würde er wohl selbst auch schreiben, um Dich als Bruder zu begrüßen. Welche neue Freude, für uns alle, für die gute Sache eine neue Stütze gewonnen zu haben ....

„Ich gestehe Dir, lieber Bruder, mit Reue und Scham, daß, wiewohl ich sagen kann, daß wir im Wesentlichen der Sache nicht kalt geworden, auch nicht vom rechten Wege abgewichen sind, doch im Aeußeren eine Lauheit eingegriffen hat, die, wenn

[1] Veits Brief ist vom 21. August 1813 datirt und enthält die Mittheilung, daß der Schreiber seinem Bankier in Rom den Auftrag gegeben habe, an Overbeck zehn Scudi auszuzahlen, weil ihm der Gedanke gekommen, der Freund möchte sich in Noth befinden.

ihr nicht bald mit Ernst und Nachdruck gesteuert wird, am Ende nachtheilige Folgen haben kann. Sie besteht hauptsächlich in der Nachlässigkeit, mit der die wöchentlichen Versammlungen gehalten werden; schon eine geraume Zeit ist es, daß immer daran gearbeitet wird, sie mit neuem Eifer fortzusetzen, aber es kommt nie dazu. Da es mir als dem ältesten Mitgliede vor allen andern zukäme, darüber zu wachen, so klage ich mich besonders gegen Dich an, bitte aber um Deinen Rath, wie wohl ernstlich der Sache abgeholfen werden könnte; denn ich sehe ein, daß von meiner Seite nicht hinreicht, selbst an Ort und Stelle mich einzufinden, sondern daß ich auf die andern zu wirken suchen sollte. Wir glauben jetzt am besten zu thun, wöchentlich in Gemeinschaft etwas anzusehen und uns angesichts der Meisterwerke über die Kunst, über unsern Orden zu besprechen; weil in dem bloßen Zusammenkommen es oft an Stoff gebricht zu nützlichen Unterredungen[1] . . . .

„Ich habe zwar hier alle Hände voll zu thun, aber leider! lauter kleine Sachen und trotz der vollen Hände allzuleere Taschen. Ein kleiner hl. Stephan ist gerade im Fertigwerden; so auch mein Bild für die Königin von Bayern, das noch immer nicht ganz beendigt ist. Es ist mir unendlich schwer das eigentliche Fertigmachen eines Bildes; ich verderbe so leicht beim Uebermalen das Untermalte, weil ich noch so wenig Erfahrung habe was man körperlich malen, und was man lasiren muß. Meine Erfahrungen hierin will ich Dir nächstens in einem ausführlichen Briefe mittheilen, weil ich glaube, hier im Technischen der Kunst viel gelernt zu haben, wovon ich in Wien nie gehört hatte.

„Kürzlich ist hier ein Buch herausgekommen von einem Chemiker und einem berühmten Bilderrestaurateur verfaßt, das ganz von der Zubereitung der Farben für die Malerei, ihren

---

[1] Aehnlich auch an L. Vogel. Doch hat er bald wieder Besseres zu melden.

chemischen Bestandtheilen und den daraus folgenden Regeln für ihre Mischung und Zusammenstellung handelt, sammt dem Verfahren der alten Maler im Malen, ihren Firnissen u. dgl., was sehr nützliche Dinge für uns enthält. Durch Koch, der es gewiß von hier kommen läßt, wirst Du es näher kennen lernen können[1] . . . .

„Veit ist fort von hier und auf der Reise nach Florenz, seiner Gesundheit halber, die dem hiesigen Klima unterlag. Ich habe viel Hoffnung für ihn, wenn er treu bleibt. Eine Zeichnung, die er mir aus Orvieto, wo er sich auf seiner Reise einige Wochen aufgehalten, geschickt hat, vom Wunder zu Bolsena, hat mir viele Freude gemacht; sie war voll Empfindung und zeigte ein reines Streben. Ein Abweg für ihn ist die Beiseitesetzung des Wissenschaftlichen, wovor ich ihn häufig gewarnt habe, und welches er auch wohl als falsch erkennt, aber ein wenig träge ist auszugleichen. Ueberhaupt, mein Bruder, können wir nicht genug auf's Gründliche gehen, um einer jetzt einreißenden Thorheit, die Alten in ihrem Aeußern nachzuäffen, dadurch einen Damm entgegenzusetzen. Du wirst mir darin beständig ein Muster bleiben, sowie unser sel. Freund Pforr, der mit solchem Ernste vorwärts strebte, daß man bis zu seinen letzten Arbeiten beständig bedeutende Fortschritte wahrnahm. Oberflächlichkeit ist eigentlich das Hauptübel unserer Zeit, und darum muß unser Streben, glaube ich, hauptsächlich in die

[1] Saggio analitico chimico sopra i colori minerali etc. di Lorenzo Marcucci colle note del S. Pietro Palmaroli. Roma 1813. Palmaroli war ein weitbekannter Gemälde-Restaurator, der die Kunst erfand, Frescogemälde von den Wänden abzunehmen und auf Leinwand überzutragen. († 1828 in Rom.) Auch dem in Florenz weilenden Vogel empfiehlt Overbeck die Schrift, als ein Buch, das jeder gut thäte in seinem Hausrathe zu haben. „Auf Sorgfalt in Behandlung des Technischen, auf reinliche Zubereitung der Farben 2c. kommt, ich sehe es immer mehr ein, doch auch sehr viel an, und das ist heut zu Tage meistens so lieblos vernachlässigt worden.“ (22. Mai 1813.)

Tiefe und nicht in's Weite gehen. Daß man das doch allen jungen Anfängern in der Kunst recht einprägen könnte! . . . Ich glaube, daß nichts so fördert, als dieß [eine eigene Idee auszuführen]. Doch mache ich an mir selber auch die Erfahrung, daß etwas recht Gutes zu copiren zu seiner Zeit sehr nützlich sein mag; und sobald ich die Mittel dazu habe, gedenk ich es auch zu thun. Vogel ist jetzt damit in Florenz beschäftigt[1] . . . Auch Pforr sah dieß am Ende hier ein, und copirte einen Christuskopf nach Albrecht Dürer. Cornelius hat die gleiche Erfahrung gemacht. So glaube ich also, daß man den Anfängern nicht unbedingt Abscheu gegen das Copiren an sich einflößen sollte, sondern nur gegen das Copiren nach schlechten Sachen. — —

„Alle Brüder grüßen Dich herzlichst und ich umarme Dich zärtlich als Dein treuer Bruder Overbeck."

In diese Zeit fällt der erste Versuch Overbecks im Kupferstechen. Am 10. November 1813 berichtet er an Vogel:

„. . . Während ich den Hintergrund [zu dem Bild für Vogels Vater] trocknen ließ, habe ich Colombo's Portrait, beinahe lebensgroß, untermalt, und einen Versuch im Kupferstechen gemacht, wovon ich Dir beiliegend eine Probe sende, die Du annehmen wirst als das was sie ist, nemlich als den allerersten Versuch, den ich mit dem Grabstichel mache, und den ich Dir mehr zum Scherz sende, als daß ich glaubte etwas rechtes gemacht zu haben. Hier habe ich indessen die Künstler dadurch in Aufruhr gebracht und alles hat Lust bekommen es auch zu probiren, Cornelius, Leybold ꝛc. Ich selbst habe Muth dadurch

[1] An Vogel selbst schreibt Overbeck am 22. Mai 1813: „Wollte Gott, daß ich doch auch noch einmal ein kleines Bildchen etwa von Raphael kopiren könnte! Wie viel läßt sich nicht an einem einzigen Kopfe lernen! Doch freue ich mich, daß meinen Freunden zu Theil wird was mir versagt ist; . . wie es überhaupt zu meinen Freuden gehört, mich an dem Glücke meiner Freunde zu weiden."

gewonnen, indem ich sehe, daß es keineswegs so unsäglich schwer und mühsam ist als man sich einzubilden pflegt, und es gefällt mir ungleich besser, als das Radieren, weil man nicht die Unannehmlichkeiten des gefährlichen Aetzens hat und am Ende doch auch viel mehr leisten kann als mit dem Radieren. Beim zweiten Versuch werde ich mir schon eine schwerere Aufgabe geben, nemlich den Kopf des Saverio[1], den ich zu dem Johannes auf meinem Einzug Christi gezeichnet habe; und wenn ich ihn zu Stande habe, so sende ich Dir ebenfalls einen Abdruck davon. Es hat für mich einen gar großen Reitz, mir nicht allzu enge Schranken in der Kunst zu setzen; und wenn ich einen Tag gestochen habe, so male ich den andern mit doppelter Freude. Und was hat nicht unser herrlicher Dürer und Marc Anton und Andere für treffliche Sachen auch in dieser Kunst gemacht!"

In dem schönen Bunde, in dem es keinen Unterschied hinsichtlich der Fähigkeit, keine Abstufung im Range gab, sondern jedes Mitglied sich als einen Diener im Tempel der heiligen Kunst betrachtete, wo die höchste Stellung darin gipfelte, ein treuer Jünger des Einen großen Meisters zu sein, paßte es ganz und gar zu dem Plane einer Popularisirung der Kunst, auch den Betrieb des Radirens und Kupferstechens auf eine neue Bahn zu bringen. Die Brüder des Lukasordens studirten emsig die alten deutschen Kupferstecher, welche mit gewissenhafter

---

[1] Ein junger, von dem Aufenthalt in Villa Malta her den Künstlern bekannter Italiener, besonders von Pforr geliebt. „Grüße mir auch," schrieb letzterer aus Neapel (Oct. 1811), „meinen Safferio von mir und mache ihm wieder eine kleine Freude mit etwas, das Du ihm in meinem Namen gibst." — Overbeck an Vogel, 10. November 1813: „Mit Colombo studiere ich häufig nach dem Modell und zwar auf Deine Weise, nemlich nicht so peinlich auf die Ausführung bedacht als vielmehr auf die Bewegung, meistens nach dem Saverio, der noch immer, wiewohl ganz verändert, wunderschön ist; noch heute Morgen war er da und hat eine sehr schöne Stellung gemacht, an denen er gleichsam unerschöpflich ist, denn jede Bewegung ist bei ihm schön oder doch lebendig."

Genauigkeit mehr die Form und den Charakter, als das Malerische eines Bildes wiedergaben. Sie hatten ihre Freude an den eigenthümlichen kräftigen Holzschnitten und Stichen von Dürer, Cranach, Lucas von Leyden und anderen Meistern, in denen jede Linie sichtbar ist. Sie schätzten die Werke von Mantegna und Marc Antonio wegen der gleichen Eigenschaften. Sie bewunderten das künstlerische Geschick Augustin Caracci's, bedauerten aber, daß er nicht zufrieden mit der plastischen Erscheinung eines Werkes, durch gesteigerte Anwendung von Licht und Schatten auf einen malerischen Effekt hinzielte, der zu einer gezierten Darstellungsweise führte und den allgemeinen Geschmack verdarb. Die französischen, deutschen, italienischen und zuletzt die englischen Kupferstecher, welche seinem Beispiel folgten, wußten durch eine Combination der technischen Mittel das Spiel des Pinsels oft bis zur höchsten zauberischen Wirkung nachzubilden, und entwickelten eine Virtuosität, welche an optische Täuschung grenzte.

Der metallischen Glätte der damals beliebten Stiche überdrüssig, trachteten sie den strengern Stil der alten, kräftigen, anspruchslosen Linienmanier wieder einzuführen; umsomehr als derselbe ihrer eigenen Richtung, ihrer Darstellungs- und Malweise am besten entsprach.

Das Verlangen, zu einem gesunderen Stil in der graphischen Kunst zurückzukehren, war nicht auf die Lukasbrüder allein begrenzt. Dank den redlichen Bemühungen von Unger und Gubitz in Deutschland, von Bewick in England, war der in Verfall gerathene Holzschnitt wieder in Aufnahme gekommen und im Verlauf dieses Jahrhunderts allmählich auf eine solche Stufe der Vervollkommung gehoben worden, daß er bald das populärste Mittel künstlerischer Vervielfältigung bildete.

Wir erkennen jedoch den Lukasbrüdern den einfachen klaren Stil des Kupferstiches zu, der einer Federzeichnung gleichkommt. Sie führten ihn in der Ueberzeugung ein, daß der wirkliche Werth des Stiches nicht in blendenden Contrasten von Schwarz

und Weiß besteht, sondern in einer treuen Wiedergabe des künstlerischen Gedankens. Schadow bezeugt, daß es vorzüglich Overbecks Einfluß war, der eine Revolution unter den deutschen Kupferstechern anbahnte, indem er die jungen aufkommenden Talente veranlaßte, wieder auf jene strenge Methode zurückzugreifen, welche mit wenigen sicheren Strichen das Wesentliche des Vorbildes wiedergibt und wegen dieser Behandlungsweise den Namen Carton- oder deutscher Stil erhalten hat [1].

Von Overbecks Kupferstichen und Radirungen ist nur wenig bekannt, da sie nicht in den Handel, sondern bloß in die Hände seiner Jugendfreunde kamen; erst später verschenkte er zwei Platten an einen verarmten deutschen Kunsthändler in Rom. Es sind dieß: der hl. Philippus Neri, stehende Figur mit Buch und Kreuz, und der betende Mönch, eine Gestalt von merkwürdiger Wirkung [2]. Auf diesem Blatt ist das Antlitz des Mönches nicht sichtbar, auch Arme und Hände nicht, welche unter den Falten des wollenen Kleides verdeckt ein kleines hölzernes Kreuz umfassen. Nur die völlig reglose Gestalt, das Kreuz und die Falten der fließenden Gewandung stehen vor uns. Aber gerade diese sprechen so recht das Versunkensein im Gebet aus. Es ist in der That, als ob die Gluth der Andacht, welche den Künstler bei seiner Arbeit erfüllte, noch die leblose Platte durchbringe.

Weil Overbeck wußte, daß die Kupferstecher jener Tage mehr darauf bedacht waren, ihre eigene technische Geschicklichkeit zu entfalten, als den Gedanken des Künstlers treulich zum Ausdruck zu bringen, begann er selbst seine Arbeiten zu stechen. Es blieb jedoch lediglich ein Versuch; denn kaum hatten die Lukasbrüder gute Bilder geschaffen, als auch schon eine kleine Gruppe von Kupferstechern, welche in Sinn und Richtung mit

[1] Der moderne Vasari S. 173.

[2] Beide Blätter werden insgemein als Radirungen aufgeführt; Overbeck spricht aber in späteren Briefen von dem betenden Mönch auch als einem Stiche.

ihnen übereinstimmten, sich um sie schaarte. Solche Anhänger und Mithelfer in dem mannhaften Eintreten für das Princip der Einfachheit waren Ferdinand Ruscheweyh, Samuel Amsler und Karl Barth[1].

Wir dürfen nicht unterlassen, den einzigen Fall zu verzeichnen, worin Overbeck sich mit der Uebertragung der Ideen eines andern Künstlers beschäftigte — aber keines Geringeren als Thorwaldsen.

Im Jahre 1811, als der päpstliche Palast im Quirinal plötzlich für die erwartete Ankunft Napoleons neu decorirt und eingerichtet wurde, erhielt Thorwaldsen den Auftrag, in kaum mehr als zwei Monaten ein Frieswerk — sechzig Fuß in der Länge und über drei Fuß in der Höhe — zu erfinden und auszuführen. Der Bildhauer wählte den Einzug Alexanders des Großen in Babylon nach der Beschreibung von Curtius Rufus. Der Fries, eines der schönsten Werke Thorwaldsens, das nach Overbecks Ansicht „den vortrefflichsten griechischen Fries den Rang streitig macht", war für Rom nur in Gyps ausgeführt worden, wurde aber zweimal in Marmor nachgebildet, einmal für den Grafen Sommariva für dessen Villa am Comersee, jetzt Eigenthum des Herzogs von Sachsen-Meiningen, und dann für Kopenhagen als ein Geschenk für den König von Dänemark[2]. — Im Jahre 1814 entwarf ferner Thorwaldsen einige Grabdenkmale: für Auguste Böhmer, welche in einem fränkischen Bade (Bocklet), wo sie zur Pflege ihrer Mutter sich befand,

---

[1] Noch in späteren Jahren bedauerte indeß Baron Rumohr, daß Overbeck seine Versuche nicht fortgesetzt habe. Am 21. August 1828 schreibt er aus Florenz: „Bei Gelegenheit der Blätter von Ruscheweyh ist es mir wieder eingefallen, wie Schade es ist, daß Du Deine Blätter nicht selbst stichst. Wenn Du den Eremiten [betenden Mönch] doch einmal wieder abdrucken ließest. Ich kaufe Dir gerne 100 Abdrücke ab."

[2] Ein Gypsabguß kam in das Leuchtenberg- (nun Prinz-Luitpold-) Palais in München.

plötzlich erkrankte und starb; für Philipp Bethmann-Hollweg, einen jungen Mann, der sich durch seine heroischen Anstrengungen bei einem Brande in Baden bei Wien eine lebensgefährliche Krankheit zugezogen hatte, und in Italien Genesung suchend, zu Florenz im December 1813 gestorben ist; das dritte war für Frau von Schubart, Gattin des dänischen Gesandten. Im Jahre 1816 endlich vollendete Thorwaldsen seine vielbewunderten Basreliefs „Nacht und Morgen".

Von allen diesen Werken, welche in einem rein klassischen Geist gehalten sind, machte Overbeck Zeichnungen. Die Serie wurde dann von den bekannten italienischen Kupferstechern P. Bettelini und D. Marchetti gestochen, „zur großen Freude des Thorwaldsen"[1].

Overbeck an Vogel in Zürich.

„Den 26. Mai 1814.

„... Wirklich ist meine Zeit sehr beschränkt, da ich gegenwärtig, seit mehreren Monaten, nur den Vormittag zu meiner Arbeit habe, und den Nachmittag um's tägliche Brod bei Thorwaldsen arbeite, dem ich seine Bassorilievi zeichne.

„Doch muß ich auch in dieser Beschäftigung, wiewohl sie mir oft etwas lästig wird, die Fügung Gottes preisen, die überall Aushülfe zu finden weiß; indem ich den Nachmittag so viel verdienen kann, als ich den ganzen Tag gebrauche, und so die schönste Hälfte des Tages meiner eignen Arbeit widmen kann, also meinem Dir gegebenen Versprechen nicht ungetreu zu werden brauche. Ich bin aber zu dieser Arbeit genöthigt worden, weil

[1] Sie erschien unter dem Titel: Basreliefs des Bildhauers Albert Thorwaldsen. Erste bis dritte Lieferung: Alexanders des Großen Einzug in Babylon in 18 Blättern. Allegorische Darstellungen und Grabmäler in sechs Blättern, nebst beigefügter Erläuterung. Nach den Zeichnungen von Friedrich Overbeck in Rom in Kupfer gestochen von P. Bettelini und D. Marchetti, und herausgegeben von Joh. Fr. Wenner in Frankfurt a. M. (s. a.)

die Königin [von Bayern] noch immer gar nichts erfolgen läßt, wiewohl mein Bild nun schon seit lange in München ist; eine etwas verdrießliche Sache; denn wiewohl ich erkenne, wie unbedeutend dieses Bildchen ist, und wie sehr ich Ursache habe selbst mit demselben unzufrieden zu sein, und in dieser Hinsicht auch gern auf allen weitern Lohn Verzicht thun würde, so lebt man eben doch nicht von der Luft.

„Dies führt mich nun aber darauf, Dir Auskunft über meine eigne Arbeit, Dein Bild, zu geben, und hier komme ich auf das Geständniß der Schuld, die ich auf dem Herzen habe; ein Geständniß, das mir recht schwer wird, weil sich Deine Fantasie nun schon wird ein Bild ausgemalt haben, das ich Dir noch nicht liefern kann! Wie lieblich magst Du Dir nicht alles schon ausgemalt haben, den Christus, den auferstandenen, und die Magdalena im Garten rc. rc. — Ach! Du sollst auch einen Christus haben, aber keinen auferstandenen, und eine Magdalena bekommst Du auch, aber nur nicht im Garten; sie sitzt noch zu seinen Füßen und horcht seinen Lehren sammt ihrem Bruder Lazarus und den auserwählten Jüngern. Siehe da! das meine Schuld! Aber hier meine Rechtfertigung!

„Ich hatte alles nach der Abrede unternommen und wie Du weißt bereits angefangen; aber, wie Du ebenfalls weißt, in einer Zeit wo ich in einer gänzlichen Umwälzung mich befand, und wo ich selbst keine Augen hatte für das was ich machte. Als aber die Crisis endlich vorüber war, da gingen mir auf einmal auch die Augen über meine Arbeit auf, ich sah ein, wie trocken, wie unbelebt meine Arbeit sei, und daß Du an so einem Bilde unmöglich Freude haben könntest, und Dein lieber Vater sich am Ende für seine Güte schlecht belohnt sehn würde. Du kannst denken, in welcher Lage ich mich befand! — Das Bild fortsetzen, das konnte ich nicht, und doch, es von neuem anfangen, wer stand mir dafür, daß ich es besser machen würde? Denn es schien mir schon in der ganzen Anordnung zu liegen, und ich meinte, jeder müßte darin erkennen, daß ich hier hatte

der Raphaelischen Composition ausweichen wollen, dort der von Dürer, dort wieder der von Pforr, die ich beständig vor Augen hatte; kurz ich fühlte, daß es ein rechtes Flickwerk war, mit dem ich am allerwenigsten gerade Dir hätte vor Augen treten mögen. Was war also zu thun — es ganz von neuem zu componiren? Da wäre wo möglich etwas noch schlechteres herausgekommen; und doch war ich mit Deinem Vater übereingekommen diesen Gegenstand zu malen. Lange war ich in der drückendsten Unschlüssigkeit, bis ich endlich im Vertrauen auf Deine Freundschaft und in der Hoffnung, Du würdest Dich gütig bei Deinem Vater für mich verwenden, mich entschloß, einen ganz neuen Gegenstand zu unternehmen. Ich wählte, wie gesagt, den wo Christus bei Martha und Maria ist; die eine der Schwestern hört seinen Lehren zu, die andre ist bemüht ihm zu dienen; Christus spricht zur Martha, die sich auf eine milde Weise beklagt daß ihre Schwester sie allein schaffen läßt: Martha, Martha! Eins ist Noth! Deine Schwester hat das bessere Theil erwählt; das soll nicht von ihr genommen werden. Zur Seite des Heilandes stehen auf der einen die drei Apostel Petrus, Johannes und Jacobus, auf der andern der Bruder der Martha und Maria, Lazarus, auch ein geliebter Jünger Jesu, den er hernach von den Todten erweckte. Der Grund, warum ich diesen Gegenstand wählte, war für's erste um die verabredeten Personen von Christus und der Magdalena beizubehalten; dann aber der Wunsch, Dir mein Lieber das Eine Nothwendige dadurch für immer recht an's Herz zu legen; zugleich dünkte mich, daß die Darstellung der beiden verschiedenen, aber gleich liebenswürdigen Schwestern eine schöne Aufgabe für die Kunst sei, indem in ihnen der Gegensatz des activen und des contemplativen Lebens gleichsam personifizirt erscheint. Die häusliche geschäftige Martha, ein Charakter der mir besonders lieb ist, konnt ich nicht unterlassen noch durch eine Episode im Hintergrunde zu heben, das im Evangelium gerade vorher erzählte Gleichniß vom barmherzigen

Samariter. Nicht zu gedenken, daß die Charaktere der Apostel und des Lazarus Stoff zu den interessantesten Contrasten gaben."

Die künstlerische Krisis, von der in diesem Briefe die Rede ist, datirt wohl vom Sommer des vorhergehenden Jahres. Im August 1813 hatte er die Gemäldesammlung im Palazzo Sciarra besucht, die er „um dreier Capitalbilder willen" mit brennendem Herzen verließ. Das eine war ein Leonardo da Vinci [Luini?]; das zweite Rafaels Violinspieler, „ein jugendlicher Kopf, der vielleicht kaum seines gleichen haben mag in Rücksicht der Vollendung und Schönheit"; das dritte Tizians Bella, ein Bild, über das er „keine Worte habe, um den Reiz der Farbe, die zugleich so wahr, so edel, so prächtig ist, zu beschreiben". Am andern Tage sah er dann noch Leybolds der Vollendung entgegengehendes Gemälde, das auf ihn ebenfalls einen überwältigenden Eindruck übte und ihn einen Augenblick aus dem Gleichgewicht brachte. „Diese beiden Tage," schließt er, „haben eigentlich Epoche bei mir gemacht und es gährt jetzt in mir zu einer gänzlich neuen Wiedergeburt in der Kunst, weßhalb ich für diesen Augenblick fast untüchtig zur Arbeit bin und nur zur Uebung eine Idee im Großen entwerfe." (27. August 1813.)

Der Leser darf nicht glauben, daß Overbeck, Cornelius und ihre deutschen Genossen, obgleich vom großen Kriegsschauplatz entfernt, den Vortheil genossen, ihrer Kunst in einem ruhigen Asyl sich hingeben zu können. Während der französischen Herrschaft in Rom lebten sie in einem Zustand der Unsicherheit und Aufregung dahin, nur des einen Trostes gewiß, daß sie „in Gottes Hand stehen". Ihre Augen waren erwartungsvoll nach der Heimath gerichtet. „Unser armes, verkanntes Vaterland!" schreibt Overbeck im April 1813 an Vogel. „Und wir können nichts thun als wünschen und beten — und im Stillen d. h. in uns selbst den jungen aber mächtigen Keim der sich wiedergebärenden Zeit hegen und pflegen, daß er unter Gottes Schutz

auch in uns aufgehe." Besorgnißerregend wurde ihre Lage zumal, als die Kunde von den Leipziger Siegestagen nach Rom drang; der Argwohn der Franzosen nahm um so bedenklichere Form an, je weniger die Maler ihre Begeisterung zurückhielten. Sie fühlten sich „wie eine Heerde Schafe, in die der Wolf gefallen ist", als am Freitag den 12. November 1813 fünf Deutsche, nämlich Rauch [1], die beiden Riepenhausen, Ruschewеyh und der Bronzegießer Hopfgarten, vom Polizeidirector die Anzeige erhielten, sich bereit zu halten innerhalb drei Tagen nach Frankreich transportirt zu werden. Ihr Vergehen bestand in einigen unvorsichtigen politischen Aeußerungen; Chalons-sur-Saône war ihnen bereits als vorläufiger Aufenthaltsort genannt. „Denke Dir, welche Sensation das auf uns alle gemacht hat!" berichtet Overbeck dem Schweizer Freunde. Zum Glück gelang es der vereinten Vermittlung des Bildhauers Canova, des Directors und der Pensionäre der französischen Akademie, am Abend des folgenden Tages den bedrohten Künstlern die Freiheit auszuwirken. „Wir sind deshalb ebenso froh, als wir gestern niedergeschlagen waren", bemerkt Overbeck am Sonntag Morgen, den 14. November.

Nach dem ersten Sturze Napoleons kam Rom aus den Händen der Franzosen in die der Neapolitaner. Overbeck und seine Landsleute lebten auch unter ihrer Herrschaft „in banger Ungewißheit", bis endlich die alliirten Mächte sich zur Wiederherstellung des heiligen Stuhles entschlossen. Am 24. Mai

---

[1] Der berühmte Bildhauer Christian Daniel Rauch (1777—1857) hielt sich damals, mit der Ausführung seines Denkmals der Königin Luise beschäftigt, in Rom und Carrara auf. Er bewies sich sehr edelmüthig gegen Colombo, als er, auf der Reise nach Carrara begriffen, diesen ohne Freunde und Bekannte mittel- und hülflos zu Florenz fand; er entriß den Halbverhungerten der Noth und bot ihm die Mittel, daß derselbe die Reise zu seiner Familie nach Brescia fortsetzen konnte. (Nach einem Briefe Overbecks an Vogel, vom 26. Mai 1814.)

1814 hielt der vielgeprüfte verbannte Papst Pius VII., von österreichischen und englischen Truppen geleitet, seinen feierlichen Einzug in Rom. Die Genossenschaft der Lukasbrüder empfand tiefinnigste Freude, als sie Zeuge war des unermeßlichen Jubels und der Ovationen, womit der edle erhabene Greis in der ewigen Stadt empfangen und bewillkommt wurde. Wenige Wochen zuvor schon, am 21. April, hatten die Künstler und Kunstfreunde der alliirten Nationen zu Rom in der Villa Borghese ein Siegesfest veranstaltet, zur Feier des Einzuges der Alliirten in Paris, an dem Overbeck und Cornelius auch künstlerisch sich betheiligten. Noch ganz erfüllt von dem Eindruck der festlichen Erlebnisse sandte Overbeck folgenden Herzenserguß an Vogel:

„26. Mai 1814.

„Es ist eine große Periode, in der wir leben — der große Acker der Welt, nachdem er lange Zeit brach gelegen, ist endlich wieder von Grund aus umgepflügt worden und ist nun bereit jedes Samenkorn in seinen fruchtbaren Schooß aufzunehmen. Die ewige Weisheit, die sich Hände zum Pflügen zu ersehen wußte, wird auch Hände zum Aussäen zu finden wissen, wird Regen und milden Frühling zu seiner Zeit senden, daß der Same nicht unfruchtbar bleibe. Mir däucht, auch wir sind hingestellt an unserm Platze Samen auszustreuen! Laß uns das folgsam thun, ein jeder nach dem Maße seiner Kräfte, aber um das Gedeihen unbekümmert sein, und die Sorge dafür dem überlassen, ohne dessen Willen weder jene hätten pflügen können noch wir Samen ausstreuen könnten. Wer hat nicht mit stiller Bewunderung dem wunderbaren Gange der großen Ereignisse unserer Tage zugesehn und in ihrer Lenkung die Hand des Allmächtigen angebetet? Und Gottes Hand zerstört nicht, sie reutet nur das Unkraut aus, um Besseres zu bauen.

„Wie herzlich wir hiesigen Ortes Theil genommen haben an dem allgemeinen Jubel über den glücklichen und glänzenden Erfolg der Waffen unsrer Landsleute und ihrer Alliirten, davon

wird Dir das glanzvolle Fest ein Beweis gewesen sein, das die sämmtlichen hier anwesenden, den alliirten Nationen angehörigen Künstler und sonstigen Fremden, in der Villa Borghese zur Feier der Einnahme von Paris gegeben haben, und davon Du ohne Zweifel schon wirst vernommen haben. Gerne würde ich Dir eine ausführliche Beschreibung davon machen, denn es gehört dieser Tag zu den herrlichsten meines Lebens, und ich weiß gewiß, Du würdest mit dem größesten Interesse meine auch noch so trockene Erzählung lesen, allein aus Mangel an Zeit muß ich mich auf wenige Nachrichten beschränken [1].

„Für Cornelius und mich fieng dieses Fest, das am 21. April (dem Tage der Erbauung Rom's) stattgehabt hat, eigentlich schon am 19. an; indem wir in den zwei vorhergehenden Tagen, in aller Eile, noch ein transparentes Gemälde in colossaler Größe, nach seiner Angabe, malten, das die Stärke und Gerechtigkeit vorstellte, welche sich einander die Hände reichen und von einem Genius des Sieges bekränzt werden. Jeder von uns malte eine Figur, er die Stärke, eine herrliche, großartige, Raphaels würdige Gestalt, und ich die Gerechtigkeit. Mit welcher Freude wir an dieser Arbeit waren und welchen Reiz die colossalische Größe und die Schnelligkeit in der es entstehen mußte, für uns hatte, kann ich Dir nicht sagen; wir empfanden recht, wie es den Alten mag zu Muthe gewesen sein bei ihren großen Arbeiten, und daß diese Schnelligkeit im Grunde das Wahre ist; den Genius mußten wir noch am Morgen des nemlichen Tages in Gemeinschaft malen und kaum wurden wir fertig.

„Am Mittag strömte denn alles zur Villa, wo eine Tafel für 140 Personen aufs prachtvollste in einem großen Saale gedeckt war. Ein freudiger, aufforderner Marsch vom reichbesetzten Orchester gab das Signal, und bald war Alles in

---

[1] Vgl. auch die Beschreibung von Joh. Veit in: Raich, Dorothea v. Schlegel 2c. II. 255 ff.

Ordnung, die 9 verschiedenen Nationen, ohne eine strenge Sonderung, waren meistens nach ihren Landsmannschaften beisammen, und wiewohl auch Gesandte und sonstige Ordensträger zugegen waren, so überließ sich doch jeder der ungezwungensten Aeußerung der Freude, als plötzlich das bekannte englische Volkslied angestimmt wurde: God save the King, aus Artigkeit gegen mehrere anwesende vornehme Engländer, denen man die Ehrenplätze oben an der Tafel eingeräumt hatte; es zuckte mir fieberhaft durch alle Adern und mit Mühe hielt ich mich in den Schranken des conventionellen Anstandes. Mit dem Essen war man bald fertig; da stand ein Engländer auf, erhub das Glas und rief laut: Signori miei! alla salute del sommo Pontefice! und ein unaussprechlicher Jubel, ein unaufhörliches: evviva il Papa! evviva Pio settimo aus allen Kehlen beantwortete es, begleitet von Trompeten und Pauken; und im Garten hallte ein langer Donner von mortaletti, die Reinhardt besorgt hatte, nach, und forderte die Stadt Rom, wo man bereits überall von diesem Feste wußte, auf, an unserm Jubel Theil zu nehmen. Dann ward die Gesundheit der sämmtlichen alliirten Mächte ausgebracht; und Du kannst denken mit welcher Begeisterung. Darauf trank man die Gesundheiten der einzelnen alliirten Fürsten, in Beobachtung der chronologischen Ordnung, in welcher sie dem Bunde beigetreten waren, und ein italienischer Dichter begleitete eine jede mit der Vorlesung eines Sonnetts. Da diese beendigt waren, trat am andern Ende der Tafel ein junger Improvisatore auf, der die großen Ereignisse der letzten Tage, den Heldenmuth der Streiter für die Sache Gottes und des Vaterlandes, und die Großmuth der Sieger besang; sein Gesang war wirklich oft hinreißend und traf das Herz. Ein jeder war so ganz gegenwärtig und theilnehmend, als hätte der Eine im Namen Aller gesungen, die allgemeine Rührung war unbeschreiblich, Bekannte und Unbekannte umarmten einander, eine Nation wünschte der andern Glück, jeder hatte nur das allgemeine Wohl, die wiedererrungene Freiheit im Auge.

„Die Deutschen konnten die Gesundheiten nicht satt bekommen; bald trat dieser auf, bald jener, eine auszubringen, aber der Lärm und Jubel war so groß, daß man die Stimmen nicht mehr unterscheiden konnte; da sprang Reinhardt auf die Tafel und leerte auf das Andenken des unglücklichen aber unsterblichen Hofer's ein Glas, drauf auf das Andenken des heldenmüthigen Schill und seiner braven Gefährten, die als Opfer fallen mußten, und so manches andern noch, immer unter Begleitung der Bande und des Donners der mortaletti.

„Indessen war es Abend geworden. Da verlor man sich nach und nach in den Garten, wo das transparente Gemälde aufgestellt war unter hohen Eichbäumen. Dies ward bald ein neuer Mittelpunkt der allgemeinen Freude; man rief die Musik und so ward nach Herzenslust getanzt. Die Ausgelassenheit läßt sich kaum größer denken als sie dort statt hatte, und dennoch behielt alles den würdigsten Charakter, so daß auch nichts ungeziemendes vorfiel. Später Abends fand man sich wieder im Saale ein; auch dort ward noch getanzt und manches deutsche Volkslied gesungen; man jubelte bis spät in die Nacht und kehrte endlich bei sternheller Nacht zurück. Die Porta del Popolo war schon längst geschlossen, sie mußte geöffnet werden und so zogen wir mit Gesang und Klang, mit Trompeten und Pauken und Beckenschlag zum Thore ein, und den Corso hinauf. Die halbe Stadt ward aus dem Schlafe aufgestört durch den Jubel, und in wenigen Sekunden sah man den schon erstorbnen Corso von unzähligen Lichtern erleuchtet. Der Zulauf von Gesindel ward so groß, daß wir schlimme Folgen fürchteten und deshalb einhielten, und am andern Morgen waren wir froh, daß weiter kein Unglück geschehen war, als daß der Pöbel einem berüchtigten Jacobiner im Corso die Fenster eingeworfen hatte. So endigte das schönste Fest, das ich je getheilt habe, und wie ich es schwerlich wieder erleben werde. Wie denn aber keine irdische Freude vollkommen sein kann, so fehlte mir auch da, daß ich es nicht mit Euch, meine entfernten Freunde, theilen konnte."

Etliche Monate später schreibt

Overbeck an Sutter.

„Rom, 1. September 1814.

„Möge es mir gelingen, durch eine wahrhafte Schilderung der großen Fortschritte, die die gute Sache hiesigen Ortes macht, Dich von Neuem aufzurichten und zu beleben. Ja wahrlich man kann ohne alle Uebertreibung und Selbsttäuschung mit der vollsten Zuversicht sagen, es ist bereits eine bessre Zeit im Werden und die wirklich gute Zeit gewiß nicht mehr so ferne. Da ich vor etwas mehr als 4 Jahren nach Rom kam, pflegten die deutschen Künstler sich fast alle Abende zu versammeln, um in corpore in irgend ein Weinhaus zu ziehen; nicht zu gedenken, daß es dabei meistens nicht am würdigsten zuging, war es noch gleichsam eine ausgemachte Sache, daß dabei von Kunst nicht die Rede sein dürfe, theils um keine Zwistigkeiten zu veranlassen, theils weil man meinte, daß wenn man sich den ganzen Tag damit geplagt habe, man am Abend mit gutem Gewissen sich einer so lästigen Sache wie die Kunst sei, wohl ein wenig entladen dürfe. Wie ganz anders sieht es, Gottlob! jetzt aus! — Damals nahm man es uns allgemein sehr übel, daß wir an solchen Gelagen kein Theil nahmen, sondern uns ruhig in unsern Klosterzellen hielten, um in süßer Einsamkeit mit der geliebten Braut, der Kunst, zu buhlen; wir ertrugen das und mußten es ertragen. Aber siehe, schon sehen wir die Früchte des besten Samens, den wir im Stillen ausstreuten, reifen; an die Stelle jener Saufgelage sind allgemeine deutsche Künstlerversammlungen getreten, in denen auf die würdigste und erbaulichste Weise mit ebenso lebendigem und allgemeinem Eifer, als vollkommener Eintracht und Einigkeit über das was sich zum Besten der Kunst thun ließe, verhandelt wird. O daß Du, mein theurer Bruder! einer solchen Versammlung beiwohnen könntest, wie wir sie noch gestern Abends hielten!

„Der Zweck derselben war, einen Aufsatz, den Platner

im Namen der gesammten deutschen Künstler geschrieben, zu unterzeichnen. Es soll nemlich dieser Aufsatz, in welchem dargethan wird, daß die Akademien zur Beförderung der Kunst nicht nur nicht vortheilhaft, sondern sogar nachtheilig wirkten, und in welchem wir anhalten, daß die deutschen Fürsten doch statt des vielen Geldes, das auf so unnütze Weise an dieselben verschwendet wird, solches lieber auf die Verfertigung von Kunstwerken verwenden möchten, an den Fürsten Metternich nach Wien gesandt werden, auf den bevorstehenden Congreß, welche Uebersendung der hiesige österreichische Minister von Lebzeltern übernehmen will. Zu gleicher Zeit werden zwei andere Exemplare davon an den Kronprinzen von Bayern und den preußischen Minister Fürst von Hardenberg abgesandt, damit die Sache womöglich als eine allgemeine deutsche Sache angesehen werde[1]. Dies allein reicht hin Dir einen Beweis zu geben, daß wir hier nicht müssig sind, und was für ein Geist überhaupt unter den Deutschen rege geworden ist.

„Dies führt mich aber nun auf unsern engern Kunstverein, und es ist nöthig, daß ich Dir darüber recht offenherzig mittheile. Schon seit geraumer Zeit nehmen an unsern wöchentlichen Versammlungen, die jetzt wieder mit rechtem Eifer fortgesetzt werden, mehrere neue Freunde und eifrige Vertheidiger der guten Sache Theil. Ich nenne Dir zuerst Platner, weil von ihm schon oben die Rede war, ein Mann der nach seinem eigenen offenherzigen Geständniß aus Mangel an Talent durch seine Gemälde wohl nie Großes bewirken wird, wiewohl auch darin ein gutes Streben unverkennbar ist, der uns aber um eines andern Talentes willen sehr wichtig sein muß, das der schriftlichen Darstellung, wovon er schon in mehreren vortrefflichen Aufsätzen, in denen der reinste Sinn herrscht und welche die wahrste Kunstansicht zu erkennen gaben, Beweise gegeben hat. Wer ein Gebäude aufführen will, der braucht nicht nur Leute

[1] Die Vorstellung blieb von Seite der Mächte unberücksichtigt.

Eines Handwerks, sondern er braucht allerlei Werkleute, Maurer und Zimmermann, Steinmetz und Schlosser rc., jeden braucht er nach seiner Fähigkeit zu seinem Einen Zwecke. So auch wir, müssen nicht glauben, daß uns tüchtige Männer, wenn auch mit ganz anderem Talent ausgestattet, als das unsrige ist, entbehrlich sind, sondern alles zu unserm großen Zweck vereinigen. Uebrigens ist Platner ein höchst schätzbarer Mensch von den edelsten Grundsätzen, tüchtig in all seinem Thun, ein Mann nach dem alten ehrenhaften Schlag von außerordentlichem Eifer für das Gute.

„Ferner nenne ich Dir Schadow's ältern Bruder, ein Bildhauer [1], der auch nach und nach mit unsern Grundsätzen vertraut und jetzt ein Anhänger derselben geworden ist; er hat vor Kurzem bereits eine Statue in Marmor vollendet, die uns Allen so außerordentliche Freude gemacht hat, daß wir darin übereinstimmen, vielleicht von neuerer Arbeit in dieser Kunst nichts so Treffliches und Aechtes gesehen zu haben [2]. Auch er ist ohne Zweifel ein würdiges Mitglied unserer Versammlungen. — Außer ihm nehmen noch zwei Bildhauer daran Theil. Einer derselben ist Dein Dir bekannter braver Landsmann Schaller [3], ein Mann, der uns allen wegen seines ernsten würdigen Sinnes sehr lieb geworden ist; der vielleicht in der Kunst noch nicht ganz geleistet hat, was sich fordern läßt, wiewohl seine hier verfertigten Arbeiten voll Verdienst sind, der aber in seinem Streben sich immer mehr läutert, das Gute entschieden anerkennt und will, und uns deßwillen willkommen sein muß. — Zuletzt von allen nenne ich Dir den Bildhauer Eberhard,

---

[1] Rudolf Schadow, geboren 1786 zu Rom, wo sein Vater damals lebte. Er starb zu Rom am 31. Januar 1822.

[2] Wahrscheinlich die Sandalenbinderin, welche dem Künstler seinen Ruf als Bildhauer begründete.

[3] Joh. Nep. Schaller, geboren 1777 als Sohn eines Porzellanarbeiters zu Wien, kam 1812 als österreichischer Pensionär nach Rom, wo er bis 1822 blieb. Er starb 1842 in Wien.

wiewohl ich gerade über ihn am meisten sagen möchte. Ich nenne ihn Bildhauer, weil diese Kunst allerdings diejenige ist, in der er sich ausgebildet, wiewohl ich ihn in seinen Bildhauerarbeiten wenig schätzen würde in Vergleich gegen das was er bereits seit Kurzem in der Malerei gethan hat. Seit einem Jahre nämlich ungefähr hat sich in diesem bereits mehr als vierzigjährigen Manne ein Talent geoffenbart von so ausgezeichneter Art, daß es uns gelernte Maler allesammt erstaunt und beschämt hat[1] . . .

„Diese würdigen Künstler nun nehmen seit geraumer Zeit Theil an unsern wöchentlichen Versammlungen und sind als unsere Brüder anzusehen, wiewohl sie noch nicht jenen Kundschaftsbrief erhalten haben; denn jenes, nemlich die Grundsätze und der wahre Eifer für das Gute, ist das Wesentliche, was sie zu unsern Brüdern und Genossen macht; dieses aber, nemlich das Aeußerliche, was wir hinzugethan, ist bloße Form und außerwesentlich. In Rücksicht auf dies Letzte hat uns übrigens die Erfahrung gelehrt, daß manche unserer ursprünglichen Einrichtungen nicht für die Dauer anwendbar sind. Liegt es uns einzig daran, das Gute durchzusetzen und das Wahre zu fördern, so müssen wir unsererseits keineswegs hartnäckig auf Dinge bestehen, die von gar keinem Belang sind. So fanden wir z. B. schon im Anfang unseres Aufenthaltes in Rom, daß es große Schwierigkeiten haben dürfte, unsere Bilder nach der verabredeten Weise mit dem Stempel des hl. Lucas zu versehen, und unterließen es bald. — Ein ganz Anderes ist es mit dem Ordensbriefe; dieser als ein schönes Band zwischen den entfernten sowohl bekannten als unbekannten Bundesbrüdern, muß, glaube

[1] Aehnlich heißt es in dem Briefe vom 10. November 1813 an Vogel: „Viele Freude habe ich kürzlich an mehreren Compositionen von Eberhard gehabt, der nach und nach der Bildhauerei ganz ungetreu wird und wie Fra Bartolommeo lauter heilige Familien componirt, die er aber auch mit außerordentlich viel Empfindung macht, sehr einfach und grandios."

ich, beständig beibehalten werden[1]; und ich wünschte Deine Zustimmung zur vollkommenen Aufnahme der neuen Bundesgenossen . . . . .

„Was mich anbelangt, so ist meine Lage immer noch die nemliche, d. h. ich habe viel zu arbeiten, aber spärlich zu leben; und das Letzte ist die Schuld der Königin, die unbekannt mit der Lage eines armen Malers, der von seiner Hände Arbeit lebt, mich noch immer auf meinen Lohn warten läßt. Meine gegenwärtigen Arbeiten sind: das Bild für Vogels Vater, welches Christus bei Martha und Maria vorstellt; eine heilige Jungfrau für einen Herrn Dall' Armi in München, und eine Anbetung der Hirten für den Herrn Honegger in der Schweiz. Das erste ist bereits untermalt, das zweite habe ich jetzt unter den Händen, und sobald ich dieses untermalt habe, gedenke ich das erste zu übermalen, und wenn ich mit dem ersten werde fertig sein, das dritte zu untermalen, welches bis jetzt nur erst componirt ist. Ein viertes Bild, eine kleine heilige Familie, ist mir kürzlich von München aufgetragen worden durch den Herrn Professor Langer; allein ich weiß nicht, ob meine gemachten Bedingungen werden anständig erfunden werden. Meine zuletzt vollendete Arbeit ist eine Zeichnung, die ich für unsern Bruder Schadow angefertigt habe und die dieser nach Berlin an seinen Vater schicken will. Sie stellt eine Grablegung Christi dar und ist, wie ich glaube und diejenigen bestätigen, die sie gesehen haben, eine meiner gelungensten Arbeiten . . . Um Dir aber auf jeden Fall etwas von meiner Arbeit vorzulegen, sende ich Dir hier folgend einen Abdruck eines kleinen Kupferstiches, des ersten Versuches, den ich in der Kunst gemacht habe, in welcher Rücksicht Du es mit besonderer Nachsicht ansehen wollest. Ich machte diesen Versuch, weil ich aufgefordert wurde, ein von mir beabsichtigtes und

---

[1] Nach einigen Jahren erschien auch dieses Bundeszeichen überflüssig und kam in Wegfall.

vorgeschlagenes Werk in Zeichnungen selber zu stechen, und da ich an diesem Versuch gefunden, daß die Sache so schwer doch wohl nicht sein mag, wie man sie gewöhnlich hält, habe ich im Sinn mit der Zeit dieser Anforderung zu folgen. So weit von mir und meinem Thun ....

„Bald wirst Du hoffentlich weitläufiger erfahren, was die Deutschen in Rom leisten, weil wir im Sinne haben, sobald als möglich eine große Ausstellung hier zu veranstalten für alle Deutschen ... Alsdann wirst Du zu Deiner größten Beruhigung sehen, daß sich hier ein Kreis von Männern ausbildet, die einst ihrem Vaterlande noch viel Schönes liefern werden und zerstreut in alle Länder an allen Orten die frohe Botschaft einer neuen verjüngten ächten Kunst verkünden ..... Mit stolzer Freude darf es Dich vielmehr erfüllen, zu denken, daß auch Du den ersten Grund mit legen halfest zu einem herrlichen Gebäude, an dem gebe es Gott! sich noch die späte Nachwelt Herz und Sinn weiden wird. Denk, mein Theurer! was Du uns Allen warst, und was Dein Beispiel, Deine Festigkeit, Dein Eifer, Dein reines edles Streben uns beständig sein wird! Beruhige Dich damit, wie es Dich wirklich beruhigen darf, und hoffe getrost, daß der Herr auch Dir noch einen frohen Tag wird aufgehen lassen. Sieh', wir alle und ich insbesonders leben kümmerlich und fühlen uns gar oft von drückender Armuth die Flügel gebunden, allein was hebt uns mächtig über allen Druck und sprengt alle Fesseln und Bande? Die Hoffnung, das Vertrauen auf den stillen aber sichern Gang der Wahrheit und gegenseitige Aneiferung ..... Auf Koch's Rückkehr nach Rom freue ich mich recht mit vielen andern, die ihm wohlwollen und sein Talent ehren; ich hoffe, Du wirst ihn nicht ohne einige Zeilen an mich reisen lassen; wie viel soll er mir von Dir erzählen und Deinen Arbeiten. Ach! daß Du selber mit ihm kommen könntest! Nun, auch die Stunde wird noch kommen, wir wollen diese schöne Hoffnung nicht fahren lassen. Bis dahin seien Dir diese todten Zeilen Kuß und Händedruck

und Umarmung, die Dir im Geiste sendet Dein treuer Bruder Overbeck."

Die Zeichnung einer Grablegung, welche Overbeck erwähnt, kam nicht in Schadows Besitz, sondern wurde Eigenthum der Familie Schlosser. Dagegen erhielt er im folgenden Jahr eine „Kreuztragung". Diese im Juli 1815 vollendete Zeichnung ist in der Ausführung bewundernswerth. Man hat mit Grund die Kraft und Strenge betont, womit der gewöhnlich so sanfte Künstler die rohen Verfolger unseres Herrn darstellt, aber auch die ergreifende Wahrheit des Ausdrucks in der Gestalt des Heilandes.

Sein Vater antwortet ihm am 13. Januar 1815, wie es scheint, auf eine ähnliche Mittheilung: „Ich schrieb an Schadow[1], mit der Bitte, er möchte mir Deine Zeichnung, nach vollendeter Ausstellung, doch zum Ansehen schicken. Er antwortet: es sei überall k. [keine] Zeichnung von Dir gekommen, aber ein im Besitz des Herrn Banquier Veit befindliches Gemälde vorigen Sommer auf der Gubitzischen Ausstellung zum Besten verwundeter Krieger gewesen. Schadow äußert dabei: wenn man Deine Sachen sähe, so kämen sie einem vor, wie die Arbeiten der berühmten Meister des fünfzehnten Jahrhunderts. Mich wandelte nun das Gelüste an, womöglich das Veit'sche Gemälde herüber zu bekommen (denn unaussprechlich verlangt mich, etwas von Dir aus Rom zu sehen). Es ist mir gelungen: Herr Veit offerirt es auf die freundschaftlichste Weise; auch, wenn ich will, auf 6 Monate; und ich erwarte den Schatz in diesen Tagen. Stelle Dir meine Freude vor! Und, was meinst Du? es zeigt sich, daß es dieselbe Madonna ist, die mir schon im Frühling 1813 in Böhmen auf der Landstraße begegnete; nur leider emballirt, und die ich damals auch in Berlin nicht zu sehen bekommen konnte. Nun fällt mir das Glück vom Himmel,

---

[1] Gottfried Schadow (1764—1850), der berühmte Bildhauer in Berlin, Vater der beiden mit Maler Overbeck befreundeten Künstlerbrüder.

und ich sehe sie doch noch. Der gute Herr Veit spricht in seinem Briefe viel von der Freundschaft seines Sohnes gegen Dich."

Johannes Veit, der Overbeck als sein Vorbild betrachtete, war auch der eifrigste Verkünder seines Lobes in den Briefen nach der Heimath; die eigene „rauhe und kalte Natur" zu der des Freundes zu erheben, war sein aufrichtiges Bestreben; aber auch diesem herrlichen Talente thatwillige Mäcene in Deutschland zu werben, ihm eine wahre Angelegenheit. Durch seine Vermittlung gelangte Overbeck's Bild, die Madonna mit dem Kind, nach Wien und Berlin. Seine Mutter Dorothea und deren Gatte Fr. Schlegel, sowie sein eigener wackerer und gutherziger Vater Simon Veit würdigten alle gleichmäßig diese Gesinnung und freuten sich, daß ihr Sohn an dem feingebildeten, hochsinnigen und fleißigen jungen Maler aus Lübeck einen Freund gewonnen. Zunächst waren es die Schlegel in Wien, welche dem Bilde einen Käufer zu gewinnen suchten; und als weder Leopold Herz, ein in Wien lebender Bankier, noch der Fürstbischof Salm in Klagenfurt, dem es zugeschickt wurde, zu dem Ankauf sich bereit finden ließen, so sandten sie dasselbe an Simon Veit nach Berlin, der dem Bilde „eine gute Aufnahme" bereitete und es — als Eigenthum seines Sohnes — behielt. Die Ueberbringung des kleinen Schatzes war, wie es scheint, dem jungen Baron Eckstein anvertraut worden.

Ferdinand Baron von Eckstein, der nachmals berühmte Publicist, geboren 1790 zu Kopenhagen, war in Rom, noch vor Overbecks Ankunft, durch Professor Ostini in die katholische Kirche aufgenommen worden. Nach Deutschland zurückgekehrt, schloß er sich im Jahre 1813 als Freiwilliger dem Lützow'schen Corps an, um den Befreiungskrieg mitzumachen, und damals, im Beginn dieses Krieges, fügte es ein günstiger Zufall, daß Senator Overbeck, auf einer Mission zum russischen Czaren begriffen, auf der Landstraße in Böhmen dem jungen Manne begegnete, wie er mit dem Bilde seines Sohnes nach der preußischen Hauptstadt reiste. Eckstein konnte dem Senator

das Gemälde nicht zeigen, wohl aber rühmte er ausnehmend, was er von den Schöpfungen des Künstlers noch in Rom gesehen. — Jetzt aber gelangte es in seine Hände.

Der Vater konnte sich an dem Bilde seines Sohnes — dem ersten aus Rom — kaum satt sehen.

In einem Brief aus Lübeck vom 4. Februar 1815 schreibt der nunmehrige Bürgermeister Overbeck: „Endlich noch Einiges über Deine Madonna, in deren Anschaun wir jetzt täglich der süßesten Freuden genießen und sie mit vielen Andern theilen. Das ist ein köstliches Bild, durch und durch! das ist ein Seelenhauch meines Fritz,

> Der so aus der Seele malet! —
> Heil Dir! Engel Raphael
> Hat Dein Leben sonder Fehl
> Hell mit seiner Glut bestralet!

(Du kennst die Zeilen Deines Freundes Th. Hell in dem Gedichtchen: Rom's stille Nacht, welches ich in einem Almanach abgedruckt finde). — Inniger, wärmer, zarter kann uns kein Bild ansprechen. Wie unendlich freue ich mich, daß ich dies süße Bild kenne, daß ich doch nun etwas von Dir kenne aus Rom! Es ist von 1811, aber man erkennt schon darin den Einfluß der italienischen Studien. Was mußt Du nicht gegenwärtig leisten! Kein Wunder, daß Deines Ruhmes die Lande schon voll werden, und daß man Deine Sachen sucht, und daß Du alleine dem Dinge nicht mehr vorkommen kannst! Macte! liebster Fritz! Möchtest Du nur Gelegenheit finden, recht viel große Sachen zu machen!"

Am 12. Mai 1815: „Der alte Tischbein, der neulich Deine Madonna sah, sagte in seiner possierlichen Art: ‚Ei! das ist ein kurioser Mensch! Ei! Wie der zeichnet! Wo hat er das Zeichnen gelernt? Ein kurioser Mensch! und ein gefühlvoller Mensch! So einen haben wir lange nicht gehabt!‘ Er meinte jedoch: noch fehle Dir ein Etwas, bis zum eigentlichen Durchbruch; wie einst dem Rafael, ehe er den Heliodor malte. ‚Da‘,

sagte er, ‚ward's auf einmal in ihm klar, und da malt er den Heliodor.‘ — Ich freue mich im Voraus schon auf den künftigen Heliodor.“

Am 26. Juni 1815: „Eben verläßt mich Herr Hummel, der Maler aus Cassel, den Du 1806 gesehen hast, und mit dem ich in Paris nachher gelebt habe. Eine gar liebe Seele! Er hat aus Deinen Bildern Augen- und Seelenweide getrunken, und wir haben Mancherlei über Dich gewortwechselt. Auch Er will nicht, daß Du aus Deinem Heiligthum gehest[1]; Arme hätten wir ja, meint er, in Deutschland genug.“

12. September 1815: „Diese süße Madonna ist noch immer meine Hausgenossin, und der freundliche Herr Veit will sie nicht eher wieder haben, als bis er sie selber fordert, welches (wie er versichert) nicht eben sehr bald geschehen soll.“

26. August 1816: „Herr Dr. Meyer hat in Veranlassung der bei mir gesehenen Madonna Deiner in einer herausgegebenen Reise durch Norddeutschland mit allem Pathos eines bewundernden Freundes erwähnt; Du machst einen eigenen Artikel in diesem Buche aus, und heißest der junge deutsche Rafael in Rom. Adsit omen! Und möge insonderheit Frau Fama Dir recht viele — und gewichtige — Kunden zutrompeten! Genannt wirst Du häufig in deutschen Blättern: aber die deutschen Blätter sind leider! — Blätter ohne Frucht.“

Dr. Meyer, der alte Hamburger Gönner, hatte von seinem „edlen Freunde, dem Bürgermeister Overbeck“, die Erlaubniß erwirkt, in dem letzten „Lübeck“ überschriebenen Kapitel seines Buches ein paar Briefe von Friedrich Overbeck mit abzudrucken, darunter einen vom 15. September 1811, worin dieser dem Vater die Composition des erwähnten Bildes beschreibt:

„Ich vollende“, heißt es darin, „in diesen Tagen mein kleines Bildchen, eine Madonna mit dem Jesuskinde, das ich mit der innigsten Liebe gemalt habe und Ihnen zeigen zu können

[1] Fritz wollte damals mit ausmarschiren.

wünschte. Es sitzt die Maria auf einem kleinen Hofe hinter ihrem Hause auf einer Bank; das schlafende Kind liegt in der harmlosesten Ruhe in ihrem Schooß. Maria hat auf dem grünen Rasen Blümchen gepflückt für das Kind; es hat eins ausgewählt, eine Passionsblume, und ist mit derselben im Händchen entschlafen. Die übrigen liegen zur Seite auf der weißen Marmorbank. Mit mütterlicher Seligkeit und inniger Anbetung betrachtet die heilige Jungfrau das göttliche Kind. Hinten sieht man, unter einem Mauerbogen hindurch, neben dem Hause hinab auf eine kleine mit Gebüsch eingefangene Wiese, durch die ein Bächlein fließt; und einen grünen sanften Hügel. — O könnt' ich doch, statt der täglichen Besuche von wildfremden Leuten, die meistens aus bloßer Neugier daher gelaufen kommen, Euch Geliebteste! einmal in mein Arbeitszimmer führen, und Euch meine Bilder zeigen! Eine Thräne der Rührung in Eurem Auge wäre mir mehr als das Lob von Hunderten." — —

Hieran fügt Dr. Meyer, in seiner freundschaftlichen Bewunderung, noch folgende anschaulich ergänzende eigene Beschreibung: „Die heilige Jungfrau hat goldgelbes Haar, das, durch die Wendung des sich nach der rechten Seite neigenden Kopfs, stärker über die Schulter herabwallt und quer über der Stirn mit einer schmalen Schnur umfaßt ist. Kornblau ist die Farbe des niederblickenden Auges. Anbetend erhebt sie die schönen Hände über das Kind. Ihr sittsam geschloßnes Kleid ist roth; blau der Mantel. Von der linken Schulter hängt er hinterwärts nieder und ist, unter dem rechten Arm durchgezogen, in weiten Falten über den Schooß ausgebreitet. Darin liegt der schlummernde Jesus. — Diese Lage, diese Zeichnung, dieser Ausdruck — dieser Schlummer! Das Händchen mit der Passionsblume ruht an seinem Herzen. Es ist so still umher! Da stört nichts den heiligen Schlummer. Kein Nebenwerk zieht das Auge ab. Aeußerst einfach ist die Architektur; die breite Marmorbank an dem kleinen Hause; der hochgewölbte

Bogen des Thorweges. Ein einsames, blutrothes Blümchen wächst über dem Bogen aus den Fugen und winkt mit dem hängenden Köpfchen herab. Es ist die Fritillaria aus dem Liliengeschlecht, erste Frühlingsblume des italienischen Feldes. — Diese Einfalt, diese Zartheit, Verschmelzung und Harmonie der Farben! Dieses Ganze mit heiligem Sinn aufgefaßt und dargestellt! — Es ist Rafaels Geist, der darauf ruhet. — —

„Daß in dem Kreislauf der Wiedergeburt so manches Großen, Edlen und Schönen im deutschen Vaterlande, aus seinem Schooße dieser Geist wieder hervorging — auch das gehört zu den Herrliches verkündenden Vorzeichen unserer Zeit. Und daß dieser Geist hervorging aus einer Schwesterstadt der alten Hansa, auch dieß wird einst ihr Stolz sein und ihr Ruhm.“ [1]

Overbecks wachsende Popularität hatte für ihn, bei seiner grenzenlosen Gewissenhaftigkeit, zunächst vermehrte Arbeit, aber auch vermehrte Bedrängniß im Gefolge. Darauf spielt er in einem Brief an Vogel, batirt Rom 15. November 1815, an:

„Ohne dieses Blatt wiederum mit unnöthigen Rechtfertigungen [des Stillschweigens] anzufüllen, sage ich Dir vielmehr nur, was Dir selbst theilnehmende Freude gewähren wird, daß ich durch überhäufte Arbeiten kaum an meinen eignen zwei Händen mehr genug habe, allem nachzukommen, und beinahe darauf denken muß mir Hülfe zu suchen. Gemälde und Zeichnungen, alles was man nur begehren kann, kommt vor, und es geht in meiner Werkstatt recht lustig zu. Freilich, wer in solcher Lage sich recht Meister fühlte, wie herrlich wäre das; denn nicht wenig wird die Freude verbittert durch das Gefühl des eignen Unvermögens; allein, mein Lieber! ich denke, man muß auch nicht allzuviel auf einmal von sich begehren. Wenn man nur sucht von einem Bilde zum andern und von einer Zeichnung zur andern es immer besser zu machen, so kommt

---

[1] Darstellungen aus Norddeutschland. Hamburg 1816. S. 392 bis 394.

man doch am Ende, und ehe man sich's versieht, zur Meisterschaft, und ich bleibe dabei, Uebung macht den Meister."

In diese regsame kunstbeflissene Geschäftigkeit fuhr plötzlich die Kunde von der Rückkehr Napoleons und dem Wiederausbruche des Krieges. Die Nachrichten von den großen Kämpfen, welche der Schlacht von Leipzig folgten und mit dem Einzug der Alliirten in Paris endigten, hatten auch unter den jungen Künstlern in Rom „die Flammen der heiligen Begeisterung angefacht", die alle Schichten und Altersklassen im Vaterlande durchdrang. Einige der Genossen waren mit den Mitteln, welche die Anderen zusammenschossen, damals nach Deutschland zurückgeschickt worden, um mit in's Feld zu ziehen. Jetzt ging auch Friedrich Overbeck in seiner patriotischen Erregung ganz ernstlich mit dem Gedanken um, heimzukehren und sich dem Lübecker Contingent im Kampfe gegen den neuerdings drohenden Despotismus Napoleons anzuschließen. Das bessere Urtheil seines Vaters, die Stimme Dr. Schlossers in Frankfurt und eines besonnenen Freundes in Rom selbst bestimmten ihn jedoch, von diesem Vorhaben abzustehen. Wir finden ihn aber während dieser wichtigen Epoche in demselben wechselreichen Zustande geistiger Erregung wie seine Landsleute, hin und her geworfen von den Gefühlen der Furcht, der Hoffnung und allen Qualen der Spannung und Ungeduld, welche die vaterlandliebenden Herzen durchzitterten.

Wenige Wochen vor der Schlacht von Waterloo schreibt er an Vogel (28. April 1815): „Dein lieber Landsmann, der gütige Ueberbringer dieser Zeilen, sagt, daß Du wahrscheinlich nicht ausgenommen sein dürftest von dem allgemeinen schweitzerischen Aufgebot. Fast bin ich jugendlich voreilig genug, Dich zu beneiden, da mir oft unter gegenwärtigen Zeitumständen hier zu Muthe ist wie einem Vogel im Käficht; allein ein weiser väterlicher Freund, den ich darüber berathen habe, hat meinen

vorschnellen Eifer in die Schranken der christlichen Ergebung zurückgewiesen, und so gebe ich für einstweilen den Gedanken auf, der mich ergriffen hatte, mich unter die vaterländischen Fahnen zum Kampf für die heilige Sache der Menschheit zu stellen; so lange nemlich nicht ein besonderer Wink der Vorsehung es mir zur Pflicht macht. Du wirst an dieser Sprache kaum Deinen Freund wieder erkennen und dennoch steht es wirklich so mit mir, daß der allzugroße Antheil an den Tagesereignissen, von denen das Schicksal unsers theuren Vaterlandes so unmittelbar abhängt, mich nicht selten etwas von der Kunst abzieht. Meine heißen Wünsche für das Gelingen einer so heiligen Sache fliegen mit den ruhmgeschmückten Fahnen den Schaaren der begeisterten Streiter voran." Und am Schluß: „Es grüßen Dich alle Brüder und Freunde! Es lebe die deutsche Freiheit! pereat Babel!!!"

Es war in der That eine hochwichtige Zeit für Deutschland. Das Volk hatte sich mit einer Energie und Leidenschaft erhoben, die an das Wunderbare grenzte. Der mächtige Aufschwung hatte bis in die Tiefen gewirkt und viel Tüchtiges geweckt. Einsichtige Patrioten verkannten indeß keineswegs, daß der eigentliche Aufbau im Innern des Vaterlandes jetzt erst zu beginnen habe, daß was ächt und wesenhaft, nunmehr an's Licht gebracht werden müsse. Praktisches Christenthum müsse nun verbreitet werden, auf daß es alle Institutionen durchdringe, und auf die öffentliche Meinung seinen wohlthuenden Einfluß ausübe.

Auch unter den jungen Künstlern in Rom gewann diese Anschauung Boden und machte sich rückwirkend in der Art ihrer Thätigkeit geltend. Die Kunst sollte wieder ein Faktor in der geistigen Entwicklung der Nation werden. Nicht zum bloßen Spielwerk und Kitzel für die Sinne soll die Kunst angewendet werden, schrieb Passavant; nicht bloß zur Ergötzung und Prachtliebe hoher und reicher Mäcene, sondern zur Veredlung und Verherrlichung eines öffentlichen Lebens. Soll dieß

aber wirksam geschehen, soll sie das Gemüth des Volkes ergreifen, so müssen auch die Vorwürfe, die sie zur Darstellung bringt, ein allgemeines Interesse erregen. Diese Erkenntniß durchdrang die Malerbrüder jetzt lebendiger als je; daher die Hinwendung zu populären Stoffen. Daher das Abgehen von antiken, dem Volke unverständlichen Vorwürfen, zu Gunsten der nationalen und der auch dem Armen und Kleinen vertrauten biblischen Gegenstände. Overbeck griff jetzt wieder auf sein altes Projekt zurück.

An Sutter in Wien.

„Rom, 17. Juli 1815.

„... Vor allem Andern sage ich Dir, daß Deine Aufforderung zur gemeinschaftlichen Bearbeitung einer Bilderbibel mich unaussprechlich erfreut hat, indem ich bei Durchlesung derselben mich von eben demselben Gefühle ergriffen fühlte, das Dich einst als Folge Deiner Bescheidenheit erfüllte beim ersten Anblick meiner schwachen Kunstversuche, da Du bei Dir selbst ausriefest: mir ist ein Bruder geboren! Lange schon hatte ich den eigenen Gedanken bei mir genährt und trug mich damit um als mit einem vorzüglich geliebten Kinde, so daß ich schon häufig unsern Freunden davon gesprochen hatte, die dadurch zu gleicher Begeisterung für die Sache elektrisirt wurden. Du magst Dir also meine freudige Ueberraschung denken, da ich die Zeilen Deines Briefes las, die mich wie aus meiner eigenen Seele geschrieben dünkten. Mit Entzückung theilte ich sie den Brüdern und Freunden mit und bestand darauf, nun die Sache nicht mehr als einen schönen Traum zu betrachten, sondern durch ernstliche gemeinschaftliche Berathschlagung sie in's Leben und Wirklichkeit zu setzen. — Es ward auch unverzüglich dazu geschritten, und da es seit der Zeit der Hauptgegenstand unserer wöchentlichen Kunstgespräche gewesen ist, so will ich Dir in der Kürze die Resultate unserer Berathschlagung mitzutheilen suchen.

„Das erste schien uns zu sein, daß man sich verständigen

müsse über den Gesichtspunkt, von dem aus dieses Werk bearbeitet werden soll, mit andern Worten, welches der Hauptzweck dieses Werkes sei, und wir waren darüber einig, daß man dabei mehr die Erbauung der Mit- und Nachwelt als unsern eigenen Ruhm im Auge haben müsse, und daß demzufolge das Werk möglichst einfach und anspruchslos erscheine und bei der Bearbeitung der Gegenstände mehr die Deutlichkeit und Anschaulichkeit der Darstellung als die verschiedenen anderweitigen Kunstvollkommenheiten oder Fertigkeiten berücksichtigt werden müßten. Zu diesem Zwecke aber, nemlich zur Erbauung des Anschauens dünkte es uns nothwendig, die Kupfer in Vereinigung mit dem Texte herauszugeben, auf die Weise wie man aus ältern Zeiten so manches Werk der Art sieht, wo die Kupfer und Holzschnitte zwischen dem Text abgedruckt sind; und das aus dem Grunde, weil sonst ein solches Werk bald nichts als eine neue Nahrung für die Eitelkeit hochmüthiger Kunstkenner und Sammler werden würde, nicht aber zu Nutze des Volkes d. h. nicht zur Belebung der Phantasie unter demselben gereichen würde. Daraus folgt dann aber, daß der Maßstab für die Zeichnungen nicht zu groß angenommen werden dürfte, damit diese nicht im Mißverhältnisse mit dem Texte stünden. Und wirklich würde auch wohl, wenn man sich auf zu große Blätter einlassen würde, leicht das Werk so bedeutend werden, daß, da wir es doch schlechterdings als Nebenarbeit betrachten können, es zu ausgedehnt wäre für unser Leben. Auch dünkt mich, beweisen uns so manche Werke unserer deutschen Vorfahren, wie viel Großes und Herrliches sich auch in kleinem Maßstabe leisten läßt; ich nenne z. B. nur die kleinen Passionen sowohl im Kupferstich als auch im Holzschnitt von A. Dürer. Wir vereinigten uns daher in Rücksicht des Formates auf die Größe des beiliegenden Blattes; doch meinen wir, daß die Freiheit bleiben müsse, im Falle daß eine Composition sollte ein Höhenformat fordern, man zu beiden Seiten nach Belieben abschneiden dürfe, welcher wegfallende Seitenraum

dann mit Verzierungen ausgefüllt werden könnte, um das allgemein durchgehende Format wieder herzustellen.

„In Rücksicht der Bearbeitung oder Ausführung glauben wir ferner müßte auch noch festgesetzt werden, wie weit man darin ungefähr zu gehen habe, damit nicht allzu große Verschiedenheit unter den verschiedenen Blättern entstehen könne, und wir meinten, man könne etwa als Norm annehmen den Grad der Ausführung, den die Alten in ihren besten Holzschnitten gegeben haben. Es versteht sich, daß hier nicht von einer Nachahmung des Holzschnittes die Rede ist, sondern nur von einem ähnlichen Grade der Ausführung; so nemlich daß die Licht- und Schattengebung nur dazu dient die Gegenstände gehörig auseinander zu heben, um sie hinreichend deutlich und anschaulich zu machen; nicht aber um damit Wirkung von Helldunkel, welches wie wir glauben dem Felde der Malerei angehört, zu erreichen.

„Nach Festsetzung dieser Grundregeln, die wie wir glauben bei dem Werke beobachtet werden müssen, und die wir als solche Dir und den andern entfernten Brüdern vorlegen wollten zur Beurtheilung, schritten wir dazu, das erste Buch Mosis durchzugehn und diejenigen Gegenstände anzumerken, welche wohl am schicklichsten ausgewählt werden dürften; denn da man natürlich ein solches Werk nicht ohne vorher gemachten Plan anfangen kann, so schien uns gerade dieß besonders wichtig, uns über die Auswahl der Gegenstände zu vereinigen." [Folgt eine Aufzählung der ausgewählten Gegenstände, durchschnittlich für jedes Kapitel ein Bild; von den römischen Theilnehmern würden Cornelius, Schadow, Scheffer und er sich anheischig machen, jährlich drei Blätter zu liefern.]

„Was aber nun unser Treiben hier anbelangt, so muß ich Dir noch erzählen, daß wir am 20. Mai, als dem Geburtstage unsers großen und nie genug gepriesenen Dürers, diesem erhabenen Patriarchen zu Ehren ein begeistertes Fest gefeiert haben. Scheffer hatte diesen Einfall zuerst gehabt; da es aber

wegen mehrerer Ursachen bei ihm nicht recht schicklich war, so ward es bei Cornelius gehalten. Es war das Bildniß des unsterblichen Meisters aufgehängt, umkränzt mit einem dicken Eichenkranz, in welchem die Werkzeuge der verschiedenen Künste, welche er ausgeübt, als Attribute angebracht waren, nemlich: Palette und Pinsel, Grabstichel, Possierholz, Zirkel und Winkelmaß, Feder rc., und unter demselben lagen auf einem Tische die besten seiner Kupferstiche und Holzschnitte, die wir alle zusammengetragen hatten. Auch eine Lebensbeschreibung von ihm war vorhanden, aus welcher vorgelesen wurde zur großen Freude und Erbauung Aller. Später dann war bei hellem Gläserklang der abwesenden Freunde gedacht, und beschlossen, alljährlich diesen denkwürdigen Tag festlich zu begehen, als der am meisten geeignet ist, die Begeisterung in deutschen Herzen neu anzufachen. Auch Dich fordere ich daher auf, diesem Gelübde beizutreten zur Ehre des großen Meisters sowohl als zur Belebung einer neuen deutschen Kunst. Es wohnten diesem unvergeßlichen begeisterten Feste bei: Cornelius, die beiden Brüder Schadow, Dein Landsmann Schaller, Scheffer, Platner, Ruschewehh, Veit, Sieg (Maler aus Magdeburg, der seit einiger Zeit an unsern wöchentlichen Zusammenkünften theilnimmt) und ich [1].

„Von Scheffer muß ich Dir nun noch sagen, daß er durch seine großen Fortschritte uns alle in Erstaunen setzt; ein angefangenes Madonnenbild in halber Lebensgröße wird bis jetzt vortrefflich. Leider wird er wohl bald Rom verlassen müssen, allein ich bin überzeugt, daß sein ausgezeichnetes Talent und sein ernstes Streben ihn überall zum erwünschten Ziele werde bringen, und für ihn es hinreichend war, das Erhabenste der Kunst gesehen und sich eingeprägt zu haben. Ich habe im Sinne mit den Brüdern Cornelius und Schadow Rath zu

[1] „Das war Dir einer der schönsten Abende meines Lebens!" schreibt Overbeck an Vogel, dem er das Fest ebenfalls schildert. (2. Juni 1815.) — Die Feier wurde in der Folge regelmäßig wiederholt.

halten, ob er nicht würdig wäre in unsern Bund aufgenommen zu werden; ich glaube, daß er eine Zierde unsers Bundes wäre und daß dieser zugleich für ihn eine fortwährende Aufmunterung wäre nach dem Höchsten zu zielen. Schreib mir doch darüber umgehend Deine Meinung."

Johann Scheffer von Leonhardshoff (geb. 1795 zu Wien), den Overbeck mit seinen Kunstbrüdern noch in Wien als artigen Jungen zuerst gesehen, den er dann als angehenden hoffnungsvollen Zögling Sutters von Rom aus mit einem freundlichen Ermunterungsschreiben beglückt hatte, langte gegen Ende des Jahres 1814 in der ewigen Stadt an, nachdem er schon im Jahre 1812 Oberitalien bereist hatte. Durch einen Empfehlungsbrief Sutters bei Overbeck eingeführt, erhielt er die Erlaubniß den Künstler-Zusammenkünften anzuwohnen. „Unsere Zusammenkünfte," bemerkt Overbeck in einem Brief an Vogel, 15. Februar 1815, „sind nach wie vor sehr interessant; gewöhnlich liest Platner jetzt aus dem Vasari vor. Auch Scheffer nimmt daran Theil, der seit kurzem hier ist. Du wirst Dich seiner von Wien her erinnern — war damals ein klein höflich Bübchen; er ist unterdeß so gewachsen, daß er fast die Größe unsers Pforr haben wird. Er macht bereits für sein Alter von 19 Jahren Sachen, die uns in Erstaunen setzen, sowohl wegen des ausgezeichneten Talents, das daraus hervorsieht, als auch wegen des Grades von Ausbildung, den er bereits erstiegen. Ein rechtes Glückskind! Kaum war er ein Paar Wochen hier, so gelang es ihm den Papst nach der Natur zu zeichnen[1]; eine Gnade, die selbst Camuccini, trotz der Verwendung der Königin von Etrurien, nicht gewährt worden ist. Aber er verdient es glücklich zu sein, denn er ist gut wie ein Kind; leider! erregt seine schwache Constitution und häufiges Blutspucken, als Folge seines zu schnellen Wachsthums, Besorgnisse wegen seiner Gesundheit."

---

[1] Er wurde dafür vom Papste mit einem Orden ausgezeichnet.

Die Besorgnisse waren leider begründet. Nach dem Hingang des jugendlichen Künstlers im Jahre 1822 entdeckte Herr Joh. Christ. Endris in Wien, sein treuer Freund, das nachfolgende Fragment unter seinen Papieren und sandte es (in Abschrift) an Overbeck. Es öffnet einen Blick in die Art seines Verkehrs mit den Malerbrüdern und mag trotz des jugendlich empfindsamen Pathos seines zwanzigjährigen Schreibers als ein Beitrag zur Charakteristik der Lukasbruderschaft dienen.

A : DO : MDCCCXV. ROMA.

„Schön war die Nacht von drei an, den 24ten Tag im Monat October, noch sah ich zum Fenster hinaus, wie die Milchstraße den schön gekreisten sternenvollen Himmelsbogen zierte, spät ward es an der Zeit, ich will mich schlafen legen, und legte mich zu Bette; doch kaum war mein gewöhnliches Nachtgebet vollendet — als ich vom Husten unterbrochen und beim Ausspucken Blut gewahr wurde, (in Gottes Namen dachte ich und blieb ruhig) während dem beides sich heftiger mehrte — ich stand stille auf vom Bette, um meine häuslichen Pflegemädchen, welche dicht neben mir schliefen, nicht zu stören, und ging leise nach der Küche, um etwas Essig in ein halb mit Wasser gefülltes Glas zu gießen, weil ich glaubte, daß es die geöffnete Wunde zusammenziehen, und überhaupt, wenn ich etwas trinke, das Blut abkühlen würde. Allein ich fand die Essigflasche leer — doch ruhig ging ich wieder zu Bette und bat Gott mir Kraft und christliche Geduld auf weiteres zu verleihen, und schlief bald darauf ein — bis kommenden Tages erstes Licht mich weckte. Herrlich schön und heiter ward der Morgen, ich wußte nicht warum, bis Abends sich es klärte. Ich stand auf ganz wohl, als hätte mir das wirklich Vorgefallene nur geträumt, ging ruhig nach dem Caffe um Milch zu trinken, und kehrte dann zurück in des Schadows Studium, um eine angefangene Zeichnung nach einem schönen jungen Mädchen, welches er in Marmor mit vieler Kunst verfertigte, noch ganz fertig zu zeichnen, welches wieder auch in Gottes Namen bis Mittag gelang. Dann ging ich Cornelius den lieben Bruder, welcher krank war, zu besuchen; ach der lag im Bette, und seine Frau noch schwach von kaum verflossener Krankheit, saß ganz betrübt neben ihm, am Kopf ganz dichte, um seines Begehrens leise Worte gleich vernehmen zu können. Ich grüßte ihn und sein Weib im Namen des Herrn und setzte mich neben ihnen, tröstete sie und sprach viel von Geduld und dem Leiden der Apostel

Christi. — Er klagte sich eines schlimmen Fiebers, welches, so der liebe Gott will, möge bald gut werden und unsern guten Cornelius verlassen. Als ich bemerkte und sah, daß er mit vieler Stärke sein Uebel trägt, bat ich im Geiste den Herrn um seine Gesundheit zur Ausübung seiner Ehre und Lob und Dank. — Als ich ihn verließ, ging ich zu Schadow dem jüngern, der die Malerkunst recht mit Ehre treibt, und sahe ein Bild von drei Bildnissen, die gar gemüthlich getreu nach dem Leben und darum recht ähnlich sind jenen, die es vorstellen soll: es ist sein Bildniß, das seines Bruders, der ein Bildhauer ist, und in der Mitte von Beiden ist der Bildhauer Thorwaldsen aus Dänemark, eines lobwürdigen Künstlers Bildniß. Gar schön vereint geben sich die beiden Brüder die Hände und ist eine schöne Vereinigung im Ganzen der Darstellung. Da ich so recht mich darüber freute, als ich ein so gelungenes Bild aus dem Leben gegriffen vor mir sah, ließ ich es ihm auch wohl durch meine Worte merken. — Nach Tische traf ich Overbeck und ging mit ihm, weil er es auch wollte, nach dem Vatikan, um die Tapeten von Raphael zu sehen. Da fing er an meinem Herzen durch sein Gespräch sich recht zu nähern, und sprach von hoch erfreulichen Dingen mit mir (‚ich hab es bis jetzt dir verschwiegen Scheffer‘, sagte der gütigste meiner Brüder), doch ich wußte schon was er sagen wollte, denn es war mir von Sutter vor meiner Abreise von Wien schon geoffenbart, und lag immer noch in meinem Herzen, und fuhr weiter fort von Dingen, die ich selbst diesem Buch nicht anvertraue weil es nicht ehrbar genug ist diesen Inhalt zu bergen. Vergnügt in der Seele ging ich vertraut nun näher an meinen lieben Bruder Overbeck geschmiegt, die Stiege des Vatikans hinauf, und das Ende des Tages meiner Wiedergeburt wurde mit Anschauung heiliger Bilder, von Raphaels Geist erfunden, vollbracht, bis es fast Abend wurde. Dann verließen wir den Vatikan, doch bevor wir noch sein letztes Thor des Ausgangs verließen, wandte Overbeck seine Augen nach einem an die Mauer gehefteten Kalender mit den Worten: ‚ich will doch sehen, welchen Tag wir heute sind‘; wir sahen beide — ach, des heil. Erzengel Raphaels, des Schutzpatrons des liebevollen Raphaels, der wahren Malerkunst höchstes Vorbild, Namensfeier. Nun ward es mir deutlicher, warum heute dies segensvolle Geschick durch den Eingang eines so herrlichen Morgens sich verkündete. Ich ging nach Hause und faßte den Schluß durch ein inbrünstiges Gebet für Gott mich vorzubereiten und mein Herz zu Gott zu erheben, der mich würdig mache in das heilige Bündniß dieser frommen gottgefälligen Brüder zu treten.“

Am 6. December 1815 meldet Overbeck an Vogel in Zürich: „Scheffer, nachdem wir ihn hier in unsern Bund aufgenommen, mußte uns plötzlich wegen sehr bedenklichen Gesundheitszustandes verlassen, und ist nun auf der Reise nach Hause. Wir fürchteten schon ihn auf ähnliche Weise wie unsern seligen Pforr hier enden sehn zu müssen; doch habe ich aus Florenz gute Nachrichten von ihm."

Und am 15. Mai 1816: „Scheffer ist, wie ich aus dritter Hand weiß, glücklich bis Klagenfurt gelangt, zu seinem Fürst-Bischof, der ihn unterstützt; er selber hat noch nicht von dort geschrieben."

Wohl hatte dieser gleich nach seiner Ankunft (10. Februar) zu schreiben angefangen, wie ein rührendes Brieffragment bezeugt; aber die Krankheit, „schneller als er", warf den Brustleidenden darnieder und hielt ihn längere Zeit an's Bett gefesselt. Durch Ruhe und Pflege, welche ihm sein Gönner, der Fürstbischof Altgraf Salm-Reifferscheid, in Klagenfurt angedeihen ließ, erholte er sich allmählich und kam wieder so zu Kräften, daß er nach anderthalb Jahren nicht nur nach Wien übersiedeln, sondern sogar, mit Unterstützung seines Freundes Rainharter, Katecheten bei St. Anna in Wien, im Mai 1820 eine nochmalige Reise nach Rom antreten konnte, woselbst nun mehrere seiner lieblichsten Werke entstanden. Als er aber dann im Sommer 1821 aus Italien, wo er sich ziemlich wohl befunden, nach Wien zurückkehrte, da war seine Lebenskraft erschöpft, und nur zu bald erfüllte sich seine Ahnung, die er schon früher geäußert, daß er, „der Jüngste unter den Brüdern, der erste Nachfolger des seligen Pforr sein sollte". Am 12. Januar 1822 entschlief der noch nicht 26jährige Künstler. Die Akademie in Wien besitzt ein Bildniß Overbecks, Bleistiftzeichnung, von ihm[1].

[1] Eine Nachbildung von F. W. Bader findet sich als Illustrations-Beilage zu A. v. Zahns Abhandlung über Overbeck in der Zeitschrift für bildende Künste 1871. Heft 8.

Ein wehmüthig dankbares Gefühl von der fortdauernden, wenn auch unsichtbaren Zusammengehörigkeit mit Pforr überkam die Lukasbrüder, als im Jahre 1815 ein Legat seines Testamentes zum Vollzug gebracht wurde. Er hatte bestimmt, daß einige Bilder seines Vaters, des bekannten Thiermalers, nebst anderen Gegenständen, welche er in Frankfurt besaß, verkauft werden sollten mit der Verfügung, daß ein Theil des Erlöses zur Unterstützung dürftiger Mitglieder der Genossenschaft sollte verwendet werden. Der auf die Lukasgilde entfallende Antheil betrug 157 Dukaten, mit deren Uebermittlung Bürgermeister Overbeck betraut worden war. Die Brüder in Rom vereinbarten sich (im December 1815) dahin, daß die Summe an Sutter und Wintergerst vertheilt werden solle, und zwar so, daß der letztere ein Drittel, Sutter aber, als verheiratheter Mann ohne festen Gehalt, hundert Dukaten erhielt. Dieser brave, ehrlich ringende Künstler, den Noth und Dürftigkeit bis jetzt in Wien zurückgehalten, wußte wohl, daß er Pforrs Wünsche am besten erfülle, wenn er seine eigene lang genährte Sehnsucht, mit den Brüdern in Italien sich zu vereinigen, befriedige, und traf unverweilt Vorkehr, dahin aufzubrechen.

Dieser Entschluß wurde in Rom mit stürmischer Freude aufgenommen und veranlaßte Overbeck, dem Drange seines Herzens in folgendem enthusiastischen Zuruf Luft zu machen:

„Rom, am 17. April 1816.

„Dein Entschluß ist gefaßt, keine Bedenklichkeit von meiner Seite soll aufs neue Deine Ruhe trüben, Deinen Muth brechen; er ist gefaßt in Gottesfurcht. Gott wird ihn durchführen helfen; vertrau auf Gott, und so wie ich es vorher Dir mit möglichster Kälte vorzustellen suchte, will ich mein Herz vor Dir reden lassen ... Vom Vatikan herüber tönt es nun zu Dir: ‚Komm‘, und in den sieben Hügeln ruft der Wiederhall: ‚Komm‘! und ein Chor von Freudenstimmen fällt darein und jubelt Dir entgegen ‚Komm‘! und bekannte und unbekannte Arme strecken sich Dir entgegen. Ja so komm denn, Geliebtester, und säume nicht,

die Felder grünen, die Bäume blühen und doch weht frische Kühlung; komm eh' die Sonnengluthen sich entzünden und die Felder und Bäume versengen. Unser theurer Bruder Colombo, der nun bei Dir ist, wird Dein Wegweiser sein, halte Dich ganz an seinen Rath; denn er kennt nunmehr Italien. Glaube mir, mein Lieber, es ist äußerst wichtig, wie Du Deine Reise eintheilest. Vor allem aber bitte ich Dich, mach nicht die Reise, die wir gemacht haben, sondern durch Toskana, denn alle die diesen Weg gemacht versichern, daß dieses paradiesische Land, besonders Florenz, Siena und Pisa u. s. w., wenigstens ebenso wichtig sei als Rom selbst; dagegen war unsere Reise am adriatischen Meere entlang höchst uninteressant, besonders in Kunstrücksicht. Sieh auch auf Deiner Reise nicht darauf, ob Du einige Meilen mehr machen mußt: das Schöne und Große ist in Italien, besonders in Toskana so überall vertheilt, daß man es durchaus nicht mit Rom allein muß glauben abmachen zu können. Das Fußreisen hat den Vortheil, daß man kreuz und quer streifen kann um alles Merkwürdige zu sehen. Nimm so wenig Gepäck mit Dir als nur immer möglich; kannst Du ganz ohne Koffer kommen, mit einem bloßen Mantelsack, desto besser. Besonders laß alle Kunstsachen zurück, ich höre von Reisenden, daß man auf Mauthen ungeheuer zahlen muß. Ach, ich meinte es sollte gut gehen und wärest Du schon hier. Ich denke diese Zeit noch recht viel zu arbeiten, damit ich dann etwas habe mit Dir, Bruder, zu theilen. Ich bitte, daß Du von Florenz aus den Tag anzeigst, an welchem Du nach Rom kommst, damit ich Dich abhole, damit Du nicht genöthigt bist im Wirthshaus Auslagen Dir zu machen. Unser Aller Segenswünsche geleiten Dich und geben Deinem Verlangen Flügel. Grüße Leybold und Steinkopf und den ganzen schönen Kreis Deiner Freunde."

Drei Monate später, am 25. Juli 1816, langte Sutter in Rom an, bewillkommt von seinem Overbeck, der ihm mit brüderlicher Liebe sein eigenes Zimmer einräumte, und ihn auch

noch im folgenden Jahre gastlich als Hausgenossen bei sich behielt.

Kurze Zeit vorher hatte Hofrath Wilken aus Heidelberg, bei seiner Abreise von Rom (18. Mai), die Mitnahme und Besorgung des Bildes für Vogels Vater — „Christus mit Martha und Maria“ — übernommen, welches Overbeck mit folgenden Zeilen an Ludwig begleitete:

An L. Vogel in Zürich.

„Rom, 15. Mai 1816.

„Mein theurer, lieber Freund und Bruder! Da ist denn endlich das lang erwartete Bild! Hoffentlich wird es noch zur rechten Zeit bei Dir eintreffen, um mit auf der Ausstellung erscheinen zu können [1], wenn Du überhaupt es dessen würdig achtest.

„Indem ich diese Zeilen schreibe, liegt es noch aufgerollt neben mir auf dem Boden, und ich läugne nicht, daß wenn ich es betrachte, mir allerlei beunruhigende Gedanken durch den Kopf gehen. Das soll nun zu Dir hinüber! soll Dir ein Zeugniß meiner Fortschritte sein, soll die Probe einer langen gespannten Erwartung bestehen, soll dann neben Deinem mir unvergeßlichen Bilde auf öffentlicher Ausstellung erscheinen. Ja mit Scham und Zittern würde ich es fortgehen sehn, wenn ich mir nicht sagen dürfte, daß ich gethan habe was in meinen Kräften stand, und wenn ich nicht jede weitere Forderung von sich für eitel und thöricht hielte. Nimm es also hin, mein Lieber! wie es eben ist; verräth es Dir meine Schwachheit in unsrer Kunst, nun! so verkenne nur nicht die Stärke meiner Liebe zu Dir, die mich wahrlich dabei geleitet hat, und meinen redlichen Willen in unsrer Kunst zu leisten was nur in meinen Kräften steht; findest Du hie und da etwas Gutes, so rechne

[1] Es kam dafür noch rechtzeitig an, wie kritische Berichte über die Züricher Ausstellung in der Hallischen Literatur-Zeitung und im Cotta'schen Morgenblatt, October 1816, ersehen lassen.

es nicht mir zu, sondern Dir, denn Du weißt daß ich mich gerne als den Schuldner meiner Freunde erkenne.

„Was aber unendlich wichtiger ist, ist daß Du, mein Lieber, die Wahrheit, die bei diesem Bilde zum Grunde liegt und sein ganzer Inhalt ist, recht beherzigen mögest. Schon in der Wahl des Gegenstandes ward ich von dem lebhaften Wunsch geleitet, Dir, mein Bruder! die Wichtigkeit der Religion und ihrer Beherzigung recht nahe zu legen. Du weißt, daß es oft der Gegenstand unsers Gespräches war, als wir noch bei einander waren, und unser seliger Freund noch in unsrer Mitte lebte; damals zwar schieden wir oft uneinig von einander, denn es fehlte mir selber, da ich es mir angelegen sein ließ, Dir die Wahrheiten unsrer Religion an's Herz zu legen, an einem sichern Grund, so daß ich mir bei jedem aufkommenden Streit oder Zweifel nicht anders zu helfen wußte, als indem ich es dem eigenthümlichen Gefühl überließ darüber zu entscheiden. Auch konnt' ich freilich diese Sicherheit der Lehre in einem Gemälde nicht wohl Dir geben, wiewohl ich manchmal wohl wünschte, daß es mir jetzt vergönnt wäre jene Gespräche zu erneuen, gewiß, daß so mancher streitige Punkt leicht unter uns gehoben wäre; allein zum ernstlichen Forschen wollt ich Dich zum wenigsten aneifern, in der festen Ueberzeugung, daß ein solches gewiß nicht ohne den Lohn der gefundenen Wahrheit bleibt; und so wählte ich den Moment, wo unser Heiland selber, im Hause der Martha, die Lebensworte spricht: Eins ist Noth!

„So möge es Dir denn, mein geliebtester Bruder! unablässig zurufen: Eins ist Noth! und in jedem Wechsel des Glückes in Deiner Seele nachtönen: Eins ist Noth! und Dich lehren im Glücke demüthig, geduldig im Leiden zu sein, indem es Dich bedenken macht, daß es wahrhaftig nur Ein wahres Unglück giebt, die Sünde, und nur Ein wahres Glück, die Gottseligkeit! Möge der Anblick der betrachtenden, hingegebenen Maria Dich oft bewegen, mit ihr ein stilles Stündchen dem Forschen in den heiligsten Wahrheiten, die allein dem Menschen auf Erden wahre

Seelenruhe, und in der Ewigkeit einst das verheißne unverwelkliche Erbe sichern können, zu weihn. Ich weiß es wohl, nicht Alle sind berufen durchaus der Betrachtung zu leben, und eben diese Mißdeutung meiner Absicht zu vermeiden, fügte ich im Hintergrund das Gleichniß vom barmherzigen Samariter hinzu, als ein Zeugniß für den Werth der aktiven Liebe, eine Idee, die indem sie das Bild theilt, bei Vielen Tadel verdienen mag . . . . Empfiehl mich Deinen verehrungswürdigen Eltern, und bitte in meinem Namen auch bei Ihnen um Nachsicht mit dem Bilde; ich that was in meinen Kräften stand, und hoffe es später einst gegen ein besseres wieder einzutauschen."

Als Ludwig Vogel das Bild, das er mit klopfendem Herzen entrollte, in Händen hielt, bemerkte er sogleich zu seiner großen Freude und Ueberraschung, daß Overbeck es zu einem schönen Gedächtnißblatt an die gemeinsam verlebten Tage gestaltet habe. Er erkannte eine Menge kleiner Züge, die nur ihm verständlich waren. Es war ihm als hörte er die Stimme des Freundes zu ihm reden, und der Gedanke, daß Liebe dabei mitgearbeitet, verlieh dem Bilde einen höhern Werth. „Ach das ist ganz mein Overbeck! war mein erstes Wort, so sehr sprach plötzlich Dein volles Herz und Dein Geist aus dem Werke zu mir."[1] Bei näherem Betrachten fand er in der Darstellung des Heilandes das Ergebniß von Friedrichs Lieblingsgedanken, die ihn schon in Wien beschäftigten, wo ihn ein Werk über die „wahre Abbildung unseres Herrn" und der Brief des Publius Lentulus an den römischen Senat lebhaft interessirten: trefflich habe er im Antlitz den bedeutenden und doch sanften Ernst, kurz die Schönheit und den Seelenausdruck eines Christus mit dem scharfbezeichneten israelitischen Nationalcharakter zu vereinigen gewußt. In der Gruppe hinter dem Herrn, den drei aus-

---

[1] L. Vogel an Overbeck, Zürich 16. Juli 1816. Seinem Schreiben lag ein Doppelbrief der erfreuten Eltern bei, voll Dank und liebreichster Anerkennung.

erwählten Jüngern, war ebenfalls ein charakteristischer Zug des Künstlers wahrnehmbar, der, wie Vogel sich erinnerte, seine Apostelideale gerne aus den Physiognomien der alten Künstler bildete: so erinnert der vorzüglich gelungene Kopf des Petrus an Michel Angelo's Gesicht, Jakobus an Rafael; in Johannes dagegen erkannte Vogel den italienischen Jüngling Saverio, der den Brüdern so oft Modell gestanden und bei allen sehr beliebt war. Maria und Martha waren keine Porträte. Lazarus aber, der hinter dem Stuhle des Herrn steht, war des Künstlers eigenes Bildniß, nur hatte er seine langen schlichten Haare in Locken umgeändert; Haltung und Gewandung der Figur zeigten, was Vogel noch besonders freute, eine der Draperiestellungen, die Overbeck in den abendlichen Zusammenkünften einmal selbst gestanden. — In der Wand hinter der Figur des Lazarus ist eine kleine Nische angebracht, wie Overbeck eine solche in seiner Zelle zu S. Isidoro gehabt und die ihm so lieb gewesen. Sie hatte ihm als Repositorium für Bücher gedient, und auch in der Nische des Bildes sind einige Bände angebracht. „Mir ist, ich sehe deinen Thomas a Kempis und andere Lieblingsbüchelchen darin liegen", meint der Züricher Freund.

So sehr übrigens L. Vogel das Werk bewunderte, konnte er dem wahrheitsliebenden Freunde gegenüber doch nicht verschweigen, wie sehr es ihm und anderen aufgefallen, daß er durch ein seltsames Uebersehen fast allen seinen Figuren, St. Petrus ausgenommen, blondes oder goldfarbiges Haar gegeben habe.

Im Jahre 1879 erstattete eine Dame von Zürich über dieses Bild Bericht bei Gelegenheit einer Gemäldeausstellung im Kunstmuseum daselbst und machte, unbekannt mit dieser Kritik, denselben technischen Fehler bemerklich; sie sagt: „Ganz besonders interessirte mich Overbecks ‚Christus im Hause der Maria und Martha'. Es ist ein rührendes Bild, und ich verstand nun die Bedeutung der durch das offene Fenster sichtbaren Scene, welche das Gleichniß vom Samariter darstellt. Es ruht eine sanfte heilige Stimmung in den harmonischen

Farbentönen, die mich an die großen alten Meister erinnerte. Auffallend ist, daß keine der Figuren orientalischen Typus verräth, kein schwarzes Haar, sondern weiches goldfarbiges, und helle Augen, was allen ein christliches Aussehen verleiht. Von Vogel war ebenfalls eines seiner großen Gemälde ausgestellt, Winkelrieds Tod auf dem Schlachtfeld. Das Bild ist von dem seines Freundes in jeder Hinsicht verschieden. Rein und edel im gemeinsamen Streben, ging doch jeder von ihnen seinen eigenen Weg."

Wie sehnte sich Bürgermeister Overbeck, der in dem Verlangen, seines Sohnes Werke zu betrachten, verzeihlicher Weise unersättlich war, auch dieses Bild zu sehen, seit es über die Alpen gedrungen! „Die Lüsternheit nach diesem Genuß," schreibt er am 8. Juli 1817 aus Lübeck, „ist mir gewaltig gestiegen seit dem Anschauen Deiner Kreuztragung. Du willst über dies Stück etwas von mir hören, auch die Stimmen der Lübecker ‚Kunstrichter' vernehmen. Deren gibt es nun in Lübeck nicht; wo sollten sie herkommen? Ein Comtoir- und Handwerks-Völkchen! Ihrem Eindruck aber haben sie sich überlassen, die zahlreichen Besucher: und der war durchaus Beifall und Bewunderung. In meine Hände kam das treffliche Stück mit einem sauertöpfischen Briefe von [Gottfried] Schadow. Ich will ihn wörtlich hersetzen: — ‚Ew. ꝛc. erhalten hiebei eine Zeichnung von dero Herrn Sohn in Rom, die mir mein jüngster Sohn daselbst aufträgt Ihnen zuzuschicken. Diese Zeichnung ist in drei Köpfen verwischt; ich habe mir es nicht zugetraut, sie zu restauriren — wüßte auch hier Niemanden, dem es aufzutragen wäre: sie ist mit den möglichst feinsten Strichen und mit dem blässesten Bleistifte gezeichnet, und gehört eigentlich meinem jüngsten Sohn, dem sie viel werth ist. — Es gehört zu den neuesten Manieren und Ansichten einer kleinen Zahl deutscher Jünglinge, dergleichen als das Rechte anzusehen; mein jüngster Sohn gehört auch dazu, und ich bin damit nicht zufrieden. Bei ihm entstand diese Ansicht bei einem kranken

Zustande; ich sehe es für Ueberspannung an und halte dies, es sei körperlich oder geistig, für Krankheit. Immer sind die trefflichen Naturanlagen Ihres Sohnes und dessen Fleiß durchzusehen, und die jungen Herren haben sich sogar kürzlich durch Frescobilder Celebrität verschafft. Ihnen bin ich schon lange eine Antwort schuldig: unzufrieden mit der Richtung der Studien dieser beiden jungen Leute, wußte ich Ihnen keine genugthuende zu geben; so verschob sich's. Nun bitte ich herzlich um Verzeihung. Sie wollen eine Ausstellung machen; konnte dazu Ihr Sohn nicht mehr, und für den Anblick kräftiger ausgedrücktes einsenden? Seien Sie meiner wahrhaften Hochachtung versichert, der ich bin Ihr ergebener G. Schadow. — Berlin, 17. März 1817.'

„Nach sorgfältiger Betrachtung des Bildes fragte ich mich: Wo ist denn die Ueberspannung, wo die Krankheitsspur? Ich konnte sie nicht finden. Ich gewahrte deutliche, einfache Darstellung, viel und vorherrschendes Gemüth, natürliche, freie Anordnung, sehr bestimmte Umrisse, kräftige und soviel ich urtheilen konnte, correcte Zeichnung, schönes großartiges Gewand an der Hauptfigur, äußerst reinliche und zum Erstaunen fleißige Behandlung; nirgends Manier, alles ansprechend durch Natürlichkeit und Seelenausdruck. Jesus und der Pharisäer zu Pferde mit dem kalten sieg- und schadenfrohen Blick, Simon von Kyrene und die Bestie mit den Marterwerkzeugen — herrliche Contraste! Die Gruppe vor dem Stadtthor, lauter Empfindung! Die Pferdeköpfe nicht so gut; rechter Hand zu allerletzt ein unmotivirter Fuß. Das ists, was ich fand. Also verstand ich Schadow nicht, und verstehe ihn noch nicht, ungeachtet ich seitdem Göthes zweites Heft über Alterthum und Kunst, über Dich und Cornelius, gelesen habe, wo Göthe bedauert, daß Ihr bei den Malern vor Rafael stehen bleibt, dort bei den nicht völlig Entwickelten Eure Muster sucht, und den hellenischen Blick ganz verschmähet. Dies muß ich dahingestellt sein lassen: aber Schadows Ueberspannung fand ich wenigstens auch in

Göthes Urtheil nicht. — Was Du von mir hören wolltest, habe ich hiemit geliefert. Ich setze noch hinzu: es ist viel, daß Alles im Vordergrunde so anzieht, ohne Hülfsleistung einer weiblichen Figur. Ob an der Gruppirung zu kritteln sei, verstehe ich nicht: ich finde nur, daß alle Figuren recht geräumig nebeneinander Platz haben auch auf dem wenigen Raume und sich ganz bequem nebeneinander entwickeln. Einige scharfe Linien in dem Gewande der Hauptfigur — wie mir's vorkömmt — will ich doch nicht verschweigen." —

Mächtiger als Schadows Urtheil erwies sich eine andere kritische Stimme in Deutschland, deren Echo weithin drang. Der Anstoß dazu, daß Goethe über die neudeutsche Kunstrichtung in Rom sich vernehmen ließ, ging von Christian Schlosser aus.

Am 22. Mai 1813 berichtet Overbeck an Vogel: „... Ein Paar Zeichnungen habe ich zwischendurch, größtentheils des Abends gemacht. Eine stellt vor, wie die Hungrigen gespeist werden. Das erste zu 7 Vorstellungen von den Werken der Barmherzigkeit. Eine fromme, wohlthätige Hausfrau theilt auf der Hausflur Brod unter die Armen aus, die theils sich umhergesetzt haben, theils noch zur Thüre hereinströmen; ein geschäftiges aufgeschürztes Mädchen bringt aus der Küche die Suppe getragen, ein rüstiger Bube trägt die Löffel nach. Auch Hund und Katze sind nicht vergessen. Man hält es fast allgemein für eine meiner gelungensten Arbeiten. Ich schicke diese beiden Zeichnungen an Schlosser, der mir angeboten hat, sie an einen Kunsthändler zu verkaufen, welches mir bei meiner schleppenden Malerei sehr gut zu statten kommt."

Die andere Zeichnung stellte die Geburt Christi dar[1]. In

[1] „Zwei Zeichnungen, die ich vor einiger Zeit an Schlosser nach Frankfurt sandte, eine Geburt Christi und die Speisung der Hungrigen, haben dort mehr Beifall gefunden als sie verdienten, und ein junges Frauenzimmer, das sich aber nicht nennt, hat mir

seiner Antwort vom 18. September 1813 bemerkt Schlosser über die beiden Blätter, die er für sich behielt: „Ich sage Ihnen nichts über Ihre Bildlein. Sie sind gar zu lieb, zu sprechend, zu süß. Ich mag mich kaum von ihnen trennen. Doch habe ich es gethan. Ich habe die Speisung der Hungrigen, nebst dem Carton des Cornelius aus der Apostelgeschichte und dem Tode Siegfrieds, an Göthe geschickt, vor wenigen Tagen. Ich erwarte nun den Ausdruck seines Antheils. — Ihr erster, guter Meister Peroux hat unendliche Freude an Ihren Arbeiten gezeigt."

In einem folgenden Briefe fährt er fort: „Göthe, welchem ich Ihre Arbeiten, erst das kleine Blatt, jetzt das größere, nebst mehreren Blättern unseres theuren lieben Cornelius gesandt habe, hat über beide sich mit innigster Rührung und Freude geäußert. Sie waren ihm so lieb, diese Blätter, daß er sie nicht von seinem Schreibtisch hat lassen mögen, und nun noch mag er was er hat nicht zurücksenden."

Im Mai 1815 meldet Schlosser wiederum: „Vergangenen Sommer war Göthe 8 Wochen und mehr bei mir, und mit mir. Ich wollte wünschen, daß Sie diesen unschätzbaren, liebevollen Mann, der Ihnen innigst wohl will, auch einmal sehen und seiner weisen Lehren froh werden möchten. Die Unruhe der Zeit macht mich fürchten, ihn diesen Sommer nicht wieder zu besitzen. Es war viel von Italien, der Kunst und vielem Guten die Rede."

Und noch einmal in einem Briefe ohne Datum: „Göthe war bei mir. Er kommt bald wieder zu mir, ich reise morgen auf einige Tage zu ihm nach Wiesbaden. Welch ein herrlicher Mensch. Wie liebt er Euch (Overbeck und Cornelius), und sieht Eurer Ernte entgegen."

---

durch Schlosser sogleich einen Auftrag zu einer Zeichnung aus dem Evangelium gemacht, etwa von dem Gegenstande, wie Christus die Kindlein zu sich kommen läßt." Overbeck an L. Vogel, 10. November 1813. Selbst der alte Voß in Heidelberg hatte sein Wohlgefallen daran.

Es war sehr begreiflich, daß Christian Schlosser so besonderes Gewicht darauf legte, Goethe's Beifall für Overbeck, Cornelius und die neue Schule zu gewinnen. Er und sein Bruder Friedrich waren von Kindheit an unter dem Schatten dieses berühmten Mannes aufgewachsen, dem sie durch Familienbande nahe standen. In ihren Augen erschien er wie eine Ceder des Libanon, vor der die geringeren Bäume huldigend sich verneigten — der große Genius des Jahrhunderts, der auch für die Kunst durch sein öffentlich bekundetes Interesse für dieselbe in Deutschland mittelbar manches Gute gewirkt. In seiner Jugendzeit half Goethe durch seine Begeisterung für die altdeutsche Kunst, wie sie im Straßburger Münster lebendig ihm vor Augen getreten, der Romantik die Wege bereiten. Jetzt, in seinem Alter, hatte er die didaktische Periode erreicht, und trotz seiner einseitigen Vorliebe für die Antike war es Sulpiz Boisserée gelungen, ihm für die Schönheiten eines Van Eyck und Memling die Augen zu öffnen, dem „alten Heiden" die langvorenthaltene Anerkennung für die altdeutsche christliche Kunst abzuringen. Von da aus lag es nahe, daß Goethe, der dem Gang der geistigen Entwicklung auf allen Gebieten wachsam folgte, auch der neuen Malerschule ein Interesse abgewann, das ihn selbst überraschte.

Am 14. Februar 1814 ließ er sich gegen S. Boisserée vernehmen: „Von Cornelius und Overbeck haben mir Schlossers stupende Dinge geschickt. Der Fall tritt in der Kunstgeschichte zum erstenmal ein, daß bedeutende Talente Lust haben, sich rückwärts zu bilden, in den Schooß der Mutter zurückzukehren und so eine neue Kunstepoche zu gründen. Dieß war den ehrlichen Deutschen vorbehalten und freilich durch den Geist bewirkt, der nicht Einzelne, sondern die ganze gleichzeitige Masse ergriff."

Boisserée erwiederte darauf am 29. April 1814: „Ihre große Theilnahme für die Bemühungen von Cornelius und Overbeck muß jeden erfreuen, der das verdienstliche Bestreben dieser braven

Leute zu achten weiß. Sie haben offenbar den edelsten und zugleich beschwerlichsten Weg eingeschlagen, auf dem sie eine mächtige Aufmunterung, wie die Ihrige, gar sehr bedürfen." [1]

Aber schon im folgenden Jahre hatte die alte Natur wieder die Oberhand gewonnen. Als Goethe im September 1815 mit Boisserée über Zeichnungen von Cornelius und Overbeck, welche er bei dem Kunsthändler Wenner in Frankfurt gesehen, zu reden kam, äußerte er: „da fehle an allen etwas." [2]

Diese neuen Compositionen von Overbeck werden wohl zwei weitere für Schlosser ausgeführte Zeichnungen gewesen sein. Die eine: die Erweckung von Jairi Töchterlein, ein vorzügliches Blatt, das der erfreute Besteller als eine kostbare Illustration zu dem Texte des neuen Testamentes begrüßte. „Der Ausdruck des Heilandes und seine sanfte Bewegung" sei ganz besonders schön empfunden; die Charaktere von Petrus und Johannes — letzterer beinahe noch ganz kindlich — in trefflicher Weise individualisirt; dazu endlich die zarte Behandlung der Gestalt der Entschlafenen, der „schon die Wolke des Todes vor dem Auge zerrinnt".

Sodann eine Zeichnung in Bister, „der Abschied Maria's vom Leichnam des Herrn". An dieser Composition sprach den Besteller neben der liebevollen Ausführung in den Theilen die Innigkeit der Auffassung an, vor allem die tiefe Ruhe, die über dem sinkenden Haupte des Heilandes liegt, und die Art und Weise, wie die Hand der Mutter, indem sie die des todten Sohnes an ihr Herz schließt, unwillkürlich die des geliebten Jüngers darwieder drückt [3].

Die von Schlosser und Boisserée genährte Hoffnung, Goethe würde offen für die jungen christlichen Maler eintreten, erlitt somit bald einen empfindlichen Rückschlag. Die anfängliche

---

[1] Sulpiz Boisserée. Stuttgart 1862. II 34. 35.

[2] Ebend. I. S. 276.

[3] Chr. Schlosser's Brief aus Frankfurt vom 21. Mai 1815.

Theilnahme für dieselben unterlag dem Vorurtheil. Er witterte in den jungen Bestrebungen Ueberspannung, Bigotterie, revolutionäre Leidenschaft — Eigenschaften, die ihm höchlich zuwider waren — und er hielt es für Pflicht, die abtrünnigen Fanatiker zu verwarnen.

Im Jahre 1816 begann Goethe seine periodischen Hefte über „Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden" herauszugeben, und ließ sofort durch seinen Freund und künstlerischen Mentor Heinrich Meyer die neue Bewegung, in einem Artikel über die neudeutsche religiöse Kunst, kritisiren. Boisserée ahnte schwerlich, worauf es abgezielt sei, als ihm Goethe unterm 27. September 1816 das Erscheinen des zweiten Heftes mit den Worten ankündigte, dasselbe enthalte einen Aufsatz über „die Geschichte der neuen frömmelnden Unkunst von den achtziger Jahren her"; es werde ihnen, den Weimarer Kunstfreunden, manche saure Gesichter zuziehen, das habe aber nichts zu sagen. Boisserée billigte den Gedanken, worauf Goethe am 16. December desselben Jahres erläuternd antwortet: „Das Rhein- und Mainheft, zweites Stück, liegt in den Händen des Setzers. Es enthält einen Aufsatz, überschrieben: Neudeutsche religiös-patriotische Kunst. Ich wünsche, daß er gerecht, ja billig gefunden werden möge. Die Liebhaber, welche die ältern Kunstwerke retten und sammeln, werden höchlich gepriesen, den Künstlern, die jene alte Art wieder hervorsuchen, wird ein Spiegel vorgehalten, den wir recht hübsch plan zu schleifen und gut zu poliren gesucht haben." [1]

Der Aufsatz, der einen herben und mehrfach unbegründeten Ausfall gegen die neue Schule und die Nachahmung der vorrafaelischen Kunst enthielt, galt allgemein als eine Arbeit aus Goethe's Feder.

Den Eingeweihten war es bekannt, daß derselbe allerdings seine volle Sanktion erhalten habe; deßwegen erregte er auch

[1] Sulpiz Boisserée. II. 139. 152.

in weiten Kreisen Aufmerksamkeit. Der eigentliche Verfasser, Hofrath Meyer, von Geburt ein Züricher, war mit Ludwig Vogel persönlich befreundet, und in der Kritik erwähnt er des Landsmannes, der ihn während seines Aufenthaltes in Stäffa 1814 mit Glück porträtirt hatte, mit besonderer Schonung. Vogel jedoch, in seiner treuen Anhänglichkeit an die Freunde, konnte es nicht ruhig mit ansehen, daß diese verunglimpft wurden. Er sandte eine freimüthige Entgegnung an Hofrath Meyer, welche eine weitläufige Rechtfertigung des „Weimarer Kunstfreundes“ zur Folge hatte, aus der wir die Hauptsätze ausheben. Meyers Brief[1] ist aus Berka 22. August 1817 datirt.

Nachdem er Vogel für die Radirung seines Bildes: die Rückkehr von Morgarten, welche dessen Schreiben begleitete, in einigen schmeichelhaften Worten gedankt, fährt er fort:

„Lieber werther Freund! Sie nehmen sich mit solcher Herzlichkeit und guter Art ihres Overbeck's und Cornelius' an, daß ich Sie darum nur mehr lieben und achten muß. Aber habe ich den genannten Künstlern irgend Leides gethan? Ich wüßte nicht, denn ich achte ihre Talente hoch, und doch, um mich ganz mit Ihnen, Werthester, zu verständigen, um, wenn es nöthig wäre, von Ihnen entschuldigt zu sein, an dessen Wohlwollen und Freundschaft mir unendlich viel gelegen ist, muß ich nothwendig etwas weit ausholen, muß Ihnen Bekenntnisse ablegen, die ich sonst noch nie abgelegt.“ (Folgt nun eine Schilderung seines Lebens- und Bildungsganges.) „Erwägen Sie, lieber Freund, diesen Umriß meines Lebens und setzen noch ferner hinzu, daß der Umgang mit überlegenen Geistern mir eine kühne Freiheit in Aeußerung der Meinung einflößte, wozu schon eine natürliche Anlage da sein mochte, so werden Sie begreifen, wie ich so ganz rücksichtslos schreibe, rede, handle. Aber ich bezeuge auf meine Ehre, niemals habe ich die Absicht gehabt noch werde ich je die Absicht haben, Jemandem wehe zu thun. Und nun, um wieder auf den

[1] Mitgetheilt im Anhang zu Prof. Salomon Vögelins interessanter Monographie über L. Vogel im Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich für 1882. S. 48—50.

Aufsatz im Rhein- und Mayn-Heft zu kommen, wegen welchem ich eine so lange Einleitung Ihnen geschrieben, so ist solcher eigentlich blos eine historische Untersuchung, woher der jetzt von vielen gesuchte alterthümelnde Geschmack entstanden. Sind Cornelius und Overbeck von mir angeführt worden, so ist solches geschehen, weil der Gegenstand forderte, ihrer zu gedenken, keineswegs um ihnen Böses nachzusagen, auch glaube ich, sie seien mit Achtung behandelt worden, denn ich kenne keinen von Person, ehre aber ihre Talente. Von Cornelius habe ich etwa 6–8 Federzeichnungen zu Faust und etwa 4 zu dem Nibelungen-Lied gesehen, außerdem die 3 radirten Blätter, welche zu der Folge von Dr. Faust gehören, und nach diesen Werken ist von ihm geurtheilt. Sehen Sie einmal das Titelblatt zu Faust an, und Sie werden in den Schreibezügen, in der Figur des wilden Mannes rc. leicht das nicht zur Nachahmung zu empfehlende des Albrecht Dürer's nachgeahmt entdecken, in dem Blatt, wo Gretchen in Ohnmacht sinkt und der Bruder erstochen liegt, sind Köpfe, wie Golz gemacht hat, und obgleich es ein Nachtstück mit Laternen ist, doch keine Wirkung von Licht und Schatten. Eben darum klagen sie in Frankfurt, sie könnten diese Platten nicht abdrucken, weil keine Druckerschwärze schwarz genug zu finden sei, und meinen, es liege an der Farbe. Die Zeichnungen nach dem Nibelungen-Lied hatten kräftige Figuren in Hinsicht auf die Formen, aber sie waren manierirt zu nennen; ich erinnere mich einer fliehenden weiblichen Figur, wo vorn ein erschlagener Mann liegt; diese weibliche Figur hätte in einem Gemälde des Salviatti oder des Bronzino stehen können. Damit, liebster werthester Freund, soll aber von meiner Seite keineswegs Cornelius heruntergesetzt sein, allein ich habe es Ihnen sagen müssen, mich zu vertheidigen. Overbeck scheint mehr Poesie zu haben als Cornelius, außer bewunderungswürdig saubern Zeichnungen nach Statuen und Basreliefen von ihm, welche aber in dem, was über ihn gesagt ist, nicht in Erwägung gekommen sind, habe ich eine Bleistiftzeichnung vor Augen gehabt, wo er das neugeborne Christkind von einer Glorie Engel umschwebt vorgestellt, hinten in der Ferne sieht man die hl. Mutter und Joseph vor dem Wirthshause abgewiesen werden; diese Episode ist unschätzbar wahr, lieblich und ausdrucksvoll, Hauptgruppe und Figuren aber weniger glücklich. Außer dieser Zeichnung habe ich auch bei Ihnen noch einen Carton (ich glaube, es war der Einzug Christi in Jerusalem) gesehen und hierauf beschränkt sich meine Kenntniß der Kunst Overbecks. Noch einmal erkläre ich feierlich, daß ich diesen beiden Künstlern nicht habe zu nahe treten wollen;

kann ich mich einst überzeugen, daß sie den richtigen Geschmack in spätern Arbeiten gefunden, so will ich der Erste sein, der ihr Lob verkündet [1]. Aber was ich für wahr halte, woran ich die Mühe eines ganzen Lebens gesetzt, ohne Arges auszusprechen, bin ich genöthigt gewesen, weil Göthe mich zu seinem Aufsatz im Rhein- und Mayn-heft aufgefordert und weil durch die Signatur W. K. F. er sich so zu sagen mit verbürgt; darum würde er nicht zugegeben haben, daß unsere bisherige Art über die Kunst zu denken und zu schreiben eine Abänderung erlitte, wenn ich es auch fähig gewesen wäre zu thun, wovor mich Gott und alle Heiligen in Gnaden bewahren wollen. Hier, Werthester, sei meiner Entschuldigung, wenn es anders einer bedurfte, ein Ziel gesetzt, ich hoffe, Sie sind von meiner aufrichtigen Gesinnung in der Sache nun überzeugt. Behalten Sie mich lieb und grüßen und empfehlen Sie mich Ihren Eltern. Meyer."

In seiner Art äußert sich Goethe gegen Boisserée in einem Brief [2] aus Jena vom Juli 1817: „Wegen W. K. F. sind schon manche Reclamationen und Approbationen eingegangen; alles wird sorgfältig zu Akten geheftet und wird daraus ein entschiedener Blick in die deutsche Kunstwelt, ihr Wollen und Vollbringen hervorgehen, welches ohne diesen kühnen Schritt nicht gewesen wäre."

Der Aufsatz rief in Rom große Mißstimmung hervor. Niebuhr fand es betrübend, daß Goethe so „in's Blaue hinein aburtheilend" vorgehen konnte [3].

Zwar ist nicht zu verkennen, daß die Weimarer Kritiker und die neue Schule in manchen Ansichten über Kunst und ihre

[1] Nichtsdestoweniger schreibt er 1818 an Horner: „Frankfurt bin ich vorübergegangen: denn in dieser Stadt spuken Cartons von Cornelius und von Overbeck, welche man, wenn man Friede haben will, gut, ja göttlich finden muß, und ich möchte Niemandem etwas Unliebes erweisen, aber auch gern ein reines Gewissen behalten." Züricher Neujahrsblatt für 1852: Das Leben des Hofraths H. Meyer. S. 13.

[2] Sulpiz Boisserée. II. 178. Die Signatur W. K. F. bedeutet „Weimarer Kunstfreunde".

[3] Brief aus Frascati, 26. September 1817. Lebensnachrichten über Niebuhr aus Briefen desselben. Hamburg 1838. S. 324.

Behandlung übereinstimmten und vielleicht noch zu einem bessern gegenseitigen Verständniß gelangt wären, wenn ein persönlicher Austausch möglich gewesen wäre, daß das Urtheil jedenfalls günstiger gelautet hätte, wenn die Kunstfreunde die Compositionen zu den im Werden begriffenen Fresken hätten sehen können. Auf der andern Seite aber bestand trotz der äußerlichen Annäherung, welche Männer wie Christian Schlosser und Boisserée eine schließliche Vereinigung hoffen ließ, doch ein fundamentaler Unterschied zwischen beiden Richtungen, der in dem Gegensatz der ganzen Weltanschauung gründete. Goethe, der Vertreter des Humanismus, sah die Blüthe der Cultur in der Renaissance; sein Losungswort war das Reinmenschliche. Die alles belebende Quelle der Kunst für die neue Schule war Gott, der Urquell alles Schönen. Für Goethe hatte die Kunst nur eine ästhetische Bedeutung; für die Jünger der neuen Schule aber eine ethische. Goethe, sagt Rumohr, war „in dem Wahn befangen, daß für die Kunst alles gewonnen sei, wenn man sie aus dem Gebiet der reellen Beziehungen in jenes ihm beliebtere einer doch nur oberflächlichen ästhetischen Annehmlichkeit versetze". Die christlich gesinnten Maler beseelte die Erkenntniß, daß die wahre Kunst in der Religion, im Volksleben, kurz in der Summe aller ernstlichen und reellen Lebensverhältnisse wurzeln müsse; daß es ihre Aufgabe sei, im höheren ethischen Sinne an der Erziehung des Menschengeschlechts mitzuwirken. Ein edler Drang belebte diese jungen Männer, denen es zur heiligen Ueberzeugung geworden, daß das Kunstwerk keinen andern Zweck haben könne, als den aller relativen Schönheit überhaupt: „den Geist durch das Sichtbare zum Unsichtbaren zu erheben".

Uebrigens muß betont werden, daß die neue Schule die Anschuldigung einer sklavischen Nachahmung Giotto's und seiner unmittelbaren Nachfolger als unzutreffend bestritt und zurückwies. Allerdings machten sie kein Hehl aus ihrer bewundernden Hinneigung zu jenen frommen Meistern, die ihre Inspirationen aus den Reichen der Natur und der Gnade empfingen. Aber

sie suchten, wie einer der Betheiligten (Ph. Veit) sich äußert, in den Meisterwerken der altitalienischen Kunst nur den Anknüpfungspunkt, an den sich lehnend und von welchem ausgehend sie ihrem Ziele fortschreitend zustreben könnten. Und schon zur Zeit der Anwesenheit des Kronprinzen Ludwig von Bayern in Rom (1817—1818) konnte der in seinem Gefolge befindliche Dr. Ringseis von dort aus schreiben: „Auch unsere Künstler werden den Gang zur Vollendung thun; die Kräftigen haben sich losgemacht von beengenden Banden und zeigen sich in freien und großen Bewegungen; wer eigene Kraft, wer Flügel hat, der folge.“ (Erinnerungen des Dr. J. N. v. Ringseis, herausgegeben von Emilie Ringseis. I. 469.)

Wenn von den Malerbrüdern in Rom auch keiner den Versuch machte, vor der Oeffentlichkeit sich zu rechtfertigen, so fanden sie doch bald zwei würdige Vertheidiger. Der erste war August Kestner, Overbecks einstiger Kunstberather im Beginn seiner Laufbahn, seit 1817 ständig in Rom; der zweite Johann David Passavant, der treue Freund Pforrs und gleich ihm ein Landsmann Goethe's.

Als Kestner im Frühling 1817 nach Rom kam, war er „froh überrascht“ von dem lebensvollen, jugendfrischen Charakter der Fresken an der Casa Bartholdy. Andererseits sah er in dem Atelier des gefeierten italienischen Malers Camuccini die besten nach klassischen Mustern ausgeführten Gemälde, alle Figuren mit den wohlproportionirten Armen, Händen, Füßen, Köpfen und den tadellosen Gewändern der antiken Statuen versehen, aber diese erlernten Gliedmaßen so angewandt, daß sie wie „aus einer warmen Harmonie göttlicher Schönheit herausgerissen“ schienen. Er fand, daß die Nachahmung des klassischen Alterthums, wie sie durch Mengs, Angelica Kauffmann und andere in Schwang gekommen, zu einem Zwang geführt habe, von dem sich Carstens und Schick in mühsamem Widerstand erhoben.

Solche Betrachtungen führten ihn auf den Gedanken, das Wesen der Nachahmung zu ergründen, und so entstand die

anonym erschienene Abhandlung: „Ueber die Nachahmung in der Malerei“[1], in welcher der Verfasser, bei aller dankbaren Verehrung für den Weimarer Dichterheros, sich mannhaft „zum Vertheidiger der die altmoderne Kunst verehrenden jungen Künstler“ aufwirft. Er sucht zu erweisen, daß „für die Künstlerexistenz des Lernenden die größten Kunstwerke die gefährlichsten“ seien, weil der Kunstjünger solchermaßen in ausschließliche Nachahmung vertieft, nicht mehr Gott, sondern Phidias und Rafael anbete. Es sei Beruf desselben, „nicht sowohl die Musterwerke nachzuahmen, als von den alten Meistern belehrt, mit ihnen aus der reinen Quelle der Natur zu schöpfen“, denn den Gemälden einer noch nicht vollständig entwickelten Kunst gegenüber, sehe er, wie die alten Meister gerungen haben, die Natur zu erreichen. Es sei darum der richtigste Takt der Neu-Deutschen gewesen, „daß sie die einfache naive Natur bei Ghirlandajo, Luca Signorelli und Pietro Perugino suchten, welche dieselbe dem Rafael und Michel Angelo, ihren großen Schülern, überliefert hatten; daß sie so, begeistert von der vorrafaelischen Kunst, sich unter Beistand der größten Lehrer emporzuarbeiten und die Natur wieder zu gewinnen strebten.“ (Röm. Studien S. 121—126.)

Passavant war im December 1817 in Rom eingetroffen, und bewegte sich ganz im Bundeskreise der Malerbrüder. „Damals waren,“ so berichtet der spätere Biograph Rafaels in seinen Lebensnachrichten, „die mit so großem Erfolg gekrönten Leistungen der Deutschen in Rom in ihrem Vaterlande fast unbekannt, und oft sehr verkannt geblieben. Sie wünschten deßhalb lebhaft, daß ihre Bestrebung zur Kenntniß des deutschen Publikums kommen möchten, was Baron von Rumohr durch eine Schrift zu thun ihnen versprochen, aber nicht ausgeführt hatte. Meine guten Freunde, besonders Cornelius, forderten

[1] Ueber die Nachahmung in der Malerei. (Geschrieben zu Rom im October 1817.) Frankfurt bei Varrentrap 1818.

mich daher dringend auf, diese schriftstellerische Arbeit zu übernehmen, indem ich, selbst Künstler und im vertrautesten Umgang mit ihnen lebend, gewiß auch die Fähigkeiten dazu in mir finden würde. Mein lebhaftes Interesse an dem Umschwunge der deutschen Kunst in Rom überwand endlich mein Bedenken über das Gelingen einer von mir noch nie versuchten Sache." — Passavants kleines Buch mit dem ausführlichen Titel: „Ansichten über die bildenden Künste und Darstellung des Ganges derselben in Toscana; zur Bestimmung des Gesichtspunktes, aus welchem die neudeutsche Malerschule zu betrachten ist, von einem deutschen Künstler in Rom" (Heidelberg und Speyer 1820), gibt nicht nur eine treue Uebersicht der Toscanischen Kunst, sondern auch die genaueste und beste Schilderung der neuen deutschen Bewegung bis auf seine Zeit. Es wurde von der Lukasbruderschaft mit ungetheiltem Beifall aufgenommen und hat späteren Kunstforschern als Hauptquelle gedient.

Inzwischen stellten sich auch andere Anwälte der neuen Richtung ein. Friedrich Schlegel erörterte in einer Abhandlung in den Jahrbüchern der Literatur von 1819 die Grundsätze einer richtigen Nachahmung, und sprach sich dabei in ehrender Weise über den augenblicklichen Stand der deutschen Kunst in Rom aus[1]. Ebenso urtheilte in seiner Art Joseph Görres, der rheinische Gelehrte und Patriot, dessen flammendes Wort in den Tagen der Befreiungskriege so mächtig gezündet, in seinem schicksalsvollen Buche von 1819: „Deutschland und die Revolution", über das redliche Streben der jungen Deutschen in Rom, die in eine Innung sich brüderlich verbunden, um des Vaterlandes Ehre auszubreiten[2].

[1] Ueber die deutsche Kunstausstellung in Rom und über den gegenwärtigen Stand der deutschen Kunst in Rom, im 7. Band der Wiener Jahrbücher der Literatur.

[2] Görres' Ges. Politische Schriften IV. 146—147. Bürgermeister Overbeck theilt in einem Briefe vom 9. November 1819 dem Sohne diese Stelle als eine Probe des merkwürdigen Buches mit.

Gleichzeitig mit Passavant trat auch Karl Friedrich von Rumohr in die literarische Arena [1] und holte somit redlich nach, was er angeblich den jungen Künstlern versprochen. Der bekannte geistvolle Schriftsteller und Kenner, ausgezeichnet durch tiefes Kunstgefühl, Scharfsinn und Geschmack, war im Jahre 1816 zum zweiten Mal nach Rom gekommen, das er schon zehn Jahre früher besucht hatte. Er bereiste Italien, um gelehrte Untersuchungen über die mittelalterliche Kunst des Landes zu machen, die er später in seinem Hauptwerk „Italienische Forschungen" (1827—1831) niedergelegt hat. Zunächst aber bot ihm das 1820 von Schorn gegründete Kunstblatt ein passendes Organ für seine kunsthistorischen Betrachtungen und hier, in den ersten Jahrgängen der Zeitschrift (1820 und 1821), hob er mit Kraft das Verdienst der neu emporblühenden Malerei hervor und vertheidigte das Bestreben ihrer vorzüglichen Vertreter Cornelius, Overbeck, Veit und Schnorr, sich der alterthümlichen Einfachheit und strengen Tendenz der vorrafaelischen Kunst anzuschließen [2]. Er blieb ihnen auch fortan bei aller Selbständigkeit des künstlerischen Denkens ein treuer Gönner.

Früher schon hatte Rumohr Overbecks Gemälde für die Königin von Bayern, welches auf der Münchener Kunstausstellung im Jahre 1814 zu sehen war, sehr günstig kritisirt [3]. Er sprach dort von dem Bilde der drei Könige aus dem Morgenlande, das „guten Gemüthern die süßesten und

[1] K. F. von Rumohr, geboren am 6. Januar 1785, gestorben 25. Juli 1843. Er war in der Umgegend von Lübeck begütert, wo er seine frühesten und seine letzten Jahre verbrachte. Italien hat er viermal: 1804—1806, 1816—1822, 1828 und 1837, besucht.

[2] H. W. Schulz, K. F. von Rumohr, sein Leben und seine Schriften. Leipzig 1844. S. 25. 26.

[3] Denkwürdigkeiten der Kunstausstellung des Jahres 1814. (München 1815.) Bei dieser Ausstellung waren Namen vertreten wie: Clemens Zimmermann, Rhomberg, Stieglmaier, Koch (mit fünf Landschaften), K. Fischer, W. Kobell, P. Heß, Suhrlandt, Stieler, Ohlmüller, Quaglio, L. E. Grimm, Lips, Dillis, Wagenbauer 2c.

reinsten Empfindungen" nahe bringe, „so wie dieselben aus einem ächten und unverhohlenen Herzen in das Kunstwerk eingeflossen" seien. „Glücklich aus der Natur gegriffen ist die zurückverlegte Gruppe zweier Knaben und eines Hirten, die den Advent mit unschuldiger Musik begrüßen, und große Süßigkeit des Ausdrucks erscheint vorzüglich in der Figur des jüngern unter den Königen, sowie auch viel Zartes in die gefeierte Mutter gelegt worden ist. Die Zeichnungsart dieser Bilder ist rein und äußerst fleißig, und da dieselbe die Mitte der ältern florentinischen und niederteutschen Manieren gewonnen hat, kann es nicht fehlen, daß dieselbe, nach den verschiedenen Ansichten, gleich sehr dem Tadel und Beifall ausgestellt ist."

Das reine Gemüth des Künstlers rührte nicht alle Beschauer, und auch die ätzende Schärfe des Tadels blieb Overbeck nicht verborgen. „In München", schreibt er am Weihnachtsabend 1814 an Sutter, „soll eine Recension meines kleinen Bildes für die Königin erschienen sein, in der man mich gewaltig durchhechelt — fast auf eine hämische Art. Herr vergieb ihnen, sie wissen nicht was sie thun."

Doch auch das Schicksal dieses Werkes, das ihm eine Zeitlang Sorge bereitet, hatte sich inzwischen zum Guten gewendet. Irgend ein Versehen oder Mißverständniß muß die pünktliche Ankunft des Bildes, das bereits im Herbst 1813 abgegangen war, bei der königlichen Bestellerin verzögert haben; denn während der Maler im Mai 1814 klagt, daß er gar nichts davon höre, erhielt er im Herbst desselben Jahres ein gnädiges Handschreiben aus Nymphenburg, das ihm mit dem richtigen Empfang des Gemäldes zugleich den Dank und die Anerkennung der hohen Frau kundgibt.

„Nymphenburg den 13. September 1814.

„Das schöne Gemälde [1] des Herrn Overbeck habe Ich zu seiner Zeit richtig und mit vielem Vergnügen empfangen, auch sogleich

[1] Das Bild kam nach dem Tode der Königin Caroline in den Besitz der Königin von Sachsen und befindet sich seitdem in Dresden.

die Verfügung getroffen, daß demselben 20 Louisd'or angewiesen würden. Zur Auszahlung weiterer 20 Louisd'or habe Ich bereits Befehl gegeben. Indem Ich den Herrn Overbeck hievon benachrichtige, danke Ich demselben verbindlich für dieses gelungene Kunstwerk, und füge die Versicherung derjenigen besondern Werthschätzung bei, womit Ich verbleibe

desselben affektionirte
Caroline."

9. Mit Erfolg gekrönt.

(1816—1818.)

Frescomalerei (Villa Bartholdy. Villa Massimo). Passavant. Niebuhr. Noirlieu. Julius Schnorr. Rehbeniz, Ramboux und Horny. Kronprinz Ludwig und das Künstlerfest in Rom.

„Wirklich würdest Du Rom nicht mehr kennen, wenn Du es jetzt sähest, denn es hebt sich, wie ein Phönix aus der Asche, verjüngt hervor, und wenn gleich das vollendete Große und Schöne nur erst in der Hoffnung vorhanden ist, so sind doch bereits die sichern Vorboten desselben da." So schrieb Overbeck bereits am 26. Mai 1814, kurz nach dem Einzug Pius' VII.

Die Rückkehr des Papstes war für Rom höchst wohlthätig, und die Wirkungen traten mit jedem Jahr sichtbarer zu Tage. Die ewige Stadt gewann in der That ein neues, verjüngtes Ansehen. Pius VII., der sanfte, milde, apostolisch einfache Greis, wandte alle Oberhirtensorge auf, die Kirche in ihrem alten Glanze wiederherzustellen, unterstützt von seinem treuen Consalvi, dem er das Amt des Staatssekretärs übertragen hatte. Die religiösen Orden wurden in ihre früheren Rechte wieder eingesetzt. Verschiedene zeitliche Mißstände wurden beseitigt und zweckmäßige Reformen in der innern Verwaltung des Kirchenstaates eingeführt. Wissenschaft und Kunst erfuhren mannigfache und großmüthige Förderung. Das Werk der Ausgrabungen,

schon in der ersten Regierungsperiode dieses Papstes begonnen, wurde jetzt mit neuem Eifer wieder aufgenommen und mit öffentlichen und privaten Mitteln weitergeführt. Das Colosseum, die Triumphbogen des Constantin und Septimius Severus, die schönen Säulen, welche zum Tempel der Dioscuren gehörten, nebst anderen Resten antiker Herrlichkeit sind unter der Regierung Pius VII. vom Schutte entblößt und freier zugänglich gemacht worden. Die Herzogin Elisabeth von Devonshire, welche mehrere Jahre in Rom weilte, trug die Kosten für die Ausgrabung des Piedestals der Phocas-Säule im Forum. Andere distinguirte Fremde kehrten nach Rom zurück, gleich so manchen wohlhabenden Einheimischen, welche unter der Occupation die Stadt verlassen hatten; und der großmüthige Papst gestattete, ein Muster der Gastfreundschaft, einer ganzen Colonie von Bonaparte's, nach ihrem Fall im Schatten des Vaticans sich anzusiedeln.

Oeffentliche Gebäude wurden verschönert, alte Denkmäler restaurirt, das auf den Familiennamen des Papstes getaufte Chiaramonti-Museum im Vatican eingerichtet und ein neues Museum für Antiken, der Braccio Nuovo, angefügt. Groß war die Freude der Römer, als die berühmten Meisterwerke, Zierden der Gallerien und der Kirchen, aus Paris zurückgebracht wurden. Ein frischer Geisteshauch, ein heiliger Enthusiasmus belebte die Hauptstadt der christlichen Welt, und von diesem Geiste angeweht, sandte Overbeck folgende frohe Schilderung an L. Vogel:

„Rom, am 5. Mai 1816.

„... Es ist Sonntag Nachmittag, indem ich dieses schreibe, und ich bin noch ganz voll von dem, was ich heute Morgens aus dem Vatican heimgebracht habe, aus diesem wahren Feenpalaste, und da scheint es mir ein passendes Stündchen, diese Fülle in Freundes-Brust auszuschütten. Du wirst Dich vielleicht wundern, daß ich Dir vom Vatican erzählen will, der Dir ja so gegenwärtig noch sein muß, als hättest Du ihn heute erst mit

mir zuletzt betreten; allein ich sage Dir und ohne Uebertreibung, Du kennst ihn noch gar nicht; denn was Du gesehen, das war, gegen den jetzigen den eigentlichen Vatican, etwa was ein bis auf Haut und Knochen zusammengefallener siecher Körper gegen einen Leib, der in voller Blüthe der Jugend und in kräftiger Fülle der Gesundheit prangt. Und vornehmlich an Sonn- und Donnerstagen, wo der ganze Vatican seit einigen Tagen nach neuer Einrichtung des Papstes unentgeldlich für jedermann offen steht; doch ich muß Dir meinen ganzen heutigen Gang beschreiben.

„Laß uns denken, wir giengen Arm in Arm jetzt in der hohen, prachtvollen Colonnade, und träten ein in das Haus der Häuser, in jenen Hof, wo schon von weitem die lieblichen Logen-Gemälde entgegenleuchten. Wir gehen durch die Logen des Giovanni da Udine, zuerst, so ist die Ordnung, in das Museum. Schon der Gang der Inschriften ist nicht mehr der alte! Ueberall Torso's und Sarkophage, ausgesuchte Säulen, Capitelle und Cornischen; dann das schon überreiche unabsehbare Museo Chiaramonti, noch mehr bereichert von Bruchstücken aller Art! Sieh, wie es überall wimmelt von Volk, jeder Eingeborne freut sich des National-Eigenthums, jeder Fremde des Welt-Eigenthums, das auch ihm mitzugenießen freundlich vergönnt wird, ohne daß ihn Custodi mit hohlen Händen belästigten, nein! in festlicher Kleidung sind sie nur zugegen, ihm den Genuß zu erleichtern. Keine todte Gypse starren Dich mehr an, nein! der Marmor athmet Dir entgegen; ein jedes scheint Dir zuzujubeln: auch ich habe meinen alten Ehrenplatz wieder! — Ach! und blickst Du hinaus aus diesem Tempel, so scheinen die Berge mitzujauchzen und alles grünt und blüht und duftet, als wäre der Himmel zur Erde herabgestiegen!

„Du kennst sie, diese heiteren Gemächer, des Apollo, des Laokoon, den Saal der Musen, die große Rotunde, wo das porphyrene Becken; überall siehst Du zurückgekehrte Meisterwerke! Auch der großen Thüren mußt Du Dich noch erinnern, durch

die man aus diesem letzten Saal hinausgeht, wo eine marmorne Doppelstiege hinaufführt in den obern Theil zu den vielen Vasen aus den kostbarsten Steinen, von rosso antico, Jaspis &c. Sieh nun hier am Eingange dieses Saales diesen Anblick! Versuch es, ob Dein Auge das Ende dieses unabsehbaren Ganges erreicht! Alles steht Dir offen! Laß uns weiter gehen! Sieh, erst jetzt, da der ganze Prachtsaal hinter uns liegt, erst jetzt ermißt das Auge die ganze Länge dieser Flucht, und traut sich selber nicht; auch durch den Saal der Candelaber gehn wir hindurch, da dehnt sich vor uns noch der gewaltige Gang der Landkarten — ich weiß nicht, ob Du ihn jemals sahst; sonst war er unwichtig, denn die Wände standen nackend da, und war man am Ende, so mußte man, unbelohnt, die ganze ermüdende Strecke zurückmessen. Jetzt ziert ihn eine Doppel-Reihe von unzähligen Hermen, und bist Du am Ende, so öffnet sich Dir ein Heiligthum, wie die Welt kein zweites aufzuweisen hat: eine Reihe von Zimmern, die für die Rafaelischen Tapeten eigens gebaut und eingerichtet und nun mit denselben auf eine Weise bekleidet sind, die diese Wunderwerke erst recht verständlich oder doch genießbar macht; das erste enthält die aus der Apostelgeschichte, die auf glatten Wänden neben einander ausgespannt sind, so daß sie nur durch die aufgezogenen grünen Vorhänge von einander getrennt sind, und die ganzen Wände übrigens bis hinunter auf den Boden genau ausgefüllt sind [1]. Ich sage Dir, man hat von diesem Anblicke gar keine Vorstellung, und vergebens würde ich es versuchen es Dir anschaulich zu machen. Das letzte nun dieser Zimmer [2] gränzt unmittelbar an die Stanze, wo der Burgbrand gemalt ist, auch hier ist alles offen, und höchst überraschend ist diese Verbindung, die nun wieder unmittelbar in das Herrlichste ver-

[1] Die Tapeten erhielten später ihren Platz in dem Corridor zwischen der Gallerie der Candelaber und der der Landkarten.

[2] Dieß letzte Zimmer birgt jetzt Overbecks Via crucis.

setzt, was je die Frescomalerei geliefert hat. Doch wir sind noch lange nicht zu Ende; denn bist Du nun die ganze Reihe der Rafaelischen Stanzen durchgegangen, so führt Dich eine Seitenthüre im Saal der Constantinschlacht erst noch in die kleine Capelle des Fra Angelico da Fiesole, von da kommt man wiederum in die Rafaelischen Logen, und steigst Du nun wiederum hinab, so schließt den Zauberkreis, gleichsam als letztes schönstes Glied der Kette, die Sala Borgia, in der die zurückgekehrten Bilder aufgestellt sind, die Madonna von Foligno, die Transfiguration, die Krönung der Maria, ein Jugendgemälde Rafaels 2c. Diese Dir einzeln zu beschreiben verspare ich auf ein andres Mal, für heute nimm mit diesem Ueberblick des Ganzen fürlieb.

Ein wahrhaft Reich der Himmel ist sein Haus,
Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen.
(Mortimer in Maria Stuart.)

„Von neuen Einrichtungen vergaß ich noch Dir zu sagen, daß in den Logen jetzt große Glasfenster gemacht sind, nach dem Sprichwort: ‚wenn die Kuh gestohlen ist, so schließt man den Stall.‘ Auch stören diese Fenster von unten sehr den Eindruck der Architektur, der wie Du weißt so grandios und heiter zugleich war. Am Eingange der Logen ist auf einer Säule Rafaels Marmor-Büste aufgestellt, ich glaube ein Geschenk von Canova, doch nicht von ihm gearbeitet und sehr mißlungen. Der alte Pietro in den Stanzen ist vor einiger Zeit gestorben.

„Eine andre bedeutende Verschönerung Rom's ist die Erweitrung des Spazierganges auf Trinità de' Monti, der zu Deiner Zeit sich nur bis an die Villa Medicis erstreckte, nun aber von da geradeaus fortgesetzt ist über den ganzen Monte Pincio bis zur Porta del Popolo hinunter; eine Anlage, die zuerst von den Franzosen unternommen ward, aber unter ihnen nur bis zu einer gänzlichen Umwühlung des Bodens gedieh, dann aber vom Papste fort und durchgeführt ward, bis nun

seit kurzem eine geordnete von breiten Wegen durchschnittene Baumpflanzung daraus entstanden ist, die nach dem Zeugniß aller Reisenden zu dem Schönsten gehört, was es in der Welt giebt. Dort ist jetzt unser täglicher Spaziergang am Abend, wo sich die löbliche Tedescheria zusammenfindet.

„Was nun sonst noch Neues in Rom entstanden ist, als: der große Platz um die Colonna Trajana, die für den Kaiser eingerichteten kostbaren Zimmer auf dem Quirinal mit den schönen alten Bildern daselbst ꝛc., das übergehe ich für heute, um auf Deine deutschen Freunde in Rom zu kommen, deren Thun und Lassen Dich gewiß vorzüglich interessiren wird.

„So melde ich Dir denn vor Allem, und zwar mit rechtem Jubel, daß der hiesige preußische General-Consul Hr. Bartholdy den höchst lobenswerthen Entschluß gefaßt hat, ein Zimmer in seiner Wohnung von preußischen Künstlern in Fresco ausmalen zu lassen, und dazu unsre Brüder Cornelius und Schadow erwählt hat, die denn schon mit großem Eifer an den Cartons dazu beschäftigt sind. Nicht wahr, dazu wirst Du große Augen machen? Ja wohl, mein Bester, freue Dich von Herzen mit uns und bitte Gott um Gelingen dieses ersten Versuches, der gewiß entscheidende Folgen für das zukünftige Schicksal unsrer Brüder, und dadurch mittelbar für das Emporkommen unsrer Kunst, haben wird. Das Haus, das zu dieser Bartholdina bestimmt ist, ist das Eckhaus auf Trinità de' Monti, das Dey'sche Haus[1]; die Gegenstände sind Geschichten aus dem Leben Joseph's. Cornelius wird die Auslegung der Träume Pharao's malen, und wie er den Ismaeliten verkauft wird. Schadow — wie das blutige Kleid dem Vater gebracht wird, und wie sich Joseph seinen Brüdern zu erkennen giebt. Außerdem wird noch der jüngere Veit, der gegenwärtig auch in Rom ist, hülfreiche Hand dazu bieten, um das Werk, das nach dem Accord schon Ende Octobers fertig sein soll, zu

[1] Früher Casa Zuccari genannt.

beschleunigen, und die Keuschheit Josephs auf einer kleineren Wand malen. Auch Catel war bestimmt mitzumalen, ein Paar Landschaften, aber es scheint daß er sich zurückziehen will, da die Sachen allerdings nur gering bezahlt werden.

„Von dem obenerwähnten jüngern Veit, der auch mein Hausgenosse ist, muß ich Dir noch sagen, daß dieser ein sehr talentvoller tüchtiger Mensch ist und dabei höchst liebenswürdig und gründlich fromm. Er ist übrigens sowohl in der Kunst, als im Uebrigen, gerade das Gegentheil von seinem Bruder; so furchtsam dieser zu Werk geht, so herzhaft greift es der jüngere an, und er hat hier schon in wenigen Monaten Proben von großem Talent gegeben. Meister Koch, der wie Du weißt nun wieder bei uns ist und ein schönes Bild nach dem andern malt, versichert, daß dieser Veit in Wien ein Portrait einer Gräfin Zichy[1] gemalt habe, das den alten Meisterwerken, besonders in Rücksicht der Farbe, an die Seite zu setzen sei."

„Am 17. Mai.

„Die Absendung dieses Briefes hat sich verspätet, und so wirst Du vielleicht bei Empfang desselben schon im Besitz des Bildes sein; wenigstens ist es in diesem Augenblick schon abgeliefert, und zwar einem Reisenden, Hofrath Wilken von Heidelberg, der morgen abreist und sehr schnell in Bern zu sein denkt, von wo aus er mir versprochen hat, es Dir durch die Post zu übersenden.

„Indessen hat es das Schicksal so gefügt, daß auch ich, unverdienterweise, zu der großen Frescoarbeit bin gezogen worden, an Catel's statt, der zu viel andre einträglichere Arbeiten im Genrefach hat, um sich mit solchen Sachen abzugeben. Daß ich mit beiden Händen und mit großem Jubel zugegriffen habe, kannst Du denken. Anfangs Juni denk ich Hand an's Werk zu legen, und zwar zuerst an eine allegorische Darstellung der

---

[1] Gräfin Julie Zichy, eine durch Schönheit, Liebenswürdigkeit und Seelengüte ausgezeichnete Dame († Herbst 1816).

theuren Zeit, die in ein Halbrund kommt, der guten Zeit gegenüber, die Cornelius malen wird. Hernach habe ich noch ein großes Bild zu malen, den Verkauf Josephs an die Ismaeliter. Die Figuren werden in beiden über lebensgroß. Ein Wagestück — nicht wahr? indessen bin ich Gottlob! voll Muth, überzeugt daß der mich an diesen Platz gestellt hat, zu dem ich mich durchaus nicht gedrängt habe, der wird mir auch das nöthige Gelingen schenken."

Philipp Veit, der jüngere Bruder von Johannes Veit, war im November 1815 in Rom angekommen. Er hatte als freiwilliger Jäger mit seinen Freunden Jos. von Eichendorff und Fr. von Fouqué am Befreiungskriege theilgenommen, hatte, ein Liebling seiner Waffengefährten, den Zug der Alliirten bis nach Paris mitgemacht, und war, „wegen seines ausgezeichneten Betragens" zum Lieutenant avancirt, im Juni 1814 in die deutsche Heimath zurückgekehrt mit einem Abschied von seinem Commandeur v. Löbell, welcher offiziell bezeugt, daß Veit „allen vorgefallenen Schlachten und Gefechten, bei welchen das Regiment zugegen war, beigewohnt und sich jederzeit durch ein höchst rühmliches Betragen vor dem Feinde ausgezeichnet habe". Es läßt sich denken, mit welchem freudigen Willkomm der junge Kriegsheld, eine herzhafte, offene, liebenswürdige Künstlernatur, im Kreise der patriotisch erregten deutschen Kunstgenossen aufgenommen wurde, als er in der ewigen Stadt eintraf, um nun gleich seinem Bruder, und unmittelbar neben ihm, seinen Malersitz daselbst aufzuschlagen und, höher begabt als dieser, mit den neugewonnenen Freunden Cornelius, Overbeck und Schadow brüderlich zu wetteifern um die Palme der heiligen Kunst.

Er war zur guten Stunde gekommen; der neue Auftrag setzte die deutsche Malercolonie in frohe Bewegung.

Jakob Salomon-Bartholdy war von jüdischer Abkunft; den Namen Bartholdy hatte er, als er sich taufen ließ, erst angenommen. Mit den beiden Veit verbanden ihn verwandtschaftliche Beziehungen, da sein Schwager Abraham Mendelssohn

mütterlicherseits deren Oheim war. Er stand in seinem 37. Lebensjahr, als er in der Eigenschaft eines preußischen Generalconsuls (1815) nach Rom kam, und galt für einen klugen Geschäftsmann von vielseitiger Bildung, die er auf Reisen erweitert hatte. Obgleich preußischer Unterthan, hatte er in der Wiener Landwehr den österreichischen Feldzug von 1809 mitgemacht und eine populäre Schrift über die Volkshelden von Tyrol geschrieben. Dem Bekenntniß nach Protestant, wurde er gleichwohl der Biograph seines wohlwollenden Gönners Card. Consalvi. Er besaß Kunstsinn und Geschmack, und sein Wunsch, ein Zimmer seines Hauses auf dem Pincio mit Arabesken zu schmücken, führte zu dem von Cornelius und seinen Genossen freiwillig erweiterten Auftrage, von welchem Overbeck in seinem Briefe so fröhlich berichtet. Indem Bartholdy den jungen Deutschen Gelegenheit bot, in der Frescomalerei sich zu versuchen, hat er der neuern Kunst einen Dienst erwiesen, dessen Tragweite er wohl selbst nicht ahnte.

Overbeck trug sich, wie wir wissen, mit dem Plane eines großen Illustrationswerkes, einer Bilderbibel für das Volk; es sollte die erste gemeinsame Arbeit der Brüder sein. Der Plan mußte jetzt zurückgestellt werden zu Gunsten dieser erwünschten und ersehnten Gelegenheit, die Frescomalerei wieder ins Leben zu rufen. Graf Stolbergs lehrreiche Geschichte der Religion Jesu Christi hatte den empfänglichen jungen Männern die wechselreichen Scenen des alten Testamentes in ein klares und anziehendes Licht gerückt; und die Wahl des Lebens Josephs als Gegenstand der Frescobilder mag wohl dem Studium dieses Werkes entsprungen sein, welches für Overbeck, wenn nicht für alle Brüder, von großer praktischer und selbst künstlerischer Bedeutung sich erwiesen.

Es war den jungen Männern zur Ueberzeugung geworden, daß die Wiedereinführung der Frescomalerei eine Bedingung des künstlerischen Aufschwungs, eine Wohlthat für das öffentliche Leben, ein neues volksthümliches Bildungs- und Erweckungs-

mittel sein würde; daß sie so recht geeignet wäre, alle Elemente der Kunst auf's freieste und größte in sich aufzunehmen, und speciell der deutschen Kunst „ein Fundament zu einer neuen großen, dem Zeitalter und dem Geist der Nation angemessenen Richtung zu geben." Wäre hier einmal wieder ein Anfang gegeben, so würden in Kurzem Kräfte sich entfalten, die bis dahin gebunden gewesen, und Schulen entstehen im alten Geist, die ihre wahrhaft hohe Kunst in's volle Menschenleben ergössen, es schmückend und erhöhend, „so daß von den Wänden der hohen Dome, der stillen Kapellen und einsamen Klöster, der Rathshäuser und Hallen herab alte befreundete Gestalten in neu erstandener frischer Lebensfülle, in holder Farbensprache auch unserem Geschlechte sagten, daß der alte Glaube, die alte Liebe, und mit ihnen die alte Kraft der Väter wieder erwacht sei." [1]

Cornelius, Overbeck, Schadow und Veit ergriffen darum mit Freuden das Anerbieten Bartholdy's, das ihnen eine erste Gelegenheit gab, ihre Principien an einer monumentalen Aufgabe zur Anschauung zu bringen. Es handelte sich für sie hiebei gar nicht um eine Frage des Gelderwerbs, sondern einzig darum, den dargebotenen Raum und die eigenen Fähigkeiten auf's beste auszunützen in der Herstellung einer zusammenhängenden Reihe von Wandgemälden, welche an dem Ort ihrer Entstehung dauernd bleiben sollten. Sie verhehlten sich keineswegs die Schwierigkeiten, welche ihnen ihre Unerfahrenheit in der technischen Behandlung bereiten würde, in einer Malweise, die fast neu erfunden werden mußte; aber mit dem Muthe der Jugend vertrauten sie auf ihren guten Stern und zweifelten nicht, daß Hingebung und Ausdauer, die Energie der Begeiste-

[1] Worte des Cornelius in dem berühmten Brief vom 3. November 1814 an Görres in Coblenz, worin er am Schlusse bemerkt, daß er nicht in seinem, sondern „im Namen vieler reichbegabter, edler und bewährter Menschen" also spreche. Vgl. Ges. Briefe von J. v. Görres II. 437. 439.

rung zuletzt jedes Hinderniß überwinden und erfolgreiche Resultate zu Tage fördern werde [1].

Federigo Zuccaro, der die Kuppel des Doms in Florenz gemalt, hatte das Erdgeschoß, den ersten Stock und die Treppe des Hauses, in welchem sie arbeiten sollten, mit Wandmalereien geschmückt. Diese waren jedoch ärmlich im Vergleich mit den meisterlichen Compositionen, welche im Beginn des 19. Jahrhunderts der Monumentalmalerei ein neues Leben einzuhauchen bestimmt waren. Die Malweise, welche unter Giotto zu frischer Blüthe gelangt war und ihre höchste technische Vervollkommnung in den mythologischen Darstellungen des Hannibal Caracci erreichte, war mit Mengs gleichsam abgestorben und in Vergessenheit gerathen. Carstens, der Vorläufer auf so manchen Pfaden der neuen Schule, hatte nur vereinzelte Versuche mit Leimfarben oder auf trockenem Bewurfe (fresco secco) gemacht; und einige Erfahrung ähnlicher Art besaß Cornelius von einem Auftrag in Frankfurt her, wo er im Schmidt'schen (jetzt Mumm'schen) Hause ein Zimmer mit Temperabildern, aber auf Leinwand auszumalen hatte.

Freundliche Erinnerungen an die Oertlichkeit erhöhten den Reiz des neuen Auftrags. Unter dem Dache des Hauses, das sie auszuschmücken berufen waren, hatten die jungen Künstler schon Stunden gastlicher Erholung und Geselligkeit verbracht. Der unternehmende Buch- und Kunsthändler Fr. Wenner aus Frankfurt a. M. war im Juli 1814 mit seiner Frau nach Rom gekommen und hatte für die Dauer seines dreivierteljährigen Aufenthalts in der Casa Zuccari Wohnung genommen. Es war ein feingebildetes Paar, das, für alles Schöne empfänglich und gastfrei, in Rom wie in Frankfurt ein geselliges Haus machte, in dem die deutschen Künstler gern gesehen waren, besonders aber Cornelius und Overbeck mit ihren Freunden

---

[1] Ueber die Technik der Frescomalerei s. Franz Trautmann, Kunst und Kunstgewerbe. Nördlingen 1869. S. 93.

viel Güte, Freundschaft und Ermunterung erfuhren. So meldet in glückseliger Stimmung Overbeck seinem Vogel am 15. Februar 1815: „Denk Dir, mein Lieber! ich werde wahrscheinlich die beiden Bräute malen, die ich einst, wie Du Dich erinnern wirst, für unsern seligen Bruder Pforr gezeichnet habe. Ein gewisser Hr. Wenner aus Frankfurt a. M., der mit seiner sehr liebenswürdigen Frau sich gegenwärtig hier aufhält, der nemliche bei dem der Faust von Cornelius, von Ruschewey gestochen, herauskommt, hat mir dieses Bild sammt einem gleich großen Gegenstücke bestellt. Ich bin ganz selig darüber, daß ich endlich einmal etwas Großes zu malen bekomme, und wie sehr mir der Gegenstand an's Herz gewachsen ist, weißt Du. Ueber das Gegenstück ist noch nichts bestimmt; ich denke aber darin die himmlische Liebe vorzustellen als Gegensatz der irdischen, die in jenem andern vorgestellt ist; vielleicht wähle ich die Vermählung der hl. Caterina mit dem Kristkindlein oder wie der Engel der hl. Cäcilia und ihrem Bräutigam Kränze bringt, sie als himmlische Verlobte zu schmücken." — Dieses Gegenstück kam nicht zur Ausführung, und auch die Vollendung der „beiden Bräute" mußte, Angesichts der großen Frescoarbeit, einer spätern Zeit vorbehalten bleiben.

Die hübsche alte Casa Zuccari, in welcher Wenner eine Reihe Gemächer bewohnte, liegt am Ende der Via Sistina, wo sie an die Piazza della Trinità de' Monti stößt, und war im 16. Jahrhundert von den Künstlern Taddeo und Federigo Zuccaro erbaut worden. Nach Wenners Abreise hatte der Generalconsul Bartholdy seinen Wohnsitz in dem Hause aufgeschlagen, und die von den Wänden des Erdgeschosses und der Treppe redende Tradition des Hauses scheint auf ihn gewirkt zu haben, als er sich entschloß, das Eckzimmer im dritten Stockwerk al fresco ausschmücken zu lassen.

Ein rührig frohes Leben begann von da im Kreise der Lukasbrüder, über deren fortschreitende Arbeit uns Overbecks Briefe erwünschten Aufschluß geben.

Overbeck an Vogel.

„Rom, am 2. Juli 1816.

„. . . Was nun unsre Fresco-malerei anlangt, so haben wir zwar noch nicht angefangen zu malen, allein Cornelius hat bereits seinen ersten Carton beendigt, und ich bin nahe dran, den meinigen [1] zu beendigen. Veit hat schon eine Probe im Fresco-malen auf einer Schieferplatte gemacht, da er mit seinem einfacheren Gegenstand zuerst fertig war [2]. Unterdessen arbeiten die Maurer schon an der Vorrichtung der Wände; blecherne Paletten sind bereits angeschafft, an Pinseln wird gearbeitet, Farben werden eingekauft; und in Kurzem werden wir auf unsern Gerüsten dasitzen und in Gottes Namen drauf los malen. Wir sind alle darüber sehr glücklich. Schadow kränkelt leider wieder, und weil er dadurch hinter uns zurückbleibt, wird er oft von Schwermuth angefochten. Mir fehlt nichts, als daß ich über meine Lieben in der Ferne beruhigt werde, um ganz glücklich zu sein."

Er hatte zufällig aus einer Zeitungsnachricht erfahren, daß sein geliebter Bruder Hans seine junge Frau in Hamburg durch einen Unfall plötzlich verloren habe; ein unglücklicher Sturz aus dem Wagen hinter scheugewordenen Pferden kostete ihr auf einer Spazierfahrt das Leben. Der noch nicht völlig geordnete Zustand Europas und der Umstand, daß die Eltern ihre Briefe an den Sohn nicht selten durch reisende Künstler beförderten, welche sich unterwegs oft länger aufhielten, trugen Schuld, daß die Nachrichten aus der Heimath verspätet ein-

---

[1] Den Carton der „sieben magern Jahre".

[2] J. M. Raich bemerkt: „Philipp Veit war es, der durch einen damals noch lebenden Arbeiter, dessen sich Mengs für seine Fresken bedient hatte, ein Stück Mauer zurichten ließ und in Gegenwart von Overbeck und Cornelius auf die Aufforderung des letztern: ‚Nun, Philipp, mache du die erste Probe!' seine Kunst versuchte und den ersten wohlgelungenen Kopf al fresco malte." — Dorothea von Schlegel und deren Söhne (1881). II. 355.

trafen und der Maler, ein ebenso liebevoller Bruder als Sohn, in monatelanger Ungewißheit schwebte.

Diese Unruhe abgerechnet, fühlte er sich jetzt ganz in seinem Element, ein beatissimo, wie es in einem Briefe seines Vaters heißt, der den neuen Auftrag des Sohnes mit nicht minderer Theilnahme begrüßte; denn obgleich dieser nur das armselige Honorar von 19 Scudi per Monat zu erwarten hatte, so erschien ihm doch die Sache selbst wichtig und folgenreich [1].

Welch frohmuthige Stimmung klingt aus den fortlaufenden Berichten an den Züricher Freund!

Overbeck an L. Vogel.

„Am 7. September 1816.

„. . . Von unsrer Frescomalerei, die uns nun ganz und gar beschäftigt hält, möcht ich Dir so gerne recht viel schreiben, aber ich kann heute unmöglich . . . Nur so viel, daß wir oft, trotz aller Plage dabei und allen Jammers, der wahrlich nicht geringe ist, doch wie die Könige glücklich sind. Ph. Veit hat sein Bild schon beisammen, und jeder staunt darüber, daß er das erstemal so viel geleistet. Der arme Cornelius, er der es am meisten bedürfte, rasch vorwärts zu gehen, ist schon mehreremale durch Krankheit abgehalten worden. Bartholdy ist äußerst glücklich über die Arbeit und nimmt rechten Antheil daran, das macht uns recht Muth, wenn oft das gänzliche Mislingen uns annihilirt. Ja glaube mir mein Lieber! es ist ein verzweifeltes Ding, so ein ganzes Zimmer auszumalen auf eine Weise, die man nie zuvor weder selbst getrieben, noch

---

[1] Dem Vater war es zugleich erfreulich, bestimmt zu wissen, wo er seinen Sohn täglich in Gedanken aufsuchen und ihm „einen Geisterbesuch erstatten" könne. „Fühlst Du dann zu Zeiten ein leises Wehen um Wang' und Hand,

Das ist des Vaters treuer Geist,
Der Freud' und Frieden Dir verheißt."

Aus Lübeck, 26. August 1816.

auch von andern hat treiben sehn. Da zeigt sich's was einer kann, und was einer nicht kann. Täglich sagen wir es uns gegenseitig, daß wir rechte Lumpenkerle sind; wie wir denn nicht ermangeln uns immer recht herunter zu reißen. Und kommt man nun einmal in den Vatican oder die Farnesina, da möchte man auf die Kniee sinken vor Ehrfurcht. Nun, die ersten Sachen werden auch nicht gleich so gewesen sein. Uebrigens bauen wir täglich neue Luftschlösser von auszumalenden Kirchen, Klöstern und Pallästen — in Deutschland; und kommen wir einmal zurück, so malen wir Euch Alles in Fresco aus!"

Vierzehn Tage später:

„Rom, am 22sten September 1816.

„Wir sind nun recht tief in unserer Fresco-Malerei, so recht mitten drin, und überglücklich dabei, wie Du es Dir vorstellen magst. Hätten wir Dich nur einmal bei uns, was das für ein Leben ist, wenn es so recht vorwärts geht mit den großen Gestalten; denn da gilt kein Säumen.

„Anfangs hatten wir mit der großen Hitze sehr zu kämpfen, die uns kaum drei Stunden Zeit ließ; so daß wir bald anfingen uns zweimal am Tage frischen Bewurf auftragen zu lassen, was wir noch bis jetzt, wiewohl unter weniger Schweißvergießen, doch mit nicht geringerem Kraftaufwand fortsetzen. Wie sonderbar es einem im Anfang ist, wenn man so den nassen Kalkbewurf vor sich hat, da hast Du keine Vorstellung davon; beim allerersten Versuch, den ich in meinem Leben im Oelmalen gemacht, bin ich nicht so verlegen gewesen als bei den ersten Fresco-versuchen, auch brauchte es Zeit bis wir einigermaßen dahinter kamen. Doch je mehr wir die eigenthümliche Behandlung inne bekommen, desto mehr wächst unsre Freude daran, und jetzt denken wir schon mit Schmerzen an die Zeit, wo es ein Ende nehmen wird. Doch hoffen wir, daß es nicht ohne Folgen bleiben wird, da Bartholdy ganz ungemeines Interesse an der Sache nimmt, und schon jetzt, da kaum einige Figuren dastehen (denn es kostet freilich ungleich mehr

Zeit als wir glaubten, worüber sich auch Bartholdy zufrieden giebt, in so fern die Differenz in den Kosten nicht allzu groß wird), uns fast alle vornehme Fremde, die hierher kommen, zuschickt oder selbst bringt. Wie wir hören, so soll schon jetzt in einigen deutschen Blättern davon posaunt werden (recht modern-deutsch!)." —

Wiederum zwei Wochen später bemerkt er, in einem Brief an denselben Freund, unterm 6. October: „... Ich schreibe diese Zeilen am ersten October-Sonntag, einem der schönsten Tage, die ich noch in Rom erlebt habe. Heute Mittag essen wir sämmtliche Frescanten bei unserm Mäcen Bartholdy in der Villa Viscardi vor Porta Salara, per far una vignata. Unsre Arbeit rückt denn jetzt etwas vorwärts, allein gegen den Contrakt, welcher lautete, daß wir Ende Octobers das ganze Zimmer sollten fertig haben, sind wir freilich noch weit zurück, indem wir noch nicht jeder ein Bild fertig haben; unser Padrone aber ist so liberal, daß er sich nicht so an den Contrakt hält und uns noch mehrere Monate Zeit gönnt, auch noch eine Zulage an Geld macht. In dieser Woche hoffen Cornelius und ich unsre ersten Bilder zu beendigen."

Es ist nur eine Sache der Billigkeit, wenn wir zur allseitigen Beleuchtung neben den Malern auch den Besteller der Arbeit zu Worte kommen lassen. Bartholdy schreibt an seinen Schwager Abraham Mendelssohn [1] in Berlin:

„6. Februar 1817.

„Du willst etwas Näheres von meinen Fresco-Gemälden wissen? Vorläufig Folgendes: Als ich hierher kam, fand ich viele deutsche und preußische Künstler von entschiedenen Anlagen und Talenten, jedoch ohne Gelegenheit sie auszuüben; keine Arbeit, keine Bestellung, als miserable Buchhändler-Zeichnungen und hin und wieder ein Portrait, oder bei denen, die

---

[1] Vgl. Die Familie Mendelssohn von Seb. Hensel. Berlin 1879. I. 111.

es drängte, zu schaffen, eine kleine halbvollendete Composition oder Gemälde in Oel. Hieraus entstand nicht nur das Uebel, daß man jene Künstler nicht kannte, sondern auch das vielleicht größere, daß sie sich selbst nicht kannten, welches bei einer gewissen Schwärmerei und Einbildungskraft oft die Wirkung hervorbrachte, daß sie sich selbst überschätzten. Mich jammerte dieser Zustand, indem ich zugleich die Hülflosigkeit und Unbehülflichkeit dieser Leute einsah. Auf offiziellem Wege war nichts zu thun, mein Einfluß, etwas der Art zu bewirken, unzureichend. Auch hätte ich nicht gewußt, was zu fordern und wie mich bei der Barbarei, die für die Künste zu Berlin herrscht, verständlich zu machen. Also mußte ich mich selbst Aufopferungen unterziehen und auch wohl Kränkungen, die bei keinem Unternehmen was mehr oder weniger ins Ganze greift zu vermeiden sind, gewärtigen — und dazu habe ich mich denn mit Freude und Muth entschlossen, sowie mich mein Vaterland immer bereit finden soll, wenn ich ihm nützlich sein zu können glaube.

„Die Frescomalerei war die schicklichste, alle Zwecke zu vereinen: 1) Ein bleibendes Denkmal der Arbeit, wenn sie geriethe und zwar zu Rom, dem Mittelpunkt der Künstlerwelt, wo die Wahrheit, ob etwas mittelmäßig, trefflich oder schlecht, sich bald entdeckt; 2) das Mittel für die Künstler, sich selbst kennen zu lernen, und zwar in einem Genre von Arbeit, die eine gewisse Schnelligkeit erfordert und nicht ewiges Retouchiren in Denken und Grübeln zuläßt; 3) Größe der Figuren und Gemälde, die Fehler und Schönheiten aufdeckt; 4) Zusammenarbeiten von mehreren jungen Künstlern, wo einer bei dem andern wenigstens keine ganz palpabeln Schnitzer durchlassen wird und die Emulation sie anspornt; 5) endlich Brod, um ein Jahr lang ihrem Fache zu leben.

„Das Lokal ist schön, helle, heiter, mit einer großen Aussicht über Rom. Weder in den Sujets, noch in irgend etwas, was die Kunst betrifft, habe ich meine Künstler genirt, beim Vor-

legen der Skizzen jedoch habe ich ihnen meine Kritiken freimüthig gesagt, von denen die meisten angenommen worden sind. — Mein Contrakt für die auszumalende Wohnung läuft noch 4 Jahre. Nachher, sollten auch meine Verhältnisse in Italien noch dieselben sein, werden die nicht billigen Wirthsleute mich vermuthlich so steigern, daß ich nicht werde bleiben können. Auf die Cartons habe ich renoncirt. Die Copien im Kleinen schicke ich Sr. Majestät. So habe ich den Künstlern und denen, die um die Sache wissen, gezeigt, daß keine Art Interesse mich leitet. Der Eitelkeit wird man mich auch nicht beschuldigen, denn ich ziehe mich zurück, so gut ich kann, und werde hierin der Undankbarkeit nicht entgehen. Gott weiß es, daß diese Ausgabe mich drückt, und daß ich bei so vielen andern, die meine Lage nothwendig macht, und bei meiner Unfähigkeit zur Oekonomie manche Nacht nicht gut schlafe, aus Sorge wie ich das viele Geld, was ich verbrauche, zusammen schwindeln soll; aber die wahrhaft reichen Leute thun ja nichts, oder thun es ungetheilt und für sich."

Inzwischen war es Frühling geworden, der die jungen Maler noch in voller Arbeit fand.

Overbeck an L. Vogel.

„Am 11ten April.

„Mit unsern Frescos bei Bartholdy gehts nun wieder recht vorwärts; Cornelius ausgenommen, der mit seinem Carton länger beschäftigt ist, weil er für den preußischen Hof bestimmt ist, sind wir alle so recht mitten drin: der jüngere Veit an den 7 Jahren des Ueberflusses, Schadow am Joseph im Kerker, und ich am Verkauf Josephs; und da Du [wie Du] mir sagst selbst Versuche im Frescomalen gemacht, so kannst Du Dir vorstellen, wie es da hergeht; doch darf ich sagen, daß es bereits merklich besser geht wie im Anfang, wozu denn auch die günstigere Jahrszeit nicht wenig beiträgt. Besonders aber macht Veit Riesenfortschritte und nicht selten unsern Neid rege, den nur

17**

die vollste Liebe, die man ihm nicht versagen kann, zu besiegen vermag. Doch über ihn noch ein Paar Worte, sowie über seinen Bruder. Wir sämmtlichen hier anwesenden Brüder haben es nämlich für unsre Pflicht gehalten, nach der Aufforderung Sutters, der so wie wir Andere überrascht war durch die Arbeiten dieser beiden Brüder, sie in unsern Bund zu ziehen, dem sie dann auch vor einiger Zeit mit Freude beigetreten sind." [1]

Am 25. Juli 1817 endlich meldet er dem Züricher Freunde und Bruder freudigen Herzens die Beendigung seines zweiten Mauergemäldes, welche einen Abschnitt in seinen Arbeiten machte, „wie er nur selten vorkommt". Er gönnte sich denn auch eine Erholung von vierzehn Tagen, die er in Frascati als Gast der Familie Bunsen verbrachte.

Franz Catel aus Berlin, der ohne Zweifel einer von den Künstlern gewesen, von welchen Bartholdy sagt, daß sie Illustrationen für Taschenbücher lieferten, ein Altersgenosse Overbecks (1789—1857), war mit seinem Bruder Ludwig, dem Architekten, schon im Jahre 1811 nach Rom gekommen. Am 14. November desselben Jahres, zur Zeit, als Overbeck in großer Sorge über das Ausbleiben der aus Neapel zurück erwarteten Freunde Pforr und Vogel schwebte, besuchte ihn der Landschaftsmaler und machte ihm alsbald einige technische Bemerkungen über seinen Einzug Christi, namentlich fand er Mangel an Luftperspektive in der Landschaft, der Stadt mit dem herausströmenden Volk und an dem Volk, das vom Berge herab nachfolgt. Noch am Abend erwiederte ihm Overbeck ganz erfreut seinen Besuch und lernte seinen Bruder und dessen Frau kennen. „Wir tranken auf deutsche Weise Thee, wobei ich mich recht nach Deutschland versetzt fühlte" — heißt es in Overbecks Tagebuch.

---

[1] Die Aufnahmsurkunde ist ausgestellt unter dem 9. December 1816 und mit Motto's unterzeichnet von Overbeck, Sutter, Cornelius, W. Schadow. S. Raich, Dorothea v. Schlegel und deren Söhne. II 394—395.

Die beiden Catel kamen von da an in ein freundschaftliches Verhältniß zu den Lukasbrüdern. Der Landschaftsmaler gab ihnen Unterricht in der Perspektive[1], und sein bedeutendes technisches Verständniß war Overbeck, der seine Arbeiten bereitwillig seiner Kritik unterbreitete, von großem Nutzen. Der Architekt kehrte 1812 nach Deutschland zurück, wo er schon 1819 starb. Sein Bruder dagegen verblieb eine lange Reihe von Jahren in Italien, und entfaltete eine reiche künstlerische Fruchtbarkeit, die sich nicht bloß auf das Landschaftsfach, sondern auch auf figürliche Darstellungen erstreckte[2]. Er hatte nach einiger Ueberlegung doch eingewilligt, an den Fresken sich zu betheiligen, und malte über den beiden Eingängen des Zimmers symbolische Landschaften: die eine zeigt Obelisken und Pyramiden, die andere ein imaginäres ägyptisches Gefängniß. Es war noch nicht das Zeitalter der buchstäblichen Wahrheit in Costüm und Scenerie; da indeß in dem Cyklus der Compositionen die gesammte Darstellung von Figuren und Beiwerk italienisch ist, so hatten die beiden Gegenstände den Zweck zu zeigen, daß der Schauplatz der Geschichte ägyptisch ist.

Die beiden Haupträume des Zimmers an der Ost- und Westwand sind von Cornelius mit zwei wichtigen Ereignissen in Josephs Leben bedeckt: der Traumdeutung vor Pharao und der Wiedererkennung Josephs und seiner Brüder. In der letztern Composition ist Bartholdy in der Gestalt eines theilnehmenden Zuschauers angebracht; er hat hübsche wohlgeschnittene jüdische

[1] Am 16. December 1811, dem Tage, an dem Overbeck durch die Bestellung eines Bildes für die Königin Caroline von Bayern beglückt worden, bemerkt er in seinem Tagebuch noch: „Abends begann unser perspectivischer Unterricht beim Hrn. Catel.“ — Vgl. auch Dorothea v. Schlegel. II. 57.

[2] Die neue Pinakothek in München besitzt acht Bilder von Catel, sieben italienische Landschaften und ein originelles historisches Genrebild, Kronprinz Ludwig von Bayern in der spanischen Weinschenke an der Ripa grande.

Züge und ist mit einer Tunica mit langen engen grünen Aermeln, einem weißen Kragen und violetten pelzverbrämten Mantel bekleidet.

Schadow, dessen Fresken in Behandlung und Ausführung die schwächsten sind, übernahm „Josephs bunten blutgetränkten Rock" und die Scene im Gefängniß. Philipp Veit führte das räumlich kleinste Fresco aus: Josephs Versuchung durch Putiphars Weib.

Die Decke des Zimmers ist flach gewölbt, was an der Ost- und Westwand Raum für die beiden Lünetten bietet. Diese von Blumengewinden eingerahmten Lünetten enthalten die sinnbildlichen Darstellungen der sieben fetten Jahre von Veit und der sieben mageren Jahre von Overbeck.

Das letztgenannte Lünettenbild, an der Westwand über Cornelius' Wiedererkennungs-Scene angebracht, ist eines der schönsten und merkwürdigsten Werke Overbecks. Zeichnung und Composition voll Naturwahrheit und tragisch erschütternder Bewegung. Es ist auch gut und kräftig gemalt. Das Bild enthält sieben Figuren, die das Motiv des Hungers in allen Stadien des fürchterlichen Ringens versinnlichen: Eine Mutter mit welker Brust und knochendürren Händen hält den Säugling in den Armen; ein älterer Sohn lehnt sich, dem Verschmachten nahe, an sie an, in Ausdruck und Haltung höchst ergreifend. Zwei andere Kinder wimmern verlangend um Nahrung; zwei größere Knaben ringen um ein Stück Brod; ein dritter nagt an dürrer Rinde. Ein todtes Pferd und ein vor Hunger heulender Wolf vollenden das Gemälde.

In der Darstellung dieser düstern Scene war Overbeck nicht lediglich auf seine Phantasie angewiesen, er hatte die traurige Wirklichkeit gesehen; denn Armuth und Hungersnoth hatten die römische Umgegend zu Anfang des Jahrhunderts, während der Alles unterwühlenden französischen Invasion, wiederholt heimgesucht. Noch im Jahre 1816, als er die sieben mageren Jahre malte, herrschte solches Elend in den Bergdörfern zwischen

Tivoli und Subiaco, daß viele Bewohner ein Opfer des Hungertyphus wurden. Diese Unmittelbarkeit des Eindrucks erklärt vielleicht die außergewöhnliche Kraft der Schilderung und frappante Schärfe des Ausdrucks in den individualisirten Gestalten, die man ihm nicht zugetraut [1].

An der nach Süden gelegenen Wand, links vom Hauptthor beim Eingang, haben wir das größere der beiden Overbeck zugetheilten Frescobilder, ebenfalls ein hochbedeutendes Werk: es ist die Verkaufung Josephs durch seine Brüder. Joseph, ein nackter schön modellirter Knabe, von kindlichem Schmerz durchdrungen, wird von einem madianitischen Kaufmann hinweggeführt, einer würdigen Gestalt mit theilnahmsvollem Ausdruck, was dem Bilde einen milderen Zug verleiht. Andere Kaufleute zahlen an fünf Brüder des eben zum Sklaven verhandelten das Kaufgeld aus. Zur Linken sind vier andere Brüder beschäftigt den Bock zu schlachten, mit dessen Blut sie den buntfarbigen Rock bespritzen. Im Hintergrund sieht man Ruben, am Saum eines Waldes Schafe hütend. Ein Zug Reisender, die auf beladenen Kameelen oben vom Berg herab kommen, gehört zu der ismaelitischen Karawane. In der Nähe Josephs befindet sich, auf einem Kameele sitzend, eine schöne weibliche Figur, deren Blicke voll inniger Theilnahme an dem Jüngling hängen, als ob sie ihm sagen wollten: ach, ich kenne deinen Schmerz, denn ich theile mit dir das Loos der Gefangenschaft! Der kameelführende Knabe, der rückwärts gewendet den Vorgang sich betrachtet, könnte aus einem Bilde von Perugino oder Rafael herausgeschnitten sein. Die Landschaft

[1] Friedrich Preller äußerte im Jahre 1860 vor dem Gemälde: es sei „von einer so ernsten Energie und Großartigkeit, daß man es dem Cornelius zuschreiben könnte". Cornelius selbst aber bemerkte in seinen alten Tagen zu Berlin: es sei ein Werk von außerordentlichem Werth und überhaupt „das beste in der Casa Bartholdy". Friedrich Preller von O. Roquette S. 224. H. Riegel, Peter Cornelius. Festschrift S. 352. 37.



und die Auffassung des ganzen Werkes ist die am meisten italienische in dem Cyklus[1].

Uebrigens muß gesagt werden, daß Overbecks Cartons der beiden Compositionen in Grazie und Vollendung die mehr ausgeführten Fresken übertreffen. Der Carton vom „Verkauf Josephs" wurde nebst zwei Cartons von Cornelius alsbald an Wenner, den Freund und Gönner der Künstler, nach Frankfurt abgesandt. Dort erregten dieselben großes Aufsehen. So schreibt Friedrich Schlegel in einem Briefe aus Frankfurt, 9. April 1818, an Sulpiz Boisserée: „Es waren drei herrliche Cartons hier zu sehen, einer von Overbeck und zwei von Cornelius. Nach Allem, was ich von dem einen wie von dem andern je gesehen, kann ich Ihnen gar nicht sagen, wie weit und in welchem Maße die hervorbrechende Meisterkraft in jenen Cartons meine Erwartung übertroffen hat. Es ist mir sehr leid, daß Sie sie nicht sahen."[2]

Und Bürgermeister Overbeck berichtet am 19. Mai 1818 seinem Sohne: „Dein Name durchfliegt alles Land deutscher Zunge. Politische Zeitungen und andere Zeitblätter tragen ihn von Süd nach Nord, von West nach Ost. Deine, sowie des trefflichen Cornelius, Frankfurter Cartons werden immer ausführlicher, und als große, vaterländische Sache, beschrieben und beurtheilt."

Ein halbes Jahr später hatte der Vater die Genugthuung, des Sohnes Composition selbst zu sehen, wie er am 2. December 1818 aus Heidelberg schreibt, wo er mit seiner kranken Tochter Betty beim Voß'schen Ehepaar Gastfreiheit genoß: „Beim Durchfluge durch Frankfurt hatte ich die Freude, bei Hrn. Wenner Deinen Carton, Geliebtester! und das Bildchen

---

[1] „Zeichnung und Färbung", urtheilte Fr. Preller, „sind von außerordentlichem Verdienst. Alle Figuren setzen sich vom leichten Hintergrunde im Halbdunkel ab, und geben dem Bilde einen großen malerischen Reiz." O. Roquette a. a. O. S. 224.

[2] Sulpiz Boisserée. I. 345.

von Jairus Töchterlein, und Cornelius' Carton zu sehen. O welcher Genuß! o was für herrliche Bilder! Ach, daß das Gemüth nicht frei war, um all das Herrliche, zumal Deinen gemüthvollen Joseph, ganz zu genießen! Auf der Rückreise steht mir süße, labende Wiederholung bevor." — Und am 23. März 1819 wieder von Lübeck aus: „Die herrlichen Cartons in Frankfurt — unauslöschlich ist meinem Geiste ihr Bild. Ich sah die beiden: Joseph den Traumdeuter [von Cornelius], und Joseph den Verkauften. Mein Geist beugt sich vor der Glorie des Ersten: mit allen Adern und Nerven fühlte sich das Herz zu dem Zweiten hingezogen. Nicht Vaterherz etwa: denn alle Beschauer empfanden dasselbe. Wohl billig spricht jeder Verständige, in Tiefe der Empfindung, in Adel des Bestrebens, im seelvollesten Seelischen (wenn ich so sagen darf) den Preis Dir zu. Und es ist so schön, so wohlthuend, wenn am Ende das Resultat dahin gezogen wird: Cornelius und Overbeck, Keiner über den Andern, Beide in ihrer Eigenthümlichkeit gleich groß."

Der Carton zum Verkauf Josephs kam in den Besitz von Philipp Passavant, einem Vetter des Kunstschriftstellers, und durch Legat an das Städelsche Institut; der zu den sieben mageren Jahren wurde im Jahre 1819 von dem Engländer Scott erstanden, nachher aber Eigenthum des Sir Thomas Lawrence, der sich im selben Jahre ebenfalls zu Rom befand. Der berühmte Porträtmaler hatte vom Prinz-Regenten von England den Auftrag, eine Serie von Bildnissen der Monarchen, Militärs und Staatsmänner für ihn zu malen, welche Europa den Frieden gebracht hatten. Damals weilte er nun in Rom in der Absicht, die Bildnisse Pius VII. und des Cardinals Consalvi zu malen. Nach Sir Thomas Lawrence's Tod im Januar 1830 ward seine werthvolle Sammlung von Zeichnungen großer Meister versteigert und die wahrhaft plastische Composition der sieben mageren Jahre von dem Bildhauer Campbell um die Summe von 16 Pfund erstanden.

Noch ehe die Fresken vollendet waren, fanden die Künstler, die nicht nach Bewunderung getrachtet, sondern nur die Hebung der ächten Kunst im Auge hatten, daß sie in die Mode gekommen, und daß es ihnen wirklich gelungen sei, eine neue Schule zu begründen.

Bisher hatte die Plastik den Vorrang behauptet; Canova stand in Blüthe. „Rom," schreibt Overbeck am 6. Februar 1815 an Sutter, „wimmelt jetzt von Fremden, besonders Engländern, die sehr viel Bildhauerarbeiten kaufen, weil, wie sie sagen, man eine Statue von hinten sehen kann. Canova hat eine höchst manierirte Gruppe der drei Grazien für 9000 Dukaten verkauft. Auch Thorwaldsen hat mehrere Arbeiten an Engländer verkauft, aber für bescheidene Preise, daß er sich und anderen dadurch schadet." — Nunmehr gelangte auch die Schwesterkunst der Malerei in Rom in gleichem Maße zur Geltung. Weit entfernt übrigens, auf die jüngeren fremden Künstler eifersüchtig zu sein, war Canova einer der ersten, der ihre Verdienste rückhaltlos anerkannte, ja zu weiteren Erfolgen förderlich die Hand bot. „Auch der Bildhauer Canova," berichtet Passavant [1], „wurde aufmerksam auf die deutschen Maler, und durch ihn wurde mehreren der Vorschlag gemacht, in dem neuen Museum Chiaramonti im Vatican, welches er ordnete, verschiedene Frescomalereien auszuführen. Doch konnten damals wegen früher eingegangener Verbindlichkeiten nur Philipp Veit und Eggers auf diese Arbeiten sich einlassen." Die Fresken befinden sich im ältern Theil des Chiaramonti-Museum. Die Kosten wurden von Canova bestritten, der außer den genannten Künstlern auch Colombo dabei beschäftigte.

Die beiden anderen hervorragendsten Künstler Italiens in damaliger Zeit, Camuccini, gemeinhin als der Erneuerer italienischer Malerei gepriesen, und der Historienmaler Landi, schlossen sich dem Urtheile ihres berühmten Landsmannes an, indem sie

[1] Ansichten über die bildenden Künste (Heidelberg 1820) S. 81.

ebenso wie Canova dem Generalconsul Bartholdy schriftlich ihren Beifall über die Fresco-Gemälde zu erkennen gaben [1].

Die Wirkung des künstlerischen Erfolges ließ nicht lange auf sich warten. Schon am 29. März 1817 konnte Overbeck seinem Vogel die frohe Botschaft geben, daß sich ihnen eine neue schöne Aussicht eröffnet habe: „Es hat nemlich ein römischer Edelmann, der Marchese Massimi [2], durch unsre Arbeit bei Bartholdy Lust bekommen, eine Villa, die unweit des Laterans gelegen, ausmalen zu lassen, und hat dazu einstweilen Cornelius und mich ersehen. So rühmlich aber dieser Entschluß an und für sich ist, so schön ist die Idee, die er für die Art der Decoration seiner Villa hat. Da es nemlich vier Räume sind, eine Vorhalle und drei Zimmer, so will er darin die vier ausgezeichnetsten italienischen Dichter (Dante, Tasso, Petrarca und Ariosto) in Bildern aus ihren Werken verherrlichen. Wahrlich eine Idee, die einem römischen Marchese Ehre macht. Doch werden vor der Hand nur zwei Zimmer ausgemalt, die zu den Seiten der Vorhalle liegen, zwei Zimmer von gleicher Größe in schönem Styl gebaut, sowie auch die Vorhalle, in die man durch drei offne Bögen, nach Art der italiänischen Villen, unmittelbar aus dem Garten eintritt, von schönen Verhältnissen ist. In einem dieser Zimmer nun soll Cornelius Bilder aus der divina Comedia des Dante, und in dem andern ich aus dem befreiten Jerusalem des Tasso malen. Du kannst Dir denken, wie glücklich uns dies machen wird, wenn es anders zu Stande kommt, denn das ist doch ein ganz ander Ding als unsre jetzige Arbeit, da jeder ein ganzes, wenn auch nur kleines

---

[1] Bürgermeister Overbeck, der dieß in einem Bericht der Bremer Zeitung „aus Rom vom 10. December 1816" gelesen, gibt voll väterlicher Freude dem Sohne davon Meldung mit dem Beisatze: „Dies Lob ist um so schmeichelhafter, da es nicht in allgemeinen Ausdrücken, sondern analysirend ertheilt worden ist." — Lübeck, 9. Januar 1817.

[2] Overbeck und seine Collegen schreiben nach damals üblicher Weise stets Massimi statt des richtigeren: Massimo.

Zimmer auszufüllen hat, also auch ein in sich beschloßnes, abgerundetes Ganze liefern kann."

Don Carlo, das Haupt der uralten und edlen Familie Massimo, war ein Kunstliebhaber und Gelehrter, der in dem Wunsche, sich ganz dem Studium und der Religion zu widmen, auf das Recht der Primogenitur im Jahre 1791 zu Gunsten seines Bruders Maximilian verzichtet hatte. Für seine Lebenszeit behielt er jedoch das große Vermögen an sich, und da er sein Haus, die Villa Massimo am Lateran, zu einem Denkmal für die größten italienischen Dichter zu machen wünschte, so wählte er die deutschen Erneuerer der monumentalen Malerei sich aus, um diesen Plan zu verwirklichen.

Die Kunde verbreitete sich nach Deutschland. Die Lukasbruderschaft hatte — Dank der Casa Zuccari-Bartholdy — aufgehört eine Genossenschaft überspannter und mißachteter Künstler zu sein. Eine ehrenreiche Zukunft schien vor ihnen aufgethan.

Die Casa Bartholdy wird mit Recht die Wiege der neuen deutschen Kunst genannt. Von hier aus hat die neu erweckte Kunst der Frescomalerei, die in den folgenden Jahrzehnten sich in siegreichem Zuge über Deutschland und Frankreich, Belgien und England verbreitete, ihren Ausgang genommen. Sehr schön sagt Graf Raczynski in seiner Geschichte der neuern deutschen Kunst: „Ich gestehe, daß ich nie ohne die innigste Andacht dieses Zimmer habe betreten können, und daß es mir ebenso schwer fallen würde, die einzelnen Vorzüge dieser Malereien aufzuzählen, als es mir unmöglich ist, etwaige Mängel zu bezeichnen. Mir war es jedesmal, so oft ich über die Schwelle des kleinen Zimmers trat, als stünde ich vor der Krippe, aus der das in Armuth geborne, aber an heiligem Geiste reiche Kind, die neue deutsche Kunst, mit lebensvollen Augen mich ansah."

Wenn die deutschen Malerbrüder durch ihre jugendmuthige That der Kunstbewegung einen neuen Impuls gegeben, so bil-

beten sie in der römischen Künstlerschaft auch den Kern, in welchem das durch den Befreiungskampf geweckte Gefühl der Gemeinsamkeit künstlerischer Interessen Halt und Ausdruck fand. Aus diesen Kreisen ging der Gedanke an eine Reform des akademischen Wesens aus, der in ihren Zusammenkünften lebhaft besprochen und in einer Denkschrift niedergelegt wurde.

Am Abend des 6. August 1814 fand — wie Overbeck an Vogel berichtet — in Eberhards Wohnung „eine allgemeine deutsche Künstlerversammlung“ statt, in welcher Platner vornehmlich das Wort führte und einen Aufsatz vorlas, der dem österreichischen Minister (=Residenten) im Namen aller deutschen Künstler überreicht werden sollte. Es war darin auseinandergesetzt, daß eine deutsche Akademie, wie sie der Minister in Rom zu errichten im Sinne habe, statt der Kunst zu nützen, schaden könne, oder doch ganz überflüssig sei; daß man aber statt dessen solle den Künstlern würdige und bedeutende Beschäftigung geben, in großartigen Aufgaben, an denen sich die vorhandenen Talente entwickeln könnten, um dem schöpferischen Drange der Gegenwart neue Bahnen zu eröffnen; alsdann würde man der Kunst wirklich aufhelfen, und wieder eine wahrhafte Kunst entstehen. Das Schriftstück, das den lautesten Beifall fand und von allen Anwesenden unterschrieben wurde, ward am folgenden Tage dem residirenden Minister, „einem Mann von Geist und Thätigkeit und voll Liebe für die Kunst“, überreicht, und demselben zugleich vorgestellt, wie viel edler und zweckmäßiger es wäre, sich mit den Ministern der übrigen deutschen Höfe zu verbinden und eine gemeinschaftliche deutsche Sache daraus zu machen, wozu z. B. Baron Ramdohr, jetziger preußischer Minister-Resident, sich bereits erboten habe. „Du siehst aus dieser Sache,“ schließt Overbeck, „welch ein Geist hier jetzt rege geworden ist unter den Deutschen.“ [1]

Die Zeitverhältnisse und der bald erfolgende Wiederausbruch

---

[1] Rom am 8. August 1814.

des Krieges durch die Rückkehr Napoleons drängten wohl damals die Verfolgung der Angelegenheit in den Hintergrund. Nicht lange darnach aber, als der Friede endgültig gesichert war, gelangte eine frohe Kunde nach Rom, welche die ersehnte Gelegenheit zur Verwirklichung jener Reform in allernächste Aussicht stellte. Der Bankier Johann Friedrich Städel in Frankfurt, ein hochherziger Kunstfreund, der am 2. December 1816 in seinem neunundachzigsten Lebensjahre unvermählt gestorben, hatte sein großes Vermögen letztwillig zur Förderung der Kunst in seiner Vaterstadt bestimmt. Seine reichhaltige Sammlung von Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen und plastischen Werken sollte der Grundstock einer öffentlichen Gallerie, sein Haus und sein ganzes übrige, eine Million übersteigende Vermögen zur Gründung eines Kunstinstituts verwendet werden, welches hoffnungsvollen Talenten, ohne Unterschied des Geschlechtes und der Religion, freien Unterricht zu bieten und Reisestipendien zu gewähren habe.

Die Nachricht wurde in Rom mit enthusiastischer Freude aufgenommen. Dr. Schlosser und andere Gönner der neudeutschen Schule waren bemüht, in der Stadt Frankfurt eine günstige Stimmung für dieselbe zu erwecken; und es bestand aller Grund zu glauben, daß die Administratoren, welche über ein jährliches Einkommen von 40—60 000 Gulden zu verfügen hatten, die Leistungen und Verdienste von Cornelius und Overbeck berücksichtigen würden; ja man glaubte, daß das nach den Grundsätzen dieser Künstler organisirte Institut die Musteranstalt eines reinen und veredelten Kunstgeschmacks in Deutschland werden würde. Von Rom aus suchte in diesem Sinne vor allen Johann David Passavant zu wirken, der, vermöge seiner Familienbeziehungen und der Bekanntschaft mit den Administratoren, während seiner Anwesenheit in der ewigen Stadt als der Vertreter des neuen Instituts betrachtet wurde. „In Passavants Zimmer wurden die gemeinsamen Interessen debattirt, und im Namen der ganzen römischen Kunstgenossenschaft

schickte er einen Brief an die Herren Administratoren, in welchem das gemeinsame Glaubensbekenntniß enthalten war." Sein patriotisches Herz erglühte in dem Gedanken, Frankfurt zu einem neuen deutschen Musensitz zu erheben und die vorzüglichsten Kräfte des römischen Kreises dafür zu gewinnen. „Welchen Ruhm würde es Frankfurt bringen, die fromme Innigkeit und Formenreinheit Overbecks mit der reichen Genialität und Charaktertiefe Cornelius' dort im Freskenschmucke öffentlicher Gebäude zu vereinen, und die Schule der Zukunft dahin zu ziehen!" [1]

Aber die Administratoren sahen in Passavant nur einen unberufenen Rathgeber und lästigen Mahner, und ließen sich auf seine Vorschläge nicht ein. Dazu kam, daß sie alsbald in einen langwierigen und widrigen Prozeß mit den Verwandten Städels verwickelt wurden. Die Streitsache zog sich durch Jahre hin und wurde schließlich im September 1828 durch einen Vergleich beendigt, welcher der Stiftung einen Abzug von 300 000 Gulden auferlegte. Trotz der Gebundenheit, in der sich die Administratoren in der Zeit des schwebenden Streites befanden, waren zwei unter ihnen, Dr. Böhmer und Philipp Passavant, ein Vetter des vorgenannten David Passavant, welche die Künstler in Rom aus persönlichem Umgang kannten, unermüdlich in dem Bemühen, das neue Institut nach den von diesen verkündigten Principien einzurichten und „zu einer das religiöse und nationale Leben befruchtenden Kunstschule herauszubilden". Passavant hoffte, daß Overbeck als Director angestellt, Böhmer, der ebenfalls dessen Berufung betrieb, daß ihm mindestens ein bedeutender Auftrag zu einem Cyklus von Fresken zu Theil werden würde; und obgleich beide Wünsche nicht in Erfüllung gingen — zum Theil durch Overbecks eigene Bedenken gegen eine Uebersiedlung nach Frankfurt —, so hatten

---

[1] Joh. David Passavant. Ein Lebensbild von Dr. Ad. Cornill. I. Abth. S. 63. Vgl. Janssen, J. Fr. Böhmers Leben I. 136.

sie doch die Genugthuung, im Jahre 1829 ihre Bemühungen für das Institut durch die Bestellung eines großen historischen Gemäldes belohnt zu sehen.

Derselbe Dr. Johann Friedrich Böhmer, der nachmals hochangesehene Historiker und Bibliothekar in Frankfurt, der in den Jahren 1818—1819 Italien bereiste und fünf volle Monate in Rom verweilte, konnte nie genug das Glück seines römischen Aufenthalts preisen, wo er in einem großen Kreis von Kunstjüngern lebte, die „der Kunst um ihrer selbst willen huldigten" und ein armes aber geistig hoch angeregtes Leben in Zufriedenheit und Reinheit der Sitten, in „enger Verbrüderung zu einem hohen gemeinsamen Ziele" führten.

„Es war ein in jeder Beziehung reges, wahrhaft ideales Leben," schreibt der Sohn eines zeitgenössischen Malers, „das damals in Rom sich unter den Künstlern entfaltete und Jedem, der es mitgelebt, für alle Zukunft entscheidend geworden ist — ein Gehen und Kommen aus allen Theilen Deutschlands und anderer Länder von Jüngern der Wissenschaft und Kunst, Katholiken und Protestanten, die alle, sofern sie ein warmes Gemüth und reines Herz mitbrachten, in der kleinen deutschen Geistesrepublik ihren Sammelpunkt hatten. Da war Platz für jede Eigenthümlichkeit des Charakters, wenn nur ein ehrliches Streben nach der Wahrheit in Leben und Kunst vorhanden war. Unter den ausgezeichnetsten Historienmalern, Overbeck an der Spitze, bestand ein sogenannter Compositionsverein, wo gestellte historische Aufgaben gemeinschaftlich gelöst und die gelösten gegenseitig besprochen wurden. Es bildete sich ein Gesangverein, der, unter der Leitung eines musikkundigen Abbate, die Compositionen altitalienischer Meister in den Kreisen der Genossen zum Verständniß brachte. Unter ihnen war nicht Lehrer und Schüler, sondern ein Bund von Freunden, die gegenseitig einander lehrten und von einander lernten, oft in glühenden Streit geriethen und dabei doch ein Herz und eine Seele blieben. Die kleine Akademie ward bald in einer Kneipe oder Vigne, bald

bei dem einen oder dem andern Freunde etablirt, und es herrschte bei all' dem tiefen Ernst des Strebens unter den Freunden eine Lustigkeit, die es sich oft nicht nehmen ließ, bei nächtlicher Heimkehr dem oder jenem zu Hause schlafenden Genossen noch einen Schabernack zu spielen, oder auch am hellen Tage einen fröhlichen Schwank auszuführen, was bei der polizeilichen Ungebundenheit römischen Lebens ohneweiters anging. Overbeck war durch seine Kränklichkeit an ein stilles, regelmäßiges Leben gebunden, und es wurde, wenn er hie und da einmal unter den Freunden erschien, als ein besonderes Fest behandelt. Er stand, wenn auch nicht bei allen Einzelnheiten des künstlerischen Ringens und Treibens der jüngern Genossenschaft betheiligt, doch gerade wegen der bereits gewonnenen Klarheit und Sicherheit unwillkürlich wie ein Markstein der Bewegung da und bot so durch innere Ueberlegenheit einen stillen Regulator des sprudelnden Lebens." [1]

In einem Brief vom 12. September 1815 meldet Bürgermeister Overbeck: „Nächstens wird auch der Geh. Staatsrath Niebuhr aus Berlin nach Rom kommen, wie ich meine als preußischer Gesandte. Er ist der Verfasser einer klassischen Geschichte Roms, voll ganz neuer, tiefgelehrter Ansichten. Die tiefe Gelehrsamkeit schadet übrigens weder seinem Herzen noch seinem Humor: und daß er auf Deinen Umgang spekulire, hat er mir selber kürzlich, da er hier war und mich besuchte, auch Deine Madonna sah, gesagt." — Ein Jahr später bemerkt er (15. November 1816): „Was Niebuhr betrifft, so wünsche ich, daß Ihr Euch beide einander mögt gefallen haben. Mir ist er einer der Trefflichsten unsers Vaterlandes. Und da er ein Mann von Einfluß ist in Berlin, und zu Berlin es jetzt eine

[1] L. v. F[ührich] im Wiener „Vaterland" 1869 Nr. 324. Beiblatt. Diese Schilderung, die ein treues Bild des Künstlerlebens dieser Periode bietet, bezieht sich, was Overbecks Kränklichkeit betrifft, auf eine etwas spätere Zeit, die ersten zwanziger Jahre, wo er beständig am Wechselfieber litt.

herrliche Galerie gibt, nebst einer Akademie, so geht mir wohl manchmal ein süßes Traumbild vorüber, wenn ich mir denke, Niebuhr interessire sich für Dich. Doch, das sei Gott anheimgestellt. Im Allgemeinen glaube ich nur, Du müssest es Dir als Pflicht auflegen, vornehme Männer auch als Solche — unter andern Reinhold [den holländischen Gesandten, dessen Frau eine Hamburgerin war] — zumal wenn sie Dich suchen, nicht abzukühlen. Denn woher wollen die großen Bestellungen und dergl. kommen, wenn nicht durch einflußreiche Männer?"

Niebuhr, der berühmte Historiker, Philolog und Staatsmann, traf im October 1816 in Rom ein, aber die vom Bürgermeister Overbeck erhoffte Freundschaft gedieh nicht in dem Grade zur Blüthe, wie er es gern gesehen hätte. Der preußische Gesandte war ebenso scharfsinnig als liebenswürdig, aber er besaß gleichwohl nicht hinreichendes Verständniß, um die Tiefe von Overbecks edler, feinfühliger und schüchterner Natur richtig zu erfassen. Bald nach seiner Ankunft schrieb Niebuhr an seine Schwägerin Frau Hensler, 30. October 1816: „Unter den Künstlern sind zwei für das Gespräch für mich die bedeutendsten: Cornelius und Wilh. Schadow; dieser letztere ist besonders fein und geistreich; aber leider katholisch geworden. Overbeck, dem er den Rang als Künstler einräumt und dessen Physiognomie sehr für ihn einnimmt, ist stumm und schwermüthig. Für Schwermuth ist Rom ein tödtender Ort, da es keine lebendige Gegenwart darin gibt, bei der es der Wehmuth wohl werden könnte." [1]

Ganz anders urtheilte ein Kind über Overbeck, mit der natürlichen Unbefangenheit des Kindergemüths. Niebuhrs Sohn Marcus, der in Rom geboren wurde, bewahrte unter seinen

---

[1] Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr. Hamburg 1838. II. 252 ff. Sein Urtheil wechselt übrigens. Ein andermal ist ihm Overbeck „ein sehr liebenswürdiges Gemüth und begabt mit herrlicher Phantasie, aber ein Schwärmer". S. 314.

frühesten und freundlichsten Erinnerungen ein besonders lebhaftes Andenken an den bescheidenen, liebevollen Maler.

Niebuhr war verdrießlich darüber, daß Overbeck so verblendet sein konnte, sich unter das Joch der Tradition zu stellen. Er selber, in seinem kritischen Skepticismus, setzte ja die Kraft seines Scharfsinns und Wissens daran, mit der Tradition aufzuräumen, und in seinem berühmten Werke, das in der Geschichtsforschung eine Revolution hervorgerufen, hatte er eben um jene Zeit die Anfänge der römischen Geschichte frischweg in's Gebiet der Mythe verwiesen. Auf die Conversionen unter den deutschen Künstlern in Rom war er stets übel zu sprechen und überhaupt bei allem sonstigen Wohlwollen — wie auch der ihm herzlich befreundete Dr. Ringseis damals in persönlichem Verkehr erfuhr — in gewissen Vorurtheilen gegen den Katholicismus völlig unbelehrbar und unzugänglich.

Als die Studenten in Deutschland am 18. October 1817 das dritte Centenarium der Reformation durch ein Fest auf der Wartburg gefeiert hatten, griff der religiöse und politische Parteigeist auch in Rom unter den Deutschen um sich. Passavant erzählt, wie er eine ausführliche Beschreibung des Wartburgfestes von einem Augenzeugen erhalten und wie er mit dem Briefe heißen Kopfes zu Cornelius gelaufen, dann beide zu Overbeck; auch dieser habe eine unmäßige Freude darüber gehabt, „wie alles so nach altdeutscher Sitte und altdeutschem Brauche zugegangen". Der Brief wurde in's Café Greco, den allgemeinen Sammelplatz, gebracht; alle wollten ihn hören. Es wurde darauf gejubelt und getrunken „und der Nachhall dieses Festes zum zweiten Fest" [1].

Abbé Martin de Noirlieu, ein den Lesern des classisch schönen Familienbuchs „Récit d'une soeur" wohlbekannter Name, weilte damals in Rom [2]. Sein würdevolles Wesen, seine gewinnende

[1] Joh. David Passavant von A. Cornill, l. c. S. 64.

[2] Er war später Erzieher des Herzogs von Bordeaux und einige Zeit Pfarrer von St. Jaques du Hautpas in Paris, und starb als Pfarrer von St. Louis d'Antin zu Paris 1870.

Freundlichkeit und hohe geistige Begabung machten ihn nicht nur zum persönlichen Freund, sondern auch zum erkornen geistlichen Berather der katholischen Künstler. Er war ein warmer Verehrer der schönen Künste und fand einen Genuß darin, seine jungen Freunde in den Vatican und andere öffentlichen Gallerien zu begleiten und vor den herrlichen Meisterwerken die erhabene Aufgabe der Malerei und Sculptur für Christenthum und Kirche mit ihnen zu erörtern. Als katholischer Theologe konnte er sich nicht enthalten, den überschwänglichen Jubel, in den die Deutschen in Rom durch das Wartburgfest versetzt worden, mißbilligend zu kritisiren, und er suchte den Eindruck desselben zu verwischen durch die Herausgabe eines Schriftchens unter dem Titel: „Voix de l'Eglise Catholique aux Protestants de bonne Foi." Die Schrift machte Aufsehen und jagte den ohnehin schon verbitterten Niebuhr und Bunsen, der damals ebenfalls in Rom sich niederließ, in Harnisch. Die Gegensätze verschärften sich und machten ihren Einfluß auch in den Künstlergruppen geltend. Bald darauf fand sich, auf Niebuhrs Veranstaltung, ein preußischer Geistlicher, Dr. Schmieder, ein, um den sich eine kleine Gemeinde sammelte. Fortan wurde im preußischen Gesandtschaftspalast Sonntags protestantischer Gottesdienst gehalten, nebenbei fanden bei Dr. Schmieder und Bunsen wöchentliche Zusammenkünfte mit gemeinschaftlichem Bibellesen statt.

Als Overbeck in späteren Jahren einmal auf diese Periode zu sprechen kam, bemerkte er gegen einen jüngeren Genossen: „In Folge der Conversion so vieler Künstler, die mit einer bessern Würdigung der altitalienischen Kunst verbunden war, erhoben sich Mißhelligkeiten und religiöse Dispute zwischen den Convertiten und ihren protestantischen Freunden. Die Controverse nahm einen ähnlichen Verlauf wie jene zur Zeit der Reformation und mit dem gleichen Resultat. Die eine Seite hielt beharrlich die Autorität der vom heiligen Geist geleiteten unfehlbaren Kirche, die andere die Autorität der unfehlbaren,

dem Einzelnen durch den heiligen Geist interpretirten Bibel aufrecht.“ [1]

Nach dem Zeugniß von Overbecks Freunden war es nicht zum wenigsten seinen friedlichen Bemühungen zuzuschreiben, daß trotz zeitweiliger Zusammenstöße eine verträgliche Waffenbrüderschaft unter den Künstlern erhalten blieb. Er übte liebevolle Duldsamkeit gegen die Verfechter irriger Ueberzeugung. Sein neidloses Wesen besaß eine besänftigende Kraft, und von seinen künstlerischen Schöpfungen ging ein versöhnender Odem aus.

Gerade jetzt entfaltete er wieder die rührigste Thätigkeit. Die Compositionen für die Villa Massimo erfüllten seinen Geist.

„Abermals,“ entschuldigt er sich am 14. October 1817 gegen Vogel, „ist dieser Brief mehrere Monate liegen geblieben, woran Du abnehmen kannst, wie fleißig es bei mir zugeht. Wirklich ist auch in diesem Augenblicke meine Werkstätte eine rechte bottega, indem mir die Freunde Colombo und Sutter behülflich sind an meinen vielen Arbeiten, die ich noch beendigen muß, ehe ich meine große Arbeit bei dem Marchese Massimi anfange. Mit ihm habe ich denn nun bereits förmlich abgeschlossen in schriftlichem Contrakt, in welchem ich mir drei ganze Jahre Zeit ausbedinge, wie denn auch Cornelius ein Gleiches gethan hat.“ Und wieder am 13. December: „Der Kopf saust mir fast, wenn ich bedenke, was bis December 1818 noch alles gemacht sein soll; aber ich bedenke nicht viel, sondern arbeite lieber in Gottes Namen drauf los, Nacht und Tag, das dünkt mich das Beste. An die Arbeit für Massimi habe ich denn auch bereits Hand angelegt, d. h. an die Zeichnungen dazu.“

Der Kreis der Lukasbrüder hatte inzwischen neuen kräftigen Zuwachs erhalten An denselben Freund und Bundesbruder in der Schweiz sendet er am grünen Donnerstag 1818 aus Rom folgenden chronikalischen Bericht:

„ . . . Unsere [wöchentliche] Zusammenkunft am Tage der

---

[1] Mittheilung des Malers R. F. Wasmann.

Reinigung Mariä [2. Februar] war die erste, welcher auch unser nunmehr hier anwesender trefflicher Schnorr beigewohnt[1]. Was nun eben diesen seit Kurzem mit uns aufs innigste verbundenen Bruder anlangt, von dem Du wahrscheinlich noch nichts gesehen haben wirst, so darf ich es wohl, ohne Furcht der Uebertreibung, aussprechen, daß er nicht nur eine Hauptzierde unsers Kreises ist, sondern einer von jenen Hochbegabten, die in allen Zeiten den Ersten zur Seite stehen würden. Ein Urtheil, welches alle andern Brüder über ihn fällen, und von dessen Wahrheit Dich das was er in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Italien schon geschafft, nemlich in kaum zwei Monaten, hinreichend überzeugen würde[2] ... Was nun seine Richtung im Allgemeinen betrifft, so ist sie ebenfalls die schönste und ächteste. Ganz erfüllt von den Bildern der heiligen Geschichte, umfaßt seine Liebe gleichwohl die ganze lebendige und leblose Natur mit gleicher Innigkeit, ganz wie es bei den herrlichen Alten, besonders den Deutschen der Fall war, weshalb man denn auch alles in seinen Arbeiten mit gleicher Freude betrachtet, indem alles mit gleicher Liebe, mit gleicher Lebendigkeit, mit gleicher Würde des Styls durchgeführt ist. Von seinem Malen habe ich bis jetzt noch keinen Begriff, indem ich nur Zeichnungen gesehen habe; Sutter versichert aber, daß er auch darin bereits sehr weit sei. Soviel von Schnorr.

„Cornelius ist nun sowie auch ich mit den Cartons zu der Fresco-Arbeit bei Massimi beschäftigt; einstweilen mit denen zur Decke, in der er das Paradies des Dante vorstellt. Die Anordnung derselben nach seiner eignen Erfindung, die einen wahrhaft großen Künstler verräth ... Die Cartons sind schon bis zur Hälfte gediehen.

---

[1] Julius Schnorr von Carolsfeld, der berühmte Historienmaler, geboren 1794 zu Leipzig, gestorben 1872 in Dresden. Er traf gegen Ende Januar 1818 in Rom ein.

[2] Zwei Compositionen: der Fischzug der Jünger (in Florenz entstanden) und die Hochzeit zu Cana.

„Anderer Art ist nun meine Decke, an deren Cartons ich ebenfalls beschäftigt bin. In dem viereckigten Mittelfelde oben ist als Titel zum ganzen Werke, oder als Schlußstein, das befreite Jerusalem allegorisch dargestellt. Eine Jungfrau nemlich, mit der Dornenkrone des Herrn geschmückt, in den Händen die Schriften des Alten in der einen, des Neuen Testamentes in der andern haltend, sitzt gefesselt auf einem bischöflichen Stuhle, und zwei Engel, der eine priesterlich gekleidet und ein Rauchfaß in der Hand, auf die Kirche und ihre Waffen, das Gebet, deutend, der andre geharnischt und ein Schwert tragend, auf das Reich und die menschlichen Anstrengungen deutend, kommen von oben zu beiden Seiten, ihr die Ketten zu lösen, zu ihren Füßen liegen sarazenische Trophäen. Um diese Allegorie nun herum bilden, auf den vier Seitenfeldern der Decke, die sich in sanfter Wölbung gegen das Mittelfeld neigen, die Hauptepisoden des Gedichtes im Ornamentenstyl behandelt, gleichsam die Einfassung derselben; und zwar so, daß auf jedem Felde eine der Heldinnen des Gedichtes vorkommt; auf dem einen die Sofronia, auf dem andern die Erminia, dann die Armida und Clorinda. Aus der Geschichte der Sofronia habe ich als Hauptbild gewählt wie sie mit Olindo soll verbrannt werden und von Clorinda befreit wird, und mit diesem Carton bin ich jetzt beschäftigt; in kleineren Nebenbildern ist die Mißhandlung des Bildes durch den König und Ismene vorgestellt, und wie Sofronia und Olindo vor dem König stehen. Die andern Felder werde ich dann auf ähnliche Weise anordnen, doch so daß das Symbolische darin vorherrscht, weil ich die Decke grade dadurch unterscheiden möchte von den Bildern der Wände, auf denen ich dann den ununterbrochenen Faden der Geschichte des Gedichtes darzustellen gedenke.

„Nebstdem habe ich mehrere Oelgemälde vor; eins von beinah halber Lebensgröße, wie Christus der Magdalena im Garten erscheint; ein Gegenstand, an dem ich zwar schon einmal gescheitert bin, den ich aber gleichwohl noch einmal ver-

suchen will, wegen meiner großen Vorliebe für denselben. Ferner eine Verkündigung und ein Madonnenbild, welche beide letzteren mir Colombo untermalt hat, der leider noch immer nicht recht auf einen grünen Zweig kommen kann, doch hat er vor Kurzem ein Frescobild im Vatican beendigt, wie auch Philipp Veit — indem Canova gegenwärtig mehrere Künstler im ersten langen Gang des Museums, dem sogenannten Museo Chiaramonti beschäftigt. Das von Veit (eben der, der mit uns bei Bartholdy gemalt hat) ist ganz vortrefflich, Colombo seins habe ich noch nicht gesehen, doch höre ich es loben .... Schadow hat jetzt vier weibliche Porträts aufzuzeigen, von denen zwei bereits vollendet sind[1]. Er führt meisterhaft aus und ist in der Behandlung der Oelfarbe vielleicht von uns allen am weitesten; nur sind vielleicht manchmal seine Porträts zu wenig einfach in der Anordnung ...

„Soviel von den Mitgliedern unsers Bundes; doch muß ich Dir nun auch noch Manches von einigen andern mittheilen, die zwar nicht mit uns so eng verbunden sind, die aber gleichwohl das reinste Bestreben zeigen und entweder durch höchst vortreffliche Arbeiten bereits erfreuen, oder doch zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigen. Ich nenne Dir gleich zuerst meinen trefflichen Schwager Rehbenitz, der seit ungefähr anderthalb Jahren hier ist[2]. Von der Natur recht tief zum Künstler gestempelt, konnte er zwar für einige Jahre, durch einen Fehltritt in der Wahl seines Berufs, seinem eigentlichen Berufe, der Kunst, entzogen, aber doch nicht für immer derselben abwendig gemacht werden; so studierte er als Jurist kurze Zeit in Heidel-

---

[1] Es waren, wie aus einem andern Brief erhellt, die Bildnisse der Töchter der Frau von Humboldt, die früher auch von Schick gemalt worden.

[2] Theodor Rehbeniz, ein Holsteiner, kam im Herbst 1816, nach zweijährigem Kunststudium in Wien, nach Rom. Seine Schwester Auguste war die Frau von Christian Overbeck, Friedrichs ältestem Bruder. Er beschloß sein Leben 1861 als Zeichnungslehrer in Kiel.

berg, wo ihm plötzlich die Boisserée'sche Sammlung die Augen öffnete und ihn erinnerte, wozu ihn eigentlich die Natur bestimmt. Er wandte sich nach erhaltener Einwilligung von Hause, alsbald nach Wien, wo er denn das Glück hatte, nicht nur unsern Sutter kennen zu lernen, sondern auch durch ihn die trefflichen Brüder Olivier [1] und Schnorr, und mit diesen wackern Männern einen ähnlichen Kreis zu bilden, wie wir ihn einst dort gebildet; mit dem Unterschied, daß dieser jüngere Kreis vielleicht aus reiferen Gliedern bestand und mithin die rechte Straße schneller, muthiger und mithin mit schnellerem Erfolge betrat . . . Seit seiner Ankunft hier nimmt er an den Zusammenkünften unsers Bundes Theil, wiewohl er den Brief, nach unsrer alten Regel, erst dann erhalten wird, wenn er in einem Oelgemälde die Reinheit seines Strebens völlig ausgesprochen haben wird.

„Ein zweiter, den ich Dir nenne, ist Horny aus Weimar [2]. Noch hat er das zwanzigste Jahr nicht erreicht und doch, wenn Du es sähst, wie tief er bereits die ganze Natur erfaßt hat, lebendige und leblose. Er hilft unserm Cornelius an seinen Cartons, indem er die Verzierungen von Blumen und Fruchtkränzen, sammt den vorkommenden Thieren zeichnet, die wirklich so vortrefflich sind, daß sie mir den berühmten Logenverzierungen von Gio. da Udine wenig nachzustehen scheinen. — Eine sehr merkwürdige Erscheinung ist auch Ramboux

[1] Heinrich Olivier, geboren 1783 zu Dessau, Ferdinand, geboren 1785, und Friedrich O., geboren 1791. Der letztere kam mit Schnorr 1818 nach Rom und malte vorwiegend religiöse Gegenstände. Ferdinand, Landschaftsmaler und Lithograph, blieb in Wien, bis er 1833 als Professor an die Kunstakademie in München berufen ward. Auf Sutters Veranlassung wurde er mit Julius Schnorr in die Lukas-Bruderschaft aufgenommen (laut Dankschreiben Ferd. Olivier's, datirt Wien, 9 Oktober 1817).

[2] Ein Schützling des Freiherrn von Rumohr, der ihn bei seiner zweiten italienischen Reise im Jahre 1816 mit nach Rom nahm; starb schon 1824 zu Olevano im Alter von 26 Jahren. Er war Landschaftsmaler.

aus Trier[1], der früher ein Anbeter und Nachahmer Davids war und noch vor Kurzem hier Modellstudien nach Art der Franzosen auf's Manierirteste zeichnete und malte, und nun auf dem schönen Wege der Natur, die er höchst genialisch auffaßt, mit Riesenschritten wandelt .....

„Doch finde ich soeben bei Durchlesung dessen was ich geschrieben, daß ich Dir von unserm lieben Sutter noch nichts gesagt, woran zwar der einfache Umstand Schuld ist, daß er noch immer mit seinem Schicksal so zu kämpfen hat, daß er noch nicht zur Ausführung eigner Arbeiten kommen konnte; indessen ist er auch bei seinen drückenden Umständen ungleich heitrer hier als in Wien, so daß Du ihn kaum wieder erkennen würdest, und versichert, daß es ihm in Wien auch nicht einmal so gut gegangen sei; indem es hier ihm doch wenigstens nicht an dem täglichen Brod für Frau und Kind gefehlt hat. Durch gemeinschaftliche Beiträge ist es uns gelungen, so viel zusammen zu bringen, daß er nun auch seine Frau und seinen Daniel kann kommen lassen, deren Ankunft er denn etwa auf den Mai mit großer Freude entgegensieht. Auch hat der hier anwesende Kronprinz von Bayern, ein höchst kunstliebender Herr, von dessen Theilnahme an unserm Kunststreben ich Dir viel zu sagen hätte, kürzlich seinethalb an den Kaiser geschrieben, wo er ihm sagt, es sei doch wohl für den österreichischen Staat eben nicht zu viel, wenn er einen tüchtigen Künstler sich erziehe: wir hoffen also, daß sein Schicksal vielleicht doch noch eine andre Gestalt gewinnen wird. — —

Am 4. April 1818.

„Erst heute komme ich dazu diesen Brief zu schließen und abzusenden; ich füge daher noch einige Notizen bei, denn ich

---

[1] Joh. Anton Ramboux, geb. 1790, gest. 2. October 1866 als Conservator des Kölner Museums. Hochbedeutend für die Geschichte der Kunst sind seine (248) Aquarell-Abbildungen altitalienischer Gemälde, jetzt Eigenthum der Düsseldorfer Akademie. Eine Lebensskizze desselben in der Monatsschrift „Das hl. Land". 10. Jahrgang. Köln 1866.

weiß, daß Du auch außer Deiner herzlichen Theilnahme an unserm Kunstleben uns in Deinem Herzen trägst und Dich alles interessirt, was mit uns in Deinem alten Rom vorgeht. Cornelius, nach welchem Du Dich mit so besonderer Liebe erkundigt, lebt mit seiner Frau und zwei kleinen allerliebsten Mädchen einig und glücklich, wiewohl nicht ohne Heimweh nach dem lieben Vaterlande, das denn natürlich ihm [als Familienvater] ferner liegt als unser einem. Außer mehreren unbestimmteren Hoffnungen für die Zukunft hat sich jüngst auch eine Aussicht für ihn eröffnet, dereinst für den Kronprinzen von Bayern große Arbeiten auszuführen, worüber er sich jedoch noch nicht entschlossen. Drei große Cartons von unsern Frescoarbeiten bei Bartholdy, woran 2 von Corn[elius] und einer von mir, sind jetzt in Frankfurt aufgestellt, wo sie viel Beifall finden sollen und die Administratoren eines großen Vermächtnisses geneigt machen uns Anträge zu machen. Für mich eröffnen sich zugleich gloriose Aussichten in der Vaterstadt, woselbst mein trefflicher Freund und Landsmann, Baron Rumohr, alles in Bewegung setzt, damit dereinst eine Reihe von Darstellungen aus der Hanseatischen Geschichte (al fresco) durch mich ausgeführt werde, wobei er selber mit herrlichem Beispiel vorangeht durch einen jährlichen Beitrag von 300 Thalern. — Meister Koch ist noch ganz der Alte, dieselben Kraftausdrücke in seinem Munde, dieselbe herzliche Freude an allem Aechten, was sich zeigt in seinem Herzen und auf seinem Gesichte. Er selber aber, unter uns gesagt, scheint mir fast zurückzugehen, woran denn auch seine Jahre nachgrade Schuld sein mögen, er macht viel, aber an wenigem habe ich Freude; hat bald nichts als sein Linienwesen mehr im Sinn und seine grellen Farben, wodurch er sich denn selber ganz gewaltig widerspricht. — Dein Landsmann Amsler bildet sich zu einem ächten tüchtigen Künstler, nach meinem Gefühl setzte ich ihn schon über alle mir bekannte neuern Kupferstecher; eine Statue nach Thorwaldsen, die er eben jetzt vollendet hat, könnte fast von Dürer

oder Marc Anton sein. Er wird mit Barth gemeinschaftlich, der ebenfalls recht brav wird, ein großes Blatt nach Cornelius, das Titelblatt zu seinen Nibelungen, stechen, welches mir das Meisterstück unsers Cornelius zu sein scheint: da darf man also einmal etwas recht Herrliches erwarten." — —

Der Erbe der Krone Bayerns war im Herbst 1817 nach Italien gekommen; es war seine zweite italienische Reise, deren Ziel zunächst Sicilien. In seinem Gefolge befanden sich Graf Karl Seinsheim, Gallerie-Inspector Dillis und Dr. Ringseis. Von der abenteuerreichen Fahrt in Sicilien traf er am 21. Januar 1818 wieder in Rom ein, und der dreimonatliche Aufenthalt, den er daselbst nahm, galt in erster Linie der Kunst. Glühend von vaterländischer Begeisterung, von großen Plänen für die Förderung der Kunst erfüllt, erkannte der geistvolle, hochsinnige und originelle Prinz alsbald in Cornelius, Overbeck und deren Genossen seine zukünftigen Mithelfer, die schöpferischen Talente für seine künstlerischen Pläne und Unternehmungen. In Rom verkehrte er mit ihnen in ungezwungener Leutseligkeit; er sah sie in ihren Werkstätten und zog sie an seine Tafel. Unter Overbecks Papieren befindet sich, mit dem Datum „22. September 1818" versehen, die vom Kronprinzen brieflich übersandte Originalhandschrift des Gedichtes „An die Künstler", das jetzt die gedruckte Sammlung der Gedichte König Ludwigs von Bayern eröffnet, während ein anderes in derselben Sammlung, das er nach seiner Rückkehr an Cornelius sandte, eine directe Anspielung auf Cornelius und Overbeck enthält in den Versen:

„Dir, der selbst du glühst, wie Paulus glühte,
Dessen Eifer deinem gleichend ist,
Wie auch dir mit kindlichem Gemüthe,
Der du wie Johannes schuldlos bist." [1]

---

[1] „Den Teutschen Künstlern zu Rom im Jahre 1818." Gedichte Ludwigs des Ersten, Königs von Bayern. München 1829. I. 234. Vgl. E. Förster, Peter v. Cornelius. I. 214.

Cornelius' Verbindung mit dem königlichen Patron gewann ihre eigentliche und glanzvollste Bedeutung mit seiner Anstellung in München. Overbecks Beziehung zu dem fürstlichen Mäcen war und blieb mehr privater Natur. Ein halbes Jahrhundert hindurch erfreute er sich der Beweise theilnahmsvoller Aufmerksamkeit von Seite Ludwigs, theils bei persönlichem Verkehr, theils indirect durch Vermittlung bewährter Vertrauensmänner; zwei dieser Mittelspersonen des Fürsten: Dr. Ringseis, einer der lautersten und vortrefflichsten, für Religion und Kunst begeistert thätigen Männer, und Karl Graf Seinsheim, unterhielten mit Overbeck lebenslang ausdauernde Freundschaft.

In Rom erschien der Kronprinz nie anders als im altdeutschen Rock, auf dem Kopf die Mütze mit dem Landwehrkreuze — zur Verwunderung der Römer, aber zur Freude der Künstler, unter denen die altdeutsche Tracht manche Freunde gefunden hatte. Namentlich seit dem Befreiungskriege war der Wunsch nach einer Kleiderreform in deutschen Kreisen lebhaft besprochen und die Wiedereinführung einer Nationaltracht, die das Land von dem Einfluß der französischen Moden losmachen sollte, für viele ein Lieblingsgedanke geworden. Die Studenten an den Universitäten begünstigten die Bewegung; da aber unter der feurigen Jugend, im Beginn der Restaurationsperiode, ein gährender politischer Geist sich zu regen anfing, so wurde die Tracht von den Regierungen als ein Kennzeichen von Mißvergnügen angesehen, was zu Verboten derselben in mehr als einem Staate führte.

Der schwedische Dichter Atterbom, der um jene Zeit Deutschland und Italien bereiste und hernach Erzieher des Kronprinzen Oscar von Schweden wurde, schreibt aus Rom, 14. März 1818, an seinen berühmten Landsmann Geijer: „Lustig ist es, daß, während in München, zufolge königlichen Verbots, kein Mensch altdeutsche oder sogenannte deutsche Kleider anzulegen wagt, des Königs leibhaftiger Sohn sich hier in Rom beständig öffentlich

in dieser von den deutschen Regierungen für schwärmerisch und revolutionär angesehenen Tracht sehen läßt.“ [1]

Die Herren vom Gefolge des Prinzen trugen gleichfalls den altdeutschen Rock. Denn der Kronprinz liebte es, wie Henriette Herz als Augenzeuge in ihren Erinnerungen sagt, „alle Deutsche in diesem Rocke und mit dem Barett zu sehn, und wer, namentlich unter den Künstlern, nicht die Mittel besaß, sich diese Kleidungsstücke selbst anzuschaffen, dem verehrte er sie. Ein Deutscher in gewöhnlicher Tracht wurde zuletzt gewissermaßen anrüchig. Er galt für einen Undeutschen, und, wenn diese Anschuldigung nicht Platz greifen konnte, doch für einen Philister.“ [2]

Zu diesen Altdeutschen gehörte auch Friedrich Rückert. Der Dichter der geharnischten Sonette, eine jugendlich reckenhafte Gestalt mit kräftigem Bart und lang wallendem dunklen Lockenhaar, lebte um diese Zeit in Rom, wohlgelitten im Kreise der Künstler, mit deren Bestrebungen er sympathisirte, an deren Versammlungen er thätigen Antheil nahm, unerschöpflich in allen Formen lyrischer Dichtung. Denn wie er selber von sich singt: „Mehr als Blumen im Gefilde sprossen täglich Lieder unter meiner Feder“; was immer seine Seele bewegte, verwandelte sich ihm in Poesie. Eine Zeichnung von Overbeck, die Rückkehr des jungen Tobias, ergriff seine Phantasie, und er schildert und feiert die Composition, die ihm der Maler zum Abschied schenkte, in drei Sonetten: wie der alte Vater mit gesenktem Angesicht in der Halle sitzt, die Mutter, „nicht so blind wie er ergeben“, in die Ferne blickt und doch den Sohn noch nicht erkennt, der zu seinem englischen Gefährten spricht, die Schritte rascher zu lenken, um den sehnsüchtig harrenden, Tag und Stunden zählenden Eltern Licht und Trost zu bringen. „Nichts

[1] Aufzeichnungen des schwedischen Dichters P. D. A. Atterbom. Aus dem Schwedischen übersetzt von Franz Maurer. Berlin 1867. S. 183.

[2] Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. S. 243.

Zarters konnte Lieb' und Kunst erdenken, zum Denkblatt einem Reisenden zu dienen."

> „Es muß das Bild wohl tief und innig rühren,
> Und stete Mahnung unterwegs ertheilen
> Dem, dessen Schritte jetzt von hier enteilen,
> Um ihn dem Vaterherde zuzuführen."

Mit den Schwesterkünsten verbündete sich seine Muse auch, als die deutsche Colonie dem Kronprinzen Ludwig eine letzte Huldigung darbrachte.

Am 29. April 1818, am Vorabend der Abreise des Kronprinzen nach München, veranstalteten die Künstler dem scheidenden Königssohn zu Ehren ein Abschiedsfest in der Villa Schultheiß, welche für künstlerische und poetische Arrangements günstige Räumlichkeiten bot. Die einem Bankier Schultheiß gehörige und außerhalb der Porta del Popolo in der Richtung von Acqua Cetosa hochgelegene Villa hat nie einen glänzenderen Tag gesehen.

Rückert schildert in schwungvoll rhythmischer Sprache die Vorbereitungen und den Gang dieses schönen Festes, das „die deutsche Malerrepublik" im alten Rom dem würdigen Bayernfürsten gegeben, der der neuen Kunst eine Heimath schaffen wollte. Er erzählt, wie die erst noch nackten Wände des weiten Saales durch gemeinsamen Wetteifer zaubergleich in „eine Welt von Farbengluthen, eine Himmelsphantasie, ein lebendig Meer des Glanzes, ein gemaltes Paradies" verwandelt wurden; wie die Malercolonie, der kurz gesteckten Frist halber, das Werk so stürmisch rastlos trieb:

> „Malen sah die Sonn' am Tage
> Und die Nacht bei Kerzenlicht";

wie Cornelius der Meister, „der des Ganzen Riß erdacht", er das Haupt mit vielen Händen, „der Erfindung Einheit lieh"; und wie so freudig willig hier die andern Meister, „sonst wohl gleichgeordnet ihm", alle sich als Glieder unterordneten. (Betheiligt an dem Werke waren Overbeck, Ph. Veit, Schadow,

Eberhard, Sutter, Ramboux, C. Vogel, Lund, Wach, Fohr, Schaller.)

„Jeder stand an seiner Stelle,
Keinem schien sein Amt gering;
Weil dem Ganzen jeder diente,
Ehrte jeden jeder Dienst,
Ob er Hauptfiguren malte,
Oder ob er Farben rieb.“ [1]

So arbeitete eine edle Malergilde, während sich „eine Zunft von Architekten schon geschäftig auch bewies, aus dem Frühlingsschmuck der Gärten, aus endlosem Ueberflusse von Jasmin und Rosmarin, von Granat und Oleander, Lorbeer, welscher Eich' und Myrthe, Oelblatt und Orangenzweigen grüne Säulen aufzubauen, die auf ihren Scheiteln trugen Fruchtgehäng und Laubgewind“.

Auch in Prosa ist der hochpoetische und berühmte Festabend, der unter Musik, Gesang und Tanz in heiterster Stimmung verlief, mehrfach geschildert worden. J. D. Passavant [2] und der als Gast geladene Schwede Atterbom [3] lieferten ausführliche und graphische Beschreibungen. Nicht minder lebendig und anziehend liest sich der Bericht, den Dr. Ringseis unter dem frischen Eindruck den Freunden in Deutschland in den „Zeitschwingen“, Jahrgang 1818, erstattet [4].

---

[1] Overbeck führte ein großes Transparentbild aus, das die gefeierten Schutzherren der Künste aller Zeiten und Nationen, im großen Huldigungszuge schreitend, darstellte. — „Das schöne Verhältniß,“ bemerkt Passavant, „von zwei der ausgezeichnetsten Künstler, zwar Freunde, doch auch in gewisser Hinsicht Nebenbuhler, sprach sich wohl nie deutlicher aus, als bei dieser Gelegenheit; denn was fragte Overbeck darnach, daß Cornelius die Composition zu dem Bilde, welches er malte, verfertigt hatte; er führte sie nach besten Kräften aus.“

[2] Ansichten über die bildenden Künste S. 82—86. Ihm folgt E. Förster in „Peter v. Cornelius“ I. 212 ff.

[3] Aufzeichnungen des schwedischen Dichters Atterbom S. 175.

[4] Wieder abgedruckt in seinen „Erinnerungen“: Historisch-politische Blätter 1876, Bd. 78 S. 912—919; nun auch in Buchform erschienen 1886. I. 522 ff.

Frau Herz berichtet ebenfalls in Kürze darüber. Sie sagt: „Die Künstler beabsichtigten anfänglich, das diplomatische Corps zu dem Feste einzuladen, Frauen jedoch von demselben auszuschließen. Der Prinz verbat sich das Erstere, und erbat sich die Letzteren. Es waren ihrer etwa zwanzig in der Gesellschaft, welche aus ungefähr hundertzwanzig Personen bestand, unter ihnen mehre Frauen und Bräute anwesender Künstler, Frau von Humboldt, deren Töchter und ich. Die Herren nahmen das Souper stehend ein, mit Ausnahme des Kronprinzen, welcher seinen Platz zwischen Frau von Humboldt und mir genommen hatte, wie er sich denn überhaupt am meisten mit uns unterhielt. Das Fest zog sich bis spät in die Nacht hin. Auf 4 Uhr Morgens hatte der Prinz seine Messe bestellt, um 5 Uhr wollte er abreisen." [1] In tiefer Bewegung schied er von dannen.

Ein Bericht über das Fest findet sich auch in Bunsens Leben, geschildert von seiner Wittwe. Frau von Bunsen war unter den Gästen, obgleich ihr Name von Frau Herz nicht erwähnt wird. Sie bemerkt dabei: „Des hier beschriebenen Festes werden die wenigen noch lebenden Theilnehmer desselben sich mit jenem Gefühl entsinnen, welches die Erinnerung an einen frischen Frühlingstag in der Frühlingszeit des Lebens begleitet: die Gegenwart heiter, die Zukunft voll Hoffnung. Keiner, der Zeuge davon war, wird je wieder eine solche Fülle von dichterischem und künstlerischem Inhalt, zur Ausschmückung und würdigen Ausstattung eines Moments verwandt, gesehen haben; wäre die Idee Gegenstand langer Erwägung oder die Ausführung langwierig und mühsam gewesen, so hätte die Wirkung nicht so schlagend und befriedigend sein können .... Die meisten Gäste trugen das mittelalterliche, zwar altdeutsch genannte, aber in Wirklichkeit von allen civilisirten Nationen im 15. Jahrhundert getragne, nur damals vom Kronprinzen von Bayern begünstigte

---

[1] Henritte Herz. Leben und Erinnerungen von J. Fürst. S. 244 bis 245.



Costüm, einen glatten, dicht zugeknöpften Rock mit vollen Schößen, die Damen mit breiten Halskrausen und malerischem Schmuck. Damen waren nur wenige zugegen, die bedeutendste unter ihnen Frau Henriette Herz, die alte Freundin und Correspondentin Schleiermachers, trotz ihres vorgerückten Alters von unverminderter Anmuth der Züge, in denen die liebenswürdige Naturanlage und die gleichmäßige Stimmung sich ausprägte, welche zur Erhaltung ihrer berühmten persönlichen Anziehungskraft soviel beigetragen haben. Aber die Bewunderte jenes Abends war die schöne, verbindliche und vielvermögende Braut des Malers Overbeck, aus Wien gebürtig." [1]

Wie mächtig der Zauber dieser jungen Dame gewesen, erfahren wir von Dr. Ringseis. Am Schlusse seiner Schilderung dieser „in feierlich schwunghafter Fröhlichkeit durchschwärmten Festnacht" erzählt er in offenherziger Laune, wie er, ehe er mit seinem fürstlichen Gebieter die ewige Stadt verließ, den Tiberfluthen in wohlverkorkter Flasche noch einen Zettel anvertraut habe, in der romantischen Hoffnung, „sie möchten ihn zur Huldigung an die rechte Schwelle spülen". (Die erwähnte Dame wohnte an der Ripetta.) Auf dem Zettel stand:

„An die Holde, die Eine, die Reine!
Ach dürft' ich sagen, die Meine!"

Er fügt bei: „Daß ich es nicht sagen dürfe, das wußte ich. Fräulein Nina Hartl, ein durch Schönheit und Geist, durch Bildung und Gesinnung ausgezeichnetes Mädchen, Pflegetochter eines Wiener Theaterdirektors, die auch im Hause von Fr. Schlegel verkehrte, war mit einer Gesellschafterin nach Rom gereist und erregte, besonders bei den Künstlern, Aufsehen durch ihre in so vieler Hinsicht bedeutende Erscheinung. Da fing denn auch mein fast 33jähriges Junggesellenherz wieder einmal Feuer —

[1] Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Wittwe. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1868. I. 145.

das erstemal seitdem ich mich in der Lage befand, Herz und Hand anbieten zu dürfen, und ich war nicht ohne Hoffnung der Erhörung.

„‚Hast du dir wirklich den Korb geholt?‘ fragt mich meine Schreiberin. — Nein, ich glaube, daß ich noch zu rechter Zeit es erfahren, es habe inzwischen kein Geringerer als Friedrich Overbeck ihr Jawort nachgesucht und erhalten. — ‚Aber wie kann man so etwas nicht gewiß wissen?‘ Je nun, mit der Zeit vergißt man auch dieses.“ [1]

[1] Erinnerungen von Dr. von Ringseis. I. 530. Historisch-politische Blätter 78, 920.

Vierte Periode.

1818—1833.

> „Mögen die Menschen uns loben oder tadeln, wir sind deßwegen doch nichts anderes, als was wir vor Gott sind."
>
> Clemens Maria Hofbauer.

10. Eintritt in's eheliche Leben.

(1818—1826.)

Nina. Ruth und Boas. Dorothea Schlegel. In Genzano. Trauung. Villa Palombara. Kunstausstellung 1819. Componirverein. Künstler-Hülfskasse. Rumohr und Villa Vinci. Ave Maria. Perugia.

Fräulein Anna Schiffenhuber-Hartl, gewöhnlich Nina genannt, Overbecks zukünftige Gattin, war von ihrer Mutter der Fürsorge eines Adoptiv-Vaters, des Hofrath Joseph Hartl in Wien, anvertraut worden. Dieser Mann, von kleinbürgerlicher Herkunft, geboren 1760 in Wien, hatte sich als kaiserlicher Hofagent durch sein humanitäres Wirken und organisatorisches Genie in den verhängnißvollen Kriegsjahren solche Verdienste erworben, daß er, auf Bittgesuch des Wiener Magistrats, 1799 vom Kaiser mit dem erbländischen Adelstand begnadet wurde, mit dem Beinamen Edler von Luchsenstein. Im Jahre 1808 übernahm er unter den mißlichsten Verhältnissen die Direction der beiden Hoftheater und des Theaters an der Wien, und führte dieselbe während der feindlichen Invasion bis 1811. Ein un-

vergängliches Andenken erwarb er sich mit dem durch seine Idee und den Beitritt mehrerer Patrioten in's Leben gerufenen wohlthätigen Verein zur Unterstützung österreichischer Invaliden. Als Kaiser Franz 1809 den Leopold-Orden stiftete, verlieh er ihm aus eigenem Antrieb das Ritterkreuz dieses Ordens, und 1815 den Titel eines kaiserlichen Hofraths[1].

Nina verlebte ihre frühen Jugendjahre in der heimischen Kaiserstadt, ohne daß Overbeck während seines dortigen Aufenthalts das schöne, wohlgebildete Mädchen kennen lernte, das trotz mancher gesellschaftlichen Talente mehr zu einem zurückgezogenen Leben neigte und bei aller Liebenswürdigkeit jedes der eigenen innern Vervollkommnung hinderliche Element abzuwehren verstand. Diese Zurückhaltung hatte ohne Zweifel ihren tiefern Grund in den eigenthümlichen Familienverhältnissen, welche ihr manche Demüthigung bereiteten, und wurde dann noch bestärkt durch den Einfluß des Pater Clemens Maria Hofbauer, als dieser apostolische Mann im Jahre 1808 nach Wien kam und hier als Generalvicar der Congregation vom allerheiligsten Erlöser seine großartige, wunderbar gesegnete Wirksamkeit entfaltete.

Im gleichen Jahre 1808 hatten auch Friedrich und Dorothea Schlegel in Wien sich niedergelassen, nachdem sie im vorangehenden April zu Köln in den Schooß der katholischen Kirche eingetreten waren. Das ausgezeichnete Schriftstellerpaar erfreute sich einer freundlichen Aufnahme in der Wiener Gesellschaft, wo sie auch bald mit Nina und ihrem Pflegevater bekannt wurden; sie bewegten sich im Kreise gemeinschaftlicher Freunde, zu denen auch Pater Hofbauer gehörte.

Im März 1809 erhielt Friedrich Schlegel eine Anstellung in der kaiserlichen Staatskanzlei mit dem Titel eines Hofsecretärs, und während des Krieges war er dem Hauptquartier des Erzherzogs Karl zugetheilt. In seiner Abwesenheit erzeigte

---

[1] C. v. Wurzbach, Biograph. Lexicon. Bd. VII.

Rath Hartl der in Wien ausharrenden Frau Schlegel viele Gastfreundschaft; Nina zumal verdoppelte ihre Aufmerksamkeiten und schloß sich mit jugendlicher Zuneigung an die ältere Frau an. Bei aller Genialität des Wesens und Sorglosigkeit in der äußern Erscheinung war Dorothea eine praktische Hausfrau, heiter, verständig und aufrichtig fromm. Trotz der fast männlichen Züge ihres Antlitzes, an dem nichts schön war, als die geistblitzenden schwarzen Augen, besaß sie ein ächt weibliches Gemüth voll Hingebung und Treue, und bei ihrer natürlichen Güte wurde sie bald die theilnehmende Freundin und Berätherin der sinnigen, in sich gekehrten Nina.

Wenn Zeit und Erfahrung Dorothea besonnen gemacht hatten, so konnte sie doch dem weiblichen Herzensdrange nicht widerstehen, für ihren neuen Liebling eine glückliche Verbindung zu wünschen und zu suchen. So schließt sie einen Brief an Sulpiz Boisserée in Köln, dem sie für die ihr und ihrem Manne dort wie zuvor schon in Paris erwiesene Theilnahme treue Dankbarkeit bewahrte, am 28. December 1809 mit den Worten: „Ich wünschte nur, Sie wären hier und kennten meine Nina." Und wiederum am 16. Februar 1811: „Kommen Sie her nach Wien, wir bewahren Ihnen hier ein liebenswürdiges Mädchen, der nichts fehlt, um eine sehr gute Frau zu werden, als ein Mann, der sie achtet, indem sie ihn liebt, und der von der Welt geachtet wird, denn sie will stolz auf ihren Gemahl sein dürfen! Auch hübsch ist Nina und nicht eitler als billig." Friedrich Schlegel erachtet es für nöthig, dieser Information die Nachschrift anzufügen: „Mit der Nina das nehmen Sie nur so ernsthaft nicht; meine Frau hat immer den Fehler, daß sie glaubt, was uns gefällt müsse Ihnen auch gefallen." [1]

Mittlerweile hatten Dorothea's beide Söhne Jonas und Philipp Veit in Wien sich eingefunden, woselbst sie von Pater Hofbauer, dem hoch verehrten Schlegel'schen Hausfreunde, in

---

[1] Sulpiz Boisserée. I. 72. 108. 110.

den Wahrheiten der christlichen Religion unterrichtet und in dessen Gegenwart durch den päpstlichen Nuntius Severoli getauft wurden: Philipp am 9. Juni und Jonas (der in der Taufe den Namen Johannes erhielt) am 26. Juli 1810. Nina fanden die beiden wackern Künstler bereits so vertraut und heimisch in dem engern Kreise des mütterlichen Hauses, daß sie das sittsame herzensgute Wesen nicht anders denn wie eine Schwester zu betrachten sich gewöhnten; und im Beginn des Jahres 1812 machte Philipp, der in Wien emsig der Bildnißmalerei oblag, seiner Mutter die Freude, Nina's Porträt für sie in Oel zu malen[1].

Während Hofrath Hartl auf den ihm liebgewordenen Besuch des Theaters, so lang er in Wien weilte, nur selten verzichtete, zog Nina es vor, Abends die Stelle einer Tochter bei Frau Schlegel zu vertreten, welche dann für ihre Freunde „zu Hause“ war. Schlegels Haus war ein Vereinigungspunkt für Leute von Geist, interessante Fremde und Künstler geworden; es herrschte dort ein ungezwungenes geselliges Leben, und wie Caroline Pichler bemerkt, gab gerade die Beschränkung der Glücksumstände, welche der Familie keinen Aufwand, keine oft lästige und prätentiöse Eleganz erlaubte, diesen Zusammenkünften „einen eigenthümlichen Reiz von hausväterlichem Ton und herzlichem Wohlwollen“. Dieselbe österreichische Schriftstellerin, welche die bei Frau von Schlegel zugebrachten Stunden zu den angenehmsten ihres Lebens zählt, schreibt in ihrer Autobiographie, wo sie auf das Jahr 1813 zu sprechen kommt, eine Begegnung mit Humboldt schildernd:

„Indessen hatte der Gang der allgemeinen Ereignisse manche ausgezeichnete Menschen nach Wien geführt, mit welchen ich in nähere oder fernere Berührungen kam. Mein Zusammentreffen mit Alexander von Humboldt bei Schlegel, wo ich schon dessen Bruder und Schwägerin längere Zeit vorher getroffen, hätte

[1] Raich, Dorothea v. Schlegel und deren Söhne. II. 64. 68.

mir wohl den bedeutendsten Genuß gewährt, wenn es etwas mehr als ein bloßes von Gesicht Kennenlernen gewesen wäre. Aber er theilte — und noch weiß ich durchaus nicht warum? — die Nichtachtung, ich möchte sagen Geringschätzung gegen mich, welche mir seine Verwandten bewiesen hatten, so daß, da der Kreis, in dem wir uns bei Schlegel befanden, sehr wenig zahlreich war, ich bald ohne alle Ansprache, wie verloren, da gesessen hätte, indeß Herr und Frau vom Hause mit ihren ausgezeichneten Gästen beschäftigt waren, wenn nicht ein sehr schönes und interessantes Mädchen, Fräulein Nina, die Nichte des Hofraths von Hartl, sich meiner angenommen und ein Gespräch mit mir angeknüpft hätte.“ [1]

Die Sommermonate pflegte Rath Hartl mit seiner Adoptivtochter in der romantischen Steyermark zu verbringen. Im Herbst 1813 kehrte Nina von ihrem Bergaufenthalt kränklich nach Wien zurück, mit den Symptomen eines Brustleidens behaftet, das ihren Freunden ernste Besorgniß einflößte. Häusliches Leid und Unglück hatten ihre Gesundheit erschüttert, und wenngleich ihr Starkmuth sie befähigte, äußerlich Gelassenheit zu bewahren, so war ihr Aussehen doch so verändert, daß man im Frühjahr 1814 für sie das Aeußerste befürchtete. Sie erholte sich indessen während des Sommers wieder in so weit, daß die Aerzte ihr riethen, einen Winter in Pisa zuzubringen. Sie folgte dieser Anweisung und reiste im Spätherbst nach Italien. Das südliche Klima bekam ihr so wohl, daß sie auch in den nächstfolgenden Jahren im hesperischen Lande ihren Aufenthalt behielt.

Im Frühling 1816 finden wir Nina in Florenz. Frau von Staël weilte ebenfalls dort in Gesellschaft ihres unzertrennlichen Begleiters und Verehrers August Wilhelm Schlegel. Der gefeierte Uebersetzer Shakespeare's und Calderons, der von

---

[1] Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Wien 1844. II. 233; vgl. II. 134.

seiner Frau vor mehr als einem Jahrzehnt verlassen worden war, jetzt ein Mann von 49 Jahren, aber mit allen Künsten der Toilette bestconservirter Elegant, fühlte nun auf einmal das Bedürfniß, sich wieder zu verheirathen. Nina hatte schon zu Wien, im Hause seines Bruders, sein Wohlgefallen erregt. Sie interessirte und bezauberte ihn noch mehr in Florenz; er bewarb sich um ihre Zuneigung.

Dr. Hermann Friedländer, ein junger feingebildeter Arzt aus Königsberg, der im Sommer 1815 mit Philipp Veit nach Rom gereist war[1], gibt diesem Freunde Kunde von den überraschenden Neuigkeiten in Florenz.

„Deine Freundin Nina," schreibt er am 28. Mai 1816 aus der Hauptstadt Toscana's, „sehe ich sehr oft, sie ist wohlauf, und ich finde sie sehr liebenswürdig. Fast mehr als ich findet dieses August Wilhelm [Schlegel], den ich bei ihr kennen gelernt habe. Er ist außerordentlich freundlich gegen mich gewesen, hat sich auch sehr artig nach Herrn Veit in Rom erkundigt und gewünscht, etwas von ihm, besonders aber von Cornelius zu sehen. Er hat es mir sehr übel genommen, daß ich ihn nicht gleich besucht, und deßhalb immer Nina gefragt, wann ich wohl endlich kommen würde. Heute habe ich ihm denn einen Staatsbesuch gemacht, und nachdem ich eine gute halbe Stunde auf das Ende seiner Toilette im Vorzimmer habe warten müssen, das Glück genossen, neben seiner duftenden Person einer angenehmen Unterhaltung gewürdigt zu werden. Er ist nun durch und durch französisch, ja ich glaube, er denkt sogar französisch; Nina wenigstens versichert mich, daß er ihr ein französisches, von ihm verfaßtes Buch im Manuscript mitgetheilt habe, worin man, außer dem elegantesten Französisch, die wahre französische tournure d'esprit erkenne ...... Die

[1] Er hat seine Reise-Erinnerungen veröffentlicht in „Ansichten von Italien". Leipzig 1819. Friedländer ließ sich 1817 als Privatdocent in Halle nieder, wo er als Professor der theoretischen Medicin 1851 starb.

Staël hat übrigens die arme Nina, nachdem sie sie Anfangs mit Schmeicheleien überhäuft, wahrscheinlich aus Eifersucht, dergestalt mißhandelt und in's Gerede gebracht, daß diese auf das empfindlichste gekränkt und beleidigt ist. Schlegel aber scheint nichts davon zu wissen und setzt seine häufigen Besuche bei Nina nach wie vor fort. Ein hiesiges Journal enthält ein gutes Pasquill auf die fahrende Corinne, wodurch sie höchst unglücklich gewesen, besonders weil man sie darin eine Pitonessa vecchia di 50 anni genannt hat. Der Duc de Broglie und Schlegel wollen sich deßhalb mit ganz Florenz schießen und schlagen, haben es aber klüglich unterlassen. Die arme Nina hingegen hat keinen Paladin gefunden, als sie einen, ihres guten Namens wegen, so nöthig hatte." [1]

Erwägungen praktischer Klugheit führten zur Beruhigung der Frau von Staël. Wilhelm Schlegel gab seine Werbung auf und verblieb in der Gefolgschaft der leidenschaftlichen „Corinne" bis zu deren Tod im Jahre 1817. Ein Jahr darnach ging er mit Sophie Paulus, der Tochter des rationalistischen Theologen in Heidelberg, eine Ehe ein, die schon wenige Wochen später plötzlich wieder gelöst wurde. Nina aber verbrachte die beiden folgenden Winter in Rom, in der Umgebung gleichgesinnter Freunde und Bekannten — und im October 1818, ungefähr einen Monat nach der Hochzeit ihres früheren Freiers, wurde sie die glückliche Gattin Overbecks.

Im Frühjahr 1818 bewohnte sie mit ihrer Begleiterin, Fräulein Elise Seitzen, einer muntern Wienerin, ein Haus in der Via Ripetta. Sie hielt sich von dem größeren Gesellschaftstreiben fern und lebte ziemlich zurückgezogen. Gleichwohl stand sie durch die Brüder Veit mit einem Kreise deutscher Künstler in Verkehr, ließ sich wohl auch einmal herbei, das von den enthusiastischen Kunstjüngern eingeführte altdeutsche Costüm zu

[1] Dorothea v. Schlegel und deren Söhne. II. 350. Vgl. hiezu 363 und 396.

tragen, und wohnte mit ihrer Gefährtin dem Künstlerfeste bei, das Cornelius, Overbeck, Veit und deren Genossen dem kunstfreundlichen Kronprinzen von Bayern gaben.

Inmitten des Jubels, dessen Zeuge sie in der Villa Schultheiß war, wurde es ihr um so schwerer, unter einem ruhigen Aeußern ihre geheime Neigung für den umhuldigten, begabten und bescheidenen jungen Maler von Lübeck zu verbergen, dessen völlige Gleichgültigkeit gegen sie ihr seit Monaten stille Qual bereitet hatte.

Und Overbeck, sei es daß die Macht ihrer tiefen Liebe ihm unbewußt es angethan, sei es daß die schlummernde Leidenschaft seines eigenen Herzens mit einem Mal entzündet ward — mitten unter dem glänzenden Feste erwachte er plötzlich zu dem Bewußtsein, daß das jungfräulich schöne Mädchen, dessen regelmäßige Züge und edel heiterer Ausdruck einem Praxiteles oder Apelles Anlaß geboten hätten, sie, nicht als Venus, wohl aber als Minerva zu verewigen, seine Jugendträume von einer idealen Sulamith noch übertreffe.

Sie war zudem seine Landsmännin. Er hatte stets seine Bedenken gehabt gegen einzelne von seinen Bekannten eingegangene Heirathen mit italienischen Mädchen, welche, nicht selten Modelle, wohl bezaubernde Gesichter, aber ungebildeten Verstand besaßen. Er war im Kreise hochgebildeter Frauen aufgewachsen; eine solche, das empfand er, mußte auch seine Lebensgefährtin sein, weil er glaubte, daß ohne verständnißinnige Gemeinsamkeit der Gefühle und Bestrebungen kein dauerndes Glück bestehe. Mitten unter dem Gewoge der Reden, der Musik, des Gesangs und heiterer Toaste reifte in ihm ein ernster Entschluß. Er hatte allzuviel allein gelebt. Im glühenden Drange nach Vollendung hatte er sich in seine Alles absorbirende Kunst gleichsam begraben. Er wollte sein Herz nicht länger den Freuden des häuslichen Lebens verschließen.

Er sann, er betete, unruhig sich fragend, ob ihm wohl das Glück beschieden sein möchte, Herz und Hand Nina's, der Königin

des Festes, zu gewinnen, welche, wie ihm persönliche Erfahrung sagte, ebenso gut und begabt als schön war.

Von solchen Gedanken erfüllt, wandte er am Morgen nach dem Feste seine Schritte klopfenden Herzens nach der Via Ripetta, um einen der wichtigsten Akte seines Lebens zu vollführen.

Er traf Fräulein Nina allein zu Hause. Bei ihrem Erscheinen versagte ihm das Wort. Es entstand eine Pause verlegenen Schweigens, bis endlich die Begrüßte den Zauber löste, indem sie freundlich bemerkte: „Sie haben wohl etwas auf dem Herzen, Herr Overbeck, was Sie mir mitzutheilen wünschen."

Er gestand ihr seine Liebe und kehrte als ein mit dem Jawort beglückter Freier heim[1]. Er war 29 Jahre alt; auch sie hatte bereits ihre erste Jugend hinter sich, als sie am Morgen des letzten April einander Treue gelobten.

Die Verlobung wurde allgemein mit Beifall aufgenommen. Baron Rumohr als Vertreter der Lübecker Verwandtschaft, die Veit als jene des Wiener Kreises brachten alsbald ihre Glückwünsche dar. In der Overbeckfamilie erregte die Botschaft lebhafte Freude. Hofrath Hartl sprach in Briefen an Nina und an Overbeck seine herzliche Zustimmung aus, wenn auch nicht ohne Anspielung auf den persönlichen Verlust, den er durch diese Heirath erleide. Er hatte gehofft, seine alten Tage auf seinem steyrischen Besitzthum Pfannberg in Gesellschaft der liebsten Angehörigen zu verleben; nunmehr alleinstehend und körperlich gebrechlich, war er entschlossen, den Herrschaftssitz zu verkaufen. Noch im Sommer desselben Jahres ging die Herrschaft, bestehend aus dem in italienischem Stile erbauten Schlosse Neu-Pfannberg, dem etwas kleineren Schlosse Ruhefeld, der pittoresken Ruine Alt-Pfannberg, nebst zwei Tafernen, einem Jägerhaus und einem ansehnlichen Gütercomplex, aus den Händen von Joseph Hartl von Luchsenstein in diejenigen des Fürsten Nikolaus Esterhazy von Galantha über. Große Be-

---

[1] Die Details nach mündlichen Erzählungen der Frau Hoffmann.

ruhigung war es Nina, daß auch Pater Hofbauer zu der Wahl seine Zustimmung und seinen Segen sandte.

Zu Anfang Juni traf Dorothea Schlegel zu einem längeren Besuch ihrer Söhne in Rom ein. Sie machte nun Overbecks persönliche Bekanntschaft; und hatte sie früher ihre Söhne darum beglückwünscht, daß sie „mit den Edelsten Freundschaft schließen", so war sie jetzt nicht weniger hoch erfreut über Nina's Wahl, der mütterlich geliebten Braut, die sie mit Freundlichkeiten und Liebkosungen überschüttete.

Frau von Schlegel, welche viel gereist war und mit Passion reiste, wurde in Rom nicht nur als die Gattin des berühmten Gelehrten und Dichters Friedrich von Schlegel, sondern als eine durch Geist und literarische Begabung glänzende Frau mit Auszeichnung aufgenommen. In jenen Tagen waren Religion und Kunst die zwei Hauptkennzeichen der ewigen Stadt; Geistliche und Künstler wurden als das auf diesem Boden berechtigte Element von den wohlhabenden und gebildeten Fremden mit Achtung behandelt. Wenn die ausländischen Gäste auch gesellschaftlich fast durchwegs nach der Nationalität in deutsche, französische und englische Cirkel sich schieden, so trafen sie doch in einer Hinsicht alle überein: ihre Gewohnheiten und Ansprüche waren viel weniger extravagant, als die des gegenwärtigen Geschlechts der Forestieri. Man wohnte sehr einfach und genügsam, und nahm keinen Anstoß, wenn die Zimmer ohne Fußteppich und Vorhänge, die Tische von blankem Holz, Sopha und Stühle meist von Stroh waren, ersteres mit selten gut gestopften Kissen bedeckt.

In so bescheiden eingerichteten Gemächern empfing Frau von Schlegel sehr häufig den berühmten Staatsminister Cardinal Consalvi. Der gütige, freundliche Kirchenfürst hatte Schlegel schon während seiner Anwesenheit auf dem Wiener Congreß mit seinem Vertrauen beehrt; er besaß ein warmes Interesse für die schönen Künste und bewegte sich ohne Zwang in dem belebten, bunt gemischten Kreise, der in Rom sich um die geistreiche Frau des Dichters sammelte.

Im Jahre 1818 weilten noch andere hervorragende deutsche Frauen in Rom, welche, mit Dorothea eng befreundet, in ihrem Hause einen freudigen Willkomm fanden: Caroline von Humboldt, die Gemahlin des preußischen Staatsmanns und frühern Gesandten beim Vatican, war mit ihren Töchtern Caroline und Gabriele dort; ebenso die schöne Frau Henriette Herz, eine junonische Gestalt.

Frau von Humboldt, eine Kennerin und Beschützerin der Kunst, schlug ihr Quartier unter Künstlern auf: im Hause der Signora Buti lebte sie unter einem Dache mit Schadow und Thorwaldsen. Frau Herz und Frau von Schlegel wohnten zusammen — in derselben Straße, wie ihre gemeinsame Freundin von Humboldt, aber auf der andern Seite der Via Sistina — in dem Hause, wo Angelica Kauffmann gelebt und ihr Dasein beschlossen hatte. Von den beiden Hausgenossinnen — beide von Geburt Jüdinnen — war die eine eine eifrige Katholikin, die andere Protestantin (im Geiste Schleiermachers) geworden, ohne daß das innige Band lebenslanger Freundschaft dadurch einen Riß erlitten hätte. Von Jugend auf hatte Dorothea ihr Herzeleid der theilnahmsvollen Henriette anvertraut, die ihr in der traurigen Katastrophe ihrer ersten Ehe mit ihrem Rath zur Seite gestanden und Simon Veit zu einer gütlichen Scheidung veranlaßt hatte. Henriette Herz blieb die Freundin der Veits auch nach ihrer Trennung, und die Söhne Johannes und Philipp Veit gehörten von Kindheit an zu ihren Lieblingen. „Tante Herz" war es, welche später als Vermittlerin zwischen diesen und deren Vater eintrat, als dieselben sich entschlossen, das Gesetz Mosis aufzugeben, um den Glauben der apostolischen Kirche anzunehmen. Hinwieder bekennt Frau Herz von ihrem Zusammenleben mit Dorothea, daß „die Klarheit, Sicherheit und Ruhe, welche sie in Allem und über Alles hatte", ihr wahrhaft wohlthuend gewesen; und eine römische Villeggiatur in ihrer Nähe werde ihr unvergeßlich bleiben.

Denn auch der Sommer sah die beiden Freundinnen vereint,

indem sie übereinkamen, die heißen Monate mit einander in Genzano zu verbringen. Sie bezogen ein am Nemi-See gelegenes Haus, das sie in Gemeinschaft mit Nina gemiethet; auch Nina's heitere, wegen ihrer guten Laune überall gern gesehene Begleiterin Elise befand sich in ihrer Gesellschaft. Es entfaltete sich ein reges Leben in Genzano. Eine Anzahl landsmännischer Freunde und Bekannten hatten sich für die Sommermonate in der schönen gesunden Umgegend niedergelassen. Die Familie Bunsen und Dr. Bekker[1] waren in Genzano. Rückert, der Dichter, und Samuel Amsler, der junge Kupferstecher, hatten sich als Zimmergenossen mit einander in Ariccia einquartirt. Cornelius weilte zu Albano. Und obwohl die kunstvolle Fahrstraße, welche die Hauptorte des Albaner Bezirks verbindet, damals noch nicht existirte, und der rauhe Reitweg über Hügel und Thal durch Weideland, Wald und Wildniß führte, so wurde doch ein angenehmer Verkehr unterhalten. Frau von Humboldt erhöhte die Geselligkeit, als sie eines Tages als Gast der Frau von Schlegel und der Frau Herz in diesem Kreise sich einfand.

Der heiter gesellige Verkehr und Austausch, der unter einer Elite geistig bedeutender Menschen herrschte und ihnen das Sommerleben in dem romantischen Berglande denkwürdig machte, wirkte auch auf Nina anregend, nahm sie aber zu Zeiten mehr in Anspruch, als ihr in ihrer gegenwärtigen Lage erwünscht war. Bei ihrer ernsten Gemüthsart, eine zurückhaltende, stillsinnige, eher zur Schwermuth geneigte Natur, sehnte sie sich nach der Einsamkeit, in der sie ungestört ihren Gedanken an den geliebten Bräutigam hätte leben können. Weil sie die ländlichen Freuden, Ausflüge und Zerstreuungen „um den Preis der Trennung“ von Overbeck erkaufen mußte, erschien ihr der Aufenthalt zu Zeiten „als eine Verbannung“. Und in solchen

[1] Immanuel Bekker, der angesehene Philologe von Berlin, geboren 1785 gestorben 1871.

Augenblicken vermochte weder „die herrliche Ansicht des Meeres“, noch „der heitere, in den reizendsten Farben glänzende Abendhimmel“ sie in dem Grade zu erheitern, wie ihre theure, lebhafte, feurige Freundin Dorothea und deren Gesellschaft. Das ist die Grundstimmung, die durch ihre eiligen bräutlichen Briefblätter aus Genzano hindurchklingt [1].

Die Trennung der beiden Verlobten war indeß nie von langer Dauer. Jeden Samstag kam Overbeck von Rom, um einen Tag glücklicher Rast draußen zu verbringen. War er durch irgend ein unvorhergesehenes Hinderniß abgehalten, so sandte er wenigstens ein Briefblatt durch befreundete Boten, durch Julius Schnorr, durch die Veits oder einen der Schadows, welche fleißige Besucher in Genzano waren; denn das kleine graue Städtchen auf der Hügelspitze, mit der sanften Senkung gegen den einsamen See — von dem man nichts Schöneres sagen kann, als sein Name sagt: lo specchio della Diana — war ebenso anziehend durch seine natürlichen Reize [2], wie durch die Gesellschaft, die es beherbergte.

Am Vorabend von St.-Friedrichs-Tag wandelte Nina in den reizenden, steil abfallenden Anlagen der Villa Cesarini über dem See, Lorbeerkränze flechtend, die sie dann heimtrug, um damit das Haus für den festlichen 18. Juli zu schmücken. Overbeck, der eigens eingeladen worden, traf mit Schadow und anderen römischen Freunden an seinem Namenstage ein. Ueber-

---

[1] In einem derselben heißt es: „Die Zeit Deiner Liebe ist die einzige in meinem ganzen Leben, in der es mir klar ward, daß es auch hier schon ein Glück geben könne. Früher hatte ich kaum eine Ahnung davon. Du hast mir, mein theurer Freund, diese Gewißheit gegeben, durch Dich erscheint mir die Welt wieder freundlich.“

[2] „Spiegel Dianens genannt wirst Du, See jungfräulicher Ruhe,
Von der jungfräul'chen Natur gibst Du zurücke das Bild“ —

lautet das bezeichnende Distichon König Ludwigs von Bayern über dem Bilde (Lago di Nemi) Rottmanns in den Arkaden zu München.

wältigt von Ueberraschung beim Anblick des festlichen Schmuckes, ergriff er die Hand der Frau von Schlegel, küßte sie feurig und ergoß sich in Worten des Dankes. Seiner Bewegung wurde aber plötzlich Einhalt geboten, und er erröthete über den Irrthum, den er in seiner Einbildung begangen, als sie lachend erwiederte: „Sachte, sachte, Sie sind nicht der einzige Friedrich in der Welt, es gibt auch einen Friedrich Schlegel!" — Die Deutung, die er den festlichen Verzierungen beigelegt, war gleichwohl nicht irrig gewesen. Er war in Wahrheit der Held des Tages.

Anderer Art war eine mütterliche Lektion, die Frau von Schlegel dem gutmüthigen Künstler ertheilte. Sie hatte entdeckt, daß er bei jedem Besuche dem Dienstmädchen einen Scudo zu geben pflegte; sie machte ihm daher Vorstellungen und fragte ihn, ob er denn den Lohn für das Mädchen zu zahlen beabsichtigte. Es war eine Rüge, die nur aus freundlicher Gesinnung erfloß. Sie kannte die schwachen Finanzen des Besuchers, und es verdroß sie, daß er sie unnöthig verkürze. Sie hegte die größte Hochachtung vor seinem Charakter und wenn in seinen und Nina's Aussichten ein kleines Dilemma sich erhob, so beruhigte sie die letztere mit den Worten: sie wollten alle drei „die Sache im gemeinschaftlichen Gebet Gott zu Füßen legen und um sein Licht bitten; was dann Overbeck im Herzen für eine Antwort erhalte, wollten sie genau darauf hören, und ohne Furcht oder zu große Sorgsamkeit folgen".

Der glückliche Maler, der in dem heißen Rom an seiner Staffelei ausharrte, wußte seiner Liebe auch in der Anwendung seines Stiftes einen anmuthenden Ausdruck zu geben. Um seinen Eltern ihre neue Tochter vorzustellen, porträtirte er Nina für sie unter der Gestalt der ährenlesenden Ruth, wie sie in sittiger Lieblichkeit vor Boas steht. Es war eine graziöse Zeichnung, in der Art der Behandlung eine Verschmelzung des altdeutschen und altitalienischen Stils. In Lübeck erregte sie

überschwengliche Freude[1]. Ruschewey hat die Composition später, im Jahre 1834, gestochen, und das Blatt fand eine sehr günstige Aufnahme; namentlich in Lübecker Häusern wurde es ein beliebter Zimmerschmuck.

Dieser Periode gehört auch eine kleine Zeichnung an, welche in den Besitz der Frau von Humboldt kam: sie stellt Jakob und Rahel am Brunnen dar[2]. Ebenso vermuthlich eine für Baron Rumohr ausgeführte Zeichnung: David und Abigail. Die schöne junge Abigail ist bei der Nachricht von Davids Nahen von ihrem Esel herabgestiegen, und bittet den jugendlichen Kriegsherrn knieend, die Worte seiner Magd zu hören. Das Blatt ist nach Rumohrs Tod von Professor Krüger, dem bekannten Kupferstecher, erworben worden, der von dem Künstler die Erlaubniß erlangte, dasselbe zu stechen (1846).

Der Marchese Massimo hatte die bescheidene Summe, welche Overbeck für seine Fresken forderte, im voraus bezahlt, und wenn auch derselbe, nach Andeutungen in Overbecks Correspondenz, ihn später seiner contraktlichen Verpflichtung, die dem Marchese für drei Jahre seine Dienste sicherte, entbunden zu haben scheint, so blieb ihm doch sehr wenig Muße, für sich selbst zu arbeiten; überdieß stand auch der Preis, den er für seine kleineren Arbeiten verlangte, keineswegs im Verhältniß zu der darauf verwendeten Zeit und Mühe. Unter solchen Umständen wäre er schwerlich in der Lage gewesen ein Weib heimzuführen, hätte nicht

[1] „Sie ist eingetroffen, die süße Nina-Ruth, sammt Boas dem weiblichen Manne! O wie haben wir geschwelgt, wie haben Freunde und Bekannte geschaut, bewundert! Wie sind wir selig in diesem Besitz! selig auch in der Erwartung des noch Kommenden!" (So der Vater aus Lübeck.)

[2] Johannes Veit sah sie im Sommer 1820 auf der Kunstausstellung zu Berlin unter den von Frau v. Humboldt ausgestellten Bildern, und bemerkt, daß sie „vielen Beifall gefunden" habe. (31. Oct. 1820.)

der sonst in Geldsachen genaue Marchese großmüthig Anordnung getroffen, daß Overbeck als verheiratheter Mann ein zu seinem Besitzthum gehöriges Casino bewohnen sollte — die Villa Palombara, in der Nähe der Villa Massimo al Laterano und darum für die Fortführung der Fresken äußerst bequem gelegen. Für seine einfachen Bedürfnisse konnte Friedrich immerhin auf eine genügende Einnahme rechnen, während diejenigen Nina's durch eine mäßige Rente gedeckt erschienen.

Hofrath Hartl ließ durch Nina's Mutter von Wien aus eine vollständige Aussteuer für die Tochter besorgen. Bürgermeister Overbeck, niemals ein begüterter Mann, sandte seinem Fritz, wie er's bei den anderen Söhnen gehalten, zum Beginne des Haushalts die Summe von tausend Mark, und die praktische Mutter fügte der Hochzeitsgabe noch eine Sendung von Leinengeräthe hinzu.

Die Hochzeit wurde auf einen für Overbeck und seine Kunstbrüder besonders bedeutungsvollen Tag angesetzt, auf St.-Lukastag, den 18. October.

In der Zwischenzeit war er emsig für die Einrichtung ihrer Wohnräume in der Villa Palombara besorgt gewesen. Am 13. October übergab er Nina, die kurz zuvor von Genzano mit einer dort gedungenen Magd zurückgekommen war, die Schlüssel ihres künftigen Heims, um daran, mit der Uebung des weiblichen Blicks, die letzte Hand anzulegen. Wenngleich er die Einfachheit liebte, so wünschte er doch eine schöne, elegante Einfachheit und an dem Tage, an dem er mit seiner schönen Braut dort einzog, sollte das Ganze den Eindruck der Anmuth und Würde nicht entbehren. Diese Wünsche sollten nicht in allweg sich erfüllen.

St.-Lukastag rückte schnell heran. Der glückliche Bräutigam, in seinem besten Staat, in Wams, kurzem Beinkleid und breitrandigem, seitwärts aufgeschlagenen Barett, erwartete, von seinen Beiständern Johannes und Philipp Veit umgeben, die Braut um 9 Uhr Morgens in der Kirche von S. Andrea

belle Fratte. Er hatte sie in jungfräulichem Schmuck, mit dem herkömmlichen Myrthenkranz einer deutschen Braut im Haar, gemalt; als sie aber von Frau von Schlegel geführt in feierlichem Anstand das Gotteshaus betrat, erblickte er ihr bleiches schönes Antlitz unter ihrem gewöhnlichen Hut von riesigem Umfang halb verdeckt, und ihre graziöse Gestalt durch ein alltägliches Stoffkleid von röthlicher Farbe entstellt.

Als die gottesdienstliche Handlung vollzogen war, wanderte das neuvermählte Paar in Begleitung der Zeugen nach dem Capo le Case in die alte Wohnung des Bräutigams an der Via Porta Pinciana, wo sie mit einander Kaffee tranken. Dann sagten sie den Gästen sowie den braven Pulini's ein herzliches Lebewohl, und Overbeck und Nina zogen, voll stiller Dankbarkeit, in ihre neue Wohnung ein. In der Villa Palombara erwartete sie ein von ihr angeordnetes Hochzeitsmahl, das frugaler nicht sein konnte [1].

Die durch Overbecks Auszug freigewordenen Räumlichkeiten bei Pulini wurden alsbald wieder von einer deutschen Künstlerin bezogen. Frau Herz hatte sie für die Malerin Luise Seidler und deren Reisegefährtin Frau von Löwenich gemiethet, welche zehn Tage nach Overbecks Hochzeit in Rom anlangten.

Fräulein Luise Seidler aus Jena war ein Schützling Goethe's, dessen Aufmerksamkeit sie schon in jungen Jahren auf sich gezogen hatte. Eine Abbildung des Altarbildes, das sie in Goethe's Auftrag und nach einer von ihm und H. Meyer entworfenen Skizze für die Rochuskapelle bei Bingen auszuführen hatte, erschien in derselben Nummer von „Kunst und Alterthum am Rhein und Main", welche den Aufsatz über die neudeutsche Schule enthielt. Bald darauf sah sich die junge Malerin in den Stand gesetzt, eine Kunstwanderfahrt nach dem Süden anzutreten. Mit einer Subvention des Großherzogs von Weimar beglückt, ging sie nach München, um ihre Kunst-

[1] Mündliche Erzählung der Frau Hoffmann.

studien fortzusetzen, und von dort, nach Umlauf eines Jahres, über die Alpen nach Rom, wo sie sofort in das ihr bereit gehaltene Quartier einzog, hoch erfreut, unter einem Dache mit den Malern Schnorr, Olivier und den Brüdern Veit zu leben. „Wohl war," bemerkt sie in ihren Erinnerungen, „mein italienisches Heim höchst bescheiden und einfach, aber doch — wie glücklich fühlte ich mich darin! Verhältnißmäßig genommen, konnte ich übrigens nicht klagen, denn von meinen Kunstgenossen wohnte gewiß keiner besser. Bequemlichkeit galt nichts; man lebte nur, um zu streben."

Weiterhin erzählt sie: „Am nächsten Morgen besuchte uns Henriette Herz; wir gingen mit einander nach der Villa Bartholdina . . . Vor allem überraschte mich hier Cornelius' tief empfundene Darstellung des Wiedersehens zwischen Joseph und Benjamin; ebenso die ‚sieben fetten Jahre' Veits. Auch eines der Overbeck'schen Bilder, ‚die mageren Jahre' fand ich besonders groß gedacht und erhaben im Stil." [1]

Und nun stoßen wir auf eine sehr anfechtbare Behauptung. Nachdem sie das vollendete Gemälde der „mageren Jahre" gepriesen, macht sie im Verfolg ihrer Erinnerungen die Bemerkung: „Später habe ich die große Freude gehabt, Overbeck bei mehreren seiner Werke mit kleinen Hilfsleistungen dienlich sein zu können, namentlich arbeitete ich an dem Grunde seines herrlichen Bildes: ‚die sieben hungrigen Jahre' mit, und noch heute bin ich stolz darauf, daß ich dem Meister eine Handreichung leisten durfte." [2]

Dieses Frescogemälde, das erste welches Overbeck ausführte, befindet sich in einer beträchtlichen Höhe, nur mittelst eines Gerüstes zugänglich. Um an dem Grunde desselben Handreichung zu leisten, hätte Fräulein Seidler mehr als zwei Jahre

---

[1] Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler, aus handschriftlichem Nachlaß zusammengestellt und bearbeitet von Hermann Uhde. Berlin 1875. S. 173. 176. 178.

[2] Ebend. 197.

früher müssen nach Rom gekommen sein. Möglich, daß sie in der Villa Massimo Gelegenheit gefunden, einmal Handreichung zu leisten. Immerhin setzt die Kunst der Frescomalerei ganz andere Technik voraus, als diejenige, welche Fräulein Seidler bis dahin geübt, da sie nur in Oel und Pastell gemalt.

Um aber wieder auf unsere Erzählung zurückzukommen: Die Wohnung, in welche Overbeck seine junge Frau geführt, war ein einfaches, massives Haus, in der Nähe der Villa Altieri, inmitten von Wein- und Gemüsegärten, gelegen. Im 17. Jahrhundert hatte es dem Alchymisten Don Massimiliano Marchese di Palombara, einem Vorfahren des Marchese Massimo, gehört. Der Alchymist hatte sein Laboratorium in dem Casino, das Overbeck nun bewohnte, und nach der Tradition geschah es hier, daß einst ein mysteriöser Fremdling sich dem Marchese vorstellte, mit der Versicherung, daß die Kunst, Gold zu machen, wenn gleich schwierig, nicht unmöglich sei, und ihm hiebei ein auf einer Papierrolle in Hieroglyphen geschriebenes Recept einhändigte, worauf er nach einem Experiment spurlos wieder verschwand. Der Marchese ließ die mystischen Figuren im Jahre 1680 auf einer Reihe von Marmorplatten eingraviren, welche zum Zweck künftiger Enträthselung an dem Rahmenwerk zweier Thore angebracht wurden, von denen das eine auf die Straße nach dem Lateran, das andere auf den Weg gegen die Eusebiuskirche und die Trophäen des Marius führte[1]. Eines indeß ist gewiß: Overbeck hat, solang er in der Villa Palombara wohnte, das Geheimniß des Goldmachens nicht ergründet.

Das Innere des Hauses war geräumig und entbehrte, wenn auch einfach möblirt, nicht eines gewissen Reizes. Vom Wohnzimmer im Erdgeschoß hatte man Zugang in einen kleinen umzäunten Garten: ein freundliches Eckchen für ruhige Unterhaltung oder Meditation; Orangenbäume und ein alter, durch Anwuchs von Moos und üppig wucherndem Frauenhaar ver-

---

[1] Moroni, Dizionario storico-eccl.

schönerter Brunnen bildeten den Schmuck desselben. Die oberen Fenster des Hauses beherrschten ein prächtiges Panorama von Palästen, Klöstern, fernen Bergzügen und dazwischen liegenden Flächen. Die angemessene Ausdehnung der Räumlichkeiten gestattete dem Künstler, sich ein Atelier gegen Norden einzurichten, woselbst er in freien Stunden wieder einmal mit einer lange hintangesetzten Composition sich beschäftigte: mit dem Palmeneinzug in Jerusalem.

Die Gartenthore mit ihren magischen Inschriften sind nun verschwunden und das Haus wird bald zerstört sein. Der District zwischen den zwei Basiliken von S. Giovanni Laterano und S. Maria Maggiore, der, abgesehen von der Scenerie und dem historischen Zusammenhang, einen unbeschreiblichen Zauber für sich selbst besaß, bietet heute ein Bild der Oede und Verwüstung, worin Vermesser und Baumeister, Erdarbeiter und Maurer ihr Wesen treiben. Alle Gemüsegärten, alle Pflanzen und Fruchtbäume sind hinweggefegt. Die wenigen Privathäuser, selbst die Kirchen und Klöster sind niedergerissen, und der Boden bis zum ursprünglich römischen Niveau ausgegraben. Es ist eine fürchterliche Zerstörung alles dessen, was schön und pittoresk gewesen. Man kann sich kaum etwas Trostloseres denken, als diese vormals poetische, bezaubernde Gegend Roms. Indeß sind bei diesen Grabarbeiten zum Zweck der Herstellung neuer Bauten viele interessante Funde zum Vorschein gekommen. So kann die Lage dieser Wohnung Overbecks von seinen Verehrern in Zukunft durch den Umstand identificirt werden, daß sie in der Nachbarschaft des Auditoriums von Mäcenas' Villa gestanden. Die Reste dieses einstmals prächtigen Römersitzes, die nächst der Villa Palombara bloßgelegt wurden, sollen intakt erhalten bleiben als ein classisches Denkmal in dem neuen fashionablen Viertel des Esquilin.

Mit Overbeck war der Geist des Friedens in die Villa Palombara eingezogen. In geräuschlosem Gleichmaß flossen die Tage dahin, wenn auch nicht ohne eine gewisse Eintönigkeit.

Des Malers ununterbrochene Thätigkeit und Nina's zarte Gesundheit brachten es dahin, daß sie sich vom Gesellschaftsleben zurückzogen. Frau von Schlegel und deren Söhne waren jedoch allzeit willkommen. Zuweilen unterbrach der „liebe alte Philipp von Macedonien", wie Philipp Veit, ein passionirter Jäger, der das Waidwerk in der römischen Campagna mit Kühnheit und nicht ohne Abenteuer betrieb, von den Genossen genannt wurde, seine Arbeit in der Villa Massimo, um in den Palombara-Vignen zu schießen. Overbeck hatte für ein derartiges Vergnügen weder Neigung noch Geschmack; eines Tages aber ergriff er, in einem Anflug von Beschämung über diesen Mangel an Mannhaftigkeit, plötzlich und kühn die geladene Flinte seines Freundes, zielte nach einem vorbeifliegenden Vogel und schoß ihn aus der Luft herunter. Es war ein liebliches kleines Geschöpf, augenscheinlich ein zahmer Liebling, aus irgend einem Haus entflogen, denn es trug ein Bändchen am Fuß. Der Erfolg machte ihn ganz betroffen; und betrübt über das Leid, das er dem Eigenthümer des Vögelchens angethan haben mochte, fühlte er sich so verwundet über den Effekt seiner muthwilligen That, daß er nie wieder ein Gewehr in die Hand nahm.

Sein Zeitvertreib war stillerer Art. Wenn er des Abends allein von seiner Tagesarbeit in der nahen Villa Massimo zurückkehrte, pflegte er auf dem Heimweg mit Vorliebe einen mittelalterlichen Thurm, der ernst und einsam in den Weingärten emporragte, zu betreten und zu dem obern Gemache hinaufzusteigen; dort ließ er sein Auge manche Weile und mit immer neuem Genusse über die classische, schöne Landschaft schweifen, indessen sein beruhigter Geist noch von seinem Werke und dem Dichter Tasso träumte. Aber tiefere und dauerhaftere Freuden warteten seiner. Am 23. August 1819 wurde er durch die Geburt eines kleinen braunaugigen Sohnes erfreut, dem die beglückten Eltern den Namen Alfons Maria gaben. Der „erste Overbeck mit braunen Augen" — wie der Lübecker Bürgermeister in großväterlicher Freude ausruft — war ein

gar kleines zartgebautes „Kronprinzchen", das in einer großen, luftigen Kinderstube herrschte und wohlgedeihend die glückseligen Eltern durch seine kindliche Lebhaftigkeit und Anmuth entzückte.

Wenn übrigens Overbeck seit seiner Verheirathung sich in häuslicher Abgeschlossenheit mehr gefiel, als den Freunden erwünscht war, so stand er doch den Bestrebungen und vereinten Anstrengungen seiner Kunstgenossen nicht theilnahmlos gegenüber. So finden wir ihn im Frühjahr 1819 voll freudigen Eifers mitthätig bei dem Vorhaben, eine öffentliche Ausstellung ihrer Werke zu veranstalten.

Die Lukasbrüder waren schon 1812 in der Ueberzeugung einig, daß es zur Förderung der angestrebten Kunstreform nicht leicht ein wirksameres Mittel gäbe, als wenn sie, nach dem Beispiel ihres großen Vorgängers Carstens, ihre Arbeiten dem Urtheil des Publikums unterbreiten könnten. In einem Brief an Vogel, vom 26. Mai 1814, hat Overbeck diesen Gedanken besonders lebhaft besprochen. Nach einem Bericht über den römischen Freundeskreis fährt er fort:

„Wenn Du nun, mein Lieber, Dir alles dies, mit so manchem Andern, das ich der Kürze halber übergehen muß, an einander reihst, und zu Einem Ganzen verbunden denkst, so wirst Du mit herzlicher Freude erkennen, daß Gottlob! ein ganz anderer Geist die hiesigen Künstler ergriffen hat, als es zu Deiner Zeit der Fall war. Diesen nun zu nähren und immer mehr zu wecken, haben wir einen Gedanken in Vorschlag gebracht, der bereits allgemeinen Beifall findet, den nemlich, hier eine große Ausstellung deutscher oder überhaupt nordischer Kunstwerke zu veranstalten; indem dieses vor der Hand der einzige Weg zu sein scheint, mit unsern Kunstgegnern, sowohl den Anhängern der Academieen als auch der neuen französischen Schule oder sonst irgend eines Unwesens, in öffentlichem Kampf aufzutreten und die allgemeine Stimme zum Richter aufzufordern. Soll denn das Wahre immer nur in Verborgenheit sich kümmerlich erhalten, in beständig drohender Gefahr, gänzlich unter=

treten zu werden? Soll das Schlechte und Falsche immer mit triumphirendem Aeußern die Welt blenden und nie entlarvt werden? Und wie können wir eine Aenderung hoffen, wenn wir selber nicht kräftige Schritte thun, und zwar ohne Anmaßung, aber auch ohne Furcht frei aufzutreten? Nur eine solche Ausstellung wird die Leute überzeugen, daß man mit Unrecht den Deutschen den Vorwurf macht, als hätten sie keinen bedeutenden Künstler aufzuweisen. Und welcher Zeitpunkt könnte passender sein als der jetzige, wo der Zeitgeist in jeder Rücksicht einen ganz neuen Umschwung erleidet, und es gewiß sehr bald Gelegenheit geben wird zur Ausführung großer Werke; wie man denn bereits von großen Plänen des Münchner Hofes hört. Es soll nemlich, wie es heißt, in München ein Invalidenhaus gebaut werden, worin mehrere Bilder aus der vaterländischen Geschichte, wahrscheinlich Schlachten gemalt werden sollen. Welche Freude, wenn man dazu Männer wie Cornelius und Du, mein Lieber, die Ihr solchen Gegenständen gewiß recht gewachsen seid, aufforderte! In unsern wöchentlichen Versammlungen, die wir in der Regel jetzt aus mehreren Gründen am Donnerstag halten und zwar meistens bei Cornelius, und wozu wir außer Veit auch Schadows älteren Bruder, Platner (ein Mann von wirklich sehr richtigen Ansichten, außerordentlichem Eifer für das Wahre und höchst achtungswerthem Charakter, den wir früher wirklich verkannt haben) und Leybold eingeladen haben, sprechen wir oft mit der größten Begeisterung von solchen Aussichten und von der Möglichkeit, diese Wünsche realisirt zu sehen ...." [1]

Das Projekt gelangte damals nicht zur Ausführung und blieb frommer Wunsch, bis der lang erwartete Besuch des Kaisers von Oesterreich in Rom auf Ostern 1819 angekündigt ward. Die Nachricht setzte den ganzen Kreis der deutschen

---

[1] Aehnlich Cornelius an Wenner, 24. Mai 1814. Vgl. H. Riegel, Festschrift S. 248.

Künstlerschaft in frische Bewegung. Man hoffte in dem ersten Monarchen Deutschlands einen Patron der neudeutschen Kunst zu gewinnen, und vereinigte sich, ihm zu Ehren eine Ausstellung im Palazzo Caffarelli zu veranstalten, die am Tage seiner Ankunft (3. April) eröffnet wurde. Overbeck, neben Cornelius unter den jüngeren Malern der angesehenste, lieferte dazu den Originalcarton seines Frescogemäldes „die sieben mageren Jahre", zwei Cartons aus dem Tasso-Cyklus, und zwei Oelbilder: eine Madonna mit dem Kinde, und eine soeben vollendete Flucht nach Aegypten. In der Zahl der 65 Aussteller finden wir die Brüder Riepenhausen, Philipp Veit mit seinem Bruder Johannes, Rudolf und Wilhelm Schadow, Julius Schnorr, Eberhard, Eggers, Wach[1]; den schwedischen Bildhauer Byström, Thorwaldsen und seinen italienischen Schüler Tenerani; die Landschaftsmalerei war durch Koch, Rohden, Catel und einige andere vertreten; Amsler, Barth und Ruscheweyh, die Vertreter eines reineren strengeren Stils in der Kunst des Kupferstichs, steuerten ebenfalls Proben ihrer gewissenhaften Arbeiten bei[2].

So war hier ein übersichtliches Bild geboten von den Bestrebungen und Leistungen der neuen Schule, die in Sculptur, Malerei und Stecherkunst ihr Bestes und Eigenthümlichstes gab. Aber die Erwartungen, welche die Künstler daran knüpften, gingen nicht in Erfüllung. Wie Böhmer berichtet, war dem Kaiser Franz beigebracht worden, daß auch die neudeutschen Künstler, die großentheils im deutschen Rock und Barett erschienen, zu dem „revolutionären deutschen Jünglingsbunde" gehörten. Dieß erregte das Mißfallen des kaiserlichen Gastes

---

[1] Wilhelm Wach (1787—1845), der Historienmaler aus Berlin, Freund und Mitschüler W. Schadows, seit 1817 in Rom. Karl Eggers aus Neustrelitz, geb. 1790, gest. 1863. Er verheirathete sich mit Elise Seitzen, Nina's vormaliger Gesellschafterin.

[2] Passavant gibt ein „Alphabetisches Verzeichniß der Künstler" mit Angabe ihrer Werke in seinen „Ansichten über die bildenden Künste". S. 205 ff.

um so mehr, als kaum zwei Wochen zuvor die blutige That Karl Sands die Fürsten und Lenker der Regierungen in Schrecken versetzt hatte.

Der erlauchte Gast, für den die ganze Ausstellung in's Werk gesetzt worden, zeigte weder Interesse noch Sympathie, eher Ungeduld, wie man bemerken wollte, gegenüber der Kaiserin, welche zwei Stunden lang die verschiedenen Kunstwerke mit theilnehmender Aufmerksamkeit betrachtete.

Während aber ein Mißverständniß diese erste Ausstellung der neuen Schule der Würdigung und Gunst des Kaisers verschloß, erregte dieselbe beim größeren Publikum viel Theilnahme, ja weithin dringenden Beifall. Passavant wie Böhmer hoben die Bedeutung und das fortwirkende Zeugniß dieser vereinigten Leistungen für die Kunst mit Nachdruck hervor [1]. Auch Bartholdy widmete der Ausstellung einen Artikel in der Allgemeinen Zeitung, der jedoch in Rom getheilte Aufnahme fand, weil er, sich an Nebendinge hängend, der neuen Richtung keineswegs Gerechtigkeit widerfahren ließ, und unvortheilhaft absticht gegen den einsichtigen, wohlerwogenen, anerkennenden Bericht, welchen Friedrich Schlegel über diese Ausstellung und „über den gegenwärtigen Stand der deutschen Kunst in Rom" überhaupt in den Wiener Jahrbüchern 1819 gab [2].

---

[1] Janssen, J. F. Böhmers Leben, Briefe und kl. Schriften. I. 59.

[2] Schlegel verbreitet sich dabei über die Berechtigung und die Grenzen der Nachahmung. Gegen den Vorwurf „manierirter Alterthümlichkeit", der den Vertretern der neuen Richtung gemacht wurde, bemerkt er nicht ohne Humor: wahrscheinlich habe das Costüm dazu beigetragen, den Vorwurf so allgemein auszudehnen, und sei der Begriff von den altdeutschen Röcken auf die Gemälde übertragen worden. Wenigstens sei in dem Aufsatz der Allg. Zeitung „die Kritik fast mehr noch gegen die Röcke gerichtet als gegen die Gemälde, und scheine der ganze Aufsatz eher von einem in seinem Geschmack gekränkten Modeschneider als von einem wahren Kunstbeurtheiler herzurühren". Wiener Jahrb. 1819. Anzeigeblatt S. 11. Fr. v. Schlegels sämmtliche Werke. VIII. 155 ff.

Im November 1822 wurde von deutschen Künstlern eine Gemälde=Ausstellung für den König Friedrich Wilhelm III. von Preußen in der Casa Bartholdy veranstaltet, und eine zweite im Herbst 1828 im Palazzo Caffarelli zu Ehren des Kronprinzen von Preußen; beide fanden warmen Beifall von Seiten der fürstlichen Besucher, welche sofort Einkäufe machten und Aufträge ertheilten.

Der Geist der Lukasbruderschaft pflanzte sich fort in einem Componirverein, der in dieser Periode (Anfang der zwanziger Jahre) Overbeck, Veit, Schnorr, Sutter, H. Heß und Begas unter seinen Mitgliedern zählte; auch Peter Rittig, ein begabter ernstgesinnter Maler, der in der Schule Davids gebildet, in Rom der Kunstanschauung Overbecks sich zuwandte, gehörte dazu [1]. Jedes Mitglied stellte der Reihe nach eine Aufgabe, welche alle zu lösen hatten; allmonatlich am ersten Montag wurden die Entwürfe im Vereine vorgelegt und der Beurtheilung unterzogen [2].

Um diese Zeit starb der junge englische Dichter Keats in Rom. Sein treuer Freund und Begleiter Joseph Severn schreibt in einem Briefe an Charles Brown unterm 26. October 1822: „Gestern besuchte ich sein Grab, das noch mit Blumen und Gras bedeckt ist. Ich war in Gesellschaft von einigen deutschen Künstlern und Dichtern. Sie schienen sehr gerührt von meinem Bericht über Keats Tod wie über das traurige Ende Shelley's.“ Wir können uns die edelherzigen Maler und Poeten, die selbst der großen Bruderschaft des Geistes angehörten und mit der bittern Sorge, dem Wechsel von Hoffnung und Enttäuschung vertraut waren, wohl vorstellen, wie sie der melancholischen Erzählung Severns in ernster Theilnahme lauschten.

---

[1] Peter Rittig, geb. zu Koblenz 1789, gest. zu Rom 1840.

[2] J. D. Passavant von Dr. A. Cornill. I. 78. Besonders eifrig betheiligten sich an diesen Aufgaben Ph. Veit und Schnorr, wie aus des letztern Briefen erhellt.

Diese Künstler, die in einer Atmosphäre idealer Schaffenslust und heiterer Dürftigkeit dahinlebten, und zu Zeiten unter einander in lebhaften Zwist geriethen, waren alle mehr oder weniger des mächtigen Einflusses, der von Overbecks geordnetem und versöhnlichem Geiste ausging, sich bewußt. Ebenso wußten sie, daß dieser stille Landsmann, wenn gleich oft selbst in beklemmter Lage, jedem von ihnen mit dem Aufgebot seiner Kraft zu helfen gern bereit war.

Von seiner hülfreichen Bereitwilligkeit im Dienste anderer war schon bisher mehr als eine Probe zu verzeichnen; weitere Anhaltspunkte finden wir in seiner Correspondenz mit Theodor Rehbeniz. An diesen in Florenz weilenden Landsmann schreibt er am 17. November 1823 aus Rom: „Mit diesen flüchtigen Zeilen zeige ich Dir an, daß ich die verlangten 50 Scudi Deinem Wunsche gemäß durch den Dr. Schmieder an Dräger [1] in Florenz habe gelangen lassen. So leid es mir that, für diesmal unmöglich selber aushelfen zu können, so mußt' ich mich doch drein fügen, diese Freude einem andern Freunde abzutreten. Damit Dich dieses aber nicht etwa beunruhige, so sage ich Dir, daß es von Joh. Veit unserm lieben Nachbar kommt, den es in diesem Augenblick, wie er versichert, gar nicht entblößt. Du kannst daher ganz außer Sorge sein; die Rückerstattung habe ich bis zur Ankunft der gemeldeten 100 Scudi aus Lübeck [2] zugesagt."

Aus der mehrjährigen Correspondenz, in der Rehbenizens pekuniäre Verlegenheiten in der Regel eine Rolle spielen, mag hier nur noch ein einziger Auszug stehen, datirt Rom am letzten März 1824:

„Deine lieben Zeilen vom 10ten d. M. aus Florenz trafen mich abermals mit der Quartana im Bette an, aus welchem

[1] Joseph Anton Dräger, Historienmaler aus Trier, gerühmt wegen der Schönheit und feurigen Kraft seines Colorits. Er starb 1833 zu Rom, in den Armen seines Freundes Erwin Speckter.

[2] Abschlagszahlung für Overbecks „Einzug in Jerusalem".

Umstand Du Dir denn meine spät erfolgende Antwort erklären wirst. Was mich aber mehr als diese Abhaltung schmerzt, ist daß ich leider! Deiner Noth für diesen Augenblick noch nicht abzuhelfen weiß, indem Joh. Veit, wenige Tage nachdem von Dir die Nachricht eingegangen war, daß Du von seinem Anerbieten nicht Gebrauch gemacht habest, jene Dir zugedachte Summe dann auf meine Bitte dem ebenfalls bedrängten Sutter gegeben hatte, so daß ich es nicht wohl wagen konnte, gleich wieder bei ihm anzuklopfen. Bei Andern aber mich umzusehen war ich durch mein Befinden verhindert; ja ich hatte kaum jemand zu schicken, weil unser ganzes Haus darniederlag. Aus demselben Grunde konnte ich auch für Deinen Farbenankauf nichts thun, bis Hempel zu mir kam, den ich ersuchte, auf meinen Namen die Summe von 20 Scudi (denn soviel würde nach meiner Berechnung mit Dräger ungefähr nöthig sein) bei Kleinem zusammenzuborgen; da hier in diesem Augenblick allgemeine Geldnoth ist. Meine nächsten Wechsel können nun nicht wohl früher als von jetzt in etwa 4—5 Wochen eintreffen, und da mein Bruder dieselben schickt, wie er sie eben gerade vorfindet, so vermag ich noch gar nicht zu bestimmen, wie bedeutend oder unbedeutend meine Hebung sein wird. — Möchtest Du, theurer Rehbenitz! doch lernen den günstigen Augenblick wahrzunehmen, wenn er da ist, so würde Dir so manchmal eine Verlegenheit erspart und Deinen Freunden der Schmerz Dir nicht helfen zu können. Möge indessen die Vorsehung Dich auf anderm Wege haben Hülfe finden lassen, das wünsche und bete ich von ganzem Herzen."

Eine wohlthätige Wirkung wenigstens hatte die beständige Geldnoth unter den Künstlern, nämlich die Bildung einer Künstlerunterstützungskasse, welche Bedrängten die Mittel zu zeitlicher Hülfe bot. Overbeck selbst verschmähte in der Folge nicht, gelegentlich davon Gebrauch zu machen. Wenn seine Mildthätigkeit oder freundschaftliche Großmuth seine Kasse erschöpft hatte, erhob auch er, bis ein erwarteter Wechsel eintraf, bei der

Kasse eine Anleihe, wie einzelne Einträge in seinen Rechnungsbüchern ausweisen.

Das Leben in der Villa Palombara nahm seinen stillen Verlauf. Während aber Overbeck und Nina in einem heitern Sonnenschein von Gebet, Arbeit und häuslicher Glückseligkeit dahin zu wandeln gedachten, legten sich plötzlich lange Schatten von Krankheit und Leiden über ihren Weg. Sie hatten die Unvorsichtigkeit begangen, Nachts bei offenen Fenstern zu schlafen. Die Folge war, daß beide vom Wechselfieber ergriffen wurden, das zur Sommerzeit durch die ungesunde Lage der spärlich bewohnten Umgebung der Villa bedeutend verschlimmert wurde. Die Luft galt gerade in solcher Gegend als verderblich. Es sind Fälle bekannt, daß Schildwachen am Stadtthore von S. Giovanni auf ihrem Posten todt umfielen oder in hoffnungslosem Zustand nach dem Hospital verbrachten werden mußten. Die aria cattiva in der weiten Ausdehnung von Gärten, Weinbergen und zerfallenden Trümmern war so gefährlich, daß die Mönche in den nahegelegenen Klöstern von Santa Croce in Gerusalemme und von Santa Scala für die heiße Jahreszeit andere Quartiere aufsuchten.

Da das Fieber nur durch Ortswechsel beseitigt werden konnte, siedelte Overbeck im Herbst oder Anfang Winters 1819 nach Via San Vitale (Nr. 6) über. Freilich in demselben Bezirk, wenn auch in einem mehr bewohnten Theil; denn der Künstler mußte seinem Werke nahe bleiben. Es war ein großes, zu Miethwohnungen eingerichtetes Haus, jetzt von modernen Neubauten verschlungen. Sie bezogen den zweiten Stock, von wo sie, da das Haus das letzte in der Straße war, einen schönen Ausblick auf terrassenförmig angelegte Klostergärten und auf die alte Kirche von San Vitale genossen.

Aber auch in der neuen Wohnung konnten sie der Malaria nicht entrinnen. Sie waren beständig dem Fieber unterworfen. Das lastete gar schwer auf dem Künstler, denn die große Arbeit wollte gefördert sein, und andere Sorgen drängten nach. Er

hatte für seine Fresken viel zu bescheidene Forderungen gemacht, und der Marchese Massimo betrachtete es lediglich für recht und gesetzlich, ihn beim Contrakte festzuhalten. Mancher andere hätte in natürlicher Nothwehr Gehalt und Stil des übernommenen Werkes dem Maße der Bezahlung angepaßt; bei Overbeck war das eine Unmöglichkeit, denn seine Arbeit war jederzeit fatto con l'anima; in diesem Falle aber, das fühlte er, stand noch dazu die Ehre der neuen Kunst-Bewegung auf dem Spiele.

Vage Andeutungen, welche ängstliche Freunde in Rom fallen ließen, fanden ihren Weg über die Grenze und wurden in der Ferne noch trüber ausgelegt; so entstand die irrige Meinung, daß Overbeck in einem Abgrund von Schulden und Verlegenheiten stecke, aus denen fast kein Ausweg abzusehen. Uebertriebene Gerüchte solcher Art gelangten auch nach Heidelberg, wo damals der treue Xeller wohnte, und zu den Ohren des Hofraths Voß, der darob von so lebhaftem Mitgefühl ergriffen ward, daß er, seinen sonstigen Groll gegen Convertiten vergessend, das Verlangen äußerte, dem Sohne seines alten Freundes beizustehen [1]. Das Anerbieten einer Unterstützung wurde wirklich gemacht, aber dankbar abgelehnt. Denn Overbecks Landsleute und Gefährten in Rom waren viel mehr um ihn besorgt, als er um sich selber.

Vornehmlich zwei uneigennützige Freunde waren es, welche vermöge ihrer Verbindung mit Lübeck und ihres intimen Verhältnisses zu Overbeck sich gedrungen fühlten, thätig einzugreifen und die Dinge wo möglich in's Gleiche zu bringen: Friedrich von Rumohr und Theodor Rehbeniz. Baron Rumohr schrieb, von seinem zeitweiligen Wohnsitz in Florenz, an den letztern freundliche aber eifernde Briefe über Overbecks Mißgeschick; am liebsten hätte er ihn von Massimo ganz losgemacht; da

---

[1] Ein liebevoll dringlicher Brief Xellers, der das Anerbieten im Namen mehrerer Gönner in Heidelberg vermittelte, gibt darüber Kunde.

dieß aber nicht ging und er in seiner großmüthigen Gesinnung den Freund von dem fortdauernden Fieber und der Last der vielen Auslagen zu befreien wünschte, so lud er ihn, auf einen Wink von Rehbeniz, ein, mit Weib und Kind und Amme zu einem sommerlichen Besuch nach Florenz zu kommen und in seiner großen Junggesellen-Wohnung, der Villa Vinci (in der Nähe von Florenz) Quartier zu nehmen.

Die Einladung wurde mit Freuden angenommen, zumal da Overbeck die Hauptstadt von Toscana noch nicht gesehen hatte. Dieß geschah im Sommer 1820. Der Besuch, der so wohlthätig für Overbeck und so genußreich für Rumohr zu werden versprach, und in den ersten Wochen auch war — Luise Seidler berichtet von einem heitern Sommerabendfest, das Rumohr den Winzern veranstaltet und an welchem sie mit Overbeck tanzend theilgenommen — sollte nach kurzem Beisammensein für beide Theile in unerquicklicher Enttäuschung enden. Trotz seiner Municifenz war der Gastherr eine eigenwillige Natur, verwöhnt und von höchst reizbarem Temperament. Ein Freund gemächlichen Behagens, scheute er jede Beunruhigung, und die geringste Störung seiner häuslichen Ordnung konnte den geistreichen, aber wählerischen Lebemann verstimmen. Es erhoben sich Mißverständnisse, hauptsächlich hervorgerufen durch das üble Verhalten der Amme von Overbecks Kind, was den Künstler veranlaßte, die Villa Vinci nach Verfluß von sechs Wochen wieder zu verlassen und eine Wohnung in Florenz selbst zu beziehen.

Sie bewohnten hier dieselben Zimmer, die früher Rehbeniz innegehabt, waren aber von der Behandlung der habsüchtigen Hauswirthe wenig erbaut [1]. Die unerwarteten Verdrießlichkeiten wurden Anfangs noch vermehrt durch die Sorge um das

---

[1] „In Deiner ehemaligen Wohnung, wo einem die Leute die Haut über die Ohren ziehen" . . . heißt es in Overbecks Brief an Rehbeniz, 5. September 1820.

erkrankte Kind, so daß Overbeck sich am Ende selbst verwunderte, daß seine künstlerische Arbeit unter den Gemüthserschütterungen vorwärts gedieh. Die Anwesenheit des Malers Eggers, der sein täglicher Gesellschafter war, sowie der Malerin Luise Seidler, welche sich besonders der Frau annahm, half den Aufenthalt erleichtern. Auch in Florenz und seinen Kunstschätzen vermochte er, als die Genesung des kleinen Alfons gesichert war, mit Muße das Wichtigste noch in Augenschein zu nehmen, so daß er zuletzt, wie er sagt, „auch von dieser Seite befriedigter und ruhiger" die Heimreise antreten konnte. Gegen Ende September 1820 kam er mit seiner Familie wieder nach Rom zurück.

Baron Rumohr, der seinem Verdruß über den unglücklichen Ausgang dieses Besuches in Briefen an den gemeinsamen Vertrauten Rehbeniz Luft machte, konnte an den großen leeren Räumen der Villa Vinci nie vorbeigehen, ohne sich zu ärgern, daß er sie je gemiethet habe. Die peinliche Episode, deren Hauptschuld er in seiner Erregtheit der Gattin des Künstlers beimaß — er nennt sie ein klatschhaftes Weib — war jedoch nicht im Stande, seine Anhänglichkeit und sein thätiges Wohlwollen für Overbeck zu vermindern. Er würdigte vollkommen seinen hohen sittlichen Werth und den edlen Charakter seiner Kunst, und in seiner Großmuth hatte er den „Einzug in Jerusalem" zum voraus — noch im halbvollendeten Zustand — angekauft; das Gemälde, welches Overbeck mit nach Florenz genommen, um dort daran zu arbeiten. Es war jetzt „allen Hindernissen zum Trotz bis auf die halbe Magdalena und einige Hände und Füße untermalt". (Overbeck an Rehbeniz, 5. Sept. 1820.)

Seit Jahren schon ließ Rumohr es sich angelegen sein, dem Lübecker Maler eine bedeutende Bestellung in der Heimath zu verschaffen; in dieser Absicht hatte er mit den Lübecker Verwandten, mit Syndicus Curtius, Senator Hach (Fritzens Reisegefährten nach Regensburg) und Dr. Stintzing, der in Rom gewesen, eine Unterhandlung angeknüpft, um durch Subscription einen Fonds zu gründen für den Ankauf eines großen Oel-

gemäldes von Overbeck — wobei der Einzug Christi in Aussicht genommen war, den der Maler ohne feste Bestellung zu vollenden nicht im Stande war. Während diese Unterhandlungen zu Lübeck in der Schwebe hingen, leistete Rumohr, um des Künstlers drückende Verhältnisse zu erleichtern, aus eigenen Mitteln ihm einen Vorschuß von dreihundert Scudi; und als er endlich über den schwachen Fortgang seines Unternehmens in der hanseatischen Vaterstadt die Geduld verlor, entschloß er sich kurzweg, den Maler aus aller Schwebe dadurch zu befreien, daß er selbst der Käufer seines „Einzugs in Jerusalem" wurde. Dem bereits geleisteten Vorschuß fügte er im Mai 1819 weitere hundert Scudi hinzu und verpflichtete sich durch einen von ihm selbst entworfenen Contrakt, im Verlauf desselben Jahres noch eine Summe von zweihundert Scudi nachzuzahlen. Das immer noch unvollendete Gemälde verblieb in den Händen des Künstlers, der seinerseits die Verbindlichkeit übernahm, „nach Zeit und Gelegenheit zu einer seiner Kunstart gemäßen Vollendung des Bildes vorzuschreiten", in welchem Falle Herr von Rumohr sich anheischig machte, „nach Maßgabe des Fortgangs der Arbeit in Raten von je einhundert Scudi eine weitere Summe von sechshundert Scudi nachzuzahlen" — so daß also nach gänzlicher Vollendung die ganze Kaufsumme auf zwölfhundert Scudi steigen würde [1]. — Mittlerweile war aber, Dank zumeist den warmen Bemühungen des Syndicus Curtius, das allgemeine Interesse in Lübeck rege geworden. Die Aussicht, einen noch höhern Kaufpreis zu erzielen, ward zur Gewißheit und bestimmte Rumohr, dessen Bestreben in der ganzen Angelegenheit durchaus uneigennützig gewesen, im Jahr 1821 seine Ansprüche auf das Werk an die Hansestadt abzutreten. Noch mehr, er schloß sich dem Lübecker Comité thätig an, und indem er die Summe von 800 Scudi, welche er bereits vorgestreckt hatte, als sein Ge-

[1] Der Contrakt ist von Th. Rehbeniz und Johann Anton Rambour als Zeugen mit unterschrieben.

schenk zur Subscription beisteuerte, hatte er die Genugthuung, eine abermalige Summe von achthundert Scudi aus den Zuschüssen der bürgerlichen Collegien, der sogen. gemeinnützigen Gesellschaft und der St. Marienkirche — des Gotteshauses, in welchem das Gemälde aufbewahrt werden sollte — zusammengebracht zu sehen. So war das ursprüngliche Honorar um ein Viertel erhöht.

Rumohr verdient hohes Lob für sein so uneigennütziges wie unermüdliches Eintreten für Overbeck, dem er in der Folge auch in Hamburg einen namhaften Auftrag verschaffte.

In lebhafter Ungeduld, mit dem Vorgenuß des warmherzigen Poeten, blickte Bürgermeister Overbeck der Ankunft eines Meisterwerkes seines herrlichen Sohnes entgegen, des Sohnes, dem seine Liebe mit den schwindenden Jahren nur noch heißer entgegenschlug.

Im April 1819 hatte auch die zweite Tochter, die stille sanfte Betty, das väterliche Haus verlassen, um als Lebensgefährtin eines sehr achtbaren Mannes, des Institutsvorstehers Meyer in Lübeck, in einen arbeitsvollen, aber lohnenden Wirkungskreis einzutreten. Er war ein Wittwer mit drei kleinen Kindern und leitete ein großes Mädcheninstitut. — Da somit die alten Eltern in der weiten Familienwohnung in der Königstraße auf sich allein beschränkt waren, überkam sie mit verstärkter Macht das Verlangen, ihre Geliebten an der Tiber zu sehen; die schöne Schwiegertochter Nina in die Arme zu schließen; das kleine römische Enkelkind zu herzen und zu liebkosen. Unendliche Sehnsucht durchdrang zumal das Vater- und Mutterherz, als sie von der glänzend aufsteigenden Laufbahn des Cornelius in der deutschen Heimath hörten und daran Hoffnungen auf eine mögliche Berufung auch des trefflichen Sohnes knüpften. Aber für die Gegenwart war ja dieser Sohn durch seinen Contrakt mit Massimo an Rom gebunden — „und wir werden alt

inzwischen, wir beide!" seufzt der gute, liebevolle Bürgermeister. „Ach ja," schreibt er am 3. April 1820, „wer nur einmal mit einem einzigen Blicke da hineintauchen könnte, in das liebe kleine Familien-Trio! Wie oft, wie oft ist dies die Wechselrede zwischen Philemon und Baucis! Manchmal meinen wir schon beim Unerträglichen zu stehen, und da Alpen und Apenninen für Großmütterchen keine Partie sein möchten, sei nur rasch zu Schiff zu gehn in Hamburg, und auszusteigen in Livorno. Hinterher kommen dann die Aber's. — Von der Mondglanzwolke herab, Theuerste! und dann einst hoffentlich vor dem Thron des Lammes! da, wo Gott abwischet alle Thränen! So sei es, Amen!"

Die Resignation, die in den Schlußworten ausklingt, war nur allzusehr begründet. Für das „Großmütterchen" waren die Tage gezählt. Der Sommer 1820 wurde wie gewöhnlich in Krempelsdorf verbracht, dem lieblichen Landsitze, den der Bürgermeister alljährlich von Baron Rumohr zu miethen pflegte. Hier aber erkrankte Frau Overbeck so ernstlich, daß es räthlich erachtet wurde, noch vor Beginn des Herbstes den Landaufenthalt mit der Stadt zu vertauschen. Die Kräfte der Leidenden sanken, und bald gestaltete sich die Krankheit hoffnungslos. Als ihr Ende nahte, traf noch, wie zum Scheidegruß, ein Gemälde von ihrem Sohne Friedrich — Ave Maria — ein. Die „Verkündigung" war fünf Jahre zuvor von Herrn Fromm in Parchim (später Gerichtspräsident in Rostock) bestellt worden, und der Auftraggeber hatte in rücksichtsvoller Bedachtnahme die Anordnung getroffen, daß das vollendete Werk zuerst nach Lübeck gesandt werden sollte — zur Augenweide für die Eltern des Künstlers. Das Bild, dem die Mutter als einer frischen Quelle mütterlichen Stolzes und christlichen Trostes entgegengeharrt, wurde unverweilt an ihr Krankenlager gebracht. Allein die Freude und Erregung war zu groß für die schwachen Kräfte der Leidenden, so daß sie selber bitten mußte, das Bild hinwegzunehmen. Am 19. September 1820, zur Zeit da ihre Lieben

in Italien eben sich anschickten, Florenz wieder zu verlassen, schloß diese treue, gottesfürchtige Frau und Mutter ruhig ihre Augen für eine Welt, in der ihr mannigfaltige Sorgen und Heimsuchungen, gemildert durch viel häusliches Glück, zum Loose gefallen waren.

Ein Brief von Christian Overbeck (22. September 1820) gibt dem fernen Bruder von diesen letzten bewegten Tagen Kunde. Der Vater aber fand erst nach Wochen wieder die Sammlung und Lust zur Feder zu greifen, die ihm „den Dienst versagt" hatte. Nachdem er seine wehmüthige, aber ergebungsvolle Klage über den Verlust der geliebten, in vierzigjähriger Ehe bewährten Lebensgefährtin an die Brust des Sohnes ausgeschüttet, wendet er sich zu dem Künstler und seinem Werk, und fährt, in dem vom 2. November 1820 datirten Briefe, in seiner warmen Poetenweise fort: „Noch steht sie hier auf meinem Zimmer, die herrliche Magd des Herrn (abgerufen indeß bereits nach Parchim von dem ungeduldig Harrenden, der bis dahin freiwillig, mir zu Liebe, sich entäußerte). Und in Deines Bruders Hause steht der köstliche Tankred![1] Wie wir geschmauset haben und schmausen! Wie gewallfahrtet worden ist zur Maria!! (Zum Carton, als neue Bekanntschaft, bisher noch weniger; wird aber schon kommen.) Ich bin ja kein Mann vom Fach: aber aussprechen darf ich doch meine Gefühle, die mir zugleich aus jeder andern Brust entgegenströmen. Omne tulisti punctum! Ueber das Technische zuvörderst nehme ich Wilhelm Tischbein, auch einige andere aus dem Kennervolk, zu Hilfe. Das ist gezeichnet! das ist gemalt! Das ist Ausdruck! Das ist Lieblichkeit, Kraft, Vollendung! Wie das heraustritt! Mit fetten Farben alles (sagt Tischbein), und doch, wie gemalt! Die Köpfe wie Miniatur; kein van der Werff (sagt Tischbein) reicht da hinan. Die Carnation, wie klar, wie durchsichtig! Die Figur der Madonna — rafaelisch! Der Engel,

[1] Der Carton: Clorindens Taufe.

ein himmlisches Wesen, geschlechtlos, ätherisch! Die Faltenwürfe, unübertrefflich grandios und zart! Die Farbengebung, deliziös! Keine Luft- sondern nur Linien-Perspektive; mit Recht, hier, für solchen Gegenstand. Und die Ausführung, vom Größesten bis zum Kleinsten, alles mit einem Fleiße, mit einer Liebe ohne Gleichen![1] — So die Kenner — und allerdings auch die Empfinder. Eines noch von Tischbein: Ich fragte ihn nach dem Geist dieses Werkes. Er antwortete: Geist ist gar nicht darin, hat auch nicht darin sein sollen; den verschmähte der Künstler: aber Ernst ist darin, und Gemüth. — Ich denke doch, er nahm: Geist für esprit. Uebrigens kann kein Mensch dem Bilde vorwerfen, daß es einem veralteten Kunstgeschmacke mit steifer Anhänglichkeit folge; es ist nichts Steifes, Hartes darinnen — alles ist weich, alles athmet Harmonie."

Es folgt dann noch eine beredte Auseinandersetzung über „das Poetische des Bildes", in dessen Betrachtung und Deutung der überschwänglich entzückte Vater sich insonderheit versenkte. Es ist der letzte Brief, den der Bürgermeister an seinen Sohn geschrieben.

Neue Verluste ergriffen den gefühlvollen Mann jetzt in seiner Vereinsamung doppelt schwer. J. H. Plessing, der Gatte seiner Stieftochter Gretchen, der treueste, dienstfertigste Freund der Overbecks, starb, erst achtundvierzigjährig, im Januar 1821 und hinterließ eine Wittwe mit acht Kindern. Andere Lücken riß der Tod im engeren Freundeskreis. Bürgermeister Overbeck nahm diese auf einander folgenden Schläge in stiller Ergebung hin, aber sie trafen den Gebeugten an der Lebenswurzel. Seine gebrochene Gesundheit nöthigte ihn, von den Geschäften sich zurückzuziehen. Auch auf dem Krankenlager waren die Gedanken des selbstlosen Mannes beständig der Wohlfahrt seiner anwesenden und fernen Kinder gewidmet, bis ihn

---

[1] Auch der kritisch geschulte Rumohr rühmt an diesem Bilde die „sichere Zeichnung, eine scharfe, bestimmte, meisterliche Behandlung". Brief Rumohrs an Th. Rehbeniz, Florenz 11. October 1820.

am 19. März 1821, gerade ein halbes Jahr nach dem Heimgange seiner verklärten Gattin, ein sanfter Tod erlöste.

Im Familienkreise zu Lübeck schien mit seinem Hinscheiden „das nie wiederkehrende goldene Zeitalter“ entschwunden. Bis in seine letzten Monate war er die Seele des gesammten Hauses gewesen — eine feinfühlige Dichternatur, die in der Jugend der Kinder die eigene Jugendlichkeit sich bewahrte, ein edler guter Mensch, ausgezeichnet durch Reinheit des Lebens und unversiegliche Menschenfreundlichkeit. Sein Sohn Friedrich, der den Verlust des Vaters tief und innig betrauerte, empfand noch lange die Entbehrung seines belebenden Geistes, der ihm aus seinen jugendlich frischen Briefen entgegenwehte. Sie waren ihm allezeit „Labsal und Herzstärkung“ gewesen.

Wenig mehr als ein Jahr später verlor Nina ihren Adoptiv-Vater. Hofrath Hartl verschied, vom Schlage getroffen, in der Nacht vom 22. auf den 23. Juni 1822. Er hinterließ ihr ein Vermächtniß von zwanzigtausend Gulden.

In all dieser bewegten Zeit war des Malers eigene Gesundheit nicht die beste. Sein hartnäckiger Feind, das Wechselfieber, wollte nie ganz weichen; es stellte sich immer wieder auf's Neue ein. Baron Rumohr, inzwischen in die deutsche Heimath zurückgekehrt, machte von Lübeck aus dem Freunde dringende Vorstellungen; er rieth zu einer länger dauernden Luftveränderung und schlug dafür das Kloster Monte Oliveto bei Siena oder St. Franz in Assisi vor. Overbeck beherzigte den Rath im Sommer 1823, wählte aber zum Aufenthalt Assisi's Nachbarstadt Perugia, die Perle von Umbrien. Er reiste dahin mit seiner Familie und in Begleitung J. D. Passavants. Und dieser Aufenthalt hatte für ihn die wohlthuendsten Folgen.

Nach mehreren Wochen schrieb er von dort aus an Johannes Veit:

„Perugia, den 22. August 1823.

„Mein theurer lieber Johannes! Ich würde es mir nicht verzeihen können, Dir während der Zeit unsers Aufenthalts in

Perugia gar keine Nachricht von uns gegeben zu haben; und da Du es gewiß auch freundlich aufnehmen wirst, so benutze ich Passavants Rückkehr nach Rom, Dir dieses Blatt zu senden [1].

„Gerne hätte ich Dir schon früher geschrieben, wie ich denn in der That gleich nach unsrer Ankunft hier, Dir dieselbe zu melden vorhatte, aber es war täglich so viel Neues was mich in Beschlag nahm, daß es beim Vorhaben blieb, und so bin ich nun schon ein alter Peruginer geworden, und weiß nicht mehr wo ich mit dem Erzählen anfangen soll. Ich muß mich daher begnügen Dir im Allgemeinen zu sagen, daß es uns, von unsrer Abreise an, immer überaus glücklich ergangen ist. Die Reise selbst war höchst anmuthig, und die schönen Gegenden, die Du ja hinreichend kennst, erschienen, gerade in dem Augenblick, durch die gereiften Saatfelder in ihrer höchsten Pracht. Unsre Mägde waren glücklich wie die Kinder über alles Neue, besonders unsre alte Maria brach beständig, mit aufgehobnen Armen, in laute Lobpreisung Gottes aus, über all den Segen, desgleichen ihr noch nicht vorgekommen war. So langten wir vergnügt und allerseits gesund hier an, wo wir eine höchst bequeme Wohnung schon bereit fanden, und viele überaus gute Leute waren sogleich mit unermüdlicher Dienstfertigkeit bereit, uns in allem an die Hand zu gehen.

„Wie mir Perugia als Maler gefällt, weiß ich Dir kaum auszudrücken, ich könnte Rom darüber fast vergessen, und wüßte,

---

[1] Passavant rechnete diesen mehrwöchigen Aufenthalt zu Perugia in der Gesellschaft seines Freundes Overbeck zu seinen „schönsten Rückerinnerungen an Italien“. A. Cornill in Frankfurter Neujahrsblätter 1864. S. 77. — Auch Luise Seidler, welche am 27. Juni 1823 Rom verließ, um nach Deutschland heimzukehren, traf in Perugia mit Overbeck zusammen. In Begleitung des freundlichen Künstlers wurden nochmals alle Gallerien durchwandert; dann schied sie, nicht ohne Thränen, wie Schinz berichtet; „Overbecks waren aber auch doppelt gütig gegen uns; wir brachten fast jeden Abend bei ihnen zu.“ L. Seidlers Erinnerungen S. 317.

nach Rom, keine Stadt, der ich es nicht zum Aufenthalt vorziehen würde. Wie viel ist nicht schon die Nähe von Assisi werth! Auch dort waren wir zum Perdono, wo uns Don Carlo Cimini überaus freundlich empfieng, der Dich herzlichst grüßt; später war ich noch einmal allein dort, auf 3 Tage, die ich ausschließlich auf nähere Bekanntschaft mit dem unvergleichlichen S. Francesco verwandte; dann kehrte ich zurück, um Hand an meinen Carton zu legen, der mich jetzt beschäftigt. Von seiner frühern oder spätern Vollendung wird unsre Rückkehr abhängen.

„Meine Frau, die Gottlob! recht wohl auf ist, grüßt Dich und Deine liebe Frau herzlichst, wie ich mich auch der Frau Flora [1] auf's freundlichste zu empfehlen bitte. Alfons, so gesund wie er noch keinen Sommer zugebracht hat, singt und springt den ganzen Tag hier wie in Rom herum, wächst gewaltig und ist die Merkwürdigkeit des Tages von Perugia. Der Arme mußte neulich den Schmerz erleben, daß ein Lämmchen, das ihm Tags zuvor die Mama gekauft hatte, und das er mit großer Zärtlichkeit liebte, in den Brunnen fiel, aus dem es todt wieder hervorgezogen ward. Er vollendet morgen sein viertes Jahr. So glücklich es aber im Hause aussieht, ebenso glücklich sind unsre Verhältnisse nach außen. Durch eine Empfehlung von Ostini kennen wir den Abt des Benedictiner-Klosters von S. Pietro, und schätzen uns sehr glücklich, indem wir in ihm einen vortrefflichen Beichtvater gefunden haben, der sich unser mit großer Liebe annimmt. So ist denn wiederum der Zerstreuung, die das viele Neue leicht mit sich führt, ein Damm gesetzt, und unser Leben ein recht gesammeltes und geregeltes.

„Kurz, mein theurer Freund! wir finden uns so durchaus mit unsrer Wahl zufrieden, daß wir nur wünschten, Du möchtest

---

[1] Veits Gattin, geb. Ries, eine Berlinerin, Jugendfreundin der Dichterin Luise Hensel, seit 1821 mit ihm vermählt.

das Gleiche erwählt haben; geht es Dir aber anderswo wohl und nach Deinem Wunsche, so freuen wir uns dessen nicht minder. Grüße Deinen lieben Bruder und Brentano herzlich.

Dein treuer Overbeck."

Als die nach Deutschland zurückkehrenden Lukasbrüder die merkwürdigsten Städte auf ihrem Wege besichtigten, war es ganz besonders Perugia, der Mittelpunkt der umbrischen Schule, gewesen, das einen tiefen Eindruck auf sie ausgeübt. Nicht minder glänzende Schilderungen hatten sie von dessen Schwesterstadt Assisi an Overbeck gesandt, wo sie in jedem Winkel der stillen alten Straßen auf Fresken, schöne Heiligen- und Engelgestalten aus der Schule Giotto's, stießen. Dazu in beiden Städten der Zauber der umliegenden, weite Strecken von Berg und Ebene beherrschenden Landschaft, die sich in den Beschreibungen der entzückten Reisenden gleichfalls wiederspiegelte.

Noch in späteren Tagen, mitten in dem thätigen, kampf- und mühevollen Leben, das die Künstler in Deutschland umfing, erfrischte und begeisterte sie die Erinnerung an diese ehrwürdigen Stätten des Heiligthums und der Kunst. Als Philipp Veit im Jahre 1835, damals Director des Städel'schen Instituts in Frankfurt, durch äußere Einflüsse sich behindert sah, ihren gemeinsamen Jugendtraum einer Musterakademie zur vollen Wirklichkeit zu gestalten, erwog er lebhaft den Gedanken, nach Italien sich zu wenden und dort „eine Vereinigung von Künstlern zu stiften", in der die jüngern „durch Beispiel und Lehre in ächtem Sinn gebildet" werden könnten; er machte Overbeck in allem Ernst den Vorschlag, mit ihm und seinem Bruder zur Ausführung eines solchen Planes in Assisi zusammenzutreten: „am liebsten in Assisi, wo die alten Muster vorhanden sind, wo das Leben wohlfeiler ist, in der Nähe von Rom und Florenz, nicht mitten im modernen Treiben, doch auch nicht allzu entfernt von dem nöthigen Verkehr." Es käme nur darauf an, einige große Bestellungen von Kirchenbildern zu erhalten, was der Bürgschaft ihrer vereinten Namen zu er-

langen nicht so schwer sein dürfte, alsdann sähe er wirklich nicht ein, warum der Plan nicht auszuführen wäre. „Brentano und Settegast sind mit Leib und Seele dabei, könnte ich nur Dich und Johannes dafür gewinnen!“ [1]

Auch Freundschaftsbande fesselten die Veit an Assisi. Schon 1813, als Johannes Veit auf seinen Wanderfahrten zum ersten Mal nach der Bergstadt kam, war er in der Grotte des hl. Franciscus zufällig mit einem freundlichen jungen Geistlichen, Don Carlo Cimini, bekannt geworden. Auf einem Spaziergang mit demselben begegnete ihm ein Unfall, den er nachher zu den glücklichsten Begebenheiten seines Lebens rechnete [2]. Er fiel und verbog dabei den Fuß so schwer, daß er nicht mehr aufstehen konnte. Sein Begleiter ließ ihn ohne Weiteres in seine eigne Wohnung bringen, wo er vierzehn Tage hindurch die sorglichste Pflege genoß. Sie wurden intime Freunde, und Veit versichert, daß Don Carlo's fromm-edler Charakter läuternd auf seinen eigenen gewirkt; die gute Stimmung wirkte selbst förderlich auf seine Kunstthätigkeit [3]. Im Hause des neuen Freundes zeichnete er eine „Verkündigung“, die er für die gelungenste seiner bisherigen Arbeiten hielt. Dieses Bild führte zu Erörterungen über die Frage der Wiedererweckung der Kunst, und Don Carlo wurde so ein eifriger Bundesgenosse ihrer deutschen Verfechter. Im folgenden Jahre, 1814, weilte derselbe in Rom und muß damals Overbecks Bekanntschaft gemacht haben.

Daß Overbeck während seines Aufenthalts in Perugia alsbald dem sehnsüchtigen Wunsche Folge gab, Assisi zu sehen, und daß er und seine fromme Frau für die Zeit ihres Besuches den Tag des unter dem Namen Il Perdono d'Assisi bekannten großen Festes, den Portiunculatag, wählten, erscheint bei ihm

---

[1] Ph. Veit an Overbeck, Frankfurt, 21. März 1835.

[2] Johannes Veit an Overbeck, Florenz, 25. Juli 1813.

[3] Auch Overbeck fand den Freund Johannes bei seiner Rückkehr zu seinem Vortheil verändert, geselliger und von manchen engherzigen Ansichten befreit.

selbstverständlich. Nicht minder begreiflich aber, daß er, von den poetischen Scenen und geheiligten Erinnerungen Assisi's entzückt, noch einmal allein dahin eilte, um drei Tage lang in ungestörter Sammlung sich der Betrachtung der einzigen Heiligengestalt und der auf ihren Namen getauften, durch die Kunstwerke der Giotto-Schule verherrlichten Kirche San Francesco zu widmen.

Während dieses Besuches kam er in engere Berührung mit Fra Luigi Ferri di Bologna, der in der Folge Superior des uralten Franziskanerklosters Santa Maria degli Angeli geworden, jener Lieblingsstätte des großen Volksheiligen, welche zwei bis drei Miglien unterhalb der Felsenstadt Assisi in der Ebene liegt. Die große Kirche des Klosters, ein dreischiffiger majestätischer Kuppelbau, umschließt die kleine Kapelle, Portiuncula, jenes alte steinerne Kirchlein, welches St. Franciscus von den Benedictinern erhalten, und welches, von ihm neu aufgebaut, die Stätte seiner geistlichen Uebungen, der Schauplatz so mancher wunderbaren Erlebnisse, die Wiege und der Ausgangspunkt seines Ordens geworden. Hier war es, wo der Heilige am 2. August 1221 in einer Vision von dem Herrn die Verleihung des vollkommenen Ablasses empfing für alle diejenigen, welche, nach vorausgegangener Beichte, dieses Gnadenkirchlein besuchen.

Eine große Angelegenheit in Fra Luigi's Leben bildete die Restauration und Ausschmückung der Kirche; noch im Jahre 1851, als er bereits das hohe Alter von 83 Jahren erreicht, war das Augenmerk des Greises unermüdlich auf neue Verschönerungen gerichtet. Beim ersten Zusammentreffen hatte er Overbeck die ungezwungene Artigkeit erzeigt, die er jedem Fremden erwies; aber der gewohnte Akt der Courtoisie verwandelte sich schnell in freiwillige Liebe und Bewunderung. Fra Luigi und Don Carlo Cimini lernten beide das Talent und die sittliche Größe des deutschen Künstlers würdigen. Overbeck erwiederte ihre achtungsvolle Zuneigung, und es erwuchs daraus

ein freundschaftliches Verhältniß, das ihnen Zeitlebens eine Quelle gegenseitiger Freude und Erbauung geblieben.

Erfüllt von den tiefen Eindrücken des Geschauten und Erlebten, kehrte der Künstler nach Perugia zurück mit dem Vorhaben, für Fra Luigi's Tempel ein Fresco auszuführen. Es sollte die Erfüllung eines Gelübdes sein, das er vor Jahren gemacht: sobald es Kraft und Mittel erlaubten, ein Kirchenbild zu malen. Im Einvernehmen mit den Wünschen Fra Luigi's und der Frati Minori stellte er sich die Aufgabe, an der Vorderwand der kleinen Portiuncula-Kapelle die Vision des hl. Franciscus darzustellen, welche das große jährliche Fest des „Perdono" zur Folge gehabt. Zwei Hindernisse standen einer baldigen Ausführung des Vorhabens im Wege: erst mußte die Genehmigung des Cardinal-Protectors des Ordens eingeholt, und mußten Overbecks Fresken für den Marchese Massimo vollendet sein. Eine erste Oelskizze entwarf er aber schon bald nach seiner Heimkehr in Rom.

An Theodor Rehbeniz, der in Perugia die Function eines Hauslehrers bei der Gräfin Florenzi übernommen, schreibt Overbeck von Rom aus im folgenden Jahr:

„Rom, den 23. September 1824.

„Theuerster Rehbeniz!

„Du wirst bereits vorläufig durch Schnorr berichtet worden sein, wie pünktlich er Deinem Auftrag an mich nachgekommen ist. Daß Du von mir erst heute darüber Nachricht erhältst, daran ist, außer meiner Dir wohlbekannten Schreibfaulheit, diesmal auch eine Arbeit Schuld gewesen, die schleunig beendet werden mußte, und gestern denn auch beendet worden ist, nemlich eine Oelskizze zu meiner projektirten Façade von Porziuncula agli Angioli. Heute kenne ich denn nichts Dringenderes, als Dir meinen Dank abzustatten für so unerhörte Großmuth; denn anders kann ich es unmöglich nennen, da in der Summe von 70 Scudi, wie sie mir auf Einem Brett ausgezahlt worden sind, nothwendig Zinsen von Zinsen von Zinsen berechnet sein

müssen, um unter dem Titel von Schulderstattung dem Schwager eine Hülfe zuzuwenden. Zwar will ich keinesweges vornehm thun und läugnen, daß mir dieselbe, wenn auch nicht für den Augenblick unentbehrlich nothwendig, doch für den späteren Herbst ganz brauchbar und sehr willkommen gewesen; allein wenn ich den Riß bedenke, den so eine Summe in Deinen Finanzen machen muß, so kann ich doch nicht umhin zu fürchten, daß Du bei der augenblicklichen Fülle zu sehr Dich selber vergessen habest. In der That könnte einem die Lust kommen, mehr Geschäfte der Art mit Dir zu machen, man würde sein Geld nicht besser anlegen können; aber welcher Mensch von einigem Gewissen wird Dir wieder etwas leihen wollen, da Du die Leute mit Gewalt zu Wucherern machst? — Nimm diese Reflexionen denn für Deine unerfahrne Jugend aus dem Schatze meiner vielfachen Erfahrungen!

„Im Uebrigen wünsche ich, daß Du den Sommer so gesund zurückgelegt haben mögest, wie ich Gottlob! mit meinem ganzen Hause, in dem sich kein Fieber hat blicken lassen. Du würdest in demselben gleichwohl eine wesentliche Aenderung finden, indem unsre gute alte Maria nicht mehr bei uns ist, die schon seit dem März an der Wassersucht krank liegt, und fast täglich vom Tode gleichsam geneckt wird, dem sie so immer muthiger und freudiger in's Auge sehen lernt.

„Unter den Landsleuten hat Philipp seit einigen Tagen Fieber; der Kupferstecher Rist, nach längerem Kränkeln, plötzlich, durch eine erweiterte Ader, in hoffnungslosen Zustand versetzt, während der Bruder in Olevano am Fieber krank liegt, ist von den Aerzten aufgegeben[1]. Die Uebrigen sind soviel mir bekannt wohl; Näcke spricht schon von seiner sehr nahen Reise,

[1] Gottfried Rist, der Kupferstecher, starb in Rom 1824. Johann Christoph Rist, der Landschaftsmaler, erholte sich und kehrte nach Deutschland zurück. Er starb als Vorstand der Zeichenschule in Augsburg 15. Mai 1876.

Du wirst wissen, daß er Professor in Dresden geworden [1]. Aus Lübeck habe ich Nachricht vom 10. August, wo mir mein Br[uder] nur mit zwei Worten die glückliche Ankunft meines Bildes meldet, und ihren Jubel darüber, weil er im Begriff stand, noch selbigen Tag eine Reise nach der Insel Rügen anzutreten. Passavant hat aus München geschrieben, hochbegeistert von den Arbeiten des theuren Cornelius, der vielleicht in diesem Augenblick schon die Stelle des verstorbenen Director Langers einnimmt, die ihm damals das allgemeine Gerücht zusprach. Meister Conrad hatte der Königin soeben auf seinem Landsitz ein Fest gegeben, wozu er Verse gemacht. — So wissen wir von allen Entfernten im Süden und im Norden, nur nicht von unserm Schwager in Perugia, der uns recht nach einem Blättchen von seiner Hand seufzen läßt. Wir grüßen alle unsre Freunde in Perugia herzlich."

Maler Rehbeniz war im April 1824, auf Veranlassung des in Italien weilenden Kronprinzen Ludwig von Bayern, als Lehrer in das Haus des Marchese Florenzi gekommen; er hatte der durch ihre Schönheit berühmten Gräfin Florenzi Unterricht im Deutschen zu ertheilen. Der Marchese besaß ein Haus in Perugia, wohnte aber für die Regel auf Schloß Columbella. Hier hielt sich in den Monaten Mai und Juni 1824, im Auftrage des bayrischen Kronprinzen, auch Dr. Ringseis auf, der während dieser Zeit viel mit Rehbeniz verkehrte, und als Andenken daran mehrere Bleistift-Zeichnungen von seiner Hand bewahrte, darunter auch ein Porträt Overbecks. Theodor Rehbeniz scheint in dieser Stellung, in seinem „anmuthigen Zwinger", wie Overbeck einmal scherzt, ungefähr zwei Jahre ausgeharrt zu haben.

Das Folgende ist ein Auszug aus einem an denselben Verwandten gerichteten Briefe, datirt Rom den 17. Juni 1826:

---

[1] Gustav Heinrich Näcke, Historienmaler, geb. 1786 in Frauenstein, lebte einige Jahre in Rom. Er starb als Professor in Dresden 1835.

„Theuerster Rehbeniz!

„Wiewohl nicht sonderlich zum Schreiben aufgelegt, mit frischer Wunde im Herzen, die es dem Höchsten gefallen hat mir zu schlagen, glaube ich doch, Deiner Aufforderung zufolge, Dir nicht vorenthalten zu dürfen, daß ich in diesen Tagen einen Brief aus Lübeck erhalten habe, von meiner Schwester Leithoff, der von den Unsrigen in soweit tröstliche und erfreuliche Nachrichten bringt, als sie nach mancher harten Prüfung im Winter, darunter vornehmlich eine schwere Krankheit unsers beiderseitigen kleinen nunmehr 8jährigen Neffen, allerseitiger Gesundheit genießen. Entfernter nur kannst Du es mitfühlen, daß meine gute Schwester Betty in kurzer Zeit zwei Kinder verloren, ein 4jähriges und bald darauf ein 14tägiges. Um so lebhafter empfinde ich der Armen diesen Schmerz nach, da auch mir und meiner guten Frau der Herr dasselbe Leiden auferlegt hat in diesen Tagen. Nicht als ob uns unser Alfons geraubt wäre, auf den Du wohl zunächst rathen wirst; sondern eine kleine Agnes ist es, die wir nur 5 kurze Tage besessen, und die, nach unsrer Schwachheit, wir jetzt beweinen, oder vielmehr nicht sie, die durch heilige Taufe wiedergeboren nun am Throne Gottes steht und dem Lamme folgt wohin es geht, sondern uns selber, die wir noch diesseits zurückgeblieben sind im Thal der Thränen und schwach genug, des Sichtbaren nicht ganz vergessen zu können. — Am Sonntag um zwei Uhr Nachmittags erst geboren, starb sie schon am Donnerstag Mittag, und gestern Abends ward sie begraben. — Die tiefbetrübte Mutter ist gleichwohl körperlich so wohl als es sich nur irgend erwarten läßt unter solchen Umständen; auch mein Alfons ist gesund, also fehlt es uns auch nicht an zeitlichem Trost, nächst dem geistlichen, der aus dem Munde mancher theilnehmenden Seele wie Balsam in unsre Herzen träufelt.

„Gott sei mit Dir, theurer R., und schenke Dir fröhlichere Stunden als es Ihm gefallen hat mir zu geben; es heißt, wir würden Dich vielleicht bald hier sehen, worauf wir uns herzlich

freuen, wo nicht, so laß wenigstens bald von Dir hören und gedenk in Liebe Deines herzlich betrübten Overbeck."

Ein anderes Töchterchen, Maria getauft, war dem Maler schon früher (1822) geboren worden, hatte aber auch nur wenige Tage gelebt. Beide Kinder waren vermuthlich die Opfer der großen Sterblichkeit, welche in Rom unter den Kindern herrscht.

II. Die Fresken in der Villa Massimo und Santa Maria degli Angeli.

(1826—1830.)

Ave Maria und Benedicta in mulieribus. Heilige Familie. Findung Mosis. Christus die Kinder segnend. Familienbild. Johannes in der Wüste. Himmelfahrt des Elias. Germania und Italia. Vittoria Caldoni. Auferweckung des Lazarus. Einzug Christi. Villa Massimo. Christian Schlosser. Angioli-Assisi.

Bevor wir uns zu den Fresken wenden, welche Overbecks Hauptbeschäftigung in dieser Periode bilden, müssen wir von einigen kleineren Arbeiten, den Früchten seiner Mußestunden und unfreiwilliger Pausen, berichten. Auch die Vollendung seines Palmeneinzugs fällt in diese Zeit.

Das Gemälde für Herrn Fromm hat große Aehnlichkeit mit einer früheren Composition der „Verkündigung". Overbeck hatte für seinen Hamburger Freund Nolte[1] auf einem Blatte zwei Zeichnungen vereinigt und in Wasserfarben ausgeführt, nämlich den Gruß des Engels (Ave Maria) und den Gruß der Elisabeth (Benedicta in mulieribus). Diese geistreich und

[1] Hermann Nolte, geb. 1788 zu Hamburg, war ein junger Kaufmann, der mehrere Jahre hindurch in Rom und Neapel sich aufhielt. Später lebte er als Generalconsul in Mexico, wo er 1852 starb.

fleißig aquarellirten Bilder, welche durch eine sinnig ornamentirte Umrahmung verbunden waren, erregten schon im Jahre 1816 Baron Rumohrs aufrichtige Bewunderung, so daß er sie gerne selbst erworben hätte[1]. Im englischen Gruß sitzt die Jungfrau in einer offenen Säulenhalle, ein halbgeschlossenes Buch zwischen den Fingern haltend, und hört mit lieblich demüthiger Befangenheit die Botschaft des Engels an, der zu ihrer Linken kniet. Ihr zur Seite steht ein Topf mit Lilien. Durch die Arkaden der Halle erblickt man den wohlgepflegten Garten, links begrenzt von einem italienischen Haus mit Campanile und Ziehbrunnen, rechts von einem gras- und strauchbewachsenen Felsen, in der Mitte St. Joseph die Blumen begießend; in der Ferne aber öffnet sich eine sonnige, von paradiesischem Frieden übergossene Fluß- und Berglandschaft. Auf dem Nebenbilde, der „Heimsuchung", ist besonders der Ausdruck kindlicher Unschuld auf dem Antlitz Mariens von holdseliger Anmuth. — In einer Wiederholung der „Verkündigung" ist eine kleine Veränderung angebracht; an der Stelle des Felsens sieht man einen Vorhang hinter der Jungfrau.

Im Beginn des Jahres 1823 war er mit einem Bilde beschäftigt, in dem seine Liebe zu seinem kleinen Alfons einen Ausdruck gefunden zu haben scheint: der heiligen Familie mit dem Lamm. Es stellt das Jesuskind auf einem Lamme sitzend dar, das halb auf dem Rasen kauert. Jesus hält in seiner linken Hand ein Kreuz, das von einem Band umwunden mit dem Spruche: Ecce Agnus Dei; die rechte Hand um-

[1] „Ich machte Jagd auf diese vortreffliche Zeichnung; doch hielt Overbeck an seinem Versprechen." K. Fr. v. Rumohr, Drei Reisen in Italien. S. 198. — Im selben Jahr hatte Overbeck den Dr. Meyer in Hamburg, der über sein Kunststreben Aufschluß wünschte, auf dieses Ave Maria verwiesen als diejenige Arbeit, die besser als eine schriftliche Erklärung darthun würde, was er in der Kunst wolle und wie weit er seinem Ziele nahe gekommen sei. Vgl. Meyers Darstellungen aus Norddeutschland. 1816. S. 391.

faßt den Arm der hinter ihm stehenden jungfräulichen Mutter, und er wendet den Blick in vertrauensvoller Liebe zu ihr empor. Elisabeth hält, auf dem Boden sitzend, mit der rechten Hand das göttliche Kind. Ihr kleiner Sohn Johannes kniet auf der andern Seite und läßt die Hand auf dem Kopf des Lammes ruhen; sein ausdrucksvolles Gesicht ist auf Jesus gerichtet, als wollte er sagen: „Er, mein Spielgefährte, ist das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt.“ In dem friedlichen Hintergrund erheben sich einige Ruinen römischer Architektur und in weiter duftiger Ferne eine Stadt.

Graf Schönborn, der den Entwurf im Februar 1823 in Rom sah, bestellte das Bild für seine Sammlung. Es kam nach der Vollendung (1825) auf das Schloß des Auftraggebers, Reichardtshausen (bei Hattenheim) am Rhein, wo es in der Kapelle aufgestellt wurde. Das Gemälde, in Anordnung und Formgebung von Rafael'scher Schönheit und Anmuth, befindet sich jetzt in der Neuen Pinakothek zu München [1].

Im Jahre 1824 beendigte Overbeck ein für J. H. Albers, den Besitzer einer kleinen aber ausgewählten Sammlung alter und neuerer Bilder in Bremen, auf Holz gemaltes Bild: die Findung Mosis. Die Behandlungsweise ist charakteristisch: sie wendet sich mehr an das Herz, als an den Verstand; denn Overbecks Bestreben war immer, nach der Weise der alten Meister die geistige Seite des menschlichen Lebens zu versinn-

---

[1] Die schöne Composition, sagt A. v. Zahn, wird immer unter die Perlen der neueren deutschen Kunst gezählt werden. „Hier ist wahrhaft innerliche Verwandtschaft mit der glücklichen Epoche Raffaels, welche die heilige Familie aus dem Hause Canigiani und die Madonna im Grünen bezeichnet. Wäre selbst (was ich bezweifle) ein Motiv von Wächter wesentlich anregend gewesen, Overbeck hätte durch die tiefe Durchbildung der schönen Typen wie des Linienrhythmus, den hier auch ein leuchtendes und wohlthuend ernst gestimmtes Colorit unterstützt, das fremde Vorbild in eine geläuterte, eigene Schöpfung umgeschmolzen.“ Lützows Zeitschrift f. bild. Kunst 1871. S. 230.

lichen. Mit der Unbefangenheit jener Meister ist auch die landschaftliche Scenerie behandelt, ohne Rücksicht auf die Formen und Trachten anderer Himmelsstriche und Jahrhunderte. An den Ufern des Nils sieht man glatte Stämme von Buchen und mittelalterliche Bauwerke aufragen, anstatt Palmen, Tamarisken und massive Pfeiler ägyptischen Stils. Die Prinzessin und ihre Frauen erscheinen in Gewändern, die in Aegypten nie getragen worden. Die zur Rettung des Brüderchens herbeieilende Mirjam ist ein deutsches, kein hebräisches Mädchen. Doch der Geist des Bildes siegt über die Licenzen des Beiwerks. Es offenbart dem andächtigen Beschauer den alldurchdringenden Geist der göttlichen Liebe, welcher die hochgeborne Prinzessin an das Flußufer lenkt, ihr mütterliche Liebe für den Findling einflößt, und die treue Mirjam mit selbstaufopfernder Zärtlichkeit für ihr Brüderchen erfüllt.

Overbecks väterliche Liebe für Alfons, vermischt mit dem stillen Schmerz über den Verlust seiner beiden Töchterchen, erhöhte seine Auffassung menschlicher Natur und führte ihn auf einen Gegenstand, der auf die Sympathie eines weiten Kreises von Bewunderern zählen konnte. Diese sorgfältig in Sepia ausgeführte Zeichnung — „der Heiland segnet die Kinder“ — ist in der That und verdientermaßen populär geworden. Christus steht, eine Gestalt voll Hoheit und milder Güte, in der Mitte einer ganzen Gruppe unschuldiger, fröhlicher, vertrauensvoll aufblickender Kinder. Er erhebt seine Hand über sie zum Segnen; Mütter und Apostel umdrängen theilnahmsvoll die kleine Schaar. Die lieblich schöne Composition entstand im Jahre 1826.

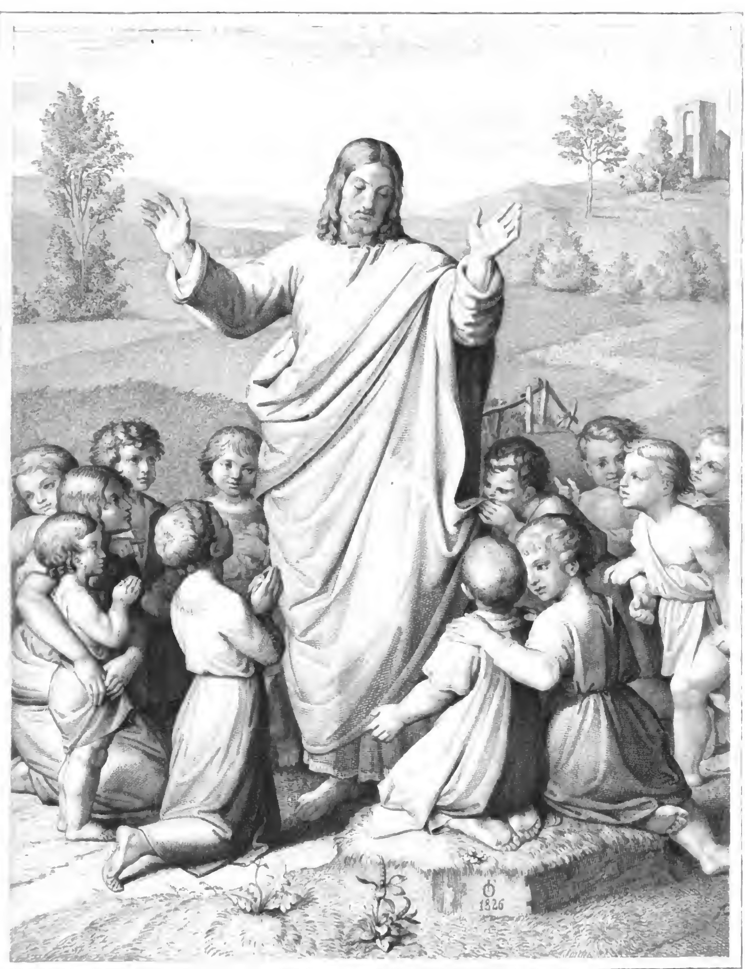
Eine andere, noch unmittelbarere Bezugnahme zu des Künstlers Familienleben in dieser Periode ist in einem kleinen Oelbildniß erhalten, auf dem er sich selbst, seine Frau und Alfons porträtirt hat. Die Bildnisse sind mit unfraglicher Treue wiedergegeben. Die Gestalt des schlanken Malers — in Halbfigur — ist aufrecht etwas im Hintergrunde sichtbar.



[illegible] Anfang [illegible] jener Meister ist auch [illegible] den [illegible] ohne Rücksicht auf die [illegible] Pflanzenreiche und Jahrhunderte [illegible] sieht man glatte Stämme [illegible] [illegible] Palmen [illegible] [illegible] Stils. Die Prinzessin [illegible] in Gewändern, die in Aegypten [illegible] [illegible] Rettung des [illegible] chens herbeieilende [illegible], ein hebräisches Mädchen. Doch [illegible] über die Grenzen des Beiwerks [illegible] Beschauer den allendurchdringenden [illegible] über die hochgeborne Prinzessin an [illegible] mütterliche Liebe für den Findling [illegible] mit [illegible] Zärtlichkeit für [illegible]

[illegible] Liebe für Alfons, vermischt mit dem [illegible] den Verlust seiner beiden Töchterchen, [illegible] menschlicher Natur und führte ihn auf [illegible] eines weiten Kreises [illegible]. Diese sorgfältig in [illegible] Zeichnung — „der Heiland segnet die Kinder“ — ist in der That und verdientermaßen populär [illegible] eine Gestalt voll Hoheit und [illegible] in der Mitte einer ganzen Gruppe unschuldiger, fröhlicher [illegible] Kinder. Er erhebt seine Hand über [illegible]; Mütter und Apostel umdrängen theilnahm[illegible] Schaar. Die lieblich schöne Composition [illegible] 1826.

[illegible], noch unmittelbarere Bezugnahme zu des Künstlers [illegible] in dieser Periode ist in einem kleinen [illegible] auf dem er sich selbst, seine Frau und [illegible] hat. Die [illegible] sind mit [illegible] wiedergegeben. Die Gestalt des schlanken Malers [illegible] — ist aufrecht etwas im Hintergrunde sich [illegible]



F. Overbeck inv. 297. A. Forberg fc.

Jesus, der göttliche Kinderfreund.

JESUS L'AMI DES ENFANTS

Eigenthum des Vereins zur Verbreitung relig. Bilder in Düsseldorf.
Seul Depôt à Paris chez A. W. Schulgen, Editeur. 25 rue St. Sulpice.
Mitverlagrecht von J. Velten in Carlsruhe.

Er trägt das Wamms und Barett, das dem Zweck einer Werkstatt-Blouse und -Mütze so ziemlich entspricht und vermuthen läßt, der Künstler habe soeben seine Arbeit verlassen. Nina, ebenfalls Halbfigur, mit ernst sanftem Ausdruck, hat die altdeutsche Haube oder Kappe auf dem Kopf, für welche sie eine Vorliebe hegte. Sie blickt auf Alfons nieder, ein prächtiges Kind, das den Mittelpunkt des Gemäldes bildet, wie es der Mittelpunkt im Leben seiner Eltern war. Er sitzt auf einem Tisch und hält ein kleines Waldhorn in der Hand. Der Maler sandte das Bild im Frühjahr 1830 als Geschenk an seinen Bruder Christian in Lübeck.

Während er aber damit beschäftigt war, den idyllischen Zauber eines umfriedeten häuslichen Lebens darzustellen, umschwebten sein geistiges Auge große Ideen strengeren Charakters; und mit einer Kraft und Kühnheit, welche ihm wenige seiner Genossen zugetraut, führte er zwei seiner ergreifendsten Compositionen aus. Erstlich eine Zeichnung: Johannes der Täufer in der Wüste, predigend vor einer Schaar erstaunter Krieger und in sich gekehrter, tief in's Herz getroffener Pharisäer und Sadducäer; ein Blatt, das bei der Ausstellung im Münchener Kunstverein (1827) durch die Klarheit des Gedankens und die Energie der Ausführung ungetheilte Bewunderung erregte. Sodann ein für den Grafen B. Sant in Malta bestimmtes Gemälde: Die Himmelfahrt des Elias. Dieses durch den Stich Ruschewey's bekannte Bild ist eine der besten, an Großartigkeit mit Cornelius wetteifernden Schöpfungen Overbecks. Seine natürliche Schüchternheit ist vergessen, und flammenden Geistes erhebt er sich mit dem Propheten, der, in einem Wagen von vier schnaubenden Rossen der Erde entrückt, von zwei Engeln geleitet, in seliger Verzückung aufwärts schwebt. Elisäus blickt, auf der Erde knieend, dem glorreichen Fluge des Meisters nach, der in demselben Moment, vom Lichtglanz des geöffneten Himmels überstrahlt, seine Arme weit ausbreitet, so daß ihm der Mantel von

den Schultern fällt — das Zeichen und Erbe für den Zurückbleibenden.

Er vollendete das Gemälde im August 1828[1] und sandte es im Herbste desselben Jahres nebst seinem Bilde „Sulamith und Maria", jetzt „Germania und Italia" genannt, zu der im Palazzo Caffarelli veranstalteten deutschen Ausstellung. Diese Ausstellung fand zu Ehren des Kronprinzen von Preußen statt, der, wie Ludwig I. von Bayern, ein Verehrer der Kunst war. Merkwürdiger Weise kamen die beiden Gegenstände in den Besitz gerade dieser zwei königlichen Patrone. Der anwesende Kronprinz fand großes Gefallen an der „Himmelfahrt des Elias" und beauftragte den Künstler noch in Rom durch Bunsen mit einer Wiederholung des Bildes auf Holz; Ludwig aber, der nunmehr den bayrischen Thron bestiegen hatte, ließ sich in der Folge bestimmen, „Sulamith und Maria" zu erwerben.

Dieses Lieblingswerk des jungen Malers, der Ausdruck seiner zärtlichen Anhänglichkeit an Pforr, war, wie der Leser sich erinnert, noch in unvollendetem Zustand dem Kunsthändler Wenner bei dessen Aufenthalt in Rom im Jahre 1815 zugesagt worden. Beendigt wurde es aber erst im Jahre 1828. Die Geschichte desselben und die Intention des Künstlers, der dem ursprünglichen Motiv eine freiere und höhere Bedeutung gegeben, sind in der Erläuterung skizzirt, mit welcher Overbeck die Sendung des Werkes an Wenner begleitet hat.

„Rom, den 31. Jan. 1829.

„. . . Was nun die weitere Ausbildung der dem Bilde zu Grunde liegenden Idee anlangt, so wird es Sie wohl überhaupt nicht wundern, daß nach so vielen Jahren aus den beiden Bräuten ein Paar ehrbarer Frauen geworden sind, die Frauen Germania und Italia. Es trat nämlich in späterer Zeit der Ausarbeitung natürlich das Bedürfniß ein, der

---

[1] Kalendereintrag zum 14. August 1828: „An den Grafen Sant die Anzeige von der Vollendung des Bildes gemacht."

jugendlich unklaren Vorstellung eine bestimmtere Bedeutung unterzulegen, wozu schon die häufigen Fragen: was denn das Bild eigentlich vorstelle? veranlaßte. Daß ich nun aber gerade die Idee einer Germania und Italia wählte, darüber gibt mein besonderer Standpunkt hier als Deutscher in Italien Aufschluß. Es sind die beiden Elemente gleichsam, die sich allerdings einerseits fremd gegenüberstehen, die aber zu verschmelzen nun einmal meine Aufgabe, wenigstens in der äußeren Form meines Schaffens, ist und bleiben soll, und die ich deßhalb hier in schöner inniger Befreundung mir denke. Es ist einerseits die Erinnerung der Heimath, die unverlöschbar dem Gemüthe eingeprägt steht, und andrerseits der Reiz alles des Herrlichen und Schönen, was ich dankbar in der Gegenwart genieße, und Beides zusammen, nicht getrennt und einander ausschließend, sondern in Harmonie gedacht und in gegenseitiger Würdigung. Es ist endlich, wenn es allgemeiner ausgesprochen werden soll, die Sehnsucht gemeint, die den Norden beständig zum Süden hinzieht, nach seiner Kunst, seiner Natur, seiner Poesie; und dieß im bräutlichen Schmuck, Beides, die Sehnsucht sowohl als Gegenstand ihrer Liebe, weil Beides als Idee sich fortwährend verjüngt. — Das ist ungefähr, was ich zur Erklärung darüber zu sagen weiß: ob aber diese Erklärung nun auch Andern klar macht was ich gewollt, weiß ich freilich nicht, da ich wohl einsehe, daß eine Vorstellung zum Grunde liegt, die aus meinem besondern Standpunkt hervorgegangen; und so mag man das Bild denn auch schlechtweg die Freundschaft nennen, wenn ihm einmal ein Name gegeben werden soll." [1]

Herr Wenner fand bei der Ankunft des Bildes, daß die Verzögerung für ihn zum Gewinn geworden: der Keim, den er vordem gesehen, war zu einem schönen und vollkommenen Werke gereift. Er war über die Erwerbung entzückt. Seine

[1] Kunst und Künstler in Frankfurt am Main von Dr. Ph. Friedrich Gwinner. Frankfurt 1862. S. 343.

Liebe für die schönen Künste verleitete ihn später zur Ueberschreitung seiner Mittel und stürzte den liberalen Mann in Geldverlegenheiten. Cornelius erhielt von dieser Sachlage Kenntniß und nahm im Jahre 1832 die Gelegenheit wahr, seinem königlichen Herrn, der das Bild auf der Kunstausstellung in München sah und den „classischen Werth“ desselben erkannte, vorzustellen, wie höchst wünschenswerth es sei, „diese Perle für die Pinakothek zu erwerben“. König Ludwig faßte den Plan mit Lebhaftigkeit auf, und der Kauf kam im folgenden Jahre zu Stande; Herr Wenner nahm das Angebot von 400 Carolin an, und so wurde das Gemälde im Jahre 1833, wie Förster sagt, eine der Hauptzierden der neuen Pinakothek [1].

Noch als Kronprinz hatte Ludwig I., bei seinem abermaligen römischen Aufenthalt im Winter 1820—1821 [2], ein kleines Oelbild bei Overbeck bestellt, das sein Hauptinteresse von den besonderen Umständen seines Entstehens herleitet. August Kestner, um diese Zeit Secretär bei der hannover'schen Gesandtschaft in Rom, verbrachte die Sommermonate von 1820 mit der Familie des Gesandten, Herrn von Reden, in Albano. Hier entdeckte er durch Zufall die lebendige Verkörperung classischer Schönheit in einem dreizehn- bis vierzehnjährigen Mädchen Namens Vittoria Caldoni. Sie war die Tochter armer Winzerleute, in der streng jungfräulichen Sitte dieser Städte aufgewachsen, so daß sie nur selten die Schwelle des elterlichen Hauses überschritt, außer um zur Kirche oder zur Arbeit in den Weingarten zu gehen. Kestner führte sie bei den Damen von Reden ein, welche ihre wunderbar schöne Ge-

[1] Peter v. Cornelius von Ernst Förster. II. 56—59.

[2] Dr Ringseis, der den Kronprinzen auf dieser Reise wieder begleitete, erzählt in seinen Erinnerungen, daß der Kronprinz auch dießmal vorzugsweise den Kunstinteressen lebte und jeden zweiten Tag zwei Künstler bei sich zu Tische sah. So war denn auch Overbeck damals wiederholt bei dem fürstlichen Mäcen zur Tafel geladen. H. p. Bl. 80, 15.

stalt anstaunten, aber mehr noch bei näherer Bekanntschaft die ungewöhnliche Verständigkeit und sittige Unbefangenheit des Naturkindes liebgewannen. Auf deren Einladung kam Vittoria im Herbste zum Besuch nach Rom; und da es anders nicht möglich war, dem Andrang der ungeduldigen Künstler, welche sie zu porträtiren wünschten, Genüge zu thun, so räumte Frau von Reden ein Zimmer des Gesandtschaftshauses (der Villa Malta) ein, in welchem das schöne Mädchen einige Stunden jeden Tages für so viel Künstler zu sehen war, als in dem Zimmer Raum zum Arbeiten finden konnten. Thorwaldsen und Rudolf Schadow eilten mit ihrem Modellirgeräth herbei; die Maler gesellten sich alternativ dazu — die einen wie die anderen voll Begeisterung bemüht, die ganz einzige Schönheit des unschuldsvoll natürlichen Mädchens würdig nachzubilden. Die Zahl dieser Künstler war groß, aber alle mühten sich vergebens ab, das unvergleichliche Modell allseitig lebenswahr im Bilde wiederzugeben [1]. — Es ist immerhin ein Zeugniß für Overbecks Geschicklichkeit, daß **sein** Versuch gerade das von einem so bewährten Kenner der Kunst und Schönheit, wie Ludwig von Bayern, ausgewählte Porträt sein sollte, um nachmals — gleich der Büste von Schadow — der königlichen Sammlung in München einverleibt zu werden [2]. Uns will bedünken, daß Overbeck sein Bildniß der Vittoria — sitzende Figur, fast lebensgroß — in zu feierlicher Weise behandelt habe. Sein

[1] August Kestner zählte 44 Bildnisse, die er selbst gesehen, und mußte dennoch sagen: die Kunst habe kein befriedigendes Bild von ihr erworben, und er beruft sich hiefür auf die Zustimmung der 44 Künstler selbst. Es befanden sich darunter Maler wie Horace Vernet, Heß, Schnorr, Dräger, von Bildhauern neben den genannten Byström, Trentanova und Tenerani. Vgl. „Vittoria, die schöne Winzerin von Albano" in Kestners Röm. Studien S. 81 ff.

[2] Laut Empfangsbescheinigung des Bildhauers Johann Martin Wagner lieferte Overbeck das Gemälde am 17. Nov. 1821 an diesen, als den Commissionär des Kronprinzen, ab.

äußerstes Bestreben nach Vollkommenheit machte die Ausführung hart und mühsam, und so kommt es, daß das Gemälde die an solchen Zeichnungen stets so anziehende Freiheit und Grazie vermissen läßt.

Im Jahre 1827 beendigte er eine große wohlgelungene Zeichnung, die ein Seitenstück zum Elias bildet: der Prophet Elisäus, wie er das verlorene Beil auf der Oberfläche des Jordanflusses schwimmen macht. Elisäus ist umgeben von dem Gefolge junger Prophetenschüler, die neugierig und gespannt das Wunder beobachten. Wie Elias, ist auch dieses Blatt von Ruschewey gestochen.

Zehn Jahre früher hatte ein wohlhabender Bürger von Frankfurt, Herr von Schneider, eine Sammlung von Handzeichnungen solcher deutscher Künstler angelegt, welche mit ihm im Winter von 1817—18 in Rom lebten. In einem Briefe der Frau Leithoff an den Bruder, datirt 20. Januar 1823, worin sie ihren Besuch in Frankfurt beschreibt und die Compositionen aufzählt, die sie dort von ihm zu ihrer großen Freude gesehen — bei Passavant den Carton von Josephs Verkauf, bei Wenner die Auferweckung von Jairi Töchterlein, die Zeichnungen bei Schlossers — findet sich die Mittheilung:

„Bei einem Herrn von Schneider sah ich ein Bild von Dir, die Auferweckung des Lazarus, und es überraschte mich wunderbar, die nemliche Anordnung darin zu finden, wie Du vor vielen Jahren, ich meine noch in Wien, es für unsere geliebten Eltern in Oel maltest. Ich erkannte alle Physiognomien, nur war der Hintergrund und die Beleuchtung anders genommen, und Lazarus war ohne Schweißtuch über Mund und Kinn, das er auf unserm Bilde hat. Der Herr von Schneider, der sehr großen Werth auf dieses Bild legt und es unter seiner sehr artigen Sammlung immer bis zuletzt beim Vorzeigen aufspart, würde es sehr übel empfunden haben, wenn ich mir hätte merken lassen, daß noch ein dem seinigen gleiches Bild von Dir existire, deßhalb drängte ich den Ausruf des Erstaunens schnell

zurück und gab durch einen Fußtritt unserm Freunde Curtius, der wegen Geschäfte auch in Frankfurt und mit mir dahin gegangen war, ein Zeichen des Stillschweigens, das er auch allsobald verstand."

Die Vorsicht der guten Schwester war indeß überflüssig, da Overbeck 1822, im selben Jahre da sie Frankfurt besuchte, eine Wiederholung des Bildes in Oel für Philipp Passavant vollendet hatte.

Im Sommer 1824 hatte Frau Leithoff die Genugthuung, des Bruders langerwartetes Gemälde, den Einzug Christi in Jerusalem, in Lübeck selbst zu begrüßen; eine Freude, die nur durch den wehmüthigen Gedanken getrübt war, daß es den Eltern nicht mehr vergönnt gewesen, Zeuge der schmeichelhaften Aufnahme desselben in der Vaterstadt zu sein.

Das Bild ward für die erste Zeit im Hause des Dr. Christian Overbeck aufgestellt, und die Wirkung, die es auf den kunstfreundlichen Theil der Bürgerschaft hervorbrachte, war eine für Lübeck ungewöhnliche. Alles strömte dahin, und wenige sahen es ohne Bewegung. „Tausende sind schon zu mir gewallfahrtet, und noch täglich kommen Besuchende", schreibt einige Monate später der hocherfreute Bruder. Auch in der Presse erklang sein Lob. Die Gasthofbesitzer empfahlen ihren fremden Gästen den Gang nach dieser Sehenswürdigkeit. Die Zahl der Besucher nahm nicht ab, als das Bild seinen Ehrenplatz in der Marienkirche erhalten hatte. Unter den Lübeckern herrschte nur eine Stimme, daß ein solches Kunstwerk seit Jahrhunderten im nördlichen Deutschland nicht mehr dagewesen[1]. Des Malers alter Schulfreund Roeck verfaßte eine Erläuterung des Gemäldes, worin er auch auf die verschiedenen darauf befindlichen Bildnisse hindeutete. Dieß erhöhte dessen Werth noch mehr und reizte

---

[1] Brief von Christian Overbeck, 26. November 1824.

das Publikum, nach den Porträten von allen Jugendbekannten des Künstlers zu suchen.

Das Gemälde begründete Overbecks Ruf in der nordischen Heimath. In Hamburg wie in Lübeck wurden seine in Steindruck oder Stich erscheinenden Werke ein gesuchter Zimmerschmuck. Mehr und mehr gewann der Name des Künstlers in deutschen Landen populären Klang, und ein industriöser Kaufmann glaubte bereits ein Geschäft zu machen, indem er sein Porträt auf Pfeifenköpfen anbringen ließ — neben denen von Rafael, Correggio und Guido, wie Rehbeniz in seinem scherzhaften Berichte tröstend ergänzt. Später wurde in Lübeck auch ein Handelsschiff auf den Namen Friedrich Overbeck getauft.

Betrachten wir nun das Bild selbst. Der „Einzug in Jerusalem", im Jahre 1809 begonnen und 1824 vollendet, hat ein besonderes Interesse, weil es die Geschichte von Overbecks künstlerischer Entwicklung und diejenige seiner Schule während der letzten fünfzehn Jahre in sich schließt. Einzelne leichte Mängel in der Composition und Behandlung lassen sich auf den Anfang zurückführen; aber größere Geschicklichkeit und Kraft manifestirt sich im Verfolg der Jahre, und als endlich der Künstler, nach langer Unterbrechung, an die letzte Ausführung ging, befand er sich im Vollbesitz seiner reichen Mittel, um ein Werk zum glücklichen Abschluß zu bringen, das von Anbeginn an von einer geistigen Frische und Anmuth durchdrungen war, welche die kleinen technischen Mängel verschwinden ließ, ein Werk, das durch den Adel des Stils, das feine Verständniß der Natur, den Reichthum der Figuren und die Harmonie der Gruppen stets einen hervorragenden Rang einnehmen wird.

Der Heiland, auf dem Füllen der Eselin reitend, Hoheit im Antlitz, ist (auf der linken Seite) begleitet von dem in weißem Mantel einherschreitenden Petrus, (auf der rechten) von Johannes und Jacobus, mit ihrer Mutter in der Mitte. Sie bilden eine schöne Gruppe; Johannes eine zarte, jungfräuliche Gestalt von ausnehmender Lieblichkeit, und voll Empfindung

gezeichnet; der schon männlichere Jacobus hat seine Blicke mit inniger Glaubensfestigkeit auf den Meister gerichtet, als ob er dessen Auge zu fesseln suchte. Die übrigen Apostel folgen in zwei Reihen; Judas wandert ein wenig abseits, in arglistiges Nachdenken versunken. Hinter den Aposteln in der Ecke des Bildes hat der Maler sich selbst in einem violetten Gewande bescheiden angebracht. Neben ihm schreiten Pforr, Sutter, Wintergerst und andre Lukasbrüder. Weiter im Hintergrund drängt eine Menge Volkes, darunter viele von Krankheit Geheilte, von dem in der Ferne sichtbaren Oelberge herabfolgend nach. Eine andere Volksschaar kommt aus Jerusalem herausgeströmt, den einziehenden Messias zu begrüßen. Bis in die entferntesten Winkel dringt das Hosianna der Menge und der belebende Geist des phantasievollen Künstlers. Ganz im Vordergrund sehen wir eine Gruppe heiliger Frauen. Die seligste Jungfrau breitet ihre Arme aus, dem herannahenden Sohn entgegen; ihr Innerstes ist von der ganzen Fülle mütterlicher Gefühle, von dem Bewußtsein seiner Göttlichkeit, aber auch von bangen Ahnungen bewegt. Neben ihr breitet Martha ihren Mantel für den geliebten Meister aus. Maria Magdalena, eine vorzüglich ausgeführte Gestalt, sitzt auf dem Boden und faßt den Mantel der jungfräulichen Mutter an. Diese durch correcte Zeichnung und natürliche Behandlung der Draperien ganz ausgezeichnete Gruppe wird durch Nina abgeschlossen, welche ihren Alfons an der Hand hält: ein reizender kleiner Knabe von vier oder fünf Jahren, dessen seliger Jubel auf eines jener Kinder deutet, die der Herr vordem gesegnet hat. Im Mittelgrund des Gemäldes, hinter Jacobus und Johannes, sieht man den Bürgermeister Overbeck und seine Frau. Der Maler hat jedoch bei seinem Vater die Aehnlichkeit durch ein orientalisches Gewand und die Zugabe eines Bartes verschleiert[1];

[1] „Unser Bruder Hans," bemerkt Christian Overbeck, „hat viele Aehnlichkeit mit jenem Bilde."

mehr erkennbar ist das Bild der Mutter. Unmittelbar daneben stehen seine drei Schwestern, von denen, nach dem Urtheil des Bruders, Betty am meisten getroffen schien.

Der ursprüngliche Carton, bezeichnet 1809, befand sich längst in Vogels Besitz. In einem Briefe vom 26. September 1833 schreibt der Züricher Freund: „Denke doch, diesen ganzen August hatte ich die Freude, unsern guten würdigen alten Freund Wächter bei mir auf Besuch zu haben. Leider fangen seine Augen an zu schwachen, aber seine Reden, Urtheile und Ansichten sind immer noch gleich belehrend. Es war mir eine rechte Freude, mich so mit ihm aussprechen zu können. Wir bekamen damals gerade die brave Lithographie von Speckter nach Deinem Einzug Christi[1], welches Bild ich von seiner ersten Entstehung an kannte, und wovon ich Deinen Carton besitze, worin freilich die vorderen Gruppen nur angedeutet sind. Da war es nun recht interessant, die vielen Veränderungen in der vollendeten Composition mit der ersten Idee zu vergleichen. In der Gruppe von Christus und denen der Apostel fanden wir alle Aenderungen ganz glücklich, nur über der Gruppe der Marien walteten einige Zweifel, ob die im Carton oder im Bild gelungener sei. Hr. Wächter fand besonders die Figur, welche das Bild Deiner lieben Gattin sein soll, etwas zu antheillos; sie sieht aber wohl etwas freundlicher drein, hoffe ich, als im Bild? — Es hängt nun im oberen Wohnzimmer meiner Eltern, und täglich denke ich dabei an Dich und finde immer wieder etwas neues. Dieses Bild ist der volle Erguß Deiner jugendlichen Liebe, so etwas malt sich nur einmal im Leben. — Sutter, Martini, Pforr und den harmlosen Wintergerst erkannte ich sogleich, aber wer ist wohl der Kopf zwischen diesen beiden letzteren? Ist es etwa Scheffer, den ich nie sah, oder der eine Veit?"

---

[1] Otto Speckters Steindruck, durch welchen das Bild in Deutschland bekannt wurde, erschien 1833.

Nach der Ankunft in Lübeck mußte das Gemälde noch mit Firniß überzogen werden, was unter Herrn von Rumohrs Obsorge geschah und zu dessen voller Zufriedenheit ausfiel. Unmittelbar darnach, am 27. October 1824, schrieb er an Overbeck: „Du hättest Dich selbst an der Pracht und sogar an der Harmonie der älteren Gruppen erfreut, in denen Du viel mit dünner Farbe gewischt hast, was gegenwärtig allerliebst zusammengekommen ist. — Unter den später gemalten entzückt mich besonders die Madonna, unter den schon bekannten die ganze Hauptgruppe. Ueberhaupt aber erfreut und unterhält mich das Bild immer mehr, je mehr ich es sehe, und zu meiner großen Verwunderung findet es sehr allgemeinen Eingang . . . Große Kunstkenner sind Deine Landsleute nicht, und was dem Bilde, so viel Eingang verschafft, ist wohl nicht so sehr der unvergleichliche Adel des Stiles der neueren Theile, nicht die Feinheiten der Auseinandersetzung der vorderen Figuren, Gruppen und Theile (über welche ich Dir aus vollem Herzen mein Compliment mache), sondern die sittliche Milde, Güte und Liebenswürdigkeit und die Fülle der Charaktere . . . Ich glaube, daß Du noch an Tüchtigkeit, an fester Handhabung schöner und treffender Darstellungsmittel gewonnen hast, seit ich Dich [1822] gesehen. Bewahre Dir nun auch in Deinen Malereien das schöne Gefühl, die Liebenswürdigkeit des Charakters, die Dich mir zum Lieblingsmaler unter den Zeitgenossen gemacht hat . . . Und so tröste Dich denn, daß Dein alter Liebling wohl aufgehoben, von Vielen, Vielen mit Lust und Bewunderung, von Wenigen ohne Gefühl betrachtet und, solange als es dauert, mit ehrenvollem Andenken an Dich betrachtet werden wird."

Der englische Kunsthistoriker Atkinson, der das Bild noch im Jahre 1880 in Augenschein genommen und in völlig unversehrtem Zustand gefunden, schließt seine Beschreibung: „Alles in Allem, bezeichnet das Werk nicht nur einen Ausgangspunkt in Overbecks Leben, sondern eine neue Aera in der Kunst des

neunzehnten Jahrhunderts." (Overbeck. By J. Beavington Atkinson. London 1882. p. 17.)

Begleiten wir nunmehr Overbeck zur Villa Massimo. Wir treten durch eine kleine Thüre in die hohe Gartenmauer ein und lenken unsre Schritte, die prächtige zugeschnittene Stein- eichen- und Buchsbaum-Allee entlang, nach dem „Casino", dem für die Fresken bestimmten Lusthaus. Den Vorsaal durch- schreitend gelangen wir in das mittlere, mit Scenen aus Ariosto bemalte Zimmer, und wenn wir uns von da aus links wenden, stehen wir im Tasso-Zimmer.

Das Deckengewölbe ist mit fünf Fresken geschmückt. Im Mittelpunkt, der rechteckigen Spiegelfläche, das Hauptstück des ganzen Cyklus: die allegorische Figur des befreiten Jeru- salem, eine Gestalt von entzückender Schönheit und Reinheit. Sie ist als Jungfrau dargestellt mit einer Dornenkrone; ihr begeisterter Blick wendet sich freudig empor, zwei Engel nehmen die Ketten von ihren Armen und bieten ihr dafür Schwert und Rosenkranz [1].

Die vier anderen Fresken an den Gewölbekappen, in der Ausführung ungleich, stellen Scenen dar, welche auf die vier Heldinnen der Dichtung Bezug haben: Clorinde, Sophronia, Erminia und Armida. Es war die Absicht des Malers, die profane Liebe der Armida mit der himmlischen der Sophronia, die irdische Ruhe der Erminia mit dem ewigen Trost, welchen Clorinde in der Taufe findet, gegeneinander zu stellen. Das der Clorinde gewidmete Fresco, über der Haupteingangs-

---

[1] Im Stuttgarter „Kunstblatt" von 1825 erschien ein Umrißstich von Ruscheweyh, und Schorn bemerkt dazu: „In unserm kleinen Umriß ist nur das Gesicht etwas zu breit gehalten, wodurch es das Zarte und Edle verloren hat, das dem Original einen wahrhaft himm- lischen Reiz gibt."

thür befindlich, ist wiederum in drei Felder abgetheilt. Im ersten erblickt Tancred an einer Quelle in der Waldeslichtung Clorinde, das schöne aber kriegerisch stolze Heidenmädchen, und verliert sein Herz an sie. (Canto I. 47.) Im zweiten verlangt die im Kampfe mit Tancred zum Tod verwundete Heldenjungfrau von dem ebenfalls Verwundeten die Taufe; voll Liebe und Mitleid erfüllt er den Wunsch und tauft die Sterbende, indeß er selber schmerzüberwältigt niedersinkt. (Canto XII. 68.) Im dritten Felde werden die entseelte Clorinde und der noch athmende, aber bewußtlose Tancred von trauernden Kriegern in sein Zelt getragen. (Canto XII. 72.)

In dem Fresco zur Verherrlichung der Sophronia sehen wir die schöne hochherzige Jungfrau, die zur Rettung der Christen opfermuthig sich selbst anklagt, das heilige Bild aus der Moschee entführt zu haben, zum Feuertode bestimmt. Der in stiller Liebe für sie erglühende Olind hat sich, um mit ihr zu sterben, derselben That beschuldigt, und so sind sie, auf Befehl Aladins, beide verurtheilt, Rücken an Rücken gebunden auf dem Scheiterhaufen den Tod zu erleiden. In diesem Moment kommt die kriegerische aber mildherzige Clorinde auf ihrem Streitroß dahergesprengt, und wir wissen, daß sie im nächsten Augenblick die Befreiung des Paares vom Fürsten erbitten wird. (Canto II. 45.) Durch den Stich von Krüger ist diese durch feines Naturstudium namentlich der Hauptgestalt ausgezeichnete Composition allgemein bekannt geworden.

Das folgende Fresco stellt Erminia dar. Vor ihren Verfolgern flüchtend hat die hülflose Königstochter die Hütte eines syrischen Hirten erreicht. Nachdenklich steht sie an dem Bach, der an der Hütte vorbeifließt. Zwei naive Hirtenjungen betrachten sie neugierig von der über den Bach gelegten Planke aus, während ein anderer halberschrocken in's Wasser watet; der treuherzige Alte sitzt beim Korbflechten, von weidenden Ziegen umgeben. Die Hirtennatur ist vortrefflich ausgedrückt. Overbeck war mit solchen Scenen aus der Campagna wohl

vertraut[1]. Der Moment ist geschildert in Canto VII. 6 und 7.

Im vierten Deckenbild entfaltet sich das Reich der Armida, die in ihrem Zaubergarten Rinaldo in Liebesbanden hält. Ihre im Flusse badenden Nymphen sind etwas kümmerlich behandelt; die Genien dagegen, welche seine Waffen wegtragen, sind ganz reizende Gestalten. Die beiden Liebenden, die übrigens ziemlich schläfrig dreinsehen, sitzen auf einer Felsenanhöhe in dem zaubrisch schönen Wundergarten. Nach Tasso's Schilderung befindet sich der Garten auf einem bergigen Eiland; daher Ansichten von Meer und Bucht. Der Maler hatte den Golf von Neapel, an den sie den Beschauer erinnern, noch nicht gesehen; er hatte aber einen lebhaften Eindruck von seiner Schönheit aus den glänzenden Beschreibungen Pforrs und anderer Freunde, welche seine Einbildungskraft unterstützten. Wohlgelungen sind auch die beiden herankommenden Ritter (Karl und Ubaldo), die ausgesandt sind, Rinaldo seinem unwürdigen Sinnenleben zu entreißen. (Canto XVI. 17.)

Wenn wir nun zu den Wandgemälden uns wenden, so haben wir rechts vom Eingang, zwischen den zwei Fenstern, den eigentlichen Anfang der epischen Handlung: die Scene, wie der Erzengel Gabriel, vom Allmächtigen entsendet, dem demüthig gesinnten Gottfried von Bouillon, während er sein Morgengebet verrichtet, auf den Auen von Tortosa ankündigt, daß er zum Führer des Kreuzzuges auserkoren. (Canto I. 16—17.) Es ist dieß eines der besten Fresken des Cyklus. Das Zelt steht am Meeresufer. Im Hintergrund über dem Meere geht

---

[1] Ludwig Vogel hatte durch Schinz von diesem Bilde und einem Fragment der Armida Durchzeichnungen erhalten. Hocherfreut schreibt er an den alten Freund: „Ich verfolgte jede Linie, jeden Gedanken so mit Liebe, wie ein Verliebter die Fußstapfen seiner Geliebten. Dein Styl ist so frei und großartig geworden, und alles so ungesucht und wahr; ach Gott, was gäbe ich darum, ich könnte einmal Deine Cartons und Deine Frescos sehen."

die Sonne auf. Gottfried, auf die Kniee gesunken, streckt die Hand nach dem Banner aus, welches ihm der himmlische Bote übergibt. Drei Krieger, kraftvolle, vorzüglich gezeichnete Gestalten, liegen schlafend im Vordergrund; auf der Rüstung des Einen erglänzt bereits das Morgenlicht [1].

Ein großes Fresco nimmt die ganze Wand am Ende des Zimmers ein. Es stellt die Vorbereitungen zum Sturm auf Jerusalem und den Aufruf des Heeres zum Gebete dar. Die Werkleute sind emsig mit dem Bau des mächtigen Sturmbocks und des riesigen Thurmes beschäftigt, mit deren Hülfe die Mauer erstürmt werden soll. Der alte Graf Raimund, der Leiter des Angriffs, überwacht zu Pferde den Fortgang der Arbeit, während Gottfried den ernsten Worten Peters des Einsiedlers lauscht, der den Mittelpunkt der Gruppe zur Rechten bildet. In dieser gewahrt man auch die Figur des Marchese Massimo — ein ältlicher untersetzter Mann — und die des Malers selbst. Der letztere hat sich im altdeutschen Costüm abgebildet, mit einem Leonardo da Vinci-Hut, der um sein etwas weibliches Gesicht und die blonden Locken einen schwarzen Rand bildet. — Das dem 18. Gesang entnommene Fresco ist gut gemalt.

Die volle Kraft seiner Darstellungskunst entfaltet der Maler endlich wiederum in dem letzten von ihm behandelten Gegenstand: dem Tod der Gildippe — einer Verherrlichung treuer Gattenliebe. Sie hat an der Seite des Gatten kämpfend manche preiswürdige Großthat verrichtet, da wird sie von dem grimmig

---

[1] Schorn, der das Fresco unmittelbar nach der Vollendung sah, bemerkt: „Das ganze Bild athmet hohe Würde und eine so heitere Klarheit, daß es die halbdunkle Wand, auf die es angebracht werden mußte, zu erleuchten scheint. Zwar ist die Färbung nicht sehr kräftig, aber der Künstler hat mit wenigen einfachen Mitteln das Licht der aufgehenden Sonne, den Glanz auf dem Meer und an den Zelten des Lagers und auf Antlitz und Gestalt des begeisterten Gottfrieds selbst darzustellen gewußt." Kunstblatt 1825. Nr. 26.

anrennenden Soliman mit einem Streiche zum Tode verwundet. Sie sinkt rückwärts vom Pferde; ihr Gatte fängt sie mit dem linken Arme auf, während der Feind auf seinen rechten den tödtlichen Hieb führt. In der nächsten Sekunde werden Odoard und Gildippe vereinigt fallen. (Canto XX. 98.) Pecht nennt die Gestalt der sinkenden Gildippe „ein Meisterstück der Schönheit und Anmuth zugleich", und das ganze Reitergefecht hat eine so kühne Bewegung, „daß die Pferde ordentlich aus dem Bilde herauszuspringen scheinen".

Der Marchese Massimo hatte seinen ursprünglichen Plan, die vier dichterischen Größen Italiens: Petrarca, Dante, Ariost und Tasso, in Bildern zu verherrlichen, dahin abgeändert, daß er den Auftrag auf die drei letztgenannten Dichter beschränkte. Cornelius und Overbeck waren bereits mit ihren Entwürfen für Dante und Tasso beschäftigt, als Julius Schnorr in Rom eintraf. Ohne Zweifel geschah es auf ihren Vorschlag, daß Ariost dem Neuangekommenen, ihrem Bundesbruder, zugetheilt wurde. Schnorr war der einzige Künstler, der seinen Auftrag ohne Hülfe vollendet hat. Cornelius, der vom bayrischen Kronprinzen mit dem Bilderschmuck der Glyptothek in München betraut und einige Monate später von der preußischen Regierung zum Director der Akademie in Düsseldorf ernannt worden war, übertrug seine Aufgabe in der Villa Massimo an Philipp Veit, der aber ebenfalls vor der Vollendung von dem Werke zurücktrat. Dieser Umstand veranlaßte den kernhaften Maler Koch im Jahre 1825, damals schon bei vorgerückten Jahren und des Frescomalens unkundig, in aller Herzhaftigkeit bei Overbeck und Schnorr sich in die Lehre zu begeben, um die Technik zu erlernen. Der erste Versuch, den er machte, fiel so glücklich aus, daß er es über sich nahm, Veits Arbeit fortzusetzen. Von jungen Jahren auf ein begeisterter Verehrer des großen Florentiners und Kenner der Divina Commedia, hat er denn auch die Malereien des Dante-Cyklus in der Villa zu Ende geführt.

Im Januar 1827 starb der Marchese Massimo, und sein

Besitzthum ging an seinen jüngern Bruder Don Massimiliano über, der dann nach altem Familienherkommen den Namen Camillo sich beilegte. Ein Jahr zuvor war dieser auch, in Ansehung des hohen Alters seiner Familie und der wichtigen Dienste, welche dieselbe dem Heiligen Stuhle geleistet, von Leo XII. in den Rang eines Fürsten erhoben worden[1].

Wenn nun auch Fürst Camillo Massimo die von seinem Bruder begonnenen Fresken fortsetzen ließ, so erleichterte wahrscheinlich doch der Besitzwechsel Overbecks Vorhaben, sich von dem mühsamen Unternehmen zu Gunsten eines jüngeren Künstlers — Führich[2] — zurückzuziehen.

Dieser nachmalige Mitarbeiter und treue Bundesgenosse Overbecks war unmittelbar nach dem Hinscheiden des Marchese Massimo in Rom angelangt. Ohne eine Ahnung zu haben von der folgenreichen Aufgabe, die ihn in der ewigen Stadt erwartete, war ihm doch schon das Verständniß aufgegangen für den im Fortschritt begriffenen Umschwung in der Kunst. Die Klärung hatte auch in ihm begonnen. Bei einem Besuche in Dresden, im Sommer 1820, hatte er Overbecks Carton „Olind und Sophronia auf dem Scheiterhaufen“ kennen gelernt[3]. Der ruhige Geist, die schlichte effektlose Würde dieser Composition drangen tief in sein Inneres; was er um dieselbe Zeit von Cornelius gesehen (in den Faust-Illustrationen), floß mit dieser

---

[1] Er war mit Christina, Tochter des Prinzen Xaver von Sachsen, vermählt und starb am 7. Mai 1840. Ihm folgte sein Sohn Fürst Camillo Vittorio, der seitdem ebenfalls gestorben und dessen ältester Sohn aus zweiter Ehe, Fürst Lancellotti, der gegenwärtige Eigenthümer der Villa Massimo am Lateran ist.

[2] Joseph v. Führich, geb. 9. Februar 1800 zu Kratzau in Böhmen, gest. als Professor der Historienmalerei an der Akademie in Wien am 13. März 1876.

[3] Im Besitze des Herrn v. Quandt. L. Seidler erzählt in ihren Erinnerungen, in welch edelsinniger Weise der auf der Hochzeitsreise befindliche Hr. v. Quandt den Carton 1819 in Rom erworben. — L. Seidler rc. S. 205—206.

andern Eigenthümlichkeit in ihm zu einem Ganzen zusammen, aus dem ihm einigermaßen klar wurde, was die neuere deutsche Kunstbewegung anstrebe. Diese Werke und einige Kupferstiche von Dürer, die ihm in die Hände fielen, waren es, die den Drang nach einer bestimmten Richtung in ihm erweckten. Ihr Geist berührte die empfänglichste und edelste Seite seiner feurigen Natur und bestärkte ihn in dem Entschlusse, der entarteten, in Aeußerlichkeiten sich bewegenden akademischen Kunst den Rücken zu kehren und auf dem romantisch-religiösen Wege fortstrebend der großen Bewegung sich anzuschließen, welche Wahrheit, Innerlichkeit der Empfindung, Strenge und Reinheit des Stiles auf ihr Banner geschrieben.

Führich erzählt uns in seiner autobiographischen Skizze, daß er in Rom Mitglied des Compositions-Vereins geworden, von dem wir bereits gesprochen. Er fährt dann fort: „Es überraschte mich höchst schmeichelhaft, als eines Tages Overbeck zu mir kam und mich fragte, ob ich nicht die Vollendung des Tasso-Zimmers in der Villa Massimi nach meinen Compositionen übernehmen wolle; blos bei der Wahl der von ihm projektirten Gegenstände bäte er mich zu bleiben. Ich überlegte nicht lange, und übernahm mit Zustimmung des Fürsten Camillo Massimi den Auftrag, da Overbeck an den Carton seines Frescobildes für die Portiuncula-Kapelle bei Assisi gehen mußte.“ [1]

Führich hatte drei Fresken auszuführen: Rinaldo von Armida in ihrem Streitwagen verfolgt (Canto XX. 61—67); Rinaldo löst den Zauber in dem alten Walde mit dem Schwert (Canto XVIII. 30—37); Gottfried von Bouillon legt nach dem siegreichen Einzug in die Stadt die Waffen am heiligen Grabe nieder (letzte Stanze im letzten Gesang).

Als Führich mit dem Schlußbilde sich der Vollendung

---

[1] Führichs Selbstbiographie. Wien 1875. S. 37. Vgl. J. v. Führichs Briefe aus Italien. Freib. 1883. S. 26—27. 62.

näherte — es war im Anfang des Jahres 1829 — kam Overbeck noch auf den Gedanken, unter den Bildern um das ganze Zimmer, nach Art des Constantin-Saales in den Vaticanischen Stanzen, ein grau in grau auf Goldgrund gemaltes Fries durchzuführen, welches eine Art historischer Verbindung zwischen den Bildern selbst vermitteln sollte. Er selbst malte an der Wand zwischen den Fenstern „die Knechtschaft der Christen unter dem saracenischen Joche zu Jerusalem". „Da er aber," berichtet Führich, „zur Ausführung seines Frescobildes nach Degli Angeli bei Assisi gehen mußte, blieb mir der übrige Theil zur Composition und Ausführung überlassen. Die Gegenstände des Frieses, über deren Wahl ich mich mit Overbeck berieth, waren außer einigen Einzelscenen: der Höllenrath der Dämonen gegen die Christen; der Wassermangel im christlichen Heere; das erste Erblicken der heiligen Stadt, und die Bußprocession der Kreuzfahrer vor dem entscheidenden Sturme auf Jerusalem." [1]

Da Fürst Massimo zu der Extra-Ausgabe für Herstellung eines Goldgrundes am Fries sich nicht herbeiließ [2], so blieb der Grund bis auf diesen Tag einfach mit imitirtem Gold bemalt. Diese Vereitelung von Overbecks Plan beunruhigte diesen durch seine ganze Lebenszeit; lediglich übertriebenes Zartgefühl hielt ihn ab, um die Erlaubniß nachzusuchen, das Fehlende auf eigene Kosten zu ergänzen.

Ein charakteristischer Vorfall mag noch zur Vervollständigung dessen dienen, was wir über Overbecks Beziehungen zur Villa Massimo zu sagen haben. Er war eines Tages bei einem Bankette anwesend, welches Don Carlo in dem freskengeschmückten Casino gab. Als die Toaste begannen, verließ er plötzlich

---

[1] Führichs Selbstbiographie S. 42. Dessen Briefe aus Italien Seite 137. 139.

[2] Führich berichtet über seinen Contrakt mit dem Fürsten: „Das Honorar dafür sind 300 römische Scudi; die theuren Farben, als Ultramarin u. s. f. auf seine Kosten." Briefe S. 26.

seinen Platz und stahl sich aus Furcht vor einer Ovation in aller Stille davon. Der Marchese war eben im Begriff, dem Illustrator Tasso's einen rhetorischen Tribut darzubringen, als er dessen Abwesenheit gewahr wurde. Er ließ nach ihm fahnden, und es gelang, den vermißten Künstler im Cocchio aufzuspüren. Es war dieß eine kleine alterthümliche Osteria, zwischen zwei Bogentrümmern des Aquäduktes Nero's gelegen; Overbeck hatte in seinen Junggesellentagen, als die Frescomalerei ihren Anfang nahm, in dem Garten des Cocchio gewöhnlich sein Mittagsmahl eingenommen; zumeist unter den Zweigen eines riesigen Maulbeerbaumes, den man zugeschnitten und zu einer Laube gezogen hatte. Von der Villa Massimo war der Wirthsgarten nur durch die Via Merula getrennt, dazumal noch eine ganz ländliche Gasse.

Wenn Fürst Massimo die Kunstschöpfungen in seiner Villa auch nur mit kargem Solde lohnte, so hat er doch stets die reine Uneigennützigkeit der deutschen Künstler anerkannt und ihnen zum Lobe nachgesagt, daß sie ihre Arbeit nie auf Kosten der Kunst und ihrer bessern Ansicht zu erleichtern getrachtet, daß sie vielmehr allezeit und allein die Sache im Auge behalten haben, sich selbst und ihrem Ideale treu. Dieser Ruhm wird ihnen bleiben, wie er auch um die fürstliche Villa einen milden Glorienschein gewoben.

Im Frühjahr 1829 hatte Overbeck den Tod eines sehr treuen und wohlwollenden Freundes zu betrauern. Dr. Christian Schlosser befand sich seit Herbst 1827 wieder in Rom, wohin ihn Kränklichkeit und die Sehnsucht nach dem Süden geführt hatten. Er fühlte sich glücklich, im Mittelpunkt der katholischen Christenheit zu weilen, und der Erforschung der christlichen Alterthümer sollten seine liebsten Studien gewidmet sein. Auch der Wunsch, in der Nähe Overbecks zu leben, dessen liebevoller lauterer Charakter ihn vor Allem angezogen, war bei der Wahl

des Aufenthaltsortes mit bestimmend gewesen [1]. Aber schon im folgenden Jahre nahm sein Gesundheitszustand eine bedenkliche Form an und am 14. Februar 1829 beschloß der hochbegabte Mann, von theilnehmenden Freunden umgeben und treulich gepflegt, sein allem Guten und Hohen gewidmetes irdisches Dasein. Platner und Overbeck nahmen sich um den Nachlaß des Hingeschiedenen an, wie sie auch über seine letzten Tage und Stunden dem Bruder des Verewigten, dem edlen Rath Joh. Friedrich Heinr. Schlosser in Frankfurt, ausführliche und „trostreiche" Mittheilung erstatteten, und seinem Wunsche nachkommend für die Herstellung eines würdigen Grabmals Sorge trugen.

Einige Monate später, am 27. Juni 1829, schreibt Overbeck von Angioli (Assisi) aus, wohin er inzwischen abgegangen war, an Platner: „Schlossers Schreiben [2] enthält vor Allem das Anliegen wegen des Entwurfs zu einem Grabmal für unsern theuren verstorbenen Freund, und Gott weiß, wie gerne ich die Hände, oder vielmehr mich selber ganz und gar dazu erbieten würde. Da mir aber gegenwärtig bei meiner Arbeit zu gar nichts Anderem irgend Zeit noch Kraft übrig bleibt, so muß ich Dich, theuerster Platner! bitten, einstweilen darüber nach Frankfurt zu schreiben, bis ich selber Zeit dazu finde, um die Unmöglichkeit, für jetzt etwas dazu zu thun, anschaulich zu machen. Ob man wird die Sache bis zu meiner Rückkehr nach Rom ruhen lassen wollen, oder vorziehen sich unter solchen Umständen an sonst jemanden zu wenden, muß ich erwarten; vielleicht ließe sich Veit's gewiß sehr glückliche Idee in Vorschlag bringen, der gewiß auch gerne zu einem Entwurf sich erbieten würde. — Sobald es mir irgend möglich ist, schreibe ich selber

[1] Brief Christian Schlossers aus Florenz 4. October [1827] an Overbeck; auch ein Brief Friedrich Heinrich Schlossers aus Frankfurt 20. April 1829.

[2] Aus Stift Neuburg bei Heidelberg, 4. Juni 1829.

an Rath Schlosser . . . Der Ring von unserm verewigten Freunde wird mir gewiß, als Andenken an ihn, überaus werth sein; in sofern aber eine Dankbarkeit seiner Verwandten in diesem Geschenke liegt, ist es überaus drückend für mich, da ich mir leider sagen muß, daß ich für den Theuren so höchst wenig gethan habe, es nicht wohl ablehnen zu können. — Und nun schließe ich diese eiligen Zeilen noch mit den herzlichsten Grüßen an alle Freunde, besonders Deinen Nachbar Ph. Veit, der mich überaus glücklich machen könnte, wenn er mir einmal einige Zeilen schreiben wollte. Sag ihm, daß meine Arbeit zwar Gottlob vorrückt, daß ich aber große technische Schwierigkeiten zu überwinden habe, die denn auch die Ausführung nicht so ausfallen lassen, wie ich es mir wohl gedacht hatte. — —

„P. S. am S. Peterstag [29. Juni].

„Soeben erhalte ich einen Brief von unserm lieben Brentano, der mit größter Herzlichkeit Alle grüßt. Er wünscht und hofft unsern Philipp nach Fr[ankfurt] zu bekommen. Er läßt Veit sagen, daß die lithographische Copie des ihm überschickten Bildnisses Pius des Achten bereits ins Werk gesetzt und gut gerathen ist. Ein junger Brentano hat sie gezeichnet."

Overbeck zeichnete im Jahre 1830 eine Gedenktafel für Dr. Schlossers Grabmal in der Kirche S. Vincenzo ed Anastasio, Piazza Trevi. Es ist ein Basrelief und stellt den Heiland dar, wie er sich Maria Magdalena zu erkennen gibt, die beseligt zu seinen Füßen kniet. Darunter ein kurzes lateinisches Epitaph mit den Widmungsworten am Schluß:

Fratri. Carissimo. Desideratissimo
Frater. Et. Soror. Fecere
In. Pace.

Das Basrelief wurde von dem Bildhauer Lotsch aus Baden in Marmor ausgeführt: ein bescheidenes, aber würdiges und edles Denkmal, „in ächt christlichem Sinne und Stile" entworfen, wie es Rath Schlosser gewünscht, und wie es der Denkweise eines Overbeck nicht minder entsprach.

Zur Erläuterung der Nachschrift in dem oben angeführten Briefe fügen wir an, daß Christian Brentano einen entfernten Verwandten Franz Brentano aus Seligenstadt, einen äußerst braven jungen Mann und angehenden Maler, veranlaßt hatte, das Bildniß des Papstes Pius VIII. zu lithographiren, zu dem Zwecke, ihm einen Beitrag zu einer Reise nach Rom zu beschaffen. Er sollte dort unter den Fittigen Overbecks seine Studien fortsetzen. Der Dichter Clemens Brentano und andere Mitglieder der Familie waren in gleichem Sinne für den armen Künstler thätig, der durch seine persönlichen und sittlichen Eigenschaften sich bei allen Achtung erworben[1]. Auf ihre Veranstaltung geschah es wohl, daß er in Frankfurt nahe an zweihundert Porträte zu zeichnen hatte, welche er mit erstaunlicher Schnelligkeit in einem Zeitraum von vier Monaten — das Stück um einen halben Carolin — fertig brachte[2]. Durch diese Mittel und eine Bestellung, welche Christian Brentano für seinen Schützling auswirkte, sah sich dieser in den Stand gesetzt, im Januar 1830 die Reise nach Italien anzutreten und zwei Jahre in Rom zu verbringen, wo sein erkorener Meister ihn mit großer Güte aufnahm und behandelte. Er blieb dort bis Juli 1832[3].

Wie bereits angedeutet, bot die willkommene Mithülfe des jungen Führich bei der Vollendung der Tasso-Fresken Overbeck die Möglichkeit, die geplante Künstlerreise nach Assisi zu unternehmen und in der kleinen Portiuncula-Kapelle einen theuren

[1] Clemens Brentano an Melchior Diepenbrock, Frankfurt 17. Juli 1829. Ges. Briefe II. 247.

[2] Brief Christian Brentano's an Overbeck, 16. Februar 1830.

[3] Erwin Speckter aus Hamburg, der mit dem neuen Schüler Overbecks in Rom sehr befreundet wurde, nennt ihn den treuesten Menschen fast, den er kenne, „eine spiegelreine Seele, dabei anspruchslos und liebenswürdig“. — Briefe eines deutschen Künstlers aus Italien. II. 241.

Herzenswunsch, sein Gelöbniß aus den Jugendtagen zu erfüllen. Hier zeigt sich wieder die Beharrlichkeit, mit welcher Overbeck an einem einmal erfaßten Gedanken festhielt.

Schon im Jahre 1811 kommt er in Briefen an Sutter auf dieses heilige Versprechen zu reden. So am 31. Juli 1811: „Mein früher schon beschworenes Gelübde, mein bestes Bild dem Herrn zu widmen als Geschenk für eine Kirche, habe ich jetzt, da unser edler Bruder Colombo durch die von uns erflehte Gnade Gottes von einem gefährlichen Nervenfieber genesen ist, feierlich erneut und werde es erfüllen, sobald ich soviel vor mich gebracht habe, um ein Werk der Art zu unternehmen." — Und vier Monate später, 25. November, wiederum: „Wo ist ein frommes heiliges Bild, ja wo ist die wahre Kunst überhaupt mehr am rechten Platze als in einer Kirche? Ist es nicht eine herrliche Bestimmung, die Andacht wer weiß wie vieler tausend unverdorbener Christen zu beleben und hinauf zum Himmel zu ziehen? O daß doch der Himmel mir meinen innersten Herzenswunsch einst gewähren möchte: in einem Gott geweihten Tempel, der Welt und ihrem eitlen Beifall entsagend, nur Andacht erregende Bilder nach eigenen Ideen malen zu können."

Nach Verfluß von nahezu achtzehn Jahren war es ihm nun vergönnt, diesen Akt der Pietät zu vollführen, selbst den abwehrenden Vorstellungen zum Trotz, welche vorsichtige Freunde noch im letzten Moment gegen seine großmüthige Absicht erhoben. Baron Rumohr meinte, die dortigen Mönche würden seinen Werken „schwerlich mehr Achtung, Liebe, erhaltende Sorge zuwenden, als so vielen andern der besten Zeit". Er gab ihm zu bedenken, daß er „die Reise und hundert andere Bedürfnisse während der Arbeit nur zusetzen würde, also auch nichts erübrigen". Die modernen Italiener seien wenig empfänglich für die religiöse Kunst; sie wollen lieber antike Philosophen in irgend einem tragischen Verhältniß sehen. Wären sie für sein Kunstbestreben empfänglich, so müßte es ihm in Rom selbst nicht an römischen Arbeiten fehlen, und der Papst würde eher

ihn als Thorwaldsen besucht haben. — So der um das Wohl seines Freundes eifersüchtig besorgte und aus Freundschaft übertreibende Herr von Rumohr am 21. August 1828, aus Florenz, wohin er eben wieder aus Norddeutschland zurückgekehrt war.

Die freundschaftlichen Einwendungen verfingen nicht. Im Frühling 1829 brach Overbeck mit Frau und Sohn, dem jetzt zehnjährigen Alfons, nach Assisi und dem Kloster Degli Angeli auf, woselbst ihm im Hospiz das Quartier bereitet war. Bald nach seiner Ankunft richtete er an Johannes Veit die folgenden Zeilen:

„Angioli, am Montag den 11. Mai.

„Um meinem Versprechen nachzukommen, gebe ich Dir schon heute Nachricht von uns, damit Du sogleich auch die Freude über alles Gute mit uns theilest, der Du so treu die Sorge und Mühe getheilt hast. Denn nicht nur sind wir, nach einer überaus schönen und glücklichen Reise, alle gesund und fröhlich, am Samstag Nachmittag bei guter Zeit hier eingetroffen; sondern haben auch Alles so einladend und angenehm hier in unserm lieben Angioli gefunden, so freundliche Aufnahme, so wohnliches bequemes häusliches Unterkommen, mitten in dieser herrlichen Natur in ihrem schönsten Frühlingsschmuck, daß wir mehr als je in diesem Zusammentreffen aller Umstände eine überaus gnädige Fügung der Vorsehung erkennen und uns überzeugen, daß Gott mit diesem Unternehmen sei.

„Schon ist mein Carton an dem Sanctuarium glücklich angeheftet und alles in gutem Gang, so daß ich vielleicht schon binnen zwei Tagen zum Malen komme. Meine Frau ist mitten im Auspacken und höchst glücklich alles zu ordnen, und weiß nicht genug die musterhafte Reinlichkeit und Ordnung der Frati zu preisen, und Gott zu loben, daß uns dieser Aufenthalt zu Theil geworden; und Alfons überglücklich im Genuß seiner Loggia, auf die er sich schon zum Voraus so gefreut hat, und die ihm so überaus wohlgefällt, daß er schon angefangen hat eine Zeichnung davon zu machen. Gestern sowohl als auch

heute früh sind auch Processionen schon hier eingetroffen von den benachbarten Orten her, aus Spello und Assisi, die eine von jungen lieblich singenden Mädchen, die andre von Knaben, denk Dir also, welche Glückseligkeit für Alfons. — Wie denn aber keine Rosen ohne Dornen sind, so hat es denn auch diesmal uns an einer kleinen Bitterkeit nicht fehlen sollen; es hat sich nemlich gefunden, daß eine Rolle Geld, die ich übernommen hatte für unsern Freund Schulze in Assisi mitzunehmen, entweder in Rom vergessen worden, oder gar unterwegs, aus dem kleinen Koffer heraus, vielleicht bei Nacht, gestohlen worden. Ich bitte Dich daher dringend, lieber Johannes, sogleich Nachsuchung in meinem Hause anzustellen; ist sie zurückgeblieben, was meine Hoffnung ist, so muß sie sich in meiner Commode im zweiten Studium finden, wo die Glaskugel steht und die kleinen Gypse von Böhm liegen, und zwar in der obern Schieblade vorn; den Schlüssel dazu findest Du in demselben Zimmer, in der Schieblade des größern Tisches, wo zwei Schlüssel neben einander liegen, von denen es der dickere ist. Auf der Rolle steht mit Bleistift geschrieben: 50 Scudi Eigenthum v. Schulze sammt 1 Scudo v. Pat. Kohlmann. — Findet sie sich, so bitte ich Dich, daß Du mir sogleich Anzeige davon machst, weil ich während der Zeit in der Besorgniß lebe, daß es gestohlen ist; wegen der Uebersendung weiß Fra Luigi hernach schon Rath; sei nur so gütig sie einstweilen zu Dir zu nehmen. Auch sonst im Hause bist Du wohl so gütig, Dich umzusehn, ob sie etwa in der Sala sollte liegen geblieben sein; dann würde wohl Francesco sie gefunden haben[1]. Verzeih, theurer Freund, die Mühe die ich Dir mache; ich bitte auch alle Freunde herzlich zu grüßen; an Böhm[2] wird Fra Luigi schreiben; und meine

[1] Ein Diener, der viele Jahre in Overbecks Haus gelebt hat.

[2] Jos. Daniel Böhm, geb. zu Wallendorf in der Zips 16. März 1794, gest. als Director der k. k. Münzgraveur-Akademie in Wien, 15. August 1865. Dieser als Bildhauer, mehr noch aber als Medailleur berühmte Künstler hielt sich 1821—1822, und wiederum von 1825

Frau bald der lieben Deinigen, der ich nicht umhin kann noch einmal für das viele Freundliche zu danken, das sie uns erwiesen, und gewiß noch jetzt durch ihre Gebete erweist, deren Segen wir täglich erfahren; auch für den unvergleichlichen englischen Kuchen, der uns so wesentlich unterwegs erquickt hat, daß uns jetzt dünkt, es sei nicht möglich gewesen ohne ihn herzukommen."

Die vermißte Geldrolle fand sich glücklicherweise in Rom vor, aber erst bei Frau Overbecks Rückkunft, als sie im Spätherbste mit Alfons wieder heimkehrte. Der Eigenthümer, Karl Friedrich Schultze, war ein kränkelnder, in ärmlichen Verhältnissen lebender Künstler, der sich Gesundheits halber in Assisi aufhielt. Sein Mißgeschick erweckte Overbecks tiefstes Mitgefühl und gab ihm später den Gedanken ein, dem verarmten Kunstbruder einen kleinen Kunsthandel in Rom einzurichten. Der Zustand des durch langjähriges Siechthum invalid gewordenen Mannes setzte freilich den Bemühungen, ihm aufzuhelfen, schwer zu überwindende Hindernisse entgegen.

An St.-Peterstag meldet Overbeck wiederum seinem theuren Johannes aus Angioli: „ . . . Von uns sage ich Dir heute nur, daß wir noch immer, Gott sei Dank! allerseitigen Wohlseins uns erfreuen, und fortdauernd uns der aufmerksamsten Verpflegung zu rühmen haben. Fra Luigi ersinnt täglich Neues, mir Freude zu machen, und mich in meiner Arbeit aufzumuntern und zu trösten, wenn er mich unzufrieden mit dem Gelingen sieht; welche Unzufriedenheit sich freilich allzu natürlich und allzu gegründeter Weise einstellt, wenn man die Werke der Alten so nahe vor Augen hat [1], deren Allergeringstes man immer noch so hoch über seiner eigenen Leistung sieht. Da bleibt denn

an vier Jahre in Rom auf. Schon bei seinem ersten Aufenthalt daselbst war er ein Glied der katholischen Kirche geworden.

[1] Die Meisterwerke des von Dante begeisterten Giotto und seiner Schüler in der Kirche S. Francesco zu Assisi.

nichts übrig als Resignation, um dem Frosch in der Fabel nicht ähnlich zu werden."

Während er am Giebel der kleinen Portiuncula-Kapelle malte, war sein Herz von selbst, durch Anlage und Lebenserfahrung, dem Poverello Francesco und den Frati Minori zugewendet. Hatten er und seine Kunstgenossen bei St. Isidor nicht ebenfalls eine für die Wahrheit streitende Brüderschaft gebildet? Hatten nicht auch sie in mannhafter Stille viel geduldet? Hatten sie nicht in Armuth ausgeharrt, nach Reinheit ehrlich getrachtet? Ja, Fra Bernardo der Demüthige, Ruffino der Edelmann von Assisi, Frate Egidio der Gehorsame, was waren sie anders als geistige Ahnen dieses bescheidenen zartbesaiteten Pforr, des tapfern Cornelius, der Veit, der ganzen eiferglühenden jungen Genossenschaft, die, hätten sie in Italien im Mittelalter gelebt, dem Orden beigesellt erscheinen würden, mit Namen, die in italienischer Formung vielleicht fortglänzten in den lieblich naiven Fioretti [1].

Aber der Maler hatte während seiner Arbeit nicht nöthig, in der unsichtbaren Gegenwart des hl. Franciscus, der ersten Frati und seiner eigenen frühesten Freunde einsam dahinzuleben; denn die edlen Bestrebungen und Anstrengungen der Jugendtage hatten, anstatt nachzulassen, an Kraft und Lebensfrische gewonnen. Die neue Kunstrichtung breitete sich wunderbar aus, ihre Grundsätze fanden Verständniß. Anstatt also in Assisi's geweihter Einsamkeit sich selbst überlassen zu sein, war er fortwährend von theuren Collegen besucht, die in diesem traulichen Erdenwinkel selige Tage mit ihm verbrachten.

Hierher kamen Rittig und Böhm. Hierher kam Eduard Steinle, der „liebe Steinlein", wie Alfons in seiner Zuneigung ihn nannte, und half sogar, zu guter Letzt, dem Meister bei der Arbeit.

---

[1] In seinen „Briefen aus Italien" (S. 158) bemerkt Führich: Overbeck lebe dort bei seiner Arbeit „selbst wie ein halber Heiliger und wie die Meister vergangener Jahrhunderte gelebt haben mögen".

Dieser heute so gefeierte Künstler, damals ein Jüngling von neunzehn Jahren, war im Herbst zuvor von Wien, seiner Vaterstadt, nach Rom gekommen. Sein großes, rasch und herrlich sich entfaltendes Talent, verbunden mit einer glaubensfrohen Ueberzeugung und Anhänglichkeit an die Kirche, erwarben ihm in Kürze Overbecks theilnahmsvolle Zuneigung, die mit den Jahren sich vertiefend, zu unvergänglicher Herzensfreundschaft erblühte.

Auf Overbecks Einladung folgte Steinle diesem im Sommer nach Assisi nach, wo er in der Casa Carpinelli, hoch oben in der Stadt, sich Wohnung nahm. Das war eine gute Strecke entfernt von Overbecks Wohnsitz unten in der Ebene, im Hospiz von Angioli. Der kunstbegeisterte Jünger ritt dann häufig gegen Abend auf einem alten Schimmel des Hauswirthes zum Besuche seines väterlichen Freundes hinab, und fühlte sich vollends beglückt, als er diesem gegen das Ende der Arbeit bei der Ausführung der Ornamente, welche das Frescobild umgeben, einige Tage helfen durfte[1].

Joseph Führich, der neben Steinle als Overbecks begabtester und ausgezeichnetster Jünger betrachtet werden darf, sagte im Sommer 1829 Rom Lebewohl, um nach dreijährigem Aufenthalt nun wieder in's Vaterland zurückzukehren. Er schied mit schwerem Herzen von den Herrlichkeiten der ewigen Stadt. Sein Schmerz fand erst einige Linderung, als er (Ende Juli) nach Assisi kam und in der Gesellschaft der dortigen Freunde sich selbst wiederfand. „Nach einem unvergeßlichen Abende," erzählt er, „den ich mit Overbeck und Steinle im Kloster degli Angeli zugebracht, machte ich mich zur Weiterreise bereit. Overbeck begleitete mich ein Stück Weges. Der Abschied von

[1] Ph. Veit schreibt aus Rom 19. November 1829 an Overbeck: „Von allen Seiten höre ich das Herrlichste von Deiner Arbeit . . . Wenn ich jemanden hiebei beneiden könnte, so wäre es — nicht Dich, denn meine höchste Freude ist, daß gerade Du dazu ausersehen warst, aber den Steinle, der Dir etwas geholfen hat."

ihm erschütterte mich tief; mir war als müßte ich von einem Engel scheiden." [1]

Um dieselbe Zeit brachte die Wiederkehr des „Perdono" eine mehrtägige Pause in die künstlerische Arbeit, wie ein Brief Overbecks an Rehbeniz besagt, mit dem Poststempel Assisi, 10. Agosto, aber datirt vom 30. Juli:

„Aus der weltberühmten Stadt la Bastia schreibe ich Dir diese Zeilen, wo uns Fr. Luigi für die Tage des Ablaß-Festes, il Perdono, untergebracht hat, weil ich während derselben nicht nur meine Arbeit unterbrechen, sondern auch mit den Meinigen den Palazzo räumen muß, von dem zu dieser Zeit nach altem Herkommen der Magistrat von Assisi Besitz nimmt. Es sind die ersten Augenblicke der dadurch gewonnenen Muße, die ich benutze, Dich, Theurer, zu grüßen, und Dir für die Uebersendung des Briefes zu danken. Möge es Dir so wohl gehen, wie es uns, Gott sei Dank! fortwährend über alles Hoffen und Erwarten geht; möge es Dir insbesondere auch gelingen, der römischen Hitze entfliehen zu können. — — — Ueberaus angenehm bin ich durch die unverhoffte Ankunft von Führich überrascht worden, den ich längst über alle Berge glaubte, und sehr haben mich die Grüße der römischen Freunde erfreut, die ich hier freilich sehr vermisse. Auch Steinle sehe ich seltener als ich mir gedacht hatte, weil wir beide fleißig arbeiten, und doch zwei Miglien zwischen uns liegen; je öfter ich ihn aber sehe, desto mehr Freude habe ich an dieser reinen und wahrhaft gläubigen Seele. Sein Bild der Mater dolorosa ist bereits übermalt und scheint viel zu versprechen. — Unser armer Schultze ist fortwährend leidend, jedoch mit Intervallen. — Perugia habe ich in den Pfingsttagen gesehen, wo ich unglaublich gastlich aufgenommen ward, und manche herzliche Grüße für Dich empfangen. — Der Deine Fr. Overbeck."

Im „Rosenwunder" oder der „Indulgenz des

[1] Joseph Ritter v. Führich. Lebensskizze. S. 47.

hl. Franciscus" schuf Overbeck ein unvergängliches Werk der Kunst, das zugleich als sein bedeutendstes in der Technik der Frescomalerei gilt. Der Geist seelenvoller Innigkeit durchleuchtet die einfach schöne Composition, die den Kundigen durch die Harmonie der Gruppirung, den Wohllaut der Linien, die erquickliche Reinheit der Empfindung entzückt. Graf Raczynski, der in seinem Werk einen Umriß davon gibt, zählt es zu den unsterblichen Kunstdenkmälern unserer Zeit.

Oben in himmlischer Glorie erscheint der Heiland; ihm zur Rechten die jungfräuliche Mutter, die für die Clienten des heiligen Franciscus innigliche Fürbitte einlegt. Sie ist umgeben von einem Chor lobsingender Engel, die mit unwiderstehlicher Anmuth ihr Halleluja jubeln. Der heilige Anwalt reumüthiger Sünder kniet mit ausgebreiteten Armen, in anbetender Verzückung, zu den Stufen des Altars der Portiuncula. Rosen fallen vom Himmel auf den Altar, zum Zeichen, daß seine Bitte gewährt. Zwei Engel stehen hinter ihm mit Pilgerstäben, der eine hält Rosen im Gewande. Auf der andern Seite des Altares haben sich zwei seiner Brüder, in staunender Andacht und Bewunderung, zur Erde geworfen. Assisi ist in der Ferne sichtbar. Ein oben am Bilde angebrachtes Banner zeigt auf blauem Grunde die Jungfrau und das Kind. Das Ganze ist von einer ornamentalen Umrahmung eingefaßt, bestehend in einer Gruppe musicirender Engel und vier kleinen symbolischen Parallelgegenständen aus der heiligen Schrift, dem guten Hirten und anderen Typen der Gnade. Bei aller tiefen Bewegung, die den Vorgang belebt, ist über das Ganze eine heilige himmlische Ruhe ausgegossen.

Als Passavant im Jahre 1834 wieder nach Italien kam, betrachtete er in Angioli mit seliger Bewunderung das Gemälde seines Freundes, in welchem „diese gottinnige Seele gleichsam den Himmel geöffnet und dessen Frieden auf das Antlitz seiner heiligen Menschen herabgebracht hat". (Cornill a. a. O. II.)

An der linken Seite des Eingangs in die Kapelle ist die Inschrift angebracht:

Petri S. R. E. Cardinalis Galeffi
Artium Bonarum sospitatoris,
Ac Fratrum strictae observ. S. Francisci
Tutoris munificentia
Fredericus Overbeckius
Domo Lubecko
Pictorum hoc Opus effinxit A D
M.D.C.C.C.XXX

Zur rechten des Eingangs:

A Christo Jesu
B. V. Maria intercedente
S. P. Francisco apprecante Indulgentiam
Ore suo pollicitam peccatoribus
Poenitentia expiatis,
Qui IV. Non. Aug.
Hoc sacellum
Introierint, pictura refert [1].

Die Inschrift gibt, seltsam genug, dem Frescogemälde nicht nur ein falsches Jahresdatum, sondern verschweigt auch das hierbei von Overbeck dargebrachte großmüthige Opfer. Passavant behauptet sogar, daß Overbeck alle Unkosten und den Aufenthalt seiner Familie in Assisi habe bestreiten müssen; als der Maler nach sechs Monaten sein Werk vollendet, hätten ihm die Mönche statt des Dankes eine starke Rechnung gebracht,

---

[1] „Durch die Munificenz des Petrus Galeffi, Cardinals der heiligen römischen Kirche, Beförderers der schönen Künste, und Protektors der Brüder des hl. Franciscus der strengen Observanz, hat Friedrich Overbeck aus Lübeck dieses Gemälde verfertigt im Jahre des Herrn 1830. Das Gemälde stellt dar den durch Fürbitte der heiligsten Jungfrau Maria auf Ansuchen des heiligen Vaters Franciscus jenen Sündern, welche nach ihrer Reinigung im Bußsakrament am 2. August diese Kapelle besuchen, von Christus Jesus selbst (mit seinem Munde) verheißenen Ablaß."

welche ihn in große Verlegenheit gesetzt habe. „Die Sache kam an den Ordensgeneral. Dieser bestritt die Zeche, ließ sich dagegen in der Unterschrift des Bildes einen Beschützer der Künste nennen, so daß man glauben mußte, er habe das Werk bestellt und bezahlt! Das ist der Dank der Welt!“ So Passavant [1].

Bei dem Mangel jeglichen Aufschlusses über dieses Verhältniß von Seiten Overbecks können wir nur vermuthen, daß Passavant im Aerger über seinen Freund, der seine Dienste wegwarf, wie er sich einbildete, die Gerüchte von mönchischer Habsucht, die ihm aus protestantischen Quellen zuflossen, übertrieben habe. Immerhin zeigen die vorhandenen Belege, daß das freundschaftliche Verhältniß zwischen Fra Luigi und Overbeck in unentwegter Herzlichkeit durch den Lauf der Jahre fortbestand, und daß der Ordensprovinzial F. Carlo M. Passini, der wegen Erkrankung auf einer Visitationsreise erst nach Overbecks Abreise in das „Santuario“ zurückkehrte, unter dem 14. Januar 1830 ein überaus herzliches und anerkennendes Dankschreiben an den Maler gerichtet hat.

Es ist auch ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß, während Overbeck, „der Welt und ihrem Beifall entsagend“, in der Kirche von St. Maria degli Angeli uneigennützig seine Kunst dem Heiland und der Ehre seiner Heiligen widmete — er zwei seiner bedeutendsten und lohnendsten Aufträge aus Deutschland erhielt.

Am 2. August, dem Feste der Indulgenz, die er eben im Bilde verherrlichte, richtete der Regierungssecretär Fallenstein in Düsseldorf eine Anfrage an den Maler, ob er für den „Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen“ ein historisches Bild übernehmen wolle. Das Resultat war das große Altarbild in der Marienkapelle des Kölner Doms, „die Himmelfahrt Mariens“ darstellend, und ein Honorar von 3500 römischen Scudi.

Am 4. September, dem Feste der hl. Rosa von Viterbo, eröffnete Philipp Passavant im Namen der Administration des

---

[1] Bei Adolf Cornill a. a. O. II. S. 67.

Städel'schen Instituts dem Maler in Assisi die Mittheilung, daß das Institut von ihm ein großes historisches Gemälde wünsche, dessen Gegenstand seiner freien Erfindung überlassen werde. Er malte dann die großartige Allegorie, genannt der Triumph der Religion, für welche er 5500 Scudi erhielt.

Wenn Overbeck in dem geweihten Asyl des liebenswürdigen Volksheiligen Franciscus ganz im glaubensinnigen Geiste mittelalterlicher Meister seine Kunst ausübte, nur von dem einen Gedanken beseelt, „ein Andacht erregendes Bild zu malen", so wurde seine Absicht nicht getäuscht. An großen Festen, wie der „Perdono" oder Allerheiligen, kommen die frommen Landleute Umbriens in Schaaren nach dem Sanctuarium gewallt. Wenn nun die Reihen andächtiger Pilger, ein einziger großer Menschenstrom, unter dem hellen Fresco, das über der niedern Pforte leuchtet, betend hin und her wogen — wobei die bunten Tücher der Frauen, in roth, gelb und weiß, mit den Farben des Gemäldes harmoniren — so ist in ihrem Geiste „il tedesco Overbeché" in Eins verwoben mit ihrem heiligen Wohlthäter Francesco, mit Schuldvergebung und Gottesfrieden.

Auch aus Deutschland kam dem bescheidenen Maler ein Zeichen zu, daß seit dem monumentalen Votivgemälde sein Name dort in christlich gebildeten Geistern sich mit dem Andenken an den demüthig feurigen Heiligen verband, den Troubadour flammender Gottesminne, der mit Dante und Giotto die erste Regeneration Italiens heraufgeführt. Görres hatte in der Zeitschrift „Katholik" Joh. Friedrich Schlossers treue und elegante Uebersetzung der Gesänge des hl. Franciscus veröffentlicht. Die Lieder erschienen später, mit einem von Steinle entworfenen und radirten Titelbild geschmückt, in besonderer Ausgabe, welche vom Uebersetzer und Radirer dem gemeinsamen Freunde Overbeck gewidmet ward [1].

---

[1] Dem Maler „der in der Kirche Santa Maria degli Angioli bei Assisi für Mitwelt und Nachwelt ein unvergängliches Denkmal

Zu Anfang November verließen Frau Overbeck und Alfons das allen liebgewordene Angioli und kehrten unter dem Geleit und Schutze des treubesorgten Canonicus Cimini nach Rom zurück. Am Sonnabend den 12. December war das Frescobild in Santa Maria degli Angeli vollendet[1], und nun traf auch Overbeck unverweilt die Vorbereitungen zu seiner Abreise. Nachdem er seine Geschäfte abgewickelt, bestieg er noch einmal, ohne zu wissen, daß die Arbeitsleute bereits die Klammern losgemacht hatten, das Gerüst, um sein Fresco einer letzten Inspektion zu unterziehen. Unter seinem Gewicht und der Bewegung brach das Gerüst, zog ihn mit und begrub ihn unter seinem Sturz. Fra Luigi, der gerade in der Kirche betete, eilte zu Hülfe, während gleichzeitig die im Gebäude beschäftigten Arbeitsleute entsetzt aufschreiend: E morto il pittore! E morto il pittore! herzustürzten, um ihn zu befreien. Im selben Augenblicke kroch, zum freudigen Erstaunen der jammernden Zuschauer, der Maler ganz unverletzt aus dem Trümmerwerk hervor. Er trat auf die Seite und brachte niederknieend dem göttlichen Befreier seinen stillen Dank dar. Der Giebel der Portiuncula ist so nieder, daß der Fall schwerlich wohl hätte den Tod, immerhin aber ernstliche Verletzungen zur Folge haben können.

Overbeck reiste mit Johannes Veit und seiner Frau Flora nach Rom zurück[2]. Auch Steinle sollte, wie verabredet war, von der Gesellschaft sein. Ein Ritt von Orvieto nach Perugia bei starkem Regenwetter und die Fahrt von Perugia nach Assisi in heißer Sonne zogen ihm ein Fieber zu, und er mußte in Assisi zurückbleiben, bis er nach acht oder zehn Tagen den Freunden nachfolgen konnte.

---

errichtet hat wie seiner dem hl. Franciscus gewidmeten Verehrung, so seiner ihn selbst den großen Meistern der alten Jahrhunderte anreihenden Kunst." (Die Lieder des hl. Franciscus. Frankfurt 1842.)

[1] Eintrag im Diario 1829, 12. Decembre: „Mein Fresco in Sta. Maria degli Angioli beendigt."

[2] Eintrag im Diario, 17. Dec. giov.: „in Rom angekommen."

Als Steinle im folgenden Frühjahr durch die Nachricht vom Tode seines Vaters nach Wien gerufen wurde, gab ihm Overbeck das nachstehende Schreiben an den Freund Sutter mit, der seit 1826 wieder in Wien lebte:

„Rom, am 5. Mai 1830.

„Wenn gleich seit einer Reihe von Jahren unser Briefwechsel ganz unterbrochen worden ist, so bin ich doch gewiß, daß Du noch immer mit unveränderter Herzlichkeit des Jugendfreundes gedenken und so auch mit alter Wärme diese Zeilen aufnehmen wirst. Weit auseinander hat uns das Geschick geworfen, die wir bestimmt zu sein schienen unzertrennlich mit einander das Leben zu durchschiffen, aber da wir uns im Herzen nahe geblieben sind, so bedarf es nur wenig, uns wieder zu verständigen. Und dieses Wenige möchte ich wieder in diesen flüchtigen Zeilen zusammenfassen, die ich noch in der Eile für unsern lieben Steinle niederschreibe, um Dir wenigstens ein Zeichen zu geben. Nicht ohne Wehmuth gedenke ich der schönen Jugendtage, die wir miteinander verlebt haben, und der Träume, die uns so begeisternd erfüllten, weil denn leider! gar so manches sich nicht so gestaltet, als wir es hofften, und besonders auch in Rücksicht auf Deine Lage, von der ich wenig Beruhigendes erfahre; es sei denn, daß Du auch so noch standhaft und ungebeugt ausharrest in treuer Gesinnung. Und gewiß bleibt auch die Frucht nicht aus, so klein und unbemerkt das Samenkorn sein mag, das in die Erde fällt; und vielleicht sind seine Wurzeln nur um so tiefer, je später es aufgeht, da hingegen was schnell hervorschießt, schnell wieder verloren geht. Und daß Du, mein Theurer! solchen Samen unablässig ausstreuest, davon bin ich ernst überzeugt; er wird auch einst um so herrlicher aufgehen, je weniger Du selber die Früchte davon erntest.

„Von meinem Treiben kann Steinle Dir leicht erzählen, ich sage Dir daher nur im Allgemeinen, daß ich mich wachsenden Segens und überreichlicher Beschäftigung erfreue, so daß ich deren genug hätte, um mit mehr als einem Freunde theilen

zu können, wenn dies heut zu Tage einem nicht ganz unmöglich gemacht wäre, weil es den Leuten nicht einmal um die Sache, sondern um den Namen zu thun ist. Daß aber manches Gute hier zu Stande kommt, Gott sei Dank! wirst Du gewiß von Steinle mit lebhafter Theilnahme hören, besonders von dem schönen Altarbild von Phil. Veit [1] für die französische Kirche auf Trinità de' Monti, die Steinle und Tunner [2] in der nemlichen Kapelle malen werden. Daß auch mir vergönnt ist, mein Scherflein beizutragen zur Wiederherstellung der kirchlichen Kunst durch ein Fresco, das ich vergangenen Sommer in S. Maria degli Angioli bei Assisi ausgeführt habe, wirst Du vielleicht erfahren haben. Hoffentlich wird es nicht das letzte sein, wiewohl ich auf einige Jahre mit Oelgemälden beschäftigt bin.

„Möchtest Du, mein theurer alter Freund! diese Zeilen bei Steinle's Rückkehr mit einigen Zeilen erwiedern, nach denen ich mit herzlicher Sehnsucht verlange, da ich schon lange ihrer entbehrte."

In den ersten Monaten des Jahres 1832 wurde Umbrien durch ein heftiges Erdbeben heimgesucht, welches weite Strecken verheerte, ganze Ortschaften in Trümmer legte und zuletzt auch die Kirche von S. Maria degli Angeli mit dem Untergang bedrohte. Das Langschiff stürzte zusammen, aber die mächtige Kuppel blieb erhalten, und unter ihr auch die kleine Portiuncula-Kapelle [3]. Das Fresco erlitt einige leichte Risse, worauf es im Jahre 1837 durch Signor Carattoli sorgfältig restaurirt wurde.

---

[1] Maria als Himmelskönigin. (Immaculata.)

[2] Joseph Tunner, geb. zu Obergraben bei Köflach 1792, Schüler Führichs, von 1840 an Director der ständischen Gemäldegallerie und Kunstschule zu Graz, gestorben 10. Oct. 1877.

[3] Cardinal Wiseman sagt in seinen „Erinnerungen an die letzten vier Päpste": „Zum Wiederaufbau der Kirche gaben der Papst und viele Andere bedeutende Beiträge; aber den größten Theil der erforderlichen Summe brachte ein einfacher Bruder aus dem anstoßenden Kloster, Fra Luigi Ferri aus Bologna, durch geduldiges und aus-

Der Carton des Bildes kam nach Lübeck. Overbeck sandte ihn seinem ältesten Bruder, der denselben nebst dem Carton von „Tancred und Clorinde“ im Jahre 1834 in patriotischer Gesinnung seiner Vaterstadt schenkte. Die Geschenke wurden in der Stadtbibliothek, in einem den Werken vaterländischer Meister eingeräumten Zimmer des ehemaligen Katharinenklosters aufgestellt. Rehbeniz, der die Aufstellung „mit Hilfe eines Malergesellen des alten Petersen“ besorgte, fand es selbst bemerkenswerth, daß „St. Franciscus in einem Hause seines Ordens Platz gefunden, der schon zu Lebzeiten des Heiligen das Katharinenkloster gegründet und in der noch bestehenden Architektur erbaut hat“.

Die Oelskizze der „Indulgenz“ wurde Eigenthum des Herrn Joh. Gottlob von Quandt, des bekannten reichen Kunstfreundes und -Kenners in Dresden, der sich darum schon vor der Vollendung des Fresco's beworben hatte. Gegenwärtig befindet sich dieselbe im Museum zu Leipzig.

12. Wieder einmal in Deutschland.

(1830—1833.)

Münchner Ruf. Reise mit Cornelius. In München und Frankfurt. Rheinfahrt. W. Schadow. Rückreise durch den Schwarzwald und die Schweiz. L. Vogel. Helene Cornelius. Rafaels Ruhestätte.

Overbeck hat den Gedanken, Italien zu verlassen, bei verschiedenen Anlässen ernstlich erwogen. In besonders mächtiger

dauerndes Almosensammeln zusammen; er ging von Land zu Land und bat um Beiträge, und ertrug geduldig, was ihm oft statt solcher zu Theil wurde: daß er abgewiesen und verhöhnt und einige Male als Betrüger vor Gericht gestellt und eingekerkert wurde. Er bettelte 16 000 Scudi zusammen. Die Kirche wurde vollständig wiederhergestellt und schon nach vierzig Monaten feierlich eingeweiht.“

Erregung befand sich sein Gemüth während des Befreiungskrieges, da er seine friedliche Laufbahn zu unterbrechen und als Vaterlandsvertheidiger zum Schwert zu greifen Willens war. Das besonnene Wort des Vaters und anderer Autoritäten legte damals, wie wir wissen, seinem jugendlichen Eifer Zügel an, und er ließ sich durch die Vorstellung beschwichtigen, daß ihm von der Vorsehung eine andere Sphäre des Wirkens angewiesen sei, daß er Gott und seinem Lande am wirksamsten durch die ruhige und treue Entfaltung seiner eigenthümlichen Gaben diene, und darin besser thue, als eine Bahn zu betreten, „zu der weder Natur noch Schicksal ihn berufen".

Auch während der folgenden Jahre spielt der Gedanke der Heimkehr in Overbecks Correspondenz mit seinem Vater und mit Freiherrn v. Rumohr eine Rolle, und der Plan wäre zur Verwirklichung gelangt, wenn der verlockende Auftrag des Marchese Massimo nicht dazwischen getreten wäre.

Die St.-Lukasbrüder hatten die stille Hoffnung genährt, bei ihrer Rückkehr in's Vaterland vereinigt bleiben zu können. Es war stets ihr liebster Traum gewesen, dort mit einander „den Acker der Kunst zu bearbeiten", mit einander für ihre künstlerischen Grundsätze zu wirken bei Ausführung großer Aufgaben monumentaler Malerei, ebenso wie in der Umwandlung und Neubelebung der in Formalismus verfallenen Akademien. An diesen neu organisirten Anstalten sollten die Schüler nicht mehr die Sklaven der Schablone sein; an die Stelle des Mechanismus sollte die freie Entwicklung der Individualitäten, ein lebendiges Verhältniß des Meisters zu den Schülern treten, und durch den organischen Zusammenhang zwischen beiden der Kunst und dem Kunstbetrieb frisches Leben eingeflößt werden.

Dank der kräftigen Initiative des Kronprinzen von Bayern und der freundschaftlichen Eifersucht des preußischen Gesandten Niebuhr war Cornelius im Herbst 1819 nach Deutschland berufen worden, wo ihn eine Doppelstellung erwartete. Während er in München daran ging, im Auftrag des Kronprinzen Ludwig

die Glyptothek mit Fresken zu schmücken, erhielt er von der preußischen Regierung die Ernennung zum Director der Akademie in Düsseldorf, und so erblühte ihm nun in seiner eigenen Vaterstadt die Aufgabe, die gesunkene Kunstanstalt auf eine neue Grundlage zu stellen und nach seinen Anschauungen zu reformiren. Sein Verhältniß zu der doppelten Aufgabe ward so geordnet, daß er im Winter seiner Lehrthätigkeit in Düsseldorf oblag, wo sich rasch eine Schaar begeisterter Schüler um ihn sammelte, im Sommer aber mit den begabtesten dieser Schüler nach München übersiedelte, um dort die in Düsseldorf entworfenen Bilder al fresco auszuführen.

Nichtsdestoweniger lastete die doppelte Verpflichtung, mit den Schwierigkeiten, die seinem Reformwerk entgegenstanden, so schwer auf ihm, daß er im Mai 1821, noch bevor er seinen förmlichen Wohnsitz in Düsseldorf aufgeschlagen, mit dem Gedanken umging, eine der übernommenen Pflichten an einen Andern abzutreten, und da es unter den Genossen keinen gab, mit dem er, in den Grundsätzen einig, seine Wirksamkeit lieber theilen mochte, als seinen „alten Herzensfreund" in Rom, so richtete er am 10. Mai 1821 folgende Zeilen von München aus an Overbeck:

„... Jetzt eine Frage, aber wie im Beichstuhl — Harpokrates selbst soll seinen Finger auf Deinen Mund legen. Hättest Du wohl Lust, sobald Du bei Massimi fertig bist, einige Zeit in Düsseldorf Director zu sein? ich kann nicht dort bleiben, weil sich hier meine Arbeit viel mehr in die Länge dehnt, als ich sonst geglaubt. Ich mache unterdeß in D. den Anfang, und die Sache habe ich so gestellt, daß sie nicht allein nicht gegen unsere bessere Ueberzeugung streitet, sondern die längst erkannte und nach Kräften geübte Wahrheit unsrer Kunst kräftig fördern wird; es wird Deiner, mein edler Freund, nicht unwürdig sein, und Du bekömmst vor der Hand eine feste Stellung im Vaterland, wovon aus Du immer weiter streben kannst. Die Nähe von Köln und den Niederlanden macht es zum

klassischen Boden, und der edle Rheinstrom wird Dich mit Jubel empfangen. Dieses ist das Wort des Harpokrates, erwäge es wohl in Deinem Geiste und laß zu seiner Zeit mir Deinen Entschluß zukommen. Ich habe mit Dir und unsern Freunden noch Großes im Sinne und es sind keine Luftschlösser; alle jene seligen Träume sie werden doch noch wahr, und wenn die schöne Zeit unsrer jugendlichen Vereinigung, alle jene Ahnungen, der überschwängliche Drang und Begeisterung, mit der reichen Blüthensaat des Frühlings zu vergleichen ist, so kündigt die Schwüle und die Gewitter einen reichen Sommer an. . . ."

Overbeck ging auf den freundlichen Vorschlag nicht ein — er konnte es wohl schon deßhalb nicht, weil die Vollendung der Tasso-Fresken damals noch im weiten Felde lag; — und Cornelius' mannhafte Energie und Tüchtigkeit zeigte sich der Doppelstellung vollkommen gewachsen. Er setzte seine Thätigkeit in beiden Städten erfolgreich fort, bis der Tod Langers, des Directors der Münchner Akademie, ihm einen neuen Wirkungskreis eröffnete. Der Kronprinz von Bayern, dem die Berufung des genialen Künstlers längst eine Herzensangelegenheit gewesen — „wie es Menschen gibt, die zu Heerführern geboren sind, so Cornelius zum Haupt einer Malerschule" — setzte es durch, daß Cornelius sein Amt in Düsseldorf aufgab, um es mit der Vorstandschaft in München zu vertauschen.

In diesem kritischen Augenblicke waren Wintergerst, dem Cornelius die Stelle eines Inspectors an der Akademie in Düsseldorf verschafft hatte[1], und Professor Karl Mosler, Secretär an derselben und Cornelius' Stellvertreter, der Ansicht, daß der erledigte Posten am besten durch Overbeck aus-

[1] Seit 1823. Bis dahin hatte Wintergerst als Zeichnungslehrer am Gymnasium in Ellwangen gelebt. Gar hübsch liest sich die Charakteristik, welche Cornelius von Wintergerst in seinem Empfehlungsschreiben an den Minister Altenstein entwirft. Bei E. Förster a. a. O. I. 260.

gefüllt werden könnte. Wintergerst wandte sich daher in einem ausführlichen Schreiben an den unvergeßlichen Kunstbruder in Rom, in dem es heißt:

„Durch den Abgang unsers theuren Cornelius wird unsere Kunstschule in Düsseldorf verwaist; ein noch junges, aber gut und bildsames Kind. Nur Du, Geliebtester, würdest ihm mit Deinem liebenden Herzen, mit Deiner heiligen und schönen Kunst ein wahrer Vater sein und sie mit inniger Liebe pflegen. Unser lieber Freund Mosler vereinigt seine dringende Bitte mit der meinigen. Es belebt uns nur ein beseligender Wunsch und die innigste Ueberzeugung: daß nur der geliebte Overbeck die alte Flamme und innig religiöse Kunst wieder in's Leben rufen wird in einem Lande, wo Religiosität noch tief und ein durchgreifender Charakter ist. O, möge Gott die Herzen derer lenken, von denen es abhängt, Dich zu diesem gewiß heiligen Amte zu rufen. Möge dann der gütige Vater im Himmel Deinem Geiste und edlen Herzen den willigen Sinn geben, welchen wir mit aller Innigkeit wünschen."

Er geht sodann auf die näheren Verhältnisse der Anstalt ein und die Vortheile für Overbeck als Director der Akademie. Seine Collegen, zumal Mosler und er, würden ihm sein Amt in jeder Weise erleichtern, und aus dem Weg räumen, was seine künstlerische Thätigkeit irgendwie hemmen könnte. Anstatt in der Fremde zu leben, von wo seine Werke in Privatsammlungen sich verlieren, hätte er hier Aussicht zu großen nationalen Aufträgen. Es herrsche viel Empfänglichkeit für Kunst und vorzüglich auch religiöse Kunst an den Ufern des Rheins, wo nicht nur große alte Kirchen restaurirt, sondern auch neue gebaut und mit Bildern geschmückt werden sollen. Aufträge für solche Wandmalereien würden ihm als dem Director der Düsseldorfer Akademie übertragen werden. Er wisse das aus dem Munde eines tüchtigen Baumeisters in Koblenz [1], der ganz im

[1] Joh. Claudius v. Lassaulx (1781—1848) ist gemeint.

Geiste des Mittelalters seine Werke ausführe und mehrere Kirchen zu bauen habe. Düsseldorf selbst sei eine angenehme und gesunde Stadt, mit freundlichen Bewohnern, unter denen es gut und heiter zu leben, mit einem vortrefflichen Gymnasium, an dem Alfons die erwünschte Ausbildung erhalten könnte. Die jungen Kunstschüler seien so geartet, daß sie einem Mann wie Overbeck mit Liebe und Verehrung entgegenkommen würden; schon jetzt hätte sich eine Anzahl unter ihnen vereinigt, um eine schriftliche Aufforderung an ihn abzusenden, ihr Lehrer zu werden. Mosler aber habe ein dringendes Schreiben an den Minister Altenstein in Berlin gerichtet und von daher erfreuliche Nachricht erhalten. „O, wir sind überzeugt, daß Du einen Kreis von Freunden und Schülern um Dich versammeln wirst, wie es nur in alter Zeit möchte gewesen sein."

Die Worte verhallten auch dießmal wirkungslos. Overbeck war nicht geneigt, einen so verantwortungsvollen Posten zu übernehmen, zumal da er, wie er einmal an Rehbeniz schrieb, „gar keinen Beruf und kein Talent" in sich verspürte zu einer Anstellung als Leiter und Organisator. Zum Befehlshaber schien er in der That nicht geboren [1]; sinnen, dichten, schaffen: das war seine Welt. Zudem hielten ihn seine Verpflichtungen gegen den Fürsten Massimo noch immer in Italien fest, und ihrerseits hatte die preußische Regierung ihr Auge bereits auf Schadow gerichtet.

Mittlerweile hatte Cornelius seine eingreifende Wirksamkeit an der Münchener Akademie eröffnet, und da ihm bei diesem Reorganisationswerk Alles daran gelegen war, Overbeck, Schnorr, Philipp Veit und andere gleichgesinnte Freunde zu Mitarbeitern zu gewinnen, so erwirkte er dem erstern einen königlichen Ruf nach München, in der Ueberzeugung, ihm eine „seiner Natur analoge" Sphäre des Wirkens in dieser Stadt bieten zu können.

---

[1] Auch L. Vogel meinte: „das wäre weiß der Himmel nicht für Dich." Aus Zürich, 26. October 1825.

Dießmal handelte es sich nicht um die Uebernahme der Vorstandschaft, sondern um einen Ehrenposten, der ihm die Möglichkeit bot, seiner Malerei ununterbrochen obliegen zu können und zugleich seinem treuen Cornelius bei den verschiedenen Reformen zur Seite zu stehen. Hierbei mitzuwirken, schien ihm recht und billig, und so lautet denn seine Antwort aus Rom, den 21. Januar 1826, zustimmend, wie folgt:

„Mein theurer, geliebter Freund!

„Von Deiner brüderlichen Liebe darf ich gewiß voraussetzen, daß Du die Verzögerung meiner Antwort auf Deinen Brief auf keine Weise werdest übel gedeutet haben. Gewöhnt, auch in minder bedeutenden Dingen, mich nicht zu entscheiden, ohne zuvor Licht bei dem gesucht zu haben, dessen Willen befolgt und erkannt zu haben allein dauernde Beruhigung gewähren kann, konnte ich natürlich in einer Sache von so weit aussehender Wichtigkeit für mich und die Meinen unmöglich anders verfahren. Auch war der Fall verwickelt und mancherlei wollte erwogen sein, mit dessen Erzählung ich Dich jedoch nicht ermüden will, sondern nur Dir geradezu sagen, was Du gewiß mit nicht minderer Freude lesen wirst, als ich es schreibe: daß ich nemlich entschlossen bin, der so schönen und ehrenvollen Aufforderung in Gottes Namen zu folgen, wofern mir nemlich ein freilich bedeutender Aufschub, den meine Arbeiten unumgänglich machen, vergönnt werden kann. Was nun freilich ein so kleines Sternlein, wie ich, nützen soll, wo schon die helle Sonne leuchtet, das magst Du, mein Theurer! selber bedenken und verantworten vor dem verehrten Könige, den ich mich von Herzen freue durch diese Zeilen auch den meinigen nennen zu können.

„Die Zeit des Aufschubs nun zu bestimmen, ist mir nicht wohl möglich; doch dürfte er beträchtlich länger sein, als der, den Schnorr begehrt haben wird; indem ich mich außer der Arbeit bei Massimi auch noch zu einer Kirchenarbeit in der Kirche S. Maria degli Angeli unweit Assisi anheischig gemacht habe, eine Arbeit, von der auch der König selbst weiß und für

die er sich zu interessiren schien. Da diese jedoch nur in einem großen Bilde besteht, so hoffe ich im Ganzen nicht über drei Jahre nöthig zu haben. — Auch kann ich nicht unerwähnt lassen, mein Theurer! daß ich vollkommen darüber beruhigt sein müßte, daß die Sphäre, die mir von Gott angewiesen ist, nicht verkannt werde; denn ich darf Dir es nicht wohl erst sagen, daß wir nicht allein das Recht, sondern auch die Verpflichtung haben, von dem, was wir nach unsrer besten Erkenntniß uns zur Aufgabe des Lebens gemacht, uns nicht abwendig machen zu lassen. Dieses besteht aber bei mir auf das entschiedenste darin, im Dienste der Religion zu arbeiten, wohin Neigung und Grundsatz zugleich mich geführt haben. Nur darin — ich weiß es — kann ich Gelingen hoffen, nur dabei meinen Frieden finden; und eben darum kann ich auch nur in diesem Sinne mich berufen fühlen, den so schönen Antrag anzunehmen. Hierüber wolle denn Du, mein Theurer! der Vermittler sein. Ein Wort von Dir darüber wird mich völlig beruhigen.

„Sollte mir aber vielleicht schon eine bestimmte Arbeit dieser Art zugedacht sein, so könnte ich vielleicht während meines Aufenthaltes hier dazu nicht unbedeutend vorarbeiten, was mir überaus angenehm wäre. Ueber die Gesundheit meiner Frau, die allerdings eine Hauptschwierigkeit bei der Entscheidung ausmachte, kann ich Dir nichts Weiteres sagen, als daß die Gute bereit ist, den Versuch zu machen, und daß man das Beste hoffen muß, da sie in den letzten Jahren sich scheint gestärkt zu haben. Sie erwiedert auf's herzlichste die Grüße von Dir und Deiner lieben Frau, über deren Herstellung auch wir uns überaus gefreut haben.“ [1]

Ludwig I., der 1825 den Thron bestiegen, war auf Overbecks Bedingungen völlig vorbereitet. Er und Cornelius hatten sie im voraus angenommen, und nicht nur eine seinem Sinn entsprechende Stellung, auch große künstlerische Aufgaben waren

---

[1] E. Förster, P. v. Cornelius, I. 371—73

ihm zugedacht. Im März 1826 richtete Dr. Ringseis, im November darauf wiederum Cornelius herzliche Schreiben an den römischen Freund, ihn beschwörend, womöglich innerhalb zweier Jahre von seinen italienischen Verbindlichkeiten sich frei zu machen; und schon um seine dankbare Gesinnung zu bezeugen, setzte dieser allen Eifer ein, durch gesteigerte Thätigkeit die Erfüllung dieses Wunsches zu beschleunigen.

Da ward das ganze Project durch Overbecks Gattin plötzlich vereitelt.

Zu der Zeit, von der wir reden, wohnte die Familie Overbeck in der Via de' Delfini 16, in einem geräumigen Hause, dem besten in der engen Straße, welche die Piazza di Sta. Maria in Campitelli mit der Piazza Margana verbindet. Sie hatten Johannes und Flora Veit zu ihren Nachbarn. Eines Tages, da sie bei diesen intimen Freunden in der Via Margana zu Mittag speisten, kam das Gespräch auf die Uebersiedlung nach München. Frau Overbeck, die gegen den Plan zuvor keine Einwendung erhoben, bemerkte ruhig, aber bestimmt: „Wir werden fortziehen, weil es Overbeck nun einmal beschlossen hat, aber es wird mein Tod sein."

Sie machte diese Aeußerung in einem so feierlichen Tone, daß die kleine Gesellschaft, welche bisher nur über Overbecks schöne Zukunft sich gefreut, in peinliches Stillschweigen versank. Ihr Gatte hatte sich glücklich gefühlt in dem Gedanken, mit Cornelius, Schnorr und H. Heß zusammen zu sein und an den königlichen Unternehmungen theilzunehmen, welche München zu einem Mittelpunkt neuer deutscher Kunst gestalten sollten. Jetzt ward er plötzlich die Beute schlimmer Ahnungen, und voll Besorgniß, daß das Leben seiner schwächlichen Frau wirklich dem klimatischen Wechsel zum Opfer fallen könnte, schrieb er unmittelbar darauf nach München, daß er auf seine Stelle verzichte [1].

---

[1] Nach mündlichem Bericht der Frau Hoffmann. — Julius Schnorr schreibt an Rehbeniz, Rom den 2. December 1826: „Vor

Der königliche Mäcen, der eben noch in einem eigenhändigen Schreiben an Overbeck seine Freude ausgedrückt, ihn als Professor an seiner Akademie, im schönen Verein mit den alten römischen Genossen, zu besitzen[1], fühlte sich durch seine unerwartete Ablehnung gekränkt; und er konnte diese Durchkreuzung seiner Pläne der Frau Overbeck lange nicht vergessen. Bei seiner nächsten Reise nach Rom beehrte er sie mit einem Besuche, um ihr — einen Verweis zu ertheilen. Nachdem er ihr seine Meinung in scharfen Worten kundgegeben, schritt er, die Thüre hinter sich zuwerfend, rasch wieder aus dem Hause fort.

Bei der Schwierigkeit des Beweises, daß die Motive der Frau Overbeck uneigennützig gewesen, hat ihr Verhalten von vielen Seiten Tadel erfahren. Overbeck selbst hingegen, der seiner Frau die Gabe divinatorischer Voraussicht zutraute, empfand bald nur Befriedigung darüber, ihrem Urtheil nachgegeben zu haben. Eine ganz ideale Künstlernatur, bedurfte er in den gewöhnlichen Dingen des Lebens einer gewissen Leitung und Fürsorge, und er dankte der Vorsehung, daß ihm in seiner Frau eine Gefährtin beschieden worden mit der praktischen Klugheit und Entschlossenheit, welche er brauchte. Fernerstehenden schien ihr Benehmen zu Zeiten kurz angebunden und herrisch, aber auf die Autorität eines Mannes hin, der mit

Kurzem erhielt Overbeck einen Brief von Cornelius, in dem ihm zwar sehr an's Herz gelegt wurde sich in zwei Jahren frei zu machen, doch aber gezeigt, daß der König am Ende alles eingehen werde, was Overbeck verlangte, nur um ihn zu haben. Nina ist aber über diese guten Nachrichten so unglücklich gewesen, daß Overbeck fürchtete sie zu opfern, wenn er sich zur Rückkehr in das Vaterland entschlösse, und hat sich in Folge dieser Furcht entschieden, alle Verhandlungen abzubrechen."

[1] „Cornelius, Overbeck, J. Schnorr, H. Heß, welch ein Verein! was läßt sich nicht mit diesem und durch diesen erreichen! eine neue, eine herrliche Zeit für die Malerey würde anfangen" — heißt es in dem königlichen Handschreiben aus München 13. December 1826.

der Familie auf vertraulichstem Fuße verkehrte[1], müssen wir annehmen, daß ihr Verhalten gerade so war, wie Overbeck es wünschte, daß sie nicht minder hingebend gegen ihn, als er gegen sie, und daß ihr Zusammenleben ein durchaus glückliches gewesen.

Wie Frau Ringseis in einem Briefe aus Rom vom December 1823 an Cornelius schreibt, wurde die Frage der Uebersiedelung nach einer deutschen Stadt schon damals angeregt und verhandelt, stieß aber auf den Widerspruch der Frau Overbeck, welche sich mit den verschiedenen Vorschlägen nicht befreunden konnte; in Frankfurt scheute sie das Vorherrschen des Protestantismus, in Wien die gesellschaftlichen Verhältnisse; „am ehesten würde sie sich für Dresden entschließen, weil doch der König katholisch sei."

Solche Ansichten mögen sich auf Grund von Berichten, welche sie von Freunden aus Deutschland erhielt, bei Nina festgesetzt haben. Immerhin wurde ihre Ahnung durch den spätern Verlauf der Dinge theilweise gerechtfertigt. In Frankfurt war Philipp Veit als Director des Städelschen Instituts — mitten „in dem Drängen und Treiben der Modernität", in dem er sich nicht heimisch fühlen kann (Brief vom 2. August 1841) — eine Reihe von Jahren hindurch das Opfer von Kabalen, bis zuletzt das antikatholische Element in der Administration ihn in eine Lage versetzte, welche ihn zur Resignation zwang. In Wien, wo Leopold Kupelwieser, Steinle, Führich, Franz Kadlik, Karl Rösner, v. Hempel, Tunner und Böhm lebten und in schöner Harmonie wirkten, hatte die geläuterte christliche Kunst einen schweren Kampf um die Existenz zu führen; denn der akademische Manierismus behauptete noch für eine geraume Zeit das Uebergewicht, und die Briefe der befreundeten Künstler wiederhallten noch lange hin von Klagen.

In Dresden hatte Professor Vogel von Vogelstein gerade

[1] Francesco v. Rohden.

wegen seiner kirchlichen Gesinnung eine schwierige Stellung; zumal im Jahre 1848, in der Zeit der politischen Gährung, bereitete ihm seine Eigenschaft als Hofmaler und aufrichtiger Katholik manche Kränkung und Zurücksetzung. Die Thatsache, „daß er nicht Freimaurer geworden und daß er täglich in die Kirche ging", war hinreichend, ihn in den Bann zu bringen. Die Situation war um so unerquicklicher, als die königliche Familie, wie er sagt, „aus Selbsterhaltung" genöthigt war, hervorragende Katholiken möglichst zu ignoriren. Kein Wunder, daß er dem sehnsüchtigen Gedanken nachhing, Dresden mit München oder noch lieber mit Rom zu vertauschen [1].

Wilhelm Schadow, der nach des Cornelius Abgang die Stelle des Akademie-Directors in Düsseldorf erhalten, machte zwanzig Jahre später, im Sommer 1846, dem römischen Freunde die Eröffnung, daß er „in Betracht der unheilvollen Zustände, die Deutschland in religiöser Beziehung drohen, nicht ohne Ernst an eine Uebersiedelung nach Italien denke", wohin er sich als Emeritus gerne zurückziehen möchte [2].

Als Cornelius bereits einen großen Namen errungen, nahm er immer wieder seine Zuflucht nach Rom, um dort seine Verdrießlichkeiten zu vergessen, seine Kraft zu stählen und ruhig zu schaffen [3]. Nach Rom und seiner befruchtenden Atmosphäre zog ihn stille Sehnsucht und künstlerisches Bedürfniß.

Overbeck seinerseits war es auch während der revolutionären Wirren in Rom verstattet, als harmloser Ausländer daselbst in ruhiger Abgeschiedenheit seiner Kunst zu leben. Die Republik

---

[1] C. Vogels Brief aus Dresden, 21. November 1848.

[2] Düsseldorf, 29. Juni 1846.

[3] Riegel erzählt: „Als einmal (1865) von dem Zustand der Kunst in der Gegenwart die Rede war, sagte Cornelius: wenn er, als er die Glyptothek anfing, geahnt und gewußt hätte, in wie kurzer Zeit die deutsche Kunst wieder in's Elend gerathen würde, so wäre er nach Rom zurückgegangen und hätte dort seine Aufträge ausgeführt." Peter Cornelius. Festschrift Berlin 1883. S. 153.

behandelte ihn mit großer Achtung und ernannte ihn sogar zum Mitglied einer Kunstkommission (di ajutare il Governo nella tutela delle belle arti e dei monumenti nazionali); eine Ehre, welche er als treuer Anhänger und Verehrer des vertriebenen Papstes nicht annehmen konnte [1].

„Gott segne Dich, lieber Overbeck," schreibt J. D. Böhm im November 1829 von Wien, nachdem er eben von München gekommen; „Du hast das Bessere erwählt, bleibe in Rom!"

Und wir können wiederholen: er hatte den bessern Theil erwählt. Er arbeitete frei und ungebunden für seine erhabene Mission, wie auf einer stillen Insel geborgen in der Hauptstadt der Christenheit, auf der Hochschule der Kunst, in einer Sphäre des Friedens, die ihm Lebenselement war. Er, der fromme Maler biblischer Gegenstände, wohnte in der Stadt, wo Petrus und Paulus geweilt und gelitten; in einem Landstriche, der in Charakter und Vegetation demjenigen Palästina's ähnlich, ihm auch die entsprechenden Landschaften und patriarchalischen Gestalten darbot. Bei seinen mäßigen Ansprüchen, bei hinreichenden aber nicht überflüssigen Mitteln, war die gemächliche wohlfeile Lebensweise in dem Rom jener Tage ganz und gar seinen Bedürfnissen angemessen. —

Um den chronologischen Faden wieder aufzunehmen, so war Overbecks Thätigkeit während des strengen Winters 1829—1830 durch Krankheit vielfach gehemmt. Er kränkelte auch den folgenden Sommer über, und ein Ausflug nach Florenz, wohin er den nach Deutschland reisenden Ph. Veit begleitete [2], brachte ihm wohl vorübergehende Erholung; aber im Winter 1830

[1] Das vom Minister des Innern, Montecchi, unterschriebene Signat ist vom 26. März 1849 datirt, mit der Adresse: Al Cittadino Professore Federico Overbeck. Eintrag in Overbecks Kalender: „29. Marzo. Ablehnende Antwort auf obiges Dispaccio an den H. Minister übersandt."

[2] Eintrag im Diario 1830: „Den 12. October zurückgekehrt von Florenz."

auf 31 hatte er wieder viel zu leiden, so daß an strenges Arbeiten nicht zu denken war. Seine Nerven waren so angegriffen, daß er den Geruch der Oelfarben nicht vertragen konnte; er mußte sich auf Zeichnen beschränken[1]. Der Zustand wirkte drückend auch auf seine Stimmung, und nachgerade begann sein Aussehen den Kreis der Freunde und Bekannten zu beunruhigen. Allgemein war daher die Genugthuung, als sein Arzt im Frühling 1831 als beste Medicin eine Reise in's Vaterland verordnete.

Cornelius befand sich damals in Rom, mit dem Carton seines für die Ludwigskirche in München bestimmten Bildes der Kreuzigung beschäftigt. Nachdem er diesen beendigt, rüstete er wieder zur Abreise. Overbecks leidender Zustand hatte sein tiefstes Mitgefühl erweckt, und mit warmer Dringlichkeit redete er dem alten Freunde zu, sein Reisegenosse und sein Gast in München zu sein.

Der Vorschlag klang so schön, wie hätte er Overbeck nicht zu Herzen gehen sollen! Nicht nur die Wiederherstellung seiner Gesundheit ließ sie ihn hoffen, auch die beiden großen Aufträge für Frankfurt und Köln konnten durch eine persönliche Besichtigung der dafür bestimmten Räumlichkeiten materiell nur gewinnen. Dennoch schlug er nicht sogleich ein. Seine Frau wollte von einer Trennung nichts hören. Die fortdauernde Kränklichkeit hatte seine Börse erschöpft, und ein Cyclus von meist einer frühern Schaffensperiode angehörigen Zeichnungen, mit deren Erlös er die Reisekosten hätte bestreiten können, wartete auf einen Käufer[2].

---

[1] Briefe eines deutschen Künstlers aus Italien. Von Erwin Speckter. I. 232. Dieser wenige Monate zuvor in Rom angekommene Hamburger Maler fügt bei: „Um diesen (Overbeck) ist es Schade, denn unsere Zeit hat doch Keinen aufzuweisen, der im Ausdruck und Darstellung so gediegen wäre, und so durchaus liebenswürdig und im höchsten Grade schön zugleich."

[2] Der König Ludwig I. scheint die angebotenen Zeichnungen aus noch immer nicht überwundenem Groll abgelehnt zu haben.

Aber siehe da, eine gütige Fügung wollte, daß die Hauptschwierigkeit, das finanzielle Hinderniß, welches dem schönen Projecte im Wege stand, unerwartet beseitigt ward; und dem standhaften Cornelius blieb es vorbehalten, das Werkzeug zu dessen Beseitigung zu sein.

Zur selben Zeit stand Fräulein Emilie Linder im Begriff, nach zweijährigem Aufenthalt Rom und Italien zu verlassen, und in Gesellschaft von Cornelius, seiner Schwester und Tochter, die Rückreise in ihr Heimathland anzutreten. Diese feingebildete, künstlerisch begabte Schweizerin[1], die Tochter eines reichen Kaufherrn von Basel, hatte sich aus innerem Drang der Malerei gewidmet und unter der Anleitung Schlotthauers in München die künstlerische Bahn mit Erfolg beschritten. Im Herbst 1829 war sie mit der ihr befreundeten Frau Cornelius nach Rom gekommen, wo sie im geselligen Verkehr mit ausgezeichneten Künstlern, Dichtern und Gelehrten, überall dem Edlen und Erhabenen nachgehend, schöne, musenfrohe Tage verlebte.

In Rom war Fräulein Linder auch mit Overbeck bekannt geworden, und seine Schöpfungen wie sein Charakter hatten sie mit aufrichtiger Bewunderung erfüllt. Eine unabhängige Dame, in sorgenfreier Stellung, verwendete sie die Ueberschüsse ihres Vermögens auf Gegenstände der Kunst und Werke der Charität, und da sie seine knappen Verhältnisse kannte, hätte sie, wie so manchem Andern[2], auch ihm gerne einen Auftrag gegeben, hätte nicht die Furcht sie abgehalten, den Ueberbürdeten in seinem leidenden Zustande dadurch noch mehr zu beladen. Doch äußerte sie ihren Wunsch, eine Arbeit von ihm mit heimzubringen, wenigstens gegen Cornelius. Dieser theilte ihr sofort mit, daß er bei Overbeck eine Folge von Zeichnungen gesehen, die sie

[1] Ueber Emilie Linder (geb. 1797, gest. 1867) vgl. das Lebensbild von F. Binder in den Histor.-polit. Blättern 1867, Bd. 59.

[2] Namentlich der Maler Adam Eberle, geb. 1805 in Aachen, gest. 15. April 1832 in Rom, ein hochbegabter Schüler des Cornelius, erfreute sich ihrer feinfühlig ermuthigenden Unterstützung

erwerben könnte; und da sie auf den Vorschlag freudig einging, setzte er Overbeck eiligst davon in Kenntniß.

Der letztere hatte inzwischen dem unwiderstehlichen Zureden des Freundes nachgebend eingewilligt, ihn nach Deutschland zu begleiten; freilich mit der Aussicht, daß die Reise mit mancher Entsagung und Einschränkung erkauft werden müsse. Durch das Anerbieten der edelsinnigen Malerin war ihm nun eine Last vom Herzen genommen, und so schrieb er in frohester Stimmung an Cornelius, 2. Juli 1831:

„Mein theurer Freund! Wegen der Confusion der allgemeinen Reisezurüstungen in meinem Hause[1] komme ich erst jetzt dazu, Dir wegen des großmüthigen Anerbietens von Fräulein Linder zu antworten, das mich in der That nicht wenig überrascht hat. Es kann mir nicht einfallen, solches anders als mit dem feurigsten Dank anzunehmen. Da indessen mein Brief an den Kunsthändler Velten schon am vorigen Posttag abgegangen ist, so würde Fräulein Linder ihren Edelmuth dadurch krönen, wenn sie mir gestatten wollte, noch zuvor dessen Antwort in München abzuwarten; die aber wohl wahrscheinlicher negativ, als günstig ausfallen dürfte. Für Fräulein Linder wird die Sache, wie ich glaube, nicht dadurch erschwert, da die Zeichnungen nun doch wohl nicht mehr ausgepackt werden können, sondern erst in München zu ihrer Disposition stehen würden. Solltest Du aber irgend Schwierigkeit darin sehen, so bitte ich Dich, die Sache bis auf eine mündliche Unterredung diesen Abend bei Dir zu verschieben.

„Ich füge nur hinzu, daß die Sammlung nicht ganz dieselbe mehr ist, wie sie dem König angetragen worden, indem die beiden Kohlenentwürfe mit Dampf zu fixiren nicht gelungen ist, mithin hier geblieben sind. Es sind daher nur zehn Blätter.

---

[1] Frau Overbeck und Alfons sollten den Sommer in Castel Gandolfo zubringen, wohin auch Joh. und Flora Veit sich begaben. Sie blieben dort bis Ende September.

Von diesen aber habe ich ein Paar allzu unbedeutende beseitigt und andere an ihre Stelle gesetzt, wie aus nachfolgendem Verzeichniß zu ersehen: 1. Lot, von den beiden Engeln beschützt. 2. Jairi Töchterlein. 3. Leonardo's Tod. 4. Das Manna. 5. Der Christusknabe im Tempel. 6. Findung Mosis. 7. Elias auf Horeb. 8. Das Ave Maria als Doppelbild. 9. Die Speisung der Hungrigen. 10. Die Madonna mit dem Kinde unter Lilien.

„Von Herzen Dein dankbarster Overbeck. Samstag Mittag."

Wenn nun gleich das Uebereinkommen noch am selben Tage zu Stande kam, so bot es doch mehr eine Deckung für die Zukunft, als eine Hülfe für den augenblicklichen Bedarf, da Fräulein Linder, so lange die entscheidende Antwort von Herrn Velten ausstand, nicht in den Besitz der Zeichnungen eintreten konnte. Da kam nun im letzten Augenblick für Overbeck unverhofft erwünschte Hülfe. Am folgenden Tage, seinem Geburtstag und dem Vorabend der festgesetzten Abreise von Rom, händigte ihm Bunsen eine Summe von 80 Scudi ein im Auftrag des Herrn A. von Arnswaldt in Hannover[1]. Dieser musenfreundliche Edelmann, ein Schwager der Brüder v. Haxthausen, wünschte die Zeichnung der „Bergpredigt" zu erwerben, mit der er Overbeck beschäftigt gesehen, als er das Jahr zuvor Rom besuchte. Overbeck nahm die Zeichnung nun nach Frankfurt mit, woselbst Arnswaldt mit ihm zusammenzutreffen hoffte.

Am Montag, den 4. Juli, trat Overbeck voll froher Aussicht mit Cornelius die Reise an. Eine Schaar deutscher Künstler, welche am Abend zuvor den beiden Meistern Serenaden gebracht, gab ihnen bis Ponte Molle das Geleit. Die Reisenden fuhren mit ihren weiblichen Gefährten, Cornelius' Schwester

[1] Eintrag im Diario: „den 3. Juli von Bunsen empfangen 80 Scudi von Hrn. v. Arnswaldt."

Josepha, seiner jüngeren Tochter Maria und Fräulein Linder, über Siena nach Florenz, wo Fräulein Linder sich von ihnen trennte, um die directe Route nach ihrer Vaterstadt Basel einzuschlagen [1]. Von Bologna bis Venedig war der freigewordene Sitz im Wagen von Theodor Hildebrandt eingenommen, dem begabten Schüler und nachmaligen Collegen Schadow's in Düsseldorf; eine Gunst des Zufalls, welche diesem trefflichen Maler zeitlebens werth und denkwürdig geblieben [2].

Schon mit den ersten Tagen der Reise, als sie Rom kaum hinter sich hatten, ging in dem Aussehen und Befinden Overbecks eine wunderbare Veränderung vor. Seine Schwäche nahm ab, seine Stimmung hob sich immer mehr. Nach Verfluß von vierzehn Tagen konnte Cornelius von Venedig aus schreiben: „Overbeck ist zu meiner unaussprechlichen Freude ganz wohl und heiter.“ In Venedig verweilten sie vom 16. bis zum 19. Juli.

Von der Lagunenstadt aus wählten sie eine Poststraße, welche eben erst eröffnet worden war als neue Verbindungslinie zwischen Venedig und Oesterreich, die Ampezzo-Route genannt. Sie führt durch eine großartige Naturscenerie, welche erst in neuerer Zeit die verdiente Aufmerksamkeit der Touristenwelt auf sich gezogen hat. Als unsere Reisenden sie durchfuhren, war sie noch einsam und wenig gekannt. Cortina war ihre dritte Haltstelle für die Nacht; es wurde dort eben dem neuen Landrichter eine Abendmusik gebracht (22. Juli). Am folgenden Tage nahmen sie von der italienisch sprechenden Bevölkerung Abschied, denn beim Eintritt in das gesegnete Pusterthal be-

---

[1] Die Künstler blieben drei Tage (8.—11. Juli) in Florenz. Sie wohnten im Gasthof La Fontana.

[2] In Padua (16. Juli) traf der nach Rom reisende Ernst von Lasaulx mit den Malern zusammen: „Welch ein Mann ist dieser Overbeck! still und einfach wie ich mir Novalis denke, ein Mensch wie aus der schönsten Zeit des Christenthums,“ schreibt er von Rom aus an August v. Haxthausen.

grüßte sie deutsche Sprache und deutsche Sitte. Sie schliefen in dem freundlichen Bruneck, dessen schöne alte Burg Overbecks Auge fesselte; dann (Sonntag, den 24.) zu Sterzing, und nachdem sie am 25. Juli den Brenner überstiegen, in Innsbruck.

Von der Hauptstadt Tirols nahmen sie den kürzesten Weg nach München, die alte „Rottstraße" entlang. Am 26. Juli hielten sie Mittag in Mittenwald, und da es der Namenstag Nina's war, so wurde hier, in dem ersten bayrischen Ort — wie Overbecks Eintrag im Reisekalender lautet — auf die Gesundheit der Annen angestoßen mit Rheinwein. Sie erreichten ihr Nachtquartier zu Kochel bei heftigem Gewitter. Als sie am nächsten Tag nach Wolfratshausen an der Loisach kamen, gedachten sie mit Wehmuth des Malers Karl Friedrich Zimmermann, der hier vor elf Jahren beim Baden in dem wilden Gebirgswasser verunglückte.

Noch am selben Nachmittag, Mittwoch den 27. Juli, erreichten sie Sendling, wo sie von Freunden und Verehrern empfangen und Abends nach München geleitet wurden. Von diesem Empfang hat Dr. Förster als Theilnehmer eine Schilderung gegeben:

„Es war an einem der letzten Tage des Julius 1831, daß die Ankunft von Cornelius und seiner Reisegesellschaft in München erwartet wurde. Vollzählig waren wir, die Künstler Alt und Jung, vor das Thor gezogen; auf der Straße, welche die Reisenden kommen mußten, waren Vorposten ausgestellt; auch die städtische Bevölkerung bezeigte sich theilnehmend erwartungsvoll, und als von fernher die Lebehoch! erklangen und von Gruppe zu Gruppe sich verstärkt fortsetzten, und immer lauter und vielstimmiger die Rufe ‚Cornelius! Overbeck! hoch!' sich wiederholten, da kannte der allgemeine Jubel keine Grenzen mehr: die müden Vetturin-Pferde wurden — allen Widerstandes der Reisenden ungeachtet — ausgespannt, und eine zahlreiche rüstige Jugend bemächtigte sich des Wagens und führte ihn mit seinen

Insassen, von der laut jubelnden Menge gefolgt, triumphirend zur Wohnung von Cornelius. — Wie man auch über eine derartige Huldigung des Genius denken mag: es war doch eine, und ich gedenke ihrer gern, als sie ohne alle Vorbereitung und Ueberlegung dargebracht, ein ehrendes Zeugniß für den empfänglichen Sinn der Bevölkerung von München ist.

„Die Künstlerschaft übrigens gab ihrer Freude über die Rückkehr von Cornelius und über den Besuch von Overbeck einen besondern Ausdruck in einem ländlichen Fest am Ufer des Starnberger Sees. Germania strahlte in entzückender Sommerschönheit, als gälte es, die süßen Verlockungen Italiens in der Seele Overbecks zum Schweigen zu bringen, und ihre Söhne standen ihr treulich zur Seite. Was Starnberg an Seefahrzeugen hatte, war herbeigeschafft und bekränzt worden; für den Helden des Tages und seine Umgebung war sogar aus einem sonst verschlossenen Arsenal eine Art Bucentauro geholt und geschmückt worden zur fröhlichen Fahrt über den See, die unter Musik und Gesang im Geleite einer ganzen Flotte von bewimpelten Kähnen ausgeführt wurde. Im Freien unter schattigen Bäumen waren die Tafeln gedeckt, wo beim festlichen Mahl die Gläser erklangen bei treffenden Reden zu Ehren der Kunst und ihrer Meister alter und neuer Zeiten. Das Lebehoch! aber für Overbeck leitete ein Rundgesang ein, der es der Germania in den Mund legte.“ [1]

Overbeck befand sich fast in Verlegenheit, all die Wunder zu beschauen, welche ihn in München umgaben, das aus einem kleinen Fürstensitze sich zu einer stattlichen Hauptstadt und Metropole deutscher Kunst entfaltete. Unter seines Freundes Führung lernte er Tag um Tag die Herrlichkeiten kennen, die ihn, wie er nach achttägigem Wandern bekennt, in beständigem

---

[1] Peter von Cornelius. II. 59 ff. Schon im Jahre 1829 war Overbeck zum Ehrenmitglied der Münchener Akademie ernannt worden, und zwar am Geburtstag des Königs, 25. August.

Staunen erhielten und kaum zu sich selber kommen ließen [1]. In berechtigtem Triumphe führte ihn Cornelius auf den Schauplatz seiner künstlerischen Großthat, in die nun vollendete und freskengeschmückte Glyptothek; er führte ihn in die Arkaden des königlichen Hofgartens, wo junge Künstler nach seinem Vorschlag und unter seiner Aufsicht sechzehn Wandbilder aus der bayrischen Geschichte, nebst entsprechenden allegorischen Figuren in den Bogenwinkeln, gemalt hatten. Er zeigte ihm die Pinakothek, den Odeonsaal, die im Bau begriffenen Gotteshäuser, die Ludwigskirche, die kostbare Allerheiligenhofkapelle.

König Ludwigs Hochsinn und Energie war überall sichtbar. Frisches Leben pulsirte seit seiner Thronbesteigung durch alle Gebiete von Kunst und Wissenschaft. Von dem Gedanken beseelt, in seinem Volke historischen Sinn zu wecken, wollte er demselben, mit der ihm eigenen fürstlichen Weitherzigkeit, während er persönlich dem classischen Ideale huldigte, in einer Mannigfaltigkeit von Monumenten die Kunstentwickelung der Jahrhunderte vor Augen stellen. Aber mochten seine Architekten Leo von Klenze und Gärtner Kirchen, Museen und Paläste nach dorischen, byzantinischen, romanischen oder altflorentinischen Mustern entwerfen, er hielt als großen einheitlichen Gesichtspunkt fest, die Wände derselben zu historisch monumentalen Bilderbüchern zu gestalten. Durch die Reform der Akademie, und mit Cornelius an ihrer Spitze, schuf er sich die Mittel und Kräfte, seine königliche Absicht zu verwirklichen, nachdem dieses Meisters genial umfassende Methode für Wandmalereien ganz besonders sich eignete. So waren denn der Director und seine talentvollen Jünger, im Verein mit den Meistern Schnorr und Heß, in voller Thätigkeit begriffen, die neuen Bauten, wie sie nach einander entstanden, mit Scenen aus der Mythologie und Legende, aus der heiligen und profanen Geschichte auszuschmücken. Alles stand in frühlingsähnlichem Sprossen.

---

[1] An Emilie Linder, 4. August 1831.

Overbeck verweilte nahezu vier Wochen in der schönen Stadt, im glücklichsten Einvernehmen mit einer Brüderschaft gleichgesinnter Künstler und Freunde.

Hier traf er wieder seinen theuren Bruder Sutter, der aus Wien herbeigeeilt war, und konnte glücklicher Weise dazu mithelfen, daß dieser mit so manchem Mißgeschick ringende Künstler[1] in München festgehalten wurde, um zunächst unter Schnorrs Leitung bei den Frescomalereien in der Residenz mitzuarbeiten. Hier lernte er Schlotthauer lieben und schätzen, den Hausvater der Akademie und des Cornelius' verlässigste Stütze, der ihn seinen fünfzehnten Nothhelfer nannte. Hier verkehrte er mit dem religiösen Bildhauer, Maler und Musiker Konrad Eberhard, seinem römischen Gefährten, und mit dessen älterem Bruder und Kunstgenossen Franz, und erfreute sich an dem kindlich schlichten Wesen und den durch fromme Innigkeit und poesievolle Lieblichkeit ausgezeichneten Compositionen dieses rührend guten Brüderpares. Er kam in persönliche Berührung mit Sulpiz Boisserée, der mit seinem Bruder Melchior, seitdem ihre unschätzbare Sammlung altdeutscher Meister in das Eigenthum des bayrischen Königs übergegangen, in München sich niedergelassen hatte. Er fand gastfreundliche Aufnahme im Haus des geistvollen Joseph Görres, den Ludwig I. aus dem Exil berufen und zum Professor der Geschichte an der Universität ernannt hatte[2]. In dieser Gesellschaft lernte er auch den Domherrn Schwäbl, nachmaligen Bischof von Regensburg, kennen.

Overbeck hatte in München einen Brief von dem Kunsthändler Velten vorgefunden, der ihm volle Freiheit ließ, über die Sammlung von Zeichnungen zu Gunsten von Fräulein

---

[1] Seit seiner Rückkehr aus Italien im Jahre 1826 hatte er in Wien sich mit Zeichnungsunterricht forthelfen müssen.

[2] Gleich am ersten Tage seines Münchener Aufenthalts besuchte Overbeck eine Vorlesung von Görres und war später sein Tischgast.

Linder zu verfügen. Er machte der Basler Künstlerin Mittheilung hievon, und die Honorarsumme traf, zu gelegener Stunde, gerade noch am Tage vor seiner Abreise in München ein. Da er mit seinem älteren Bruder eine Zusammenkunft in Heidelberg vereinbart hatte, so mußte er die Isarstadt verlassen, ehe die Kiste mit den Zeichnungen angekommen war. Auf sein Ersuchen übernahm es aber der gutwillige Professor Schlotthauer, Fräulein Linders vormaliger Lehrer, die Zeichnungen an die Eigenthümerin zu befördern.

Unmittelbar nach dem Eintreffen der Kiste, welche von Cornelius den Carton der Kreuzigung, von Overbeck den Carton der Indulgenz des hl. Franciscus, die erwähnten zehn Zeichnungen für Fräulein Linder, eine Geburt Christi mit Randzeichnungen (später von derselben Dame erworben) nebst anderen Studien enthielt — brachte Professor Schlotthauer diese Werke zur öffentlichen Ausstellung. Diejenigen von Overbeck erregten viel Aufmerksamkeit, nicht nur wegen ihres inneren Werthes, sondern auch in Folge des frischen Eindrucks, den seine persönliche Erscheinung in München hinterlassen.

Am 21. August, einem Sonntag, sagte Overbeck der bayrischen Hauptstadt und dem gastlichen Hause des „treubesorgten" Herzensfreundes Lebewohl, und konnte wie Telemach zu seinem Begleiter sagen: „Uns wird diese Fahrt noch inniger Beide vereinen." [1]

Im Verlauf des folgenden Tages erreichte er Stuttgart, wo er seinen werthen Gönner aus den Jugendtagen, Maler Wächter, aufsuchte. Der alte Herr und seine Gattin, die freundliche Römerin, waren noch dasselbe einfache gottesfürchtige Paar, wie er es in Wien verlassen hatte. Es drängte ihn, dem würdigen Meister seine Verehrung zu bezeugen, der

[1] „Nichts wird mir je," schreibt er an Cornelius, „die glänzenden Tage verdunkeln können, die ich an Deiner Seite, auf der herrlichen Reise sowohl, als in München verlebt habe."

aller Widerwärtigkeiten ungeachtet den edlen Enthusiasmus für die Kunst sich bewahrte, in deren Dienst sein Leben ein langes, entsagungsvolles Opfer war. Dagegen wollte es ein ungünstiger Zufall, daß zwei andere befreundete Kunstgenossen gerade von Stuttgart abwesend waren, Leybold und Steinkopf, beide jetzt Lehrer an der Stuttgarter Kunstschule.

Dienstag, den 23. August — Alfons' Geburtstag, wie der Reisekalender notirt — verließ Overbeck Stuttgart und gelangte gegen 10 Uhr Abends nach Heidelberg. Als er aus dem Eilwagen stieg, erblickte er zu seiner freudigen Ueberraschung Philipp Veit vor sich, der ihm aus Frankfurt entgegengekommen war und mit dem Maler Koopmann aus Altona[1] ihn erwartete. Gleich darauf erkannte er auch seinen Bruder Christian, mit einem Knaben an der Seite, der sein Neffe sein mußte. Nach den herzlichsten Umarmungen ging er mit ihnen in den Gasthof, wo seine Schwägerin Auguste ihn erwartete.

Philipp Veit nahm ihn am andern Morgen mit nach Stift Neuburg, einem schönen Landsitz im Neckarthal, unfern von Heidelberg. Der Eigenthümer desselben, der milde feinfühlige Rath Schlosser, und dessen kluge hochgesinnte Lebensgefährtin Sophie geb. du Fay, bewillkommten ihn mit den Ausdrücken der Verehrung und Dankbarkeit. Seine Liebe und Freundschaft für ihren verewigten Bruder Christian Schlosser blieb hier unvergessen, und diesen Freund persönlich kennen zu lernen, war ihnen die „Erfüllung eines Herzenswunsches". Auch am folgenden Tage mußte er sich im Stift einfinden; von der großen Gesellschaft, die er dießmal traf, erschien ihm der Geh. Rath Justus Thibaut besonders merkenswerth.

Tags darauf, den 25., führte Philipp Veit seinen römischen Freund mit dessen Lübecker Verwandten im Triumphe nach Frankfurt. Unterwegs machten sie noch in Darmstadt Halt,

---

[1] J. K. H. Koopmann, geb. 1797, Professor der Malerei am Polytechnikum in Karlsruhe.

woselbst Overbeck den Architekten und Oberbaurath Georg Moller besuchte.

Der Contrast zwischen Frankfurt und München war nun freilich in die Augen springend. Overbeck befand sich nicht mehr in einer glänzend aufstrebenden Stadt, in welcher der Einfluß des Monarchen die öffentliche Aufmerksamkeit auf Wissenschaft und Kunst ohne Unterlaß hinlenkte, sondern in einer alten Republik von reichen Kaufleuten und Bankiers, wo der Boden für das künstlerische Element schon deßwegen ungünstig war, weil „so viele streitende Interessen berücksichtigt werden mußten". Selbst die Vorstandsmitglieder des Städel'schen Instituts hatten ihre auseinander gehenden Sympathien und Antipathien. Daher fühlte sich Philipp Veit damals wegen seiner ernsten Kunstanschauung in Opposition mit der herrschenden Meinung und hatte im Beginn seiner amtlichen Laufbahn einen harten Stand.

Indeß, wie immer die öffentliche Meinung beschaffen sein mochte, es existirte auch in Frankfurt ein Kreis denkender kunstverständiger Männer, welche mit Philipp Veits Anschauungen sympathisirten: unter ihnen Dr. Böhmer, der Historiker und Bibliothekar, die Passavants, Professor Steingaß und andere. In diesem Kreise sah sich Overbeck auf's wärmste begrüßt und aufgenommen. Die Künstler und Kunstfreunde wetteiferten mit einander, ihm Freundliches zu erweisen, und veranstalteten zur Feier seiner Anwesenheit ein Bankett. Es fand am 27. September auf dem Forsthause statt, wobei ein zur Begrüßung des Gastes gedichtetes und gedrucktes Lied im Chor gesungen wurde. Clemens Brentano, der mit dem Maler Peroux bei dem Festessen anwesend war, erntete allgemeinen Beifall durch die humoristische Bemerkung, der beste Schwabenstreich, den Peroux gemacht habe, sei der gewesen, daß er Overbecks Lehrer geworden[1]. Ein Scherz, den Peroux wohl zu würdigen verstand,

[1] Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. S. 442.

da der wackere Mann niemals Anstand nahm, das beschränkte Maß seiner Fähigkeiten anzuerkennen und über den Ruf und das Genie seines „liebsten und besten Schülers" neidlos sich zu freuen.

Eine runde Woche verbrachte Overbeck in Frankfurt, und es waren frohe Tage, die er dort verlebte. Es machte ihn glücklich, so manchem braven Freunde die Hand zu drücken; er genoß der behaglichsten Pflege im Hause Philipp Veits, wo Frau von Schlegel, seit zwei Jahren Wittwe, und sein kleiner Pathe und Namensträger Friedrich[1] das Glück des häuslichen Kreises belebten; er empfand endlich eine besondere Befriedigung, daß es ihm gelungen, einen Akt der Pietät für das Andenken seines geliebten Pforr zu vollführen, wenigstens anzuregen. In Folge eines von ihm persönlich gegen mehrere Freunde ausgesprochenen Wunsches gab der Frankfurter Kunstverein im folgenden Jahre, und wiederum im Jahre 1834 und 1835 eine Reihe von Stichen und Lithographien nach Pforrs Handzeichnungen und Skizzen heraus, welche Frau Thomas, Herr Sarasin in Frankfurt und Overbeck selbst besaßen. Der Kunstverein vertheilte diese Publikationen an seine Mitglieder und an die übrigen deutschen Vereine, und wenn die Blätter auch nicht in den eigentlichen Handel kamen, so war doch dem Frühvollendeten ein bescheidenes Denkmal gestiftet.

Von Frankfurt aus wandte sich Overbeck am 2. September mit seinen Verwandten nach Wiesbaden und Mainz[2]. Dann

---

[1] Im Diario 1830 notirte O.: „Sonnabend 10. April habe ich meinem theuren Freunde Phil. Veit sein Söhnlein aus der Taufe gehoben, welcher die Namen Friedrich Anastasius bekommen hat — in der Pfarre von SS. Vincenzo ed Anastasio."

[2] In Wiesbaden machten sie einen Ausflug auf die Platte; in Mainz war Overbeck zu Mittag bei Lennig, dem Professor und nachmaligen Domdecan, der 1827—1828 Studien halber in Rom gewesen, und besuchte Abends Hofrath F. W. Jung und dessen Sohn, einen Genossen aus der Wiener Zeit.

ging es (Montag, den 5.) nach Bingen. Hier schlugen sie für drei Tage ihr Quartier auf, um den Zauber der romantischen Rheinlandschaft allseitig in sich aufzunehmen. Sie machten Wasserfahrten rheinauf und -ab und erstiegen die rebenbekränzten Höhen; sie besuchten Ruinen oder restaurirte Burgen, und genossen von den höchsten Aussichtspunkten den weiten Blick über Fluß und Hügel und Ebene[1].

In Koblenz fanden sie an dem Architekten Lassaux und H. J. Dietz freundwillige Führer, die sie nach Kapellen und Schloß Stolzenfels geleiteten. In Bonn sorgte Christian Brentano für gastliche Unterkunft und begleitete sodann Overbeck am 13. September auf dem Dampfschiff nach Köln. Der Besuch stand in engster Beziehung zu dem Auftrag, den der Künstler vom Düsseldorfer Kunstverein erhalten hatte, ein Altarbild für den Kölner Dom zu malen. In weiten Kreisen machte sich bereits der Eifer geltend, dieses ehrwürdige Bauwerk, in dem die deutsche Gothik ihre Vollendung erreichte, wiederherzustellen — „ein heiliges Vermächtniß, den späten Enkeln zur Vollziehung hingegeben", wie Görres mahnend einst gesagt.

Im Verlauf des letzten Jahrhunderts war der Dom stark in Verfall gerathen. Schlimmer als die Unbill der Zeit hatte hier der Vandalismus der Menschen gehaust. Unter der französischen Gewaltherrschaft war er als Futtermagazin für die Armee verwendet worden. Sulpiz Boisserée, der den herrlichen Bau von Kindheit auf geliebt, wandte seine Zeit und sein Talent daran, dieses grandiose Denkmal altdeutscher Frömmigkeit zu retten und wiederherzustellen. Sein Prachtwerk über den Dom, eine Arbeit vieljähriger liebevoller Hingebung, wurde ein Hauptmittel, den Sinn für die lang verachtete Kunst der Väter zu wecken und die Begeisterung für die Restauration

[1] Am meisten scheint O. die Aussicht vom Niederwald gefesselt zu haben. Auch der Bruder Christian zählte die am Rhein verlebten Tage zu den herrlichsten seines Lebens.

in deutschen Gemüthern zu entzünden. Im Jahre 1816 wurde das schadhafte Dach verbessert, im Jahre 1824 das Werk der Restauration ernstlich in Angriff genommen. Als der Chor restaurirt war, wurde das Verlangen allgemein, die Kathedrale nach der Idee des Meisters vollends auszuführen.

Diese Maßnahmen waren indeß damals noch nicht zur Ausführung gelangt. Als Overbeck den Dom besuchte, fand er ihn überwältigend großartig, aber in „trümmerhafter Unvollendung“.

Die Malereien der alten Kölnischen Meister und die vielen Alterthümer der an Kunstschätzen reichen Stadt, mit ihrem Juwel, dem herrlichen Dombild, erregten sein Entzücken, doch vermochten sie ihn nur kurze Zeit festzuhalten. In seinem Plane stand Köln als das äußerste Ziel seiner Reise, und nachdem er den Dom mit Rücksicht auf das ihm übertragene Gemälde in Augenschein genommen, gedachte er wieder umzuwenden und die Schritte heimwärts, nach dem Süden zu lenken.

In Folge dieses Arrangements hatte sich Alexander Hübner, ein Jüngling von vielversprechenden Fähigkeiten, der zu Wien in dem berühmten Institut des Herrn von Klinkowström erzogen worden war, bereits am Mittelrhein ihm beigesellt, um unter seinem Schutze nach Italien zu reisen. Freiherr von Hübner, der seitdem als Diplomat und Schriftsteller sich einen Namen errungen, und zweimal als österreichischer Botschafter beim päpstlichen Stuhle in Rom residirt hat, war damals noch ein unerfahrener junger Mann und im Begriff, seine erste Reise dahin zu unternehmen. Seine „zärtlich besorgte“ Mutter fand eine große Beruhigung in dem Gedanken, den Sohn in der Gesellschaft und Obhut des frommen Malers geborgen zu wissen [1].

Aus Rücksicht auf diesen ihm anvertrauten Gefährten, und da es sein eigener Wunsch war, am 1. November wieder bei

---

[1] Overbeck an E. Linder, 25. April 1832.

den Seinigen in Rom zu sein, rüstete Overbeck nunmehr zur Rückreise nach Italien. Bevor wir sie jedoch auf dieser Fahrt begleiten, müssen wir uns eine kleine Digression gestatten.

Schon in den frühen Tagen, als die Bemühungen der St. Lukasbrüder noch darauf gerichtet waren, der Welt einen Kreis ehrlich nach Wahrheit strebender Künstler zu erziehen, hatte der weitblickende Pforr es als wünschenswerthe Aufgabe erkannt, dahin zu wirken, daß diese Künstler durch Vereine zur Verbreitung eines bessern Kunstgeschmacks in Thätigkeit gesetzt werden möchten. Pforrs Plan ward von seinen Genossen auch nach seinem Hinscheiden wohl im Auge behalten, und mag zur Bildung von Kunstvereinen nicht unwesentlich beigetragen haben. Solche Vereine entstanden in der dritten Dekade unseres Jahrhunderts in verschiedenen Städten Deutschlands. Zu den frühesten gehörte der Karlsruher und der 1823 in München gegründete Kunstverein. Berlin und Dresden folgten. Landschafts-, Marine-, Architektur- und Sittenbilder, Werke welche als unmittelbar verständlich, aus der lebendigen Gegenwart gegriffen, bei der Mehrheit des Publikums zumeist auf Beifall rechnen konnten, wurden von neueren Künstlern angekauft, um dann an die Mitglieder verloost zu werden. Auf diesem Wege gelangten gute Bilder oft in die Hände von Leuten, welche zuvor um Kunst sich wenig gekümmert hatten, aber die sie alsdann kennen und zuletzt hochschätzen lernten. Da der Gedanke einem Bedürfnisse der Zeit entsprach, so gewann er rasch eine große Verbreitung.

Im Jahre 1829 war der Kunstverein für Rheinland und Westfalen gegründet worden, der höhere Zwecke verfolgte. Wenn es auch hier darauf abgesehen war, den Kunstsinn und Geschmack des Publikums durch die Unterstützung der Cabinetsmalerei zu beleben, so sollte doch — Dank dem rührigen Einfluß Moslers — ein namhafter Theil der Einnahme zugleich

für Kunstwerke höherer Gattung, zum Schmucke öffentlicher Gebäude mit großen historischen Darstellungen, vorbehalten bleiben. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend hatte der Kunstverein bald nach seinem Entstehen von Overbeck ein Kirchenbild bestellt: ein Auftrag, der dann die Form eines Altarbildes für den Kölner Dom annahm.

Durch Aufnahme jener wichtigen Bestimmung in seine Statuten unterschied sich der genannte Verein vortheilhaft von der Mehrzahl der übrigen Kunstvereine, welche, wie Overbeck wohl erkannte, nur zu leicht dahin gedrängt wurden, der Privatliebhaberei auf Kosten der ernstern Richtung zu weit gehende Concessionen zu machen. Im Allgemeinen konnten ihm darum auch diese an sich preiswürdigen Vereine nicht unbedingten Beifall abringen, insofern sie der Gefahr unterlagen, dem Geschmacke des Publikums eher zu folgen als ihn zu heben, in solchem Falle also nur wiederum dazu beitragen mußten, das Markttreiben großzuziehen, der Gefallsucht und der Kameraderie zu dienen und das reine Kunstinteresse zu schädigen. Nach seiner Auffassung hatte die Kunst die Aufgabe, das menschliche Leben nicht bloß zu verfeinern, sondern zu veredeln.

Von Wilhelm Schadow wissen wir, daß er schon im Kreise der Lukasbrüder den Verfechtern des idealen großen Stils gegenüber das Element des Colorits und des Natürlichen vertreten. Als er 1819 zum Professor an der Akademie seiner Vaterstadt Berlin ernannt worden, sammelte er bald talentvolle Schüler um sich, die er nicht bloß durch seine Sorgfalt für artistische Ausbildung, sondern auch durch die besondere Gabe, die Talente der Einzelnen zu erkennen und ihren Eigenthümlichkeiten Rechnung zu tragen, an sich fesselte. Im Jahre 1826 nahm er, von den begabtesten Jüngern begleitet, seinen Wohnsitz in Düsseldorf als Director der Akademie, und unter der Mithülfe dieser jungen Männer, die sich zu vorzüglichen Genremalern emporschwangen, wandelte er den von Cornelius angebahnten Kunstbetrieb der Schule gänzlich um. Das Sitten-

bild wurde zum Hauptmerkmal der Düsseldorfer Schule, und diese Kunstgattung wurde zu einer Höhe und mit einem Erfolg ausgebildet, daß sie der Malerei Nordwestdeutschlands für Jahrzehnte ihren speciellen Charakter aufdrückte. Auf der andern Seite vertrat Cornelius, damals in der Vollkraft seines Wirkens und Schaffens, standhaft den höhern Werth und Gehalt der großen historischen Malerei. Er übte, pflegte und verfocht sie mit jener Wucht und Kraft seiner genialen Persönlichkeit, daß sie für eine Zeitperiode als der vorherrschende Kunstzweig in Süddeutschland gelten konnte. Mit der kühnen Einseitigkeit eines bahnbrechenden Geistes sprach er damals sein Mißfallen an dem Genrefach in der schroffsten Weise aus; er war der Ansicht, daß es, als ein Fachwerk, die wahre Kunst zerstückle, die in ihrem Wesen allumfassend bleiben solle und keine Trennung dulde[1].

Wenn Overbeck mit Cornelius übereinstimmte in dem Bedauern, daß die Kunst in Specialitäten getrennt werde, vergaß er doch nicht, daß er selbst einem besondern Zweig der Kunstübung sich mit Vorzug hingab. Er mißkannte die Berechtigung und Nothwendigkeit für den Einzelnen, sein individuelles Talent zu cultiviren, keineswegs, wie er auch die Vortheile nicht übersah, welche aus der technischen Durchbildung gewonnen werden. Er ermuthigte deßhalb später auch einen jungen Mann, für dessen moralische und künstlerische Ausbildung er verantwortlich war, dem Genre in Düsseldorf unter Professor Sohn sich zu widmen.

Schadow, der im Winter 1830/31 zu einem Besuch in Rom gewesen, hatte dort die alten Beziehungen wieder erneuert; er sympathisirte noch immer mit den edlen Kunstbestrebungen des Freundes, dagegen beklagte er den Mangel an Fortschritt, den er in der Technik seiner Schüler wahrgenommen.

Mit diesem Präludium leiten wir einen Brief ein, den Schadow an Overbeck in München gerichtet:

---

[1] Bei Förster. I. 274.

„Düsseldorf 25. Juli 1831.

„Ich kann nicht umhin, mein innigst geliebter und verehrter Overbeck, Deinen Brief vom 1. Juli mit einigen Zeilen zu beantworten. Wenn Du Dich in demselben einen Schüler in der Kunst nennst, den ich in Wort und That stets als meinen Meister anerkannt habe und anerkennen werde, so machst Du mir dadurch mein Amt nur doppelt drückend, einmal weil Du mich meine Unzulänglichkeit zum Lehramt doppelt empfinden machst und ferner, weil Du mir den Trost nimmst, für ein an sich unangenehmes Geschäft die Beruhigung wahrer Nützlichkeit gewonnen zu haben. Doch es heißt: Gibt Gott ein Amt, so gibt er auch den Verstand: so thue ich nun nach meinen Kräften und muß das andre dem lieben Gott überlassen. Die Veranlassung meines Gesprächs mit unserm trefflichen Veit[1] entstand aus der Vorzeigung eines Christuskopfs, welchen er gemalt. Bei Betrachtung desselben stieg in mir der Gedanke auf: Wüßte der Mann, wie ein Menschenkopf eigentlich aussieht, so würde die schöne und fromme Empfindung, die ihn wirklich belebte, als er es malte, auch andern vollkommen klar werden. Nach 20 Jahren fand ich ihn aber in der Beziehung des Wissens ganz auf demselben Fleck. Woran liegt dies? Bei der jungen Leute Arbeit in Deiner Werkstatt sah ich ganz dasselbe, obgleich deren Meister sehr schön zeichnet. Woran liegt dies? Einige wenige Aeußerungen, als ob es in einer zu geringen Abschätzung des Wissens liege, brachten den Johannes zu so lebhaften Aeußerungen, wie ich ihm nie zugetraut, und versichre ich Dich, von meiner Seite alle Mäßigung beobachtet zu haben, deren ich fähig war. — Es thut mir leid, daß ich gegen Dich wiederholen soll, daß alle Studien in der Kunst nur zur Verwirklichung einer poetischen Idee dienen sollen, ich habe mich nie in einem andern Sinne ausgesprochen. In den untern

[1] Johannes Veit. Dieses Gespräch hatte während Schadows jüngster Anwesenheit in Rom (1831) stattgehabt.

Klassen sehe ich zwar streng darauf, daß die jungen Leute lernen, und halte die Lehrer derselben ganz in diesem Sinne an. So wie sie aber nur einigermaßen sich auszudrücken vermögen, muntre ich sie beständig zur Composition auf, denn wie gesagt, auch das höchste A. B. C. der Kunst dient meiner Meinung nach nur zur Verwirklichung poetischer Ideen. — Meinst Du nun, wie es fast erscheint, diese Verwirklichung sei überhaupt nur von wahrem Werth, wenn es Ideen religiöser Art, zur unmittelbaren Verherrlichung Gottes beträfe, so denkst Du als wahrer Christ im eigentlichsten Sinne des Worts, und wollte der allmächtige Gott, wir fänden auf diese Art Brod und Beschäftigung. Allein, mein Freund, alles dient zur Verherrlichung Gottes, auch wenn ich jemandes häßliche Nase nachmale, denn ich finde selbst dabei noch Gelegenheit genug, die Weisheit seiner Schöpfungen zu bewundern, und so dient selbst dies mein Gefühl zur Verherrlichung Gottes. Mittelbar dient jedes gute Bild, wenn auch nicht zur christlichen Erbauung meines Nebenmenschen, doch zur Verherrlichung Gottes. So laß uns nur seine große herrliche Erscheinung in der Natur mit Liebe umfassen, so kann noch jede Pflanze, jeder Käfer in unserm Bilde zur Verherrlichung Gottes dienen. Kann ich meinen Schülern aus positivem Glauben hervorgehende Ideen einpflanzen, lehre mich das, wie macht man das? Sie sind meist als Deisten erzogen, Gott allein gibt den Glauben. Meinst Du, ich bin wie die Berliner und halte sie oder rathe ab, christliche Gegenstände zu componiren? Ich bin mir im Gegentheil bewußt, immer mittelbar oder unmittelbar darauf hinzuweisen. In Berlin habe ich 6 Jahre gegen die materialistische und ideenlose Ansicht der Kunst angekämpft; meint ihr, ich wollte mich aber nicht gegen den umgekehrten Irrthum wahren? Bilder sind, wie Menschen, verkörperte Geister; deshalb muß deren Schöpfer doch genau wissen, wie ein Körper beschaffen ist. Selig, dreimal selig jene alten Meister, welche mit wahrer Kindlichkeit an nichts anders dachten, als wie sie besser zeichnen und

malen lernen wollten, das andre verstand sich von selbst, weil kein verkehrtes Streben die Ideen in ihren Quellen getrübt hatte.

„Du willst nach Cöln kommen und nicht zu uns! Mir thut es weh, nicht als ob ich mir einbilde, wir würden mit unsrer Kunst bei Dir ein großes Interesse erwecken, am wenigsten ich, den Gott nicht mit solchen Anlagen ausgestattet hat, aber weil es mich, als Dein Dich herzlich liebender Freund verletzt, daß Du nicht auf ein paar Tage mein lieber Gast sein willst. Nach Cöln komme ich auf jeden Fall, wenn Du da bist, vielleicht zieht meine herzliche Zuneigung Dich auf ein paar Tage mit herüber."

Schadow hatte nicht nöthig, eigens nach Köln zu reisen, um den römischen Freund durch die Beredsamkeit seiner Liebe zum Besuche Düsseldorfs zu bewegen. Auch von anderen Bewohnern dieser Stadt wurde Overbeck bestürmt, sein Widerstreben zu überwinden und ihnen wenigstens einige Stunden zu schenken. Mosler stellte ihm in den dringendsten Ausdrücken vor, wie wünschenswerth und wichtig es wäre, die vornehmsten Ausschußmitglieder des Kunstvereines zu sehen und mit ihnen den gemeinschaftlichen schönen Plan zu bereden.

Diesen warmen Kundgebungen der Theilnahme konnte Overbeck nicht widerstehen. Am 15. September Nachmittags setzte er sich in den Eilwagen und fuhr mit Hübner nach Düsseldorf, wo er bei Schadow gastliche Aufnahme fand.

Am andern Morgen ward er in die Akademie geführt. Er sah, daß Schadow durch sein eigenthümliches Talent, durch sein Streben nach Vollendung und Anmuth in der Oelmalerei die Anstalt rasch in einen höchst blühenden Stand gehoben. Sein Einfluß wie seine gesellschaftliche Anziehungskraft waren groß. Die jungen Leute, die sich um ihn sammelten, wußten, daß jedwede Ansicht hier sich geltend machen könne, und daß der Director aller Art von Poesie auf der Leinwand, die nicht sündlich, freien Spielraum gewähre. Seine Stellung zu den Schülern trug den Charakter väterlichen Wohlwollens.

Wenn Overbeck über den Aufschwung der Anstalt im Allgemeinen sich freute, so fühlte er gleichwohl, daß die höchste Phase des Kunstlebens noch nicht erreicht war. Diese sollte indeß bald durch Deger zur Entfaltung kommen, der damals schon mit Erfolg sich bemerklich machte [1]. Deger, und im Bunde mit ihm die Brüder Müller und Ittenbach ergriffen in der Folge mit aller Kraft und Inbrunst die heilige Kunst und führten durch ihre monumentalen Malereien wie durch ihre persönliche Wirksamkeit einen bedeutenden Umschwung in einer vornehmlich wegen ihrer Landschafts- und Genremalerei gefeierten Schule herbei. Denn auch die Leiter der Düsseldorfer Schule konnten sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß die tüchtigste Basis für eine heilsame Entwicklung jedes einzelnen Zweiges der Kunstthätigkeit die monumentale Historienmalerei sei, und daß „ohne einen solchen ernst großen Hintergrund die gesammte Kunst Gefahr laufe, in Trivialität und bloßes Handwerk zu verfallen" [2].

Von der Akademie aus machte Overbeck noch verschiedene Besuche (bei Herrn Fallenstein, der Seele des Kunstvereins, bei Dr. Möller, Director Brüggemann, Graf Spee rc.), und kehrte alsdann Nachmittags mit dem Dampfboot wieder nach Köln zurück. Es war ein durchaus lohnender und wohlgelungener Ausflug — mit einer einzigen Ausnahme. Sein treuer Wintergerst weilte damals fern in Bernkastel, der Heimath seiner Frau, an der Mosel, und so war es ihm versagt, mit dem geliebten alten Freund ein lang ersehntes Wiedersehen zu feiern, auf das sich dieser nicht minder gefreut.

Nach einem Ruhetag in Köln wurde nun wirklich (18. Sept.) die Rückreise angetreten. Rheinaufwärts geschah sie in Gesellschaft von Christian und Clemens Brentano, welche ihn in

---

[1] Ernst Deger, geboren 15. April 1809 zu Bockenem, gestorben 27. Januar 1885.

[2] R. Wiegmann, die Kunst-Akademie zu Düsseldorf (1856) S. 23.

Bonn erwarteten. Diese beiden merkwürdigen Brüder weilten viel und gern an den Gestaden des Rheins und freuten sich der Gelegenheit, einige seiner verborgenen Schönheiten einem ächten Natur- und Kunstfreund aufzuschließen. Das liebliche Koblenz mit den wohlthätigen Anstalten des Stadtrath Dietz nahm wieder zwei Tage in Anspruch. Sie führten ihn dann nach Marienberg bei Boppard, einem ehemaligen Kloster, wo die mit der Familie Görres, Dietz und Brentano befreundeten Schwestern Sophie und Therese Doll eine vortreffliche Erziehungsanstalt für junge Mädchen errichtet hatten; von dort auf die Altenburg, „eine hohe Bergspitze", von der sie „eine der reizendsten Aussichten über den Rhein genossen". Bei St. Goar blieb dem Maler ein „merkwürdiges Echo" in Erinnerung.

Am 23. September gelangten sie nach Frankfurt. Hier verblieb Overbeck wiederum eine Woche bei Philipp Veit, dessen Familie in der Gegenwart des römischen Freundes neu auflebte. Weder der Gastherr noch die beiden Brentano konnten sich von ihm trennen, ohne ihm noch ein Stück Weges das Geleit zu geben. So begleiteten sie ihn denn (1. Oct.) durch die reizende Bergstraße bis Heidelberg. Am folgenden Tag, einem Sonntag, hielten sie mit einander auf dem friedlich stillen Musensitze am Neckar, dem Stift Neuburg, Rast. Und als nun die Frankfurter Gäste dem Maler Lebewohl sagen mußten, hielten ihn Rath Schlosser und dessen Frau noch für einige Stunden länger in ihrer Mitte fest. Es scheint eine besondere Weihe über diesem traulichen Zusammensein Overbecks mit den neuen und dennoch alten Freunden, dem Seelenaustausch gleichgestimmter Naturen, geruht zu haben. Nach Jahren noch erfreute sich Rath Schlosser an der Erinnerung der schönen Tage, „deren Bild wie eine Lichterscheinung" vor ihm stand und fortwährend „einen labenden und erquickenden Einfluß" auf ihn übte[1]. Ein grünes Plätzchen in dem Garten blieb

---

[1] Briefe vom 21. Nov. 1833 und 10. Mai 1837.

den Besitzern mit dem Andenken an den Maler verknüpft. Die Frau Räthin hielt das „Overbeck-Plätzchen“ bis an ihr Lebensende in Ehren. „Ich sehe Sie noch immer an einem schönen Sonntagmorgen sich an dem stillen Frieden erfreuen, den der Blick auf Wald und Wiesen der Seele mittheilt. Sie werden sich des grünen Plätzchens kaum mehr erinnern, uns ist es aber seitdem besonders lieb geworden“ [1].

Von hier an beschloß Overbeck, da er die Ungeduld seines jungen Reisegefährten nicht länger auf die Probe stellen zu dürfen glaubte, die Weiterfahrt in rascherem Tempo fortzusetzen und den kürzesten Weg nach Rom einzuschlagen. Dieser Entschluß kostete ihn aber ein nicht geringes Opfer; denn er nöthigte ihn, den versprochenen Besuch in Basel aufzugeben, wo seiner, wie er wußte, im Hause von Fräulein Linder ein gastfroher Willkomm wartete. „Was mir das Bitterste blieb,“ bemerkt er in seinem Entschuldigungsschreiben an die Basler Künstlerin, „war der Gedanke an eine von meinen Zeichnungen, die ich hatte müssen unvollendet in Ihre Hände gelangen lassen, und die ich nur deßwegen Ihnen so hatte zustellen können, weil ich nicht daran zweifelte, das Mangelnde auf meiner Durchreise bei Ihnen ergänzen zu können. Es ist die Speisung der Hungrigen, an der im Vordergrunde etwas unausgezeichnet blieb, und von der sich nun nicht so bald absehen läßt, wann und wie diese Versäumniß sich wird gut machen lassen.“ [2]

Am 8. October verließen Overbeck und Hübner früh Morgens das schöne Freiburg, um den Schwarzwald zu Fuß zu durchwandern. Der Weg führte der Dreisam entgegen durch das Höllenthal nach Neustadt und Donaueschingen. Herr v. Hübner gedachte in späteren Jahren oftmals dieser einsamen Wanderung durch das Breisgau und die stillen Waldthäler, noch mehr aber der bedeutungsvollen Gespräche seines Geleitsmannes, der in

---

[1] Brief an Overbeck, Frankfurt 5. Mai 1855.

[2] Aus Rom, 25. April 1832. Histor.-polit. Blätter Bd. 65. S. 586.

seinem Geiste das Frankfurter Bild, den Triumph der Künste, zur Reife brachte. Damals wie nachher in Rom sprach der Maler in so belebender Weise von den Gestalten und Motiven der Composition mit seinem jungen Vertrauten, daß es diesem, als er von der glücklichen Vollendung des Werkes hörte, beinahe vorkam, „als wäre eine lange, schöne und wichtige Epoche seines eigenen Lebens abgeschlossen und vollendet worden“ [1].

Auf dem Wege nach Schaffhausen erblickten sie von einer Höhe unweit der Schweizer Grenze zum ersten Mal „die sich übereinander thürmenden Alpenzüge von Glarus, Schwyz, Unterwalden und dem Berner Oberland; zur Linken lagerte sich Nebel über dem großen Becken des Constanzersees.“ Von Schaffhausen wandten sie sich am 12. October nach Zürich, wo Ludwig Vogel, ein glücklicher Gatte und Familienvater, endlich die Freude hatte, seinen brüderlichen Freund wieder in die Arme zu schließen. Das Traumbild so mancher Jahre war damit verwirklicht, sein und seiner Frau innigster Herzenswunsch endlich in Erfüllung gegangen. Einige Jahre vorher hatte er dem Freunde geschrieben: „Mein Weibchen sagt immer, sie wollte Dich unter tausend Unbekannten erkennen ohne Deinen Namen zu wissen, und wenn Du einmal unversehens zu uns kämest, sie wüßte nicht wie sie mir's sagen sollte, aus Furcht, ich möchte vor Freuden von Sinnen kommen. Ob mir auch wohl einmal dieser Jubel zu Theil wird in meinem Leben??“

Am 13. October Nachmittags führte Vogel seinen Gast auf die Weid, einem hochgelegenen beliebten Ausflugsort der Züricher, um ihm die Herrlichkeit des Züricher Sees mit dem silberschimmernden Hintergrund der schneebedeckten Alpen zu zeigen. Auf der Weiterreise begleitete er den geliebten Genossen noch mehrere Tage lang: nach Luzern, wo sie Abends „von einer langen gedeckten Brücke (über der Reuß) die schöne Aussicht über den Vierwaldstätter See in Mondbeleuchtung genossen“;

---

[1] A. Hübner's Brief aus Wien, 1. December 1840.

dann (15. October) auf den Rigi, wo sie durch einen schönen Sonnenaufgang belohnt wurden. Von Rigikulm über Goldau nach Brunnen hinabsteigend, langten sie am dritten Tag auf nächtlicher Fahrt an der Tellskapelle vorbei in Flüelen an. Es war der 18. October, als sie auf der Höhe des Gotthard von einander Abschied nahmen[1].

In Genua (24.—26. October) fand Overbeck einen Brief von Gattin und Söhnchen vor.

Alfons Overbeck an seinen Vater.

„Lieber Papa! Du kommst als Mitglied zurück der Academie von S. Luca, und der H. Präsident Cav. Pozzi hat Dich vorgeschlagen und alle alle Stimmen sind dafür gewesen. Gestern bin ich mit dem Pfarrer bei dem H. Cav. Pozzi gewesen, um ihm dafür zu danken; denn sonst muß man drum ansuchen, Du aber hast es aus besonderer Auszeichnung so bekommen. Ich wünsche so sehr Dich bald wieder zu sehen, wir wollen Dir ein hübsches Fest machen, und ich erwarte Dich so sehnlich, daß ich glaube, Du seist 100 Jahre fort. Dein Söhnchen Alfons M. Overbeck.

[Auf demselben Blatt:] Den 19. October. Lieber Overbeck. Damit Du nicht denken mögest, ich habe mir etwas angemaßt, das mir nicht zukömmt, sage ich Dir nur, daß der Pfarrer der

[1] Prof. Vögelin erwähnt, daß Overbeck dem Züricher Freunde bei diesem Besuche über seine Composition „Winkelried“, ein von Figuren gedrängtes Schlachtenbild, wichtige Winke gegeben. Er empfahl ihm, die Motive derselben auf wenige Figuren zu concentriren, den Leichnam aber (statt des denselben umschlingenden Jünglings) von jeder Berührung frei zu halten. Vogel erkannte das Zutreffende dieser Vorschläge und befolgte sie bei der Umarbeitung genau. „Nicht umsonst hat Overbeck eingegriffen. Es ruht etwas von der Weihe seines Geistes über diesem Winkelried“ — „ein Bild, wie kein anderes aus unserer Geschichte ergreifend durch die Tiefe des Gefühls, großartig in der Einfachheit der Darstellung.“ Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich für 1882. S. 19—20.

Meinung war, Alfons müsse mit ihm zu Pozzi hingehen, einstweilen zu danken. Du bist übrigens nicht nur Mitglied, sondern **Professore di merito**, wie mir Gentile[1], welcher vielmal grüßt, sagte. Vorige Woche hatte ich die Freude, Abbé Martin bei mir zu sehn; er bleibt diesen Winter hier und hat noch immer dieselbe Güte für uns. Fürst Gagarin hat ihn einstweilen in sein Haus aufgenommen . . . Leb recht wohl, Gott geleite Dich auf allen Deinen Wegen, und führe Dich glücklich zu uns zurück! Von Herzen Deine A. Overbeck."

Am 6. November, um Ave Maria, traf der Künstler wieder bei den Seinigen in Rom ein, körperlich gestärkt und geistig erfrischt von einer Fülle von köstlichen Eindrücken und Erlebnissen.

Overbeck an P. v. Cornelius.

„Rom, 1. December 1831.

„Nach manchem Schritt und manchem Tritt durch die weite Welt glücklich wieder am Ziel meiner Wanderung bei den Meinigen angelangt, kann ich nicht umhin, demjenigen ganz besonders den glücklichen Ausgang dieser Reise mitzutheilen, der so wesentlichen Antheil an Allem hat, was mir aus derselben und durch dieselbe Gutes geworden ist. — Ja, mein geliebter Freund! daß ich das theure Vaterland nach so langen Jahren endlich wiedergesehen, und so viel Großes und Herrliches was es in sich schließt gesehn — den Rhein, das alte Köln, die Münster von Straßburg und Freiburg, und alle die Schätze alter und neuer Zeit, die München in sich vereinigt, nebst so unzählig viel Anderem; daß ich die Schweiz mit ihren wunderbaren Gletschern und Seen begrüßt und ihre reine Alpenluft geathmet habe; daß ich auch so manchen alten Freund wieder umarmt und in seinem Treiben gesehen, und von Bekannten und Unbekannten so unbeschreiblich viel Liebe im Vaterlande erfahren; dann daß ich auch mein zweites Vaterland — Italien —

[1] Ein Schüler Overbecks.

nochmals fast nach allen Richtungen durchstreift habe; und endlich daß ich mit einem solchen Schatz von Eindrücken und Erinnerungen bereichert und dabei leiblich gestärkt zu den Meinigen zurückgekehrt bin, und nun, so Gott will, mit neuen Kräften an meine schönen Aufträge gehen kann: das Alles — mit Freuden bekenne ich es — das Alles verdanke ich ganz wesentlich Dir!

„Möge denn, geliebter Freund! den ich im Geiste mit vollster Inbrunst umarme, möge Dir zu nie endendem Segen werden, was mir durch Dich zu einer nie versiegenden Quelle erhebender und stärkender Erinnerungen geworden ist!

„Eine Reisebeschreibung wirst Du wohl nicht von mir erwarten; aber gewiß wirst Du es mit Theilnahme hören, daß ich — Dank sei es den unausgesetzten Gebeten mancher guten Seelen — auf der ganzen Reise nicht nur vor jedem Unfall gnädig bewahrt geblieben bin, sondern auch in jeder Hinsicht so begünstigt gewesen, wie es nur irgend ein Reisender sein mag; so daß ich selbst nicht ohne Staunen zurückblicken kann, wie gleichsam Alles im Bunde zu sein schien, um jedes Unternehmen gelingen zu machen. Der ganze Reiseplan, wie ich ihn zuerst, gleichsam in's Blaue hinein geträumt, ist ausgeführt worden. Ich bin mit meinem Bruder zusammengetroffen, habe die Rheinreise mit ihm gemacht, bin bis Köln und Düsseldorf hinab, bin dann zurück nach Frankfurt, wo ich abermals auf acht Tage bei Veit eingekehrt bin; habe dann in Heidelberg Schlosser besucht und in Karlsruhe den vielversprechenden Baurath Hübsch[1]; habe dann Straßburg und Freiburg gesehen, den Schwarzwald und die Quelle der Donau, den Rheinfall bei Schaffhausen und Freund Vogel in seinem Zürich aufgesucht; mit ihm den

---

[1] In seinen Reisenotizen findet sich: „Den 4. Oktober von Heidelberg nach Karlsruhe. Bis Bruchsal fuhren mit die Domherrn Räß und Weis [die nachmaligen Bischöfe von Straßburg und Speyer]. Abends bei H. Hübsch."

Rigi erstiegen, den Vierwaldstätter See durchschifft und die classischen Orte der Schweizer Freiheit gesehn. Dann bin ich über den Gotthard zurück nach Italien, wo ich über den Lago Maggiore und Mailand [1] mich nach Genua gewendet, von wo aus ich über Pisa [2] wieder auf den Weg zurückgekehrt bin, den ich wenige Monate früher an Deiner Seite zurückgelegt hatte. — Daß ich dann mein theures Rom am Ende auch mit lebhafter Freude wiedergesehn, wirst Du begreifen; wie ich Dir denn auch nicht verbergen will, daß ich bei der Verwirrung der Ansichten und Meinungen, die ich im Vaterlande gefunden, und die mir allerdings auch manchen schmerzlichen Eindruck gemacht, in der Ueberzeugung meine Ruhe finde, daß es eine Fügung von oben gewesen ist, die mir in römischer Abgeschiedenheit meinen Platz gewiesen hat; einen Platz, auf dem ich indeß keineswegs die Hände in den Schooß zu legen gedenke, sondern nach besten Kräften zu arbeiten, gespornt durch den Gedanken, daß ich auch hier in der Ferne zu Euerm Kreise gehören soll. Nie werde ich diesen schönen Kreis und Euer großartiges Treiben und begeistertes Schaffen vergessen, dessen glänzender Eindruck durch keinen spätern irgend ist verdunkelt worden. Gebe Euch Gott, daß Sein Wohlgefallen mehr und mehr sein letztes und einziges Ziel sei, damit wahrhaften und dauernden Segen bringe, was mit so herrlichen Kräften gefördert wird.

„Von hier weiß ich einstweilen nichts Neues zu berichten, als daß mich die Accademia di S. Luca in meiner Abwesenheit zum Professore di merito ernannt hat, wodurch ich nach schon erfolgter feierlicher Einführung Sitz und Stimme in den Versammlungen gewinne; was ich nicht Rühmens halber mittheile, sondern weil ich vermuthe, daß es Dir als ein Zeichen der

[1] „Den 19. Okt. im Dampfschiff über den Lago Maggiore, nach Mailand. Den 22. von Mailand abgereist."

[2] „Den 29. Okt. nach Pisa, wo wir früh ankamen. Dom; Campanile; Battisterio. Campo Santo. — Den 30. Okt. von Pisa nach Florenz." (Overbecks Reisekalender.)

Anerkennung deutschen Strebens nicht unwillkommen zu hören sein wird ... An alle Freunde tausend und nochmal tausend Grüße ... Ich schließe mit den herzlichsten Umarmungen. Ewig Dein dankbarer Fr. Overbeck."[1]

Nicht sehr lange darnach hatte er mit seinem Freunde Cornelius eine schwere Heimsuchung des letztern zu beklagen: den fast plötzlichen Tod von dessen ältester Tochter Helene, seinem Pathenkinde. Helene Cornelius war mit ihrer Mutter, deren Gesundheit ein milderes Klima erheischte, in Rom zurückgeblieben. Erst achtzehnjährig, schied sie Dienstag Abends den 21. October 1832 dahin, als sie eben im Begriffe stand, „den Brautkranz aufzusetzen," wie Overbeck sich ausdrückt. Nun hatte er die schmerzliche Aufgabe, nicht nur des abwesenden Vaters Stelle bei der Bestattung der Frühvollendeten auf dem Campo Santo bei St. Peter zu vertreten, sondern auch der Bote der Trauerpost an denselben zu sein, die er ihm durch den gemeinsamen Freund Schlotthauer in München mittheilte. In einer rührend schönen Antwort dankt ihm Cornelius, aus der wir wenigstens den Eingang anführen: „Vor 18 Jahren begleitetest Du mein theures Kind auf seinem ersten Wege; jetzt hast Du's auf dem letzten begleitet. Als ächter Taufpathe hast Du ehrlich und treulich ihr beigestanden bis zum Tode und noch ferner. Nur der reiche, große Gott kann Dir dieses vergelten! — Nun da Du sie näher hast kennen lernen, wirst Du mir glauben, wenn ich Dir sage, daß dieses liebe Kind ihren Eltern nie, auch nicht den kleinsten Verdruß verursachte. Wir haben nur Freude an ihr erlebt."[2]

---

[1] E. Förster, Peter von Cornelius. II. 65—68.

[2] Overbecks Trostbrief, sowie die Antwort von Cornelius sind bei E. Förster a. a. O. II. 77 ff. mitgetheilt. Förster berichtet weiterhin, daß Overbeck dem von Schmerz tiefgebeugten Freunde darauf noch „in einer Art Gedicht, das in der düstersten Klosterbrüder-Stimmung

Im September 1833 war Overbeck Zeuge eines für die Kunstgeschichte denkwürdigen Ereignisses. Es hatte sich unter den Forschern vielfach die Ansicht erhoben, daß Rafaels irdische Ueberreste nicht, wie behauptet wurde, im Pantheon aufbewahrt seien, sondern in der Minervakirche sich befinden müßten, indem dort die Urbinaten eine gemeinschaftliche Begräbnißkapelle besessen hätten. Um den Streit zu schlichten, wurde endlich die Oeffnung des Grabes beschlossen. Der Vorstand der Künstler-Congregation (Congregazione dei Virtuosi del Panteon), Bildhauer Fabris, wußte sich von der geistlichen Behörde die Erlaubniß zu den erforderlichen Nachgrabungen zu verschaffen, und so schritt man zum Werk in Gegenwart von Deputationen der Akademie und gelehrter Körperschaften. Als Professor und Delegirter der Akademie von San Luca hatte Overbeck das Glück, der Ausgrabung beizuwohnen.

So bewegt war sein Gemüth von dem unmittelbaren Eindrucke, daß es ihn drängte, das merkwürdige Erlebniß sofort an Philipp Veit zu berichten.

„Rom, 18. September 1833.

„Was sich in diesen letzten Tagen bei uns zugetragen und gegenwärtig noch alles beschäftigt, was irgend Kunst liebt oder übt, das wird gewiß nicht minder Deine lebhafte Theilnahme erregen, als es mich auf's innigste ergriffen hat... So dünkt es mich Pflicht zu sein, Dir selber zu erzählen, was diese meine Augen gesehen und, fast dürfte ich hinzusetzen, meine Hände getastet haben. Wisse denn, Theuerster, daß ich in das offene Grab Rafaels geblickt habe und ihn selber, den theuern, den

---

geschrieben ist", Trost einzusprechen versuchte, und daß Cornelius zum Zeichen seiner Zu- und Uebereinstimmung seinen eigenen Namen unter dasselbe setzte. Nun, dieses Gedicht, wovon Förster die erste Strophe anführt („Je größer Kreuz, je näher der Himmel" 2c.), diese in düsterster Klosterbrüder-Stimmung gemachte Herzensergießung ist nichts Anderes als — das bekannte Kirchenlied des alten protestantischen Liederdichters Benjamin Schmolck!

unvergleichlichen Meister gesehen, wovon meine Seele dergestalt erfüllt ist, daß es mir fast ein Bedürfniß ist, mich durch diese Mittheilung zu erleichtern. — — Zu weit würde es führen, Dir die Resultate der einzelnen Grabungen zu berichten und wie wechselsweise unsere Hoffnung bald stieg, bald wieder sank; genug, am 14. September, am Kreuzerhöhungstage, genau um Mittag, zeigte sich in deutlichster Uebereinstimmung mit dem, was Vasari in Rafaels Leben darüber berichtet, ein ganz eingemauerter Sarg, der zwar bis auf wenige Splitter schon zerfallen war, allein die köstlichen Ueberreste, nach denen gesucht ward, noch in ziemlich wohlerhaltenem Skelett vollständig bewahrte. Welch ein Schauer uns anwandelte, als zuerst die Ueberreste des theuern Meisters aufgedeckt dalagen, das wirst Du aus dem, was unfehlbar in Dir selber vorgeht, wenn Du dieses liesest, besser abnehmen können, als ich es Dir zu sagen vermöchte! — Möge denn ein für die Kunstgeschichte gewiß so merkwürdiges Ereigniß auch nicht ohne segensreiche Folgen für unsere und die kommenden Zeiten bleiben; möchten im Andenken an den Hochverehrten viele würdig werden, Erben seines Geistes zu werden, der wohl leider! viel tiefer begraben liegt als seine Gebeine!“

Die Ausgrabung erwies zugleich, daß der in der Akademie von S. Luca aufbewahrte Schädel nicht der des großen Künstlers war, für den er lange gegolten, sondern der Schädel des Stifters der Congregation der Virtuosi, eines Canonicus der Rotonda, wie sich aus Documenten ergab. Die feierliche Oeffnung hatte nur in Gegenwart von einigen Prälaten, Personen von hohem Rang und hervorragenden Künstlern und Gelehrten stattgefunden. Das Publikum wurde jedoch später zugelassen. Rafael war unter dem Altar der dritten Kapelle des Pantheons bestattet worden. Die Vorderseite des Altars wurde deßhalb zeitweilig weggehoben und eine Glasscheibe eingelegt, wodurch die Gebeine in der Weise von Reliquien der Beschauung ausgesetzt waren.

Während der vier Tage, welche bis zur feierlichen Wiederbestattung vergingen, begann Horace Vernet, damals Director der französischen Akademie in Rom, eine Skizze des Skeletts zu zeichnen, wurde aber von Giuseppe Fabris, dem Director der Museen des Vaticans und des Laterans, daran verhindert. Letzterer erklärte, daß hiezu eine specielle Erlaubniß eingeholt werden müßte. „Existirt irgend eine Vorschrift, welche ausdrücklich verbietet, eine Skizze zur Erinnerung zu machen?" fragte Vernet. Fabris mußte zugeben, daß eine solche nicht existire. „Sehr gut!" entgegnete der Franzose und machte ihm eine tiefe Verbeugung.

Camuccini, Inspector der päpstlichen Bildergallerie, erhielt indeß die Erlaubniß, Zeichnungen von dem Grabe und seinem Inhalt zu entwerfen, welche nachher gestochen wurden. Auch Fabris nahm Abdrücke vom Schädel und von den Händen. Fürst Pietro Odescalchi lieferte eine Beschreibung der Oeffnung von Rafaels Grab in italienischer Sprache; Overbeck eine solche in deutscher Sprache [1].

Auch in einem Brief an seine Schwester kommt Overbeck auf dieses ihm unvergeßliche und einzige Ereigniß zu sprechen. In Erwiederung auf eine Zuschrift vom 22. August 1832, worin Frau Leithoff die scherzhafte Bemerkung einflicht: der gute Bruder werde sich wohl kaum einen Begriff machen können von seiner ehemaligen Schwester Lotte, die er sich jetzt mit zwei Schwiegersöhnen und als Großmutter denken müsse — schreibt er, auf den heitern Ton eingehend:

„Rom, den 19. October 1833.

„Es scheint wohl, meine theure liebe Schwester! daß ein Maler in Rom sein, und Briefe schreiben, zwei Dinge sind, die sich schwer mit einander vereinigen lassen; denn während man schreibt, trocknen die Farben ein, und umgekehrt, ist man gehörig

---

[1] Bericht eines Augenzeugen, des englischen Malers Penry Williams (seit 1827 in Rom, gestorben 1885).

hinter dem Malen her, so trocknet wieder die Dinte ein; und da ich nun wie Du weißt, aus Pflicht und Zärtlichkeit zugleich, sehr für meine Farben besorgt bin als diejenige Quelle, die das Mühlwerk unseres kleinen Hausstandes in Bewegung erhalten soll, so geschieht es häufig, daß sich mein Dintenfaß in einem Zustande befindet, der mit dem Grundeis Eurer Flüsse zu vergleichen ist, wofür es ganz besondres Thauwetter gebraucht, bis die Strömung wieder hergestellt wird. — Allein welches Eis könnte bestehen vor dem warmen Hauch so treuer schwesterlicher Liebe, wie er aus Deinem Brief mir entgegenweht, der auch die Herzensflut in der Tiefe aufweicht und bis zu den Augen überfließen macht! Und gewiß hätten auch diese Zeilen schon viel früher Dir von solchen Wirkungen Zeugniß gegeben, hätten nicht widrige Winde der Strömung des Schreibens eine Zeitlang eine andere Richtung gegeben. Heut endlich findet sie den langgewünschten Weg zu Dir, meine geliebte Schwester! und möchte Dich nun um so mehr mit ihrer ganzen Fülle überströmen, je länger die Hemmung gedauert hatte.

„Doch was ist das, was sich mir auf einmal entgegenstellt, während ich mit brüderlichem Ungestüm in Deine Arme eilen möchte? Ein Schauer von Ehrfurcht rieselt durch alle meine Gebeine! Welche Verwandlung ist hier vorgegangen! ich suche die hüpfende, die muthwillige Schwester, und finde eine ehrwürdige Grosmama! —! In altfränkischem Lehnstuhl sitzt sie da, die man sonst nur tanzend und springend sah; der ehedem so bewegliche Nacken jetzt in ehrwürdiger gebeugter Haltung, und die so geläufige Zunge jetzt fast wie gelähmt im Munde, der sich nur spärlich öffnet zum Warnen oder Strafen der lärmenden Schaar der Kinder und Enkel umher! O arme Schwester, in welcher Condition muß ich Dich wiederfinden! Nicht wahr, das waren noch Zeiten, wie wir jung waren, damals, als noch das heilige römische Reich bestand, wovon das junge Volk da um Dich herum nur hat reden hören, wie wir einst vom Reich des Saturnus; damals da hättest Du

wohl das ganze römische Reich ausgetanzt, und nun mußt Du Arme da an Deinen Lehnstuhl wie angenadelt sitzen; und zuckt auch dann und wann noch durch die wankenden Beine ein Gelüste nach einem Tänzchen oder auch nur einem freien Sprung, oder fährt etwa noch ein muthwilliger Gedanke aus alter Gewöhnung Dir durch das ehrwürdige Haupt, gleich mußt Du wieder bedacht sein die Miene in gehörige ernste und anständige Falten zu legen, um den heranwachsenden Generationen kein Aergerniß zu geben. Aber welcher Nimbus umgibt Dich auch dafür in Deiner Ehrwürdigkeit, die Du nun schon, von unsern Grosältern an gerechnet, die fünfte Generation erblickst! — Und dennoch verräth mir ein schelmischer Zug, daß hinter der Maske der ehrwürdigen Grosmama noch immer die muthwillige Lotte steckt, die sich noch wie ehemals aufs Necken versteht und den armen Bruder, der ihr doch nichts in den Weg legt, mit seiner Berühmtheit aufzieht. Schickt sich das wohl für eine Grosmama? was würden die Kinder und die Enkel sich denken, wenn sie wüßten, daß hinter der Grosmama noch ein solcher Schelm steckt? Aber zur wohlverdienten Strafe dafür werde ich nun auch von der Grosmama gar keine weitere Notiz nehmen, und mich geradezu an die Lotte wieder wenden, wie wenn wir statt 1833 — 1803 schreiben würden, und für meine Groß-Onkelschaft werde ich mir ganz im Stillen für mich den Bart streicheln.

„Nun meine theure, liebe Schwester! da hast Du eine Probe, wie bunt sich die Vorstellungen bei mir durchkreuzen, wenn ich Deiner gedenke! Freilich mag es Dir wohl nicht viel besser mit mir ergehen; zumal, wenn ich Dir erzähle, daß ich noch diesen Morgen als Academico di S. Luca in Degen und Federhut und langem schwarzseidenen Mantel habe erscheinen müssen, da wird Deine Fantasie vollends verlegen sein, das mit dem Dir bekannten blöden Bruder Fritz zu reimen. Aber was wirst Du erst sagen, wenn ich Dich noch in eine ganz andere Sphäre blicken lasse, und Dir sage, daß wir gestern das Leichen-

begängniß Rafaels gefeiert haben, und ich ihn selber hier im Pantheon unter feierlichem Chorgesang habe in sein Grab versenken sehn? — Nicht wahr, da wirst Du glauben, daß entweder ich träume indem ich dies schreibe, oder Du indem Du es liesest? — Und doch ist es buchstäbliche Wahrheit. Frag nur die Leute, die Zeitungen lesen, die werden vermuthlich schon davon wissen, daß man hier, um zur Sicherheit über die Grabstätte Rafaels zu kommen, Nachgrabungen angestellt, und seine unbestreitbare Leiche wirklich aufgefunden hat; und ich setze nur hinzu, daß es mir so gut geworden, bei diesem merkwürdigen Augenblick der Auffindung und Aufdeckung der theuren Ueberreste des unvergleichlichen Meisters zugegen zu sein. Und ebenso habe ich die unvergeßliche Freude gehabt der feierlichen Wiederbestattung derselben gestern Abends beizuwohnen, und so gleichsam 300 Jahre zurückversetzt zu werden, auf eine Weise die wohl nicht leicht großartiger und imposanter hätte sein können. Zu beschreiben versuche ich es nicht, denn das Pantheon, der feierliche Katafalk mit Rafaels Sarge, von unzähligen Fackeln umgeben, und der herrliche Kirchengesang dazu, was ließe sich darüber sagen, was nicht den Eindruck nur entkräftete!

„Vater, daß dein Geist zwiefältig auf uns komme! habe ich ihm wie Elisa dem scheidenden Elias, in seine Gruft nachgerufen, und flehe zu Gott, daß ein solches Ereigniß, was augenblicklich unfehlbar so Viele erschüttert haben muß, nicht folgenlos im Strome der Zeit vorüberrausche!"

15 19



